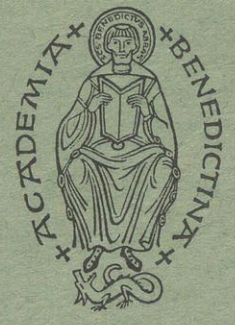
N12<522557907 021
ubTÜBINGEN

GOTTLIEB HIPP
Schreibwaren - Buchbinderei
7414 Lichtenstein

STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINER-ORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1986
DER GANZEN REIHE BAND 97
HEFT I/II



1986
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

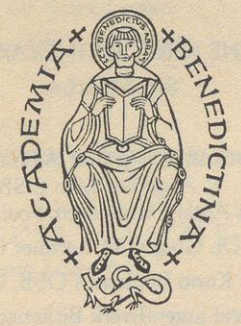
Ub Tübingen Gd 448
21D

STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINER-ORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1986
DER GANZEN REIHE BAND 97

HEFT I/IV





1986
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e.V.
Sitz München

Hauptschriftleitung und Administration
P. Aegidius Kolb OSB
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postfach 1140
Redaktion Österreich: P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, A-3511 Stift Göttweig
Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, CH-8840 Stift Einsiedeln
Herstellung: Druckerei Jugendwerk Birkeneck, 8055 Hallbergmoos

In Kommission:
E O S Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917
ISSN 0303 - 4224

Gd 448-97

Inhaltsverzeichnis, Heft I/II

ANSELM REICHOLD OSB, SCHEYERN
Widmung 7

WILLIBALD MATHÄSER OSB –
ODILO LECHNER OSB, MÜNCHEN
König Ludwig I. von Bayern
und die Benediktiner 9

THEODOR ROLLE, AUGSBURG
Beiträge zur Geschichte der Gründung
der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg
durch König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1835 32

HANS RALL, MÜNCHEN
Die Gründung von St. Bonifaz in München
durch König Ludwig I. 126

BEDA FRANZ MENZEL OSB, ROHR
Abt Othmar Daniel Zinke und die Ikonographie
seiner Kirchen in Břevnov – Braunau – Wahlstatt 135

M. KRISTIN ARAT, WIEN
Mechithar von Sebaste – Spiritualität zwischen Ost und West 225

BRIGITTA ZU MÜNSTER OSB, EICHSTÄTT
St. Walburg in Eichstätt und König Ludwig I. 253

M. NATALIA HOLM OSB, FRAUENWÖRTH
Die Abtei Frauenwörth im Chiemsee
und König Ludwig I. von Bayern 267

Inhaltsverzeichnis, Heft III/IV

KONRAD F. KIENESBERGER OSB, KREMSMÜNSTER
P. Johannes Nepomuk Weylgoune OSB (1708–1760)
und sein literarisch-künstlerisches Wirken im Spätbarock 283

ODO LANG OSB, EINSIEDELN
Psalmenfrömmigkeit und Feier des Paschamysteriums
in der Psalmodie des Monastischen Stundenbuches 381

HERMANN FISCHER und THEODOR WOHNHAAS, ERLANGEN
Analecta zum oberschwäbischen Orgelbau 413

WILHELM BAUM, KLAGENFURT
Johannes Kecks Traktat über Klosterleben und Eremitentum
für den Einsiedler Hans Frankenfurter im Halltal (1447) 444

PETER DINZELBACHER, STUTTGART
Die Offenbarungen der hl. Elisabeth von Schönau·
Bildwelt, Erlebnisweise und Zeittypisches 462

THEODOR ROLLE, AUGSBURG
Religionsunterricht im Dritten Reich 483

Chronik des Ordens
Vitalis Altthaler OSB – 58. Abt in Ottobeuren 487
Gedenktag für König Ludwig I. 489

AEGIDIUS KOLB OSB, OTTOBEUREN
St. Benedikt in Sandau 490

P. LUKAS SCHENKER OSB, MARIASTEIN
Eine neue Bibliothek und alte Bücher 493

MARTIN ANGERER OSB, MARIENBERG
Marienberg in Südtirol hat seit 800 Jahren die Seelsorge in Burgeis inne 495

MAURITIUS FÜRST OSB, MARIASTEIN
Zum 85. Geburtstag von P. Dr. Iso Müller, Disentis 499

In memoriam 501
Benno Hubensteiner – Georg Stadtmüller – Prof. Hermann Tüchle
Erzabt Dr. Ursmar Engelmann OSB, Beuron

Literarische Umschau 509

88.– 25

STUDIEN

UND

MITTEILUNGEN

ZUR GESCHICHTE DES

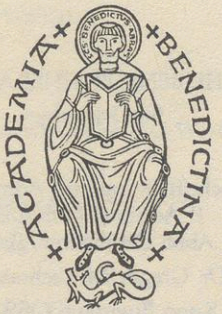
BENEDIKTINER-ORDENS

UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1986
DER GANZEN REIHE BAND 97

HEFT I/II



1986
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e.V.
Sitz München

Hauptschriftleitung und Administration
P. Aegidius Kolb OSB
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postfach 1140
Redaktion Österreich: P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, A-3511 Stift Göttweig
Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, CH-8840 Stift Einsiedeln
Herstellung: Druckerei Jugendwerk Birkeneck, 8055 Hallbergmoos

In Kommission:
EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917
ISSN 0303-4224

Inhaltsverzeichnis

ANSELM REICHOLD OSB, SCHEYERN
Widmung 7

WILLIBALD MATHÄSER OSB –
ODILO LECHNER OSB, MÜNCHEN
König Ludwig I. von Bayern
und die Benediktiner 9

THEODOR ROLLE, AUGSBURG
Beiträge zur Geschichte der Gründung
der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg
durch König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1835 32

HANS RALL, MÜNCHEN
Die Gründung von St. Bonifaz in München
durch König Ludwig I. 126

BEDA FRANZ MENZEL OSB, ROHR
Abt Othmar Daniel Zinke und die Ikonographie
seiner Kirchen in Břevnov – Braunau – Wahlstatt 135

M. KRISTIN ARAT, WIEN
Mechithar von Sebaste – Spiritualität zwischen Ost und West 225

BRIGITTA ZU MÜNSTER OSB, EICHSTÄTT
St. Walburg in Eichstätt und König Ludwig I. 253

M. NATALIA HOLM OSB, FRAUENWÖRTH
Die Abtei Frauenwörth im Chiemsee
und König Ludwig I. von Bayern 267



LVDOVICVS I REX PRAECLARVS
FAVTOR INDEFESSVS CONGREGATIONIS NOSTRAE
FINES PATERNOS
LVCE SCIENTIAE ET RELIGIONIS
ILLVSTRAVIT



König Ludwig I. von Bayern und die Benediktiner

P. Willibald Mathäser OSB – München

Vorbemerkung

Am 15. Oktober 1985 verstarb im Schwabinger Krankenhaus der Senior der Abtei St. Bonifaz, P. Willibald (Maximilian) Mathäser, im Alter von 84 Jahren, nach 65 Jahren klösterlichen, nach 60 Jahren priesterlichen Dienstes. Obwohl er seit dem am 31. August erlittenen ersten Schlaganfall dem Ernst seiner gesundheitlichen Lage bewußt und gefaßt ins Auge sah, äußerte er doch bis in die letzten Tage seines Lebens den Wunsch, den mit viel Sorgfalt zum 200. Geburtstag König Ludwig I. begonnenen Artikel noch zu vollenden. Dieser Wunsch war Ausdruck einer großen und langjährigen Liebe: schon als Kleriker hatte er sich in Archivstudien mit König Ludwig I. beschäftigt und konnte 1925 seinen Primizgästen den ersten gedruckten Artikel überreichen „König Ludwig I. von Bayern als Förderer des Deutschtums und des Katholizismus in Nordamerika". Trotz vielfältiger Beanspruchung als Kaplan, vor allem als begnadeter Jugendseelsorger, und als Zellerar in Andechs (1954–1968) hat sich P. Willibald in vielen weiteren Artikeln mit König Ludwig I. und den verschiedenen Missionsbestrebungen des 19. Jahrhunderts befaßt. Besondere Verdienste erwarb sich P. Willibald durch die Herausgabe des Briefwechsels von König Ludwig I. und Bonifaz Wimmer, dem Gründerabt von St. Vincent (1937) und durch das Werk „Der Ludwig-Missionsverein in der Zeit König Ludwigs I. v. Bayern" (1939). Wenn auch der Wunsch P. Willibalds nach Vollendung seiner Arbeit nicht in Erfüllung ging und der vorliegende erste Teil auf die eigentliche Gründungsgeschichte der wiedererstehenden Benediktinerklöster nicht mehr eingeht, sind wir doch sehr dankbar, daß auch dieses Bruchstück in den „Studien und Mitteilungen" erscheinen kann. Gibt es uns doch einen guten Einblick in die Intentionen König Ludwig I. und stellt noch einmal das Profil des Historikers und Schriftstellers Willibald Mathäser vor Augen.

Abt Odilo Lechner OSB

„Daß ich bereits schon frühe Vorliebe für die Benediktiner, für diesen vorzüglich verdienten Orden um Religion und Wissenschaft zugleich, hatte, ist bekannt, vielleicht Ihnen nicht, daß ich als Kronprinz, da das Salzburgische zu Bayern gekommen, den Fortbestand (daß Novizen aufgenommen werden durften) der beiden darin befindlichen Abteien derselben, St. Peter in Salzburg und Michelbeuern (erwirkte)."

So schrieb König Ludwig I. von Bayern am 20. August 1855 in Erinnerung an ein persönliches Verdienst an Abt Bonifaz Wimmer von St. Vincent in Nordamerika.[1]

Auch heute weiß kaum einer in Bayern und im Salzburger Land, daß die beiden aus dem 7. Jahrhundert und aus dem Jahr 735 stammenden Benediktinerklöster schwerlich der Säkularisation durch König Max I. Joseph von Baiern und durch seinen allmächtigen Minister Montgelas entgangen wären, hätte sich der nicht einmal 25 Jahre alte Kronprinz Ludwig in seiner Eigenschaft als der am 24. Oktober 1810 eingesetzte „Statthalter und Truppenkommandant von Tirol zu Innsbruck und Salzburg" diesem Vorhaben nicht mit allem Nachdruck und schließlich erfolgreich widersetzt.[2]

Für die Errettung der klösterlichen Heimat schenkten die Stiftsherren von St. Peter Kronprinz Ludwig die wertvolle Münzsammlung ihres Hauses. Daß der Prinz die alten Raritäten gern angenommen hat, hat ihm mancher in der Gründung des hl. Rupert bis zur Stunde nicht vergessen und verziehen. Undank ist aller Welten Lohn.

Die „frühe Vorliebe" König Ludwigs I. für die Benediktiner ist in seiner ihm von Natur aus gegebenen Aufgeschlossenheit für die Geschichte begründet. „Am Lernen hatte ich als Kind keine Freude, aber Geschichte liebte ich. Verlangen nach Vergangenheit liegt in meinem Wesen", bekennt er von sich selber.[3] Aus der Geschichte wußte er von dem großen Anteil des Benediktinerordens an der Christianisierung und Kultivierung der mittelalterlichen Welt, von Gestalten wie dem Benediktinerpapst Gregor d. Gr., Augustin von Canterbury, Bonifatius, von den iroschottischen Glaubensboten in Deutschland und von den Klostergründungen Herzog Tassilos III. von Baiern in grauer Vorzeit. Aber auch die spätere Geschichte der Benediktiner bis herein in die Tage der Aufklärung und der unseligen Säkularisation von 1803 war König Ludwig wohl bekannt. Ihm blutete das Herz bei dem Gedanken an das, was sein Vater an kulturellen Untaten verschuldet, was ein geschäftstüchtiger Säkularisationsgewinnler Baron Carl Joseph Drechsel in Tegernsee[4] oder ein verleumderischer Hofbibliotheksdirektor Chri-

---

1) Ludwig I. von Bayern an Abt Bonifaz Wimmer, Leopoldskron, 20. 8. 1855, Mathäser Willibald, Bonifaz Wimmer und König Ludwig I. von Bayern, München 1937.
2) Landauer Robert, König Ludwig I. von Bayern und Salzburg, Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, 7, München 1934, 489.
3) Spindler Max, Festvortrag in der Alten Pinakothek München anläßlich des 100. Todestages König Ludwigs I. von Bayern, München 1968, 16.
4) Mathäser Willibald, Chronik von Tegernsee, München 1981, 261 f.

stoph von Aretin auf dem Heiligen Berg Andechs[5], was andere ihresgleichen an anderen Orten aus altehrwürdigen Abteien hatten werden lassen.

Das ausgeprägte Geschichtsbewußtsein Ludwigs I. verband sich mit einer tiefen Religiosität und mit bewußt kirchlich katholischer Gesinnung. Doch trug seine Frömmigkeit ihre eigenen unverkennbaren Züge. M. A. Strodl, ein kritischer Zeitgenosse Ludwigs I., urteilt über seinen König:

„Kunstbegeistert, wie König Ludwig ist, war es wohl mehr die ästhetische Seite, die ihn zum Christentum und zur Kirche hinzog, als eine feste, klare, ihrer selbst bewußte, lebendige Überzeugung, wie denn überhaupt sein Sinn für Wahrheit und das Recht mehr von der Phantasie als von einem klaren, selbständigen Bewußtsein getragen wird."[6]

Und weiter schreibt M. A. Strodl von König Ludwig:

„Er war der Kirche mit Liebe zugetan, aber diese Liebe dürfte teilweise ihre Wurzeln viel zu sehr in der Begeisterung für das Große, Schöne und Erhabene derselben geschlagen haben als in einer völlig klaren Erkenntnis und Anschauung; er unterwarf sich gläubig der Autorität der Kirche und war zu großen Opfern für sie bereit ..., aber die Subjektivität der Zeit hatte auf ihn ihre Macht ausgeübt, so daß vielfach die Versuchung nahe lag, die Kirche nur nach dem Maße der eigenen Subjektivität sich entwickeln zu lassen."[7]

In unseren Tagen äußerte sich Max Spindler, der Altmeister der bayerischen Geschichtsschreibung, über die Religiosität Ludwigs I. etwas anders:

„Ludwig nahm sich nie die Zeit, seine religiös kirchlichen Anschauungen zu begründen, schon weil er an ihrer Richtigkeit nicht den geringsten Zweifel besaß. Er war weltanschaulich nie beunruhigt, kein Grübler, kein Skeptiker, keine beschauliche Natur, ohne Neigung für Philosophie. Seine Religiosität war unproblematisch. Suchte er in schwierigen Seelenlagen Trost, Erhebung, Zuspruch, so griff er nach dem Gebetbuch von Sailer, das auf seinem Schreibtisch lag. Sailer'sches Christentum, das war sein Ideal.[8]"

Ganz so einfach scheint es jedoch um das Innenleben König Ludwigs nicht bestellt gewesen zu sein. Ein gewisser Hang zu Skrupeln und zur Ängstlichkeit in der Erfüllung seiner Christenpflichten läßt sich bei diesem König schwer leugnen. Wer seine, der breiten Öffentlichkeit nicht zugänglichen Tagebücher kennt, bestätigt immer wieder, daß König Ludwig es nicht leicht hatte im Ringen mit sich selber.

---

5) C. J. v. Aretin bezichtigte Abt Gregor Rottenkolber von Tegernsee bei der Generallandesdirektion in München der „Unterschlagung von Klostergut" und verursachte damit die Verbannung des Abtes und zweier seiner Patres nach Niederaltaich. Mathäser Willibald, Chronik von Tegernsee, a.a.O., 259 f. und Ders., Andechser Chronik, München 1979, 197.

6) Strodl M. A., Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern, Schaffhausen 1849, 119.

7) Strodl M. A., Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern seit dem Abschluß des Concordates, Schaffhausen 1852, 185.

8) Spindler Max, Festvortrag, a.a.O., 23.

Es mag sein, daß Ludwig I. „Sailersches Christentum" am ehesten bei den Benediktinern zu finden glaubte, die bei aller Gewissenhaftigkeit in der Einhaltung ihrer klösterlichen Gewohnheiten keine übertriebene Askese kannten, die aber auch seichten aufklärerischen Torheiten und religiösem Indifferentismus nicht erlegen waren. Bigotterie auf der einen Seite, Gottes- und Glaubenslosigkeit auf der anderen, das eine wie das andere haßte König Ludwig.

Im Jahre 1803 hatte Kurprinz Ludwig das Glück, an der Universität Landshut Johann Michael Sailer zu begegnen. Er erhielt von ihm private Vorlesungen, die lebenslang von Bedeutung für ihn blieben. Zur gleichen Zeit lernte er einen zweiten Landshuter Professor näher kennen, der ihm imponieren mochte. Er war Mathematiker und nahm sich ebenfalls des Prinzen an. Maurus Magold hieß er mit Namen, Benediktiner von Tegernsee ist er gewesen, vor erst kurzer Zeit hatte er die klösterliche Heimstätte durch höhere Gewalt verloren.

P. Maurus Magold ist am 12. Juli 1761 in Schongau am Lech geboren, legte am 14. Oktober 1781 Profeß auf Tegernsee ab und erhielt am 24. September 1785 die Priesterweihe. Seiner mathematischen Begabung wegen vertraute ihn sein Abt Gregor Rottenkolber 1788 dem Exjesuiten Georg Datzl als Schüler an. Das Jahr darauf bezog er die Universität Ingolstadt zu weiteren Studien. Nach Tegernsee zurückgekehrt, war Magold drei Jahre lang Bibliothekar und Custos des physikalischen Kabinetts in seinem Kloster. Auch in der Klostergutsverwaltung fand er Verwendung. 1792 ging er als Lehrer der Philosophie an das Lyceum Amberg, 1798 erhielt er einen Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Ingolstadt, mit der er 1800 nach Landshut übersiedelte. Auch als säkularisierter Benediktiner von Tegernsee behielt er seine Professur. 1808 ernannte ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied, 1809 wählte ihn die Landshuter Universität, die damals 612 Studenten zählte, zu ihrem Rector magnificus, 1814 verlieh ihm König Max I. Joseph in Landshut die Stadtpfarrei St. Jodok. 1818 war Magold auf der Ersten baierischen Ständeversammlung Deputierter der Universität. Nach ihrer Verlegung in die Haupt- und Residenzstadt München verzichtete er auf seine Professur, unterrichtete aber an dem damaligen Lyceum Landshut weiter. Nach seinem Sterben am 8. Dezember 1837 hatten seine Studenten einen treuen, stets hilfsbereiten Freund verloren, waren die Landshuter Waisenkinder um ihren größten Gönner und Wohltäter ärmer. Seine mathematischen Lehrbücher und wissenschaftlichen Arbeiten gaben seine Kenntnisse an viele weiter.[9]

Im Benediktiner P. Maurus Magold konnte Kurprinz Ludwig einen gelehrtesten Mann und „geistlich Geistlichen" im Sinne Sailers sehen, einen begabten Lehrer, einen Seelsorger daneben, voll Hingabe und gewinnender Natürlichkeit. Viele solcher Priester und Ordensleute wünschte sich der Kurprinz wohl schon damals für sein Volk und Land.

Vielleicht wurde in König Ludwig die „frühe Vorliebe" für die Benediktiner

---

9) Mathäser Willibald, Chronik von Tegernsee, a.a.O., 252.

auch durch etwas ganz anderes geweckt. Der Kurprinz war im Jahre 1799 Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften geworden. Zu dieser illusteren Gesellschaft gehörten um jene Zeit neben einigen wenigen anderen Ordensleuten eine ganze Reihe von Benediktinern aus verschiedenen Abteien Baierns und darüber hinaus. Schon bei der Gründung der Akademie im Jahre 1759 erhielten die Benediktiner Michael Lory von Tegernsee († 1808), die drei Mathematiker und Astronomen aus der Reichsabtei Irsee bei Kaufbeuren Ulrich Weis († 1763), Candidus Werle († 1770) und Eugen Dobler († 1796), der Kirchenhistoriker und spätere Fürstabt Frobenius Forster († 1791) von Regensburg-St. Emmeram, ferner der Physiker Andreas Gordon († 1817) und sein Mitbruder, der Mathematiker Ildephons Kennedy[10] aus dem Schottenkloster St. Jakob in Regensburg, des weiteren der Historiker, Naturwissenschaftler und künftige Abt Anselm Desing († 1772) von Ensdorf in der Oberpfalz und schließlich der Bibliothekar Pius Kolb († 1762) von St. Gallen in der Schweiz die Aufnahme in die Akademie. Um die Wende zum 19. Jahrhundert zählten unter anderen Abt Rupert Kornmann († 1817) von Prüfening, der mutige Streiter im Kampf um die Erhaltung der baierischen Klöster kurz vor der Säkularisation von 1803[11], zu ihr. Ferner seien Abt Benedikt Arbuthnot († 1820) vom Schottenkloster in Regensburg, dann der Astronom und Pädagoge Leonhard Grueber von Metten († 1809 oder 1810) und der Meteorologe Anselm Ellinger († 1816) von Wessobrunn genannt. Im gleichen Jahr wie Kurprinz Ludwig wurde auch der Ottobeuerer Astronom und Erfinder Ulrich Schiegg († 1810) Mitglied der Münchener Akademie. Er hatte 1784 als erster Deutscher Luftballons zum Himmel steigen lassen.[12]

König Ludwig I. von Bayern war kein Wissenschaftler, sein ganzes Leben lang hindurch. Aber den Wert von Wissenschaft und Bildung für sein Land erkannte er recht früh. Mußte er bei der Suche nach den bedeutendsten Mittelpunkten der Gelehrsamkeit lange forschen, wenn ihm die große Zahl von Benediktinern in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sagte, wo er sie zu finden habe.

Religion und Wissenschaft, bald mit ihnen auch die Kunst wurden die Gebiete, die im Tun und Lassen König Ludwigs I. einen besonders hohen Stellenwert erreichten. Dieser Trias errichtete der König am Königsplatz in München drei Bauten, ein Kunstausstellungsgebäude (heute die Antikensammlung des Bayerischen Staates), dahinter das Benediktinerstift St. Bonifaz und dazu dessen Kirche, die Basilika. Zu allen drei Schöpfungen legte der König am 12. Oktober

---

10) Ildephons Kennedy zählt zur Familie, der auch der 1963 ermordete Präsident der USA John F. Kennedy angehört. Er war von 1761 bis 1801 ständiger Sekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und starb 1804.

11) Mathäser Willibald, Chronik von Tegernsee, a.a.O., 246.

12) Außer den genannten Benediktinern stehen noch deren andere im Mitgliederverzeichnis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die nach 1803 aufgenommen worden sind. (Geist und Gestalt, Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ergänzungsband, 1. Hälfte, München 1963.)

1835, seinem Silberhochzeitstag, nur *einen* Grundstein. Er wollte damit sagen, daß Religion (symbolisiert durch die Klosterkirche), Wissenschaft (ausgedrückt im Abteigebäude mit seiner Bibliothek) und Kunst (angedeutet im Bau der Kunstausstellung) eine Einheit zu bilden hätten zu Nutz und Frommen des bayerischen Volkes.

Die schlimmsten Folgen der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts beseitigte das Konkordat zwischen dem baierischen Königreich und dem Vatikan vom 5. Juni 1817. Am 24. Oktober des gleichen Jahres wurde es von König Max I. Joseph ratifiziert.[13] Montgelas erlebte das nicht mehr als sein Minister. Er hätte den Vertrag wohl nie geschlossen.

Im Artikel VII des Konkordates versprach der baierische König, wieder „einige Klöster beiderlei Geschlechts vor allem für die Jugenderziehung und zur Unterstützung der Seelsorge" zuzulassen und sie „angemessen" zu dotieren. Das klang sehr schön und löste in Rom keine kleine Freude aus.[14] Doch hatte die Kirche, wie es recht bald schien, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn weder König Max I. Joseph noch seine hohe Ministerialbürokratie dachten im Schlaf daran, auch einzuhalten, was der klare Wortlaut des Artikels VII zum Ausdruck brachte und verlangte. Der junge Rat im Generalfiskalat Ignaz Rudhart[15], der 1811 mit 21 Jahren schon ordentlicher Professor für allgemeine Rechtsgeschichte, Völkerrecht, Methode des juristischen Studiums, Handels- und Wech-

---

13) Hausberger Karl/Hubensteiner Benno, Bayerische Kirchengeschichte, München, 1985, 293.

14) Ebd., 295.

15) Ignaz von Rudhart, geb. 11. 3. 1790 in Weismain als Sohn des fürstbischöflichen Zoll- und Polizeikommissärs Franz Anton Rudhart und von Rosina Fuchs. Er wuchs in Bamberg auf, besuchte dort das Gymnasium und das Lyzeum und bezog darauf die Universität Landshut. Mit 21 Jahren wurde er bereits ordentlicher Professor für Allgemeine Rechtsgeschichte, Völkerrecht, Methode des juristischen Studiums, Handels- und Wechselrecht und endlich für Deutsche Gechichte. Nach schwerer Krankheit wechselte er vom Lehramt in die Staatsverwaltung nach München über. Zuerst Rat im Generalfiskalat, wurde er 1819 Ministerialrat im Finanzministerium und zugleich Direktor des neugeschaffenen Statistischen Amtes. 1818 kam seine Schrift „Betrachtungen über das baierische Konkordat" heraus, 1822 folgte eine zweite Schrift über „Das Recht des Deutschen Bundes", die ihm das Mißfallen König Max I. Joseph eintrug, weshalb er als Regierungsdirektor nach Bayreuth versetzt wurde. Dort verfaßte er das dreibändige Werk „Über den Zustand des Königreiches Bayern", das 1825/28 erschien. 1825 ließ er sich in den Bayerischen Landtag wählen, wo er bald einer der beachtetsten und gefürchtetsten Abgeordneten werden sollte. 1829 kam Rudhart als Regierungsdirektor nach Regensburg, 1832 wurde er Regierungspräsident des Unterdonaukreises in Passau. Dort erreichte ihn 1836 die Einladung, unter König Otto Ministerpräsident in Griechenland zu werden. Schwerer Zerwürfnisse mit dem Monarchen, vor allem aber auch Mißverständnisse mit dessen eifersüchtigen Gemahlin Amalie halber bat er schon im Dezember 1837 um seine Entlassung in die bayerische Heimat. Auf der Rückreise von Griechenland verstarb Rudhart am 11. Mai 1838 in Triest.

selrecht, endlich für Deutsche Geschichte an der Universität Würzburg geworden war und nun in München bei der Staatsverwaltung tätig war, veröffentlichte 1818 die Schrift „Betrachtungen über das baierische Konkordat", eine äußerst gehässige Ablehnung dieses Vertrages, die größtes Aufsehen hervorrief. Rudhart zeigte sich als eingefleischter Aufklärer und Liberaler reinsten Wassers, voll von Vorurteilen gegen Papst und Kirche, voll Feindseligkeit und übersteigerter Furcht vor angeblichen Plänen des Vatikans zur Bevormundung des baierischen Staates. Vor allem die Wiedererrichtung von Klöstern in Baiern, in Sonderheit solcher der Franziskaner, erregte Rudharts Zorn. Die Schärfe seiner Argumentation, die geschliffene Sprache in der Darstellung der Dinge, wie er sie sah, der Sarkasmus als Waffe gegen noch so klares Recht blieben bei Leuten wie den Ministern Alois Graf Rechberg[16], Friedrich Graf Thürheim[17] und Max Emanuel Freiherr von Lerchenfeld[18] in ihrer Einstellung zu den Bestimmungen des Konkordates, vor allem in der Klosterfrage, nicht ohne Wirkung. Mit allerlei juristischen Winkelzügen und billigen Ausreden verstand es die baierische Regierung unter König Max I. Joseph noch jahrelang, sich um die Erfüllung des Artikels VII im baierischen

---

16) Alois Graf Rechberg und Rothenlöwen, geb. 18. 9. 1768 war Kurbaierischer Subdelegierter auf dem Rastatter Kongreß und der Reichsdeputation von 1802. Im Jahre 1806 wurde er Baierischer Komitialgesandter zu Regensburg. 1815 vertrat er als Bevollmächtigter Baiern auf dem Wiener Kongreß. Von 1817 bis 1825 war er Minister des Königlichen Hauses und des Äußeren. Er starb am 10. 3. 1849 auf Schloß Donzdorf in Württemberg.

17) Friedrich Graf Thürheim, geb. 14. 3. 1763, erhielt seine Bildung im Schottenkloster zu Regensburg und auf der Münchner Militärakademie. Nach vielen Reisen wurde er 1784 Regierungsrat in Straubing. Seit 1790 stand er in österreichischen Diensten. 1799 wieder bayerischer Beamter, war er bis 1803 Vizepräsident der Neuburgischen Landesdirektion, 1803 bis 1808 Präsident der beiden fränkischen Landesdirektionen (Bamberg und Würzburg). 1808 wurde er Generalkommissär in Nürnberg, 1809 Generalkommissär für den Rezatkreis in Ansbach und vorübergehend Hofkommissär in Innsbruck, 1810 Generalkommissär für den Mainkreis in Bayreuth. 1817 bis 1826 war er Staatsminister des Inneren und von 1826 bis 1828 des Äußeren und des Königlichen Hauses. Seitdem im Ruhestand, starb er am 10. 11. 1832 zu Ansbach.

18) Maximilian Emanuel Freiherr von Lerchenfeld, geb. 16. 11. 1778 in Ingolstadt, besuchte das Gymnasium und bis 1799 die Universität in dieser Stadt, 1802 die Diplomatische Schule in München. 1803 wurde er Rat bei der Landesdirektion für Schwaben in Ulm. Als diesem war ihm die Regelung der Grenzfragen mit Württemberg übertragen. 1808 kam er als Generalkommissär nach Ansbach, 1809 in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg, 1810 für den Innkreis nach Innsbruck, wo er sich einer beruhigenden Politik gegenüber den Tirolern befleißigte. Von 1814 bis 1817 wirkte er als Hofkommissär im ehemaligen Großherzogtum Würzburg, von 1817 bis 1825 als Staatsminister der Finanzen in München. Er war führend beteiligt an der Ausarbeitung der Bayerischen Verfassung von 1818. Von 1826 bis 1833 Bayerischer Bundestagsgesandter in Frankfurt, machte ihn Ludwig I. 1833 wiederum zum Minister der Finanzen. Von 1835 bis 1842 vertrat er Bayern am Kaiserhof in Wien. Ab 1842 bis zu seinem Tod am 14. 10. 1843 auf Gut Heinrichsreuth bei Bamberg war er neuerdings Bayerischer Bundestagsgesandter in Frankfurt.

Konkordat herumzumogeln. Sie tat, als verlange der Artikel VII nur etwas, was ohnehin schon Geltung habe.[19]

Das änderte sich mit dem Tode Max I. Joseph am 12. Oktober 1825 mit einem Mal. Sein Nachfolger Ludwig I. dachte völlig anders als sein Vater. Ein ausgeprägtes Rechtsgefühl, peinliche Gewissenhaftigkeit, großes Verantwortungsbewußtsein vor Gott und vor dem zur Regierung anvertrauten Volk verboten dem neuen König alle Machenschaften zur Umgehung vertraglich eingegangener Verpflichtungen, schon gar nicht jener gegen Papst und Kirche. Ob der König bereits auf einer Wallfahrt nach Altötting mit Kaiser Franz[20] von Österreich die Wiedererrichtung von Klöstern in Bayern besprochen hat[21], sei dahingestellt. Jedenfalls bildete er schon wenige Wochen nach der Übernahme der Regierung im Ministerium des Inneren die Sektion „Oberster Kirchen- und Schulrat". Sie wurde am 9. Dezember 1825[22] dem edlen Konvertiten Eduard von Schenk[23] als Leiter anvertraut. Aufgabe dieses neuen Amtes war nicht zuletzt die Wiedererweckung klösterlichen Lebens im ganzen Königreiche Bayern. König Ludwig schätzte die Vielfalt der religiösen Orden in der Kirche. Nur die Gesellschaft Jesu wünschte er sich nicht in seinem Land. Immer wieder lehnte er sie ab.

König Ludwig hat die ihm eigene Abneigung gegen die Söhne des hl. Ignatius

---

19) Mit der Zusicherung an die Salesianerinnen in Indersdorf, die Nonnen von Hl. Kreuz und St. Klara in Regensburg, die Englischen Fräulein in Bamberg und Aschaffenburg, die Ursulinen und Karmeliten in Würzburg, Novizen aufnehmen zu dürfen, glaubte die baierische Regierung in der Zeit König Max I. Joseph dem Artikel VII des Baierischen Konkordates von 1817 entsprochen zu haben. (Sattler Placidus, Die Wiederherstellung des Benediktiner-Ordens durch König Ludwig I. von Bayern. München 1931, 8.)

20) Kaiser Franz II., geb. 12. 2. 1768 zu Florenz, war der letzte Kaiser des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation (1792–1806). Er legte 1806 die Deutsche Kaiserkrone nieder und regierte als Kaiser Franz I. von Österreich bis zu seinem Tod am 2. 3. 1835 in Wien weiter. Er war der Schwager König Ludwigs I. von Bayern.

21) Heigel Carl Theodor, Ludwig I., König von Bayern, Leipzig 1872, 89.

22) Schärl Walter, Die Zusammensetzung der Bayerischen Beamtenschaft von 1806 bis 1918, Kallmünz 1955, 111.

23) Eduard v. Schenk, geb. 10.10.1788 in Düsseldorf, besuchte das Gymnasium in München und darauf die Universität Landshut, wo J. M. Sailer starken Einfluß auf ihn gewann. Nach dem juristischen Staatskonkurs im Jahre 1812 folgte eine Landgerichtspraxis und die Tätigkeit eines Stadtgerichtsassessors in München. 1818 wurde Schenk Geheimer Sekretär im baierischen Justizministerium, 1822 Erster Geheimsekretär mit Titel und Rang eines Wirklichen Rates, 1823 Generalsekretär im gleichen Ministerium. 1825 übernahm er die Leitung der neuerrichteten Sektion „Oberster Kirchen- und Schulrat" im Innenministerium. Von 1828–1831 war er bayerischer Staatsminister des Innern. Nach seinem Rücktritt wurde er Regierungspräsident des Regenkreises, Staatsrat im o. Dienst und lebenslänglicher Reichsrat der Krone Bayern. Schenk war seit 1818 Konvertit, stand König Ludwig I. persönlich nahe und wurde auch als lyrischer und dramatischer Dichter geschätzt. Er starb am 26. 4. 1841 in München.

von Loyola nicht von Sambuga[24], seinem verehrten Lehrer, mitbekommen. Denn dieser hatte manches für sie übrig. Auch J. M. Sailer[25] trug gewiß keine Schuld daran, daß sein königlicher Schützling ein Jesuitengegner werden sollte, war er doch selber einmal Novize der Gesellschaft Jesu gewesen und war er doch nur deshalb daran gehindert worden, sich ihr ganz zu weihen, weil der Papst in Rom im Jahre 1773 eine Voraussetzung dazu nahm, indem er die ignatianische Gründung kurzerhand auflöste und verbot. Inzwischen war sie im Jahre 1814 zu neuem Leben auferstanden und im Begriff an Einfluß in der Kirche wieder zu gewinnen.

Das erschreckte viele. Auch König Ludwig war nicht erbaut davon. Vorgefaßte Vorurteile gegen die Gesellschaft Jesu, On-dit-Gerede und -Geschwätz, Wahrheit und Erdichtetes von seiten der Jesuitengegner, aber auch von seiten mancher ihrer Freunde, dazu persönliche Erfahrung und eigenes Erleben trugen dazu bei, daß König Ludwig I. sich ein Bild von den Jesuiten machte, das für ihn von bestimmender Bedeutung wurde.[26]

---

24) Joseph Anton Sambuga, geb. 9. 6. 1752 in Walldorf bei Heidelberg, war seit 1778 Hofprediger in Mannheim, wurde 1784 Pfarrer von Herrnsheim und 1797 geistlicher Erzieher Ludwigs I. von Bayern und seiner Geschwister Karl und Auguste. Er war mit J. M. Sailer befreundet und gehört zu jenen, die die Aufklärung zu überwinden halfen. Er starb am 5. 6. 1815 in Nymphenburg.

25) Johann Michael Sailer, geb. 9. 6. 1752 in Aresing bei Schrobenhausen, studierte ab 1761 in München und wurde 1770 Novize bei den Jesuiten in Landsberg a. L. Von 1772 an studierte er in Ingolstadt Philosophie und Theologie. Am 23. 9. 1775 empfing er die Priesterweihe. 1777 Repetitor, 1780 Professor der Dogmatik an der Universität Ingolstadt, wurde er 1782 pensioniert. Von 1784 bis 1794 wirkte er als Professor der Pastoraltheologie und Ethik an der Universität Dillingen. Infolge von Intrigen abgesetzt, erhielt er 1799 erneut an der Universität Ingolstadt eine Professur für Moral und Pastoraltheologie. Ab 1800 lehrte er in Landshut, wo ihn Kurprinz Ludwig kennen und ungemein schätzen lernte. 1817 wurde er vom hl. Clemens Hofbauer in Rom angeschwärzt und der Irrlehre verdächtigt, was seine Ernennung zum Bischof von Augsburg verhinderte. Durch Kronprinz Ludwig rehabilitiert, wurde er 1821 Domkapitular, das Jahr darauf Coadjutor des Bischofs von Regensburg mit dem Recht der Nachfolge, 1829 endlich Diözesanbischof in dieser Stadt. Am 20. 5. 1832 ist Sailer in Regensburg gestorben. Wie kein anderer trug er mit Wort und Schrift zur Überwindung der Aufklärung bei. Man hat ihn deshalb mit Recht den bayerischen Kirchenvater des 19. Jh. genannt.

26) Am 14. 9. 1828 schrieb Ludwig I. an seinen eben zum Innenminister ernannten Eduard v. Schenk: „... Fern sei jeder Jesuitismus, *nie* war ich für die Jesuiten, obgleich mein sehr verehrter Lehrer Sambuga sich zu ihnen neigte; ich kenne die Geschichte dafür zu gut und offen sind gegen alle Seiten meine Augen, bin wachsam." (Sattler Placidus, Die Wiederherstellung des Benediktiner-Ordens durch König Ludwig I. von Bayern, München 1931, 17). – Zu Domkapitular Reindl, der Ludwigs I. Sohn Adalbert als Religionslehrer betreute, sagte der König einmal: „Ich werde in Rom immer gefragt, warum ich die Jesuiten nicht einführe? Ich will es Ihnen sagen: Die Jesuiten sind eine Garde, sie haben alle Tugenden und Fehler einer Garde: Stolz, Herrschsucht, Ausschließlichkeit, die sie gegen alle andern ausüben. Es gibt Armeen, die eine Garde haben und die keine haben. Wir können

Ursprünglich dachte König Ludwig an die Gründung von rund 15 Benediktinerabteien in seinem Königreich.[27] Jeder Regierungskreis sollte grundsätzlich zwei davon bekommen. Um dies zu bezwecken, mußten Möglichkeiten ausfindig gemacht werden, die das gestatteten. Darum forderte Finanzminister Graf Armansperg, der nur nolens volens die Restaurationsabsichten des bayerischen Monarchen wahrnahm und innerlich ein erklärter Klosterfeind gewesen ist, am 21. Januar 1826 die Kreisregierungen auf, jene säkularisierten Klöster zu benennen, deren Gebäude noch im Besitz des bayerischen Staates seien und die geeignet wären wieder hergestellt zu werden.[28] Auf Grund der eingelaufenen Berichte schienen Eduard v. Schenk 67 ehemalige Klöster in Bayern für eine Restauration in Betracht zu kommen. Rund 30 davon zog König Ludwig in sein Planen. Darunter fielen als wünschenswerte künftige Benediktinerabteien Scheyern, Ettal, Ensdorf und Weltenburg, Michelfeld und Speyer. Auch das Schottenkloster St. Jakob in Regensburg, das als einzige Abtei in Bayern der Säkularisation entgangen war und mühselig genug sich über Wasser hielt, sollte zu neuer Blüte kommen.[29] So wünschte es der König. Das nicht zuletzt in Erinnerung an altehrwürdige Vergangenheit.

Schwerer als für die von König Ludwig I. gewünschten Klöster und Abteien bauliche Objekte zu suchen und zu finden, war es, die zu restaurierenden Ordenshäuser „ausreichend" zu dotieren, wie es das Konkordat verlangte. Meh-

---

zufrieden sein ohne Garde." (Sepp Johann Nepomuk, Ludwig Augustus, München 1903, 764). – Im Jahre 1835 wünschte sich die Stadt Landsberg a. L. die Jesuiten wieder zurück. König Ludwig wollte davon nichts wissen und meinte: „Seine politischen Umtriebe habe ich diesem Orden vorzuwerfen, besorge auch mit Grund, daß der Benediktiner werdenden Erziehungsanstalt (St. Stephan in Augsburg) sie Abbruch tun würden. Teutsche Gesinnung soll in die Jugend gelegt werden, aber dieser waren die Jesuiten in Teutschland immer fremd; wo immer sie waren und sind, Ihres Ordens Zweck verfolgen (sie), nur ihn, *Nebensache das Vaterland.*" (Ebd., 761). – Gegen Minister Abel äußerte Ludwig I. im Jahre 1840: „Gewiß verkennt der König nicht der Jesuiten Verdienste. Der Exerzitien Heilsamkeit sieht der König recht gut ein, gleichfalls aber, daß Jesuiten nicht dazu notwendig sind." (Ebd., 761 f.). – Am Gründonnerstag 1823 ging Kronprinz Ludwig in Rom bei einem Jesuiten zur Osterbeichte. Dieser verweigerte ihm die Absolution, weil er der Marchesa Mariana Florenzi den Hof gemacht hatte und nicht willens war, die Römerin zu meiden. Er dürfe auch den Schein der Sünde nicht erwecken. Trostlos über den Schuldspruch des Jesuiten traf ihn Anton Graf Gumppenberg, der spätere bayerische Kriegsminister, bald darauf an. Auf seinen Rat wandte sich der Kronprinz an einen Kapuziner und siehe, dieser hatte mehr Verständnis für den bayerischen Prinzen. König Ludwig erzählte dieses sein Erlebnis später selber: „Bin einmal schlimm angekommen in Rom, da ich meine Osterbeicht ablegte. Man hat mich nicht absolviert, und da ich erklärte: ‚Ich bin der Kronprinz von Bayern', erwiderte der Beichtvater: ‚Das macht nichts, da könnte auch jeder sagen, er sei Kronprinz.' (Ebd., 765).

27) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung des Benediktiner-Ordens ..., a.a.O., 28, 33.

28) Ebd., 9.

29) Ebd., 1 f.

rere Gedankenspiele und Vorschläge des Obersten Kirchen- und Schulrates[30] besprach Finanz- und Innenminister Armansperg gutachtlich, um sie alle abzulehnen. Der eine Vorschlag schien ihm gegen die Bayerische Verfassung zu sein, die Ausführung eines anderen, meinte er, bekäme sicher im Bayerischen Landtag und im Reichsrat der Krone Bayern große Schwierigkeiten, wieder etwas anderes widersprach nach seiner Ansicht gar dem Willen des Bayerischen Konkordats mit Rom. Armansperg wußte angeblich weder Rat noch Tat, um König Ludwig zum Ziele seiner Klosterwünsche zu verhelfen. Eine Pflicht des bayerischen Staates zur „ausreichenden" Dotation restaurierter Klöster in Bayern lehnte der Minister rundweg ab. Nach ihm war sie dem Staate im Artikel VII des Konkordates auch gar nicht auferlegt, hieß es doch in seinem Text unmißverständlich und wortwörtlich: „Insuper maiestas sua ... aliqua monasticorum ordinum utriusque sexus coenobia ... cum convenienti dotatione instaurari curabit."[31] Da war nicht vom Staat die Rede, sondern vom bayerischen König. Wollte der Minister mit dem Verweis auf den Wortlaut des Artikels VII im Bayerischen Konkordat seinem König zugleich sagen: „Willst du Klöster in deinem Lande haben, so dotiere sie doch selbst!"

Die Auslegung des Artikels VII im Bayerischen Konkordat durch den Grafen Armansperg ist die Meisterleistung schlauer Spitzfindigkeit eines übelwollenden Juristen und Ministers. Ludwig I. und Eduard von Schenk teilten dessen Meinung nicht.[32] Doch, was wollte der König gegen den Hüter der bayerischen Staatsfinanzen tun? Er konnte Armansperg sich nicht vergrämen, da er seinen erfolgreichen „Sparmannsperg" in dessen Bemühen, die Finanzlage Bayerns zu verbessern, dringend brauchte. Eduard von Schenk aber vermochte wenig gegen den Minister auszurichten. Er war im Innenministerium zwar Leiter des Obersten Kirchen- und Schulrates, doch als solcher Untergebener von Armansperg. Trotzdem legte er dem Grafen am 22. November 1826 neue Vorschläge zur Dotierung der vom bayerischen König geplanten Klöster vor.[33] Auch diese fanden wenig Gnade, doch zeigte sich Armansperg nun bereit, der „Eröffnung einer Pflanzschule für den Benediktinerorden" in Metten oder auch in München zuzustimmen[34], ohne die Frage ihrer Dotierung vorher schon zu lösen. Das hieß, die ganze Sache auf den St. Nimmerleinstag verschieben. Sie wurde nie aus der Welt geschafft.

Minister Armansperg stand in seiner Ablehnung der Restaurierung von Klöstern in Bayern nicht allein. Er wußte und nutzte das. Auch König Ludwig konnte, ja mußte wissen und sich sagen, daß seine Klosterpolitik nicht allenthalben im Lande mit Zustimmung und Freude aufgenommen wurde. Die Beamtenschaft in

30) Vorlage Eduard v. Schenk's vom 27. 10. 1826. Sattler Placidus, Die Wiederherstellung ..., a.a.O., 24 ff.
31) Entgegnung des Ministers Armansperg vom 15. 11. 1826 auf die Vorlage von Schenk's vom 27. 10. 1826. Ebd., a.a.O., 27 ff.
32) Ebd., 26.
33) Ebd., 28 f.
34) Ebd., 31.

Stadt und Land, viele Abgeordnete im Bayerischen Landtag und manche Reichsräte der Krone Bayerns, Leute, die sich zu den Gebildeten rechneten und der sogenannten Gesellschaft angehörten, ja selbst eine Reihe von Geistlichen hatten sehr wenig für das Ordenswesen in der Kirche übrig. Die Zeit der Aufklärung, in der sie aufgewachsen, deren Geist, den sie in ihrer Kinderstube und im Jugendalter aufgenommen hatten, wirkte immer noch in ihnen nach. Männer wie Bischof Sailer und sein Dompfarrer Wittmann glichen in ihrem Bemühen, das zu ändern und den Sinn für den alten Christenglauben im Staat und im öffentlichen Leben wiederum zu wecken, ersten Schwalben, die noch lange keinen Sommer machen.

Die absolute Weigerung des Grafen Armansperg, in der Frage einer „ausreichenden" Dotierung neuer bayerischer Klöster eine Pflicht des Staates zu bejahen, hätte einem anderen als König Ludwig die Lust und Freude am Klostergründen ein für allemal verdorben und genommen. „Nun erst recht", mochte der bayerische König denken. Er nahm die sture Haltung Armanspergs in Kauf und suchte, so gut es immer ging, die Verpflichtung des Konkordates persönlich und aus eigenen Mitteln zu erfüllen. So kam es, daß sieben der gegenwärtigen bayerischen Abteien und das Kloster Andechs ihre wirtschaftliche Grundlage und erste finanzielle Ausstattung einzig und allein König Ludwig I. zu verdanken haben. Daß die Dotationen dieser Klöster im allgemeinen anfangs kaum „ausreichend" zu nennen waren und in manchen Fällen lange und schwere Durststrecken in wirtschaftlicher Hinsicht durchgestanden werden mußten, sei nicht geleugnet. Das aber dem Stifter und Begründer König Ludwig anzulasten, wäre ungerecht. Er tat, was er vermochte.

Neben Eduard von Schenk befaßte sich Oberkirchenrat Martin Deutinger[35] mit den Restaurationsplänen König Ludwigs. Er war Priester und Mitglied des Obersten Kirchen- und Schulrates im Innenministerium. Wie nicht gut ein anderer war er geeignet, die Beziehungen zwischen Staat und Kirche pfleglich aufrecht zu erhalten. Am 8. Juni 1826 ging an die beiden Erzbischöfe in Bayern und an den Bischof von Regensburg ein Schreiben des Obersten Kirchen- und Schulrates, das um gutachtliche Äußerungen zu mehreren Fragen bat.[36] Vor allem wollte es wissen, „welche Bedürfnisse mit der Aufhebung der ständischen Klöster die dringendsten geworden seien" und „welche Zwecke demnach einigen wieder zu errichtenden Klöstern oder Abteien unterstellt werden sollten". Während der Erzbischof von Bamberg sich auf rein praktische Vorstellungen

---

35) Martin Deutinger, geb. 11. 11. 1789 zu Wartenberg, studierte in Freising und Landshut, wurde am 21. 3. 1813 zum Priester geweiht und bereits 1821 Domkapitular in München. Von 1825 bis 1836 war er Oberkirchen- und Schulrat im Bayerischen Innenministerium, von 1836 bis 1846 Generalvikar der Erzdiözese München-Freising. 1837 wurde er Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1841 Dompropst in München. Deutinger war ein bedeutender Historiker und machte sich besonders verdient durch seine Beiträge zur Freisinger Diözesangeschichte. Am 30. 10. 1854 ist er in München an der Cholera verstorben.

36) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 32.

beschränkte und für Ebrach und für Bamberg Abteien vorschlug[37], fiel das Gutachten aus dem Ordinariat in München viel umfangreicher aus. Hier stellte man mit herber Kritik an dem preußischen und protestantischen, von sich ungemein eingenommenen Schulreformer Friedrich Wilhelm Thiersch[38] mit Nachdruck fest, daß seit der Schließung der Ordenshäuser in Bayern ein erschreckender „Verfall des Schulwesens" eingetreten sei, daß „wahre Weisheit, verbunden mit Zucht und Gottesfurcht am Verkommen" wäre, daß die weltlichen Lehrer sich nicht „bewähren" könnten. Darum sei „ein religiöser Verein für gründliche, wahrhaft christliche Wissenschaft und Bildung an erster Stelle notwendig". Ferner erhoffte sich das Münchner Ordinariat von künftigen Klöstern „Aushilfskräfte für die Seelsorge" und dazu, wie auch Armansperg schon einmal früher vorgeschlagen hatte, die Möglichkeit emeritierte und pflegebedürftige geistliche Professoren, aber auch pensionierte höhere Staatsbedienstete versorgt zu sehen.[39] Recht viel Verständnis für den eigentlichen Sinn und Zweck des Ordensberufes verraten solche Aufgabenstellungen wohl kaum.

Auch Bischof J. M. Sailer in Regensburg äußerte sich recht lang und breit zu den Fragen des Obersten Kirchen- und Schulrates in München. Vor allem betont

---

37) Ebd., 37.

38) Friedrich Wilhelm Thiersch, geb. 17.6.1784 in Kirchscheidungen a.d. Unstrut, besuchte die Lateinschule in Naumburg und ab 1798 die Fürstenschule Pforta. Nach Abschluß eines Studiums der Theologie in Leipzig legte er in Dresden die theologische Prüfung ab. Im gleichen Jahr wurde er Collaborator am Gymnasium Göttingen. 1808 habilitierte er sich an der Universität Göttingen, um 1809 einen Ruf als Gymnasialprofessor nach München anzunehmen. Die Art und Weise, wie er hier bald seine pädagogischen Ansichten und schulreformerischen Pläne verfocht, trug ihm viele Gegner, ja erbitterte Feinde ein. Am 28.2.1811 wurde auf ihn sogar ein Attentat verübt, das er glücklich überlebte. Als Lehrer der Töchter König Max I. Joseph von Baiern und seit 1.11.1811 Professor am Münchener Lyzeum, einer Zwischenstufe zwischen Gymnasium und Universität, gründete er sein „philologisches Seminar zur Heranbildung von Lehrern", das 1826 der Universität München angegliedert wurde, 1813 reiste Thiersch studienhalber nach Paris. 1814 nahm ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften als Mitglied auf. 1816 vermählte er sich zu Nürnberg. Bis 1827 entsproßten seiner Ehe sieben Kinder. Mit Unterstützung des bayerischen Kronprinzen Ludwig bereiste Thiersch 1822 Italien. 1826 bis 1831 schrieb er an seinem dreibändigen Werk „Über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern". 1829/30 war dessen Verfasser Rektor der Universität München. Wie König Ludwig I. von Bayern gehört Thiersch zu den engagierten Philhellenen. Er setzte sich für Ludwigs Sohn Otto als König von Griechenland ein, bereiste 1831 dieses Land und griff in der folgenden Zeit aktiv in die Auseinandersetzungen der griechischen Parteien ein. Mit dem ersten Ministerpräsidenten König Ottos Ignaz von Rudhart verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen. Im Kölner Kirchenstreit nahm Thiersch, seiner politischen und weltanschaulichen Einstellung entsprechend, für den preußischen König einseitig Partei. Die Kniebeugungsorder König Ludwigs I. und Minister Abel bekämpfte er nach Kräften. Das Krisenjahr 1847/48 sah ihn wieder als Rektor der Münchener Universität. 1852 besuchte er Griechenland zum letzten Mal. Am 25.2.1860 ist Friedrich Wilhelm Thiersch in München verstorben.

39) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 33.

er die Pflicht des Staates zur ausreichenden Dotation eines jeden zukünftigen Klosters in Bayern. Sie sei ein Gebot der Gerechtigkeit. Dann kommt er auf die Wichtigkeit und auf die Schwierigkeit zu sprechen, auch brauchbare Kräfte für die Besiedelung neuer Ordenshäuser zu bekommen. Wenig günstig urteilt der sonst so milde Bischof Sailer über die Prälatenklöster vor der Säkularisation, obwohl er wissen mußte, daß diese zumeist in voller Blüte standen, als sie der Todesstoß aus fremder Hand erreichte. Nach Sailers Meinung sollte es die Hauptaufgabe der kommenden Klöster sein, den Zwecken der Kirche und des Staates gleichermaßen dienstbar zu sein. Beide Gewalten seien befugt, sie zu überwachen und zu dirigieren. Die Gründung von Klöstern werde nicht übereilt. Vorerst möge nur eine einzige Benediktinerabtei entstehen und bestehen und zwar am besten unter den Augen des Königs in der Landeshauptstadt München. Weitere und kleinere Klöster könnten auf München folgen.[40]

War es schon schwierig genug, für das erste von König Ludwig geplante Benediktinerkloster ein geeignetes bauliches Objekt zu finden, war es unmöglich eine staatliche Dotation für diese Neugründung zu erhalten, so zeigte es sich, daß deren Besiedelung mit geeigneten klösterlichen Kräften sich gar nicht so leicht und einfach machen ließ, wie es wünschenswert gewesen wäre. Für Leute mit wenig Sachverstand und ohne viel Einfühlungsvermögen in fremdes Seelenleben mochte es dem unentwegten Klosterfreunde König Ludwig naheliegend erscheinen, zu glauben, nichts sei erfolgversprechender und empfehlenswerter als die künftigen Benediktiner unter den ehemaligen ausfindig zu machen. Noch im Jahre 1826 ging eine ministerielle Aufforderung an die Kreisregierungen in Bayern hinaus, durch die bischöflichen Ordinariate alle noch lebenden Benediktiner im Lande zu befragen, ob und unter welchen Bedingungen sie willens wären, von neuem ein Klosterleben zu beginnen.[41] Das Ergebnis der Befragung mußte selbst die größten Pessimisten noch enttäuschen. Denn von 293 insgesamt Befragten erklärten sich ganze elf für eine bedingungslose Rückkehr in den Ordensstand bereit. Auch von ihnen hatte schließlich keiner an der Eröffnung des ersten neuen Klosters König Ludwigs Anteil. Hohes Alter und Gebrechlichkeit gestatteten es nicht mehr.[42]

Die Mehrzahl der noch in Bayern lebenden Benediktiner äußerte sich zum einen Teil entschieden, zum anderen Teil weniger bestimmt gegen die Rückkehr in ein Kloster. Manche kamen wahrhaftig dafür nicht mehr in Betracht. Mitleiderregend klingt die Antwort des ehemaligen Amorbacher P. Amand Appiano, der für seinen Mitbruder P. Gregor Sibin dem Ordinariat Würzburg mitteilt: „In Betreff meines Konfraters, der an Gicht darniederliegt und kein Glied rühren

---

40) Ebd., 35.
41) Ebd., 40.
42) Einer der elf rückkehrwilligen Exbenediktiner, Cölestin Lang von Oberaltaich, trat noch im Jahre 1841 in Metten ein, obschon er bereits 1827 von der Regierung „gebrechlich an Körper und Geist" genannt worden war. Er ist gebürtig in Höllmühle am 25. 4. 1773 und starb am 23. 1. 1846 zu Metten.

kann, also durchaus nicht sich selbst schriftlich erklären kann, soll ich auf sein Verlangen Einem H. B. Ordinariate berichten, daß er 73 Jahre alt und fast ununterbrochen an Gicht leide und wenigstens die Hälfte des Jahres im Krankenbette zubringen müsse und kein Glied bewegen könne, woraus das H. B. Ordinariat ersehen werde, daß es seines innigsten Wunsches ohnerachtet sich untauglich fühle, klösterlichen Verbindlichkeiten zu entsprechen."[43]

Auch der ehemalige Prior P. Innozenz Reindl[44] von Aspach glaubt unbrauchbar für ein künftiges Kloster geworden zu sein, da er „bei immer zunehmender Schwäche der Augen in Gefahr steht, sein Augenlicht gänzlich zu verlieren, woran nur mehr ein dunkler Schein vorhanden."[45] Und der letzte Prälat von Attl, Dominikus Weinberger[46], bekennt von sich: „Ich bin ein Mann von 72 Jahren, gebrechlich, ein Invalide, und für den Dienst zur Seelsorge und zu wissenschaftlichen Zwecken, folglich zu einem aktiven Mitglied eines Klosterverbandes nicht mehr geeignet."[47]

Ganz traurig stand es um P. Basil Sinner[48] von St. Mang in Füssen. Er konnte selber keine Erklärung abgeben, weil er „unbrauchbar" geworden war und „im Zustand eines Kindes" sich befand.[49]

Unsympathisch wirkt die Ablehnung eines neuerlichen Ordenslebens durch Benedikt Holland[50] aus Neresheim. Der langjährige Direktor des Königlichen Erziehungsinstitutes (heute Albertinum) in München, das viele Jahre seinen

---

43) Sattler Placidus, die Wiederherstellung..., 47.
44) Innozenz Reindl, geb. 6.12.1760 zu Atting, wurde am 24.6.1784 zum Priester geweiht und starb am 31.10.1833 als Kommorant in Pfarrkirchen.
45) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 48.
46) Abt Dominikus Weinberger, geb. 2.1.1754 in Mallersdorf, legte am 10.10.1773 Profeß ab, wurde am 19.4.1778 Priester und am 20.4.1789 Abt von Attl. Ihm sind historische Arbeiten über sein Kloster zu verdanken. Verstorben ist er am 28.5.1831 zu Wasserburg.
47) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., 48.
48) Basil Sinner, geb. am 15.2.1745 zu Enkenhofen im Oberamt Wangen, studierte in Ottobeuren, legte am 25.11.1764 Profeß auf St. Mang in Füssen ab und wurde am 23.9.1769 zum Priester geweiht. Er war ein hervorragender Mathematiker, Physiker und Mechaniker, sprach italienisch und französisch wie deutsch, lehrte am Lyzeum Freising und an der Universität Salzburg Philosophie, Theologie und orientalische Sprachen, schließlich am Stiftsgymnasium Füssen Mathematik und Naturgeschichte. Endlich wurde er Bibliothekar seines Klosters und zuletzt Propst zu Rückholz. Er war nicht frei vom Geist liberaler aufklärerischer Iden und bekam deshalb auch Schwierigkeiten mit der kirchlichen Behörde in Augsburg. Schon vor den Franzosen erfand er den Telegraphen, 1795 stellte er ihn in der Füssener Stiftsbibliothek auf, bestaunt von nah und fern. Nach der Säkularisation von St. Mang berief ihn Fürst Wallerstein als Bibliothekar nach Maihingen. Als Wallerstein'scher Hofkaplan ist Sinner am 8.3.1827 in Wallerstein verstorben.
49) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 54.
50) Benedikt Holland, geb. am 16.12.1775 zu Mendlingen, legte am 17.11.1793 auf Neresheim Profeß ab, war Professor in Salzburg, 1803/06 am Carolinum in Neresheim und von 1810 bis 1828 Direktor am Königlichen Erziehungsinstitut in München. Am 18.6.1853 starb er als Oberstudienrat in dieser Stadt.

Namen (Hollandeum) trug, verwies mürrisch auf die Dispens von den Ordensgelübden, die er 1807 von Rom „unbedingt" erhalten habe.[51]

Auch Thaddäus Siber[52] von Scheyern wollte auf keinen Fall mehr von einer Rückkehr ins Kloster etwas wissen. Seit 1810 lebte er in München, 1826 erhielt er eine mathematische und naturwissenschaftliche Professur an der Universität der bayerischen Landeshauptstadt. Er war einer der ganz wenigen Benediktiner Bayerns, die dem Geist der Aufklärung keinen inneren Widerstand entgegensetzten. Religiös und politisch zeigte er sich liberal, als Gegner kirchlicher gesinnter Kreise, als Feind der Gesellschaft Jesu, der Bettelorden, des Ultramontanismus und des Pietismus. König Ludwig kannte den gelehrten Mann persönlich, da er 19 Prinzen und Prinzessinen des Königlichen Hauses Unterricht in Mathematik und Physik erteilte. Zur Zeit, da Scheyern neu errichtet werden sollte und keiner der alten Scheyerer Patres sich willens zeigte, in sein früheres Kloster heimzukehren, begegnete der König einmal dem Professor auf der Straße. Impulsiv rief er ihm zu: „Siber, Siber, sieben von euch leben noch!" Nicht faul, erwiderte der so Angesprochene: „Majestät, als wir noch jung und kräftig waren, hat man uns hinausgeworfen, und jetzt, nachdem wir alt und abgerackert sind, will man uns wieder hineinwerfen."[53]

Mancher andere Exbenediktiner hat vermutlich ähnlich oder ebenso gedacht. Zum mindesten mußte sich jeder fragen, ob es nach fast 25 Jahren seit der gewaltsamen Vertreibung aus seiner klösterlichen Heimat, nach einer jahrelangen Tätigkeit in der Seelsorge oder in der Schulstube, in Bibliotheken und auf Universitäten und Lyzeen noch sinnvoll sei, von neuem alles aufzugeben, um das Wort des Herrn zu befolgen: Wer mein Jünger sein will, verkaufe alles, schenke es den Armen und folge mir nach! Es gab für jeden Bindungen und Verpflichtungen, Aufgaben, die noch zu lösen waren. Erschwerend für eine positive Entscheidung auf die Einladung zu neuem klösterlichen Leben mußte es sein, daß noch nicht

---

51) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 56.

52) Thaddäus Siber, geb. am 8.9.1774 als Sohn des Stadtschreibers von Schrobenhausen, wurde von seiner Mutter unterrichtet, bis er Chorknabe in Scheyern werden konnte. Am 8.9.1795 legte er dort Profeß ab, am 4.7.1797 empfing er die Priesterweihe, um darauf nach Fischbachau in die Seelsorge zu kommen. Schon nach 9 Monaten wegen Kränklichkeit wieder abberufen, wandte er sich unter P. Gabriel Knogler in Ingolstadt ganz dem Studium der Mathematik und Physik zu. 1801 wurde er Professor für Moral, Physik und angewandte Mathematik am Lyzeum Freising. Nach dessen Aufhebung im Jahre 1803 wanderte Siber an das Lyzeum Passau, an dem er bis 1808 Vorlesungen in Höherer Mathematik und auch in landwirtschaftlichen Disziplinen zu übernehmen hatte. 1810 erhielt er einen Ruf an das Lyzeum München. 1826 begann seine Lehrtätigkeit an der Münchener Universität. Zweimal (1834/35 und 1839/40) war er deren Rektor, zweimal lehnte er dieses Amt ab. Er war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (seit 1821) und der Societas physico-medica Erlangensis. Als letzter Professe des alten Klosters Scheyern ging Thaddäus Siber am 30.3.1854 in München in die Ewigkeit.

53) Hanser Laurentius, Scheyern einst und jetzt, I. Scheyern 1927, 103.

einmal angegeben werden konnte, wo im Lande das erste der geplanten Klöster seine Pforten öffnen sollte, ferner niemand zu sagen wußte, welche wirtschaftliche Sicherungen gegeben werden konnten, um ein wahrhaft benediktinisches Ora et Labora zu erlauben.

Lang nicht alle, die sich außerstande sahen, dem Ruf des bayerischen Königs zu folgen, verweigerten grundsätzlich ihre Rückkehr ins klösterliche Leben. Im Gegenteil, nicht nur einer hätte seine Tage fürs Leben gern von neuem in der Gemeinschaft von Mitbrüdern verbracht, wenn, ja wenn *seine* Abtei, aus der er vertrieben worden war, wiederum und zwar am liebsten so wie sie einmal gewesen, neu erstanden wäre. Der und jener wünschte dort, wo er in jungen Jahren sein Glück und seine Seligkeit gefunden hatte, nun als alt gewordener Benediktiner die letzten Lebensjahre zuzubringen.

Solche Wünsche schimmern durch die Antworten der Andechser Patres Maurus Schöfmann[54], Ulrich von Tein[55] und Michael Niclas[56] ebenso wie sie klar und deutlich bei dem greisen P. Gregor Gimpel[57] von Wessobrunn ausgedrückt erscheinen, wenn dieser schreibt: „Wenn ich die Wiederherstellung meines Klosters noch erleben könnte, wo ich vor 49 Jahren Profeß abgelegt und auf die stabilitas loci geschworen habe, ginge ich mit Freuden hinein, obschon ich nirgends mehr zu gebrauchen bin."[58] Und der bejahrte P. Edmund Dorfner[59] aus Reichenbach bekennt: „Bei der Kunde (daß wieder Klöster ins Leben treten sollen) hüpfte mir das Herz im Leib und ich rief voll lebhaftem Dankgefühl: Gebenedeit sei der Herr – – aber, wenn es doch Reichenbach wäre!"[60]

Der betagte Abt Maximilian Prechtl[61] von Michelfeld meint voll des Lobes für König Ludwig und recht bescheiden: „Innigst gerührt vernehme ich die frohe

---

54) Maurus Schöfmann, geb. 3.9.1772 zu Benediktbeuern, Profeß am 13.10.1793, Priester am 22.5.1796, erhielt 1806 die Pfarrei Perchting (Lkr. Starnberg) und starb 1853 als Kommorant in Landsberg a. L.

55) Ulrich von Tein, geb. 26.8.1773 zu Neuburg a. D., Profeß am 26.10.1794, Priester am 25.6.1797, war Missionär im Pongau, bevor er Pfarrer in Zehl bei Cham/Opf. wurde und am 4.9.1852 in Untergünzburg/Schw. verstarb.

56) Michael Niclas, geb. 17.9.1773 in Rottbach bei Bad Tölz, Profeß am 26.10.1794, Priester am 25.6.1797 starb als Pfarrer von Arnbach bei Dachau am 14.3.1835.

57) Gregor Gimpel, geb. 16.1.1755 in Moosburg, Profeß am 28.10.1777, wurde am 10.10.1779 zum Priester geweiht. Von 1795 bis 1816 war er Superior zu Schwarzach im Pongau. Am 18.10.1831 ist er in Freising verstorben.

58) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 67.

59) Edmund Dorfner, geb. 26.10.1761 in Eschenbach (Opf.), legte am 27.12.1781 Profeß ab und wurde am 12.11.1785 Priester. Er war Pfarrer in Illschwang (Lkr. Amberg) und von 1816 bis 1830 Wallfahrtspriester auf dem Maria-Hilfs-Berg in Amberg. Darauf Beichtvater im Dominikanerinnenkloster Hl. Kreuz zu Regensburg. Er fügte in Treue zu seinem Orden seinem Namen stets das OSB hinzu. Am 5.9.1837 endete in Regensburg sein Leben.

60) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 59.

61) Abt Maximilian Prechtl, geb. 20.8.1757 zu Hahnbach, Lkr. Amberg-Sulzbach als Sohn eines Fleischhackers, besuchte das Gymnasium Amberg und wollte Jesuit werden, was die Aufhebung der Gesellschaft Jesu verhinderte. Den Studenten und

Kunde und mit wärmsten Ehrfurcht- und Dankgefühlen erkenne ich so eine allerhöchste Gnade, wodurch Seine Majestät ein ewiges Denkmal der landesväterlichen Gnade und Weisheit stiften. Obschon meine Alters- und Gesundheitsumstände mich dem Tode nahe gerückt haben und mir nun im 70. Lebensjahr keinen langen Wirkungskreis mehr hoffen lassen, erkläre ich doch, wenn mein ehemaliges Kloster wiederhergestellt und mit einer Dotation ausgestattet wird, welche zum Unterhalt einer religiösen Kommunität und zur Erreichung des erwähnten Zweckes genügt, daß ich dann der erste sein will, welcher in mein liebes Kloster Michelfeld zurückkehrt. Wünschenswert wäre es mir, wenn ich dort sterben und meinen bedeutenden Büchervorrat nebst meinen anderen Ersparnissen vor dem Tode dahin bringen und dahin vermachen könnte. Allein in ein anderes Kloster außer Michelfeld will und kann ich bei meinen dermaligen Alters- und Gesundheitsverhältnissen nicht mehr gehen."[62]

Etwas rüstiger als Abt Maximilian von Michelfeld fühlte sich P. Amand Hökker[63] von Oberaltaich. Er antwortete: „Seit der Aufhebung dachte ich mit Dankbarkeit und mit Schmerz an mein Kloster und seine vortreffliche Verfassung zurück. Stets wünschte ich sein Erstehen und sammelte Bücher und Kunstgegenstände, weniger für mich als für eine Kommunität. Keine größere Freude konnte mir werden als die Kunde, daß wieder Klöster entstehen für Zwecke der Wissenschaft und Seelsorge, welchen mein Stift mit seinen Pfarreien und Professuren

---

den späteren Regensburger Bischhof Michael Wittmann, sowie den künftigen Abt Rupert Kornmann von Prüfening verbanden frühe freundschaftliche Beziehungen. Am 25.11.1776 legte Prechtl Profeß ab, am 22.9.1781 erhielt er die Priesterweihe. Für drei Jahre war er sodann Kaplan an dem adeligen Benediktinerinnenstift Nonnberg und zur theologischen Weiterbildunng an der Universität Salzburg. Wieder in Michelfeld, hatte er als „Hausprofessor" zuerst Dogmatik, später Kirchenrecht zu dozieren, um nach acht Jahren „Herumbalgen mit der Theologie und dem geistlichen Recht" Bibliothekar zu werden. 1794 kam er als Lehrer an das Gymnasium in Amberg, 1798 wurde er Professor der Dogmatik und der Moraltheologie am dortigen Lyzeum. Am 4.1.1800 wählten ihn seine Mitbrüder einstimmig zum Abt. Als solcher wäre er ein großes Glück für Michelfeld gewesen, hätte die Säkularisation von 1803 das nicht unmöglich gemacht. Aus seinem Kloster vertrieben, zog sich Abt Maximilian nach Vilseck zurück. 1812 siedelte er nach Amberg über. Hier wie dort war er mit historischen Studien und Arbeiten befaßt. Besonderes Anliegen war ihm die Wiedervereinigung der im Glauben getrennten Christen. 1821 lehnte er es ab, Weihbischof und Dompropst von Passau zu werden. 1827 mußte er es sich aus Gesundheitsrücksichten versagen, für ein paar Jahre die Leitung des ersten von König Ludwig wieder errichteten Klosters zu übernehmen. Am 12.6.1832 ist Abt Prechtl in Amberg heimgegangen.

62) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 55 f.

63) Amand Höcker, geb. 9.9.1764 zu München, legte am 20.11.1785 Profeß ab und wurde am 20.9.1788 zum Priester geweiht. Von 1798 bis 1801 war er Professor in Freising, darauf Bibliothekar in Oberaltaich. Nach der Säkularisation kehrte er nach München zurück. Er war Historiker. Sein handschriftlicher Nachlaß, darunter ein Chronicon Oberaltahense in deutsch befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek zu München. Am 12.12.1836 ist der um seinen Orden in Bayern hochverdiente P. Amand in der bayerischen Landeshauptstadt verschieden.

von jeher entsprochen hat. Den Vertrag, den ich in meiner Profeß 1785 mit dem Kloster unter Garantie des Staates und der Kirche geschlossen, haben höhere Gewalten aufgelöst und zernichtet; ich bin darum nicht abgeneigt einen neuen Vertrag einzugehen. Freilich lebe ich nun mein 63. Jahr; wenn ich auch nicht zum abgelebten nutzlosen Greis geworden bin, so hat manche heftige Gemütsbewegung (doch) mir viele Kraft genommen. Fast lebenslang studiere ich fast alle Unterrichtsfächer und seit 1815 gebe ich mich auch mit Erziehung ab. So glaube ich noch hinlänglich Kraft zu besitzen, die Arbeit eines Bibliothekars (der seine Bücher selbst mitbringt) und die Leitung des Unterrichts und der Erziehung zum Besten einer Kommunität übernehmen zu können."[64]

Köstlich äußert sich Philipp Fegelein[65] vom Stift Neustadt am Main: „Ich habe 83½ Jahre durchgelebt, meine fünf Sinne sind abgestumpft, die Seelenkräfte bereits entschwunden ... Sollte aber das neue Institut einem unbrauchbaren Mann den Eintritt gewähren, etwa um das Kostgeld ..., dann werde ich mich als 84jähriger Rekrut mit meiner ganzen Equipage einfinden, um meine noch wenigen Lebensstunden in der Klosterstille zu beschließen."[66]

Zuletzt sei noch die Rückäußerung des tüchtigen Historikers Placidus Braun[67] aus dem Reichsstift St. Ulrich und Afra in Augsburg auf die Aufforderung König Ludwigs zum Wiedereintritt in ein Kloster angeführt. Auch er freut sich über die Absicht des Monarchen Benediktinerklöster wiederherzustellen, auch er wünscht sich in sein eigenes Kloster zurück und in kein anderes. Immer noch ganz Ordensmann, versichert er von Herzen „wenn ich je als ein Mann von 71 Jahren noch etwas leisten soll können, keine Mühe, keine Arbeit und keine Last zu scheuen, und meine noch wenigen Lebenstage zu opfern." Freilich erwartet Placidus Braun von König Ludwig, daß die von ihm geplanten Abteien „hinlänglich fundiert, von allem äußeren Einfluß auf innerliche Verfassung, Auf-

---

64) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 57.

65) Philipp Fegelein, geb. 1743 zu Würzburg, trat am 21.3.1761 in Neustadt ein und war von 1788 bis 1810 Pfarrer in Retzbach am Main. Hochbetagt, half er in Würzburg noch in der Seelsorge aus. Am 18.9.1829 ist er verstorben.

66) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 56 f.

67) Placidus Braun, geb. 11.2.1756 in Peiting bei Schongau am Lech, besuchte das Gymnasium und Lyzeum in Augsburg, trat in St. Ulrich und Afra ein und legte am 19.5.1776 Profeß ab. Am 18.9.1779 wurde er zum Priester geweiht. Als Bibliothekar und Archivar seines Klosters bis zur Säkularisation und als Exbenediktiner erwarb er sich die größten Verdienste um die Erforschung der Augsburger Diözesangeschichte und um die des Reichsstiftes St. Ulrich und Afra in dieser Stadt. 1808 wurde er ordentliches auswärtiges Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Alle Versuche, ihn zum Umzug nach München zu bewegen, blieben zwecklos. Zuerst hauste er weiter in St. Ulrich und als das für ihn unmöglich geworden war, bezog er eine Wohnung nah bei dem ehemaligen Stift. Neben seiner unermüdlichen wissenschaftlichen Tätigkeit half er bereitwillig in der Seelsorge, wie und wo er konnte. 1829 feierte er still sein Goldenes Priesterjubiläum. Kurz darauf starb er am 23.10.1829 in Augsburg. Sein letzter Wunsch war, in der Kukulle des Benediktiners bestattet zu werden und zu sein.

nahme, Profession, Wahl der Oberen, Studium und Lehrart vollkommen unabhängig sind, weil nur so die neuen Individuen zum Besten der Religion, der Erziehung und des Staates wieder wirksam und heilbringend sein können."[68] Bei den staatskirchlichen Vorstellungen König Ludwigs und bei den zu seiner Zeit üblichen Verfahrensweisen in der Staatsverwaltung waren diese Gedanken naheliegend. Sie auszusprechen, schien Placidus Braun mit Recht sehr angebracht.

Wenn von 293 ehemaligen Benediktinern in Bayern nur mehr ganze elf sich für einen Wiedereintritt in ein Kloster ohne Vorbedingungen ausgesprochen haben, so scheint das auf den ersten Blick beschämend und kläglich zu sein und wenig monastische Treue zu bezeugen. Der bayerische König war zu tiefst von dem Ergebnis seiner Umfrage enttäuscht. Er, der für sich die „Beharrlichkeit" zu dem einen Prinzip seiner Handlungsweise gemacht hatte, konnte es wohl nicht begreifen, daß Ordensleute so allgemein auf ihre einmal für ein ganzes Leben lang feierlich abgelegten Gelübde der Beharrlichkeit vergessen könnten. Und doch war die fast einhellige Verweigerung der Rückkehr der bayerischen Exbenediktiner in ein von König Ludwig geplantes Kloster ein Glück für dessen Beginn, ja proventiell für dessen Zukunft.

Angenommen, es wäre zur Errichtung einer Abtei mit etwa einem Dutzend früherer Benediktiner gekommen, so hätte schon der Ort und die Umwelt der neuen Stiftung für jeden völlig Neues und Ungewohntes gebracht. Wäre dann der eine in den bayerischen Bergen, der andere im Gäuboden an der Donau, der nächste im unteren Frankenland oder auch im schwäbischen Ries beheimatet und bisher tätig gewesen, so hätten die landsmannschaftlichen Verschiedenheiten sicherlich nicht von vorneherein gemeinschaftsfördernd sich ausgewirkt. Auch die unterschiedlichen Eigenheiten und Gebräuche der ehemaligen Abteien, aus denen die Exbenediktiner stammten, hätten unter Umständen Anlaß zur Uneinigkeit und Zwietracht werden können.

Vor allem aber gilt es zu bedenken, daß das Lebensjahr der neuen alten Benediktiner einem ersprießlichen Zusammenleben je nachdem im Wege stehen mochte. Jeder von ihnen war in der langen Zeit nach seinem früheren Ordensleben für sich allein gestellt und auf sich selber angewiesen gewesen. Der eine hatte diese, der andere jene ihm vielleicht sehr liebe Gewohnheit angenommen. War der eine ein passionierter Frühaufsteher, so der zweite ein verschworener Schläfer in den Tag hinein. Es gab Raucher unter ihnen und solche, die einem Gläschen Wein keinen Widerstand entgegensetzten. Sie alle unter einen Hut zu bringen fiel bei ihrem Mannesalter und bei ihren vorgerückten Lebensjahren gewiß nicht leicht, besonders, wenn sie, schon etwas kränklich, Dispensen nötig hatten und Rücksichten der Klosterküche in Speise und Trank in Anspruch nehmen mußten.

Das Allerwichtigste bei einer Klostergründung aber ist stets ein jugendlicher Optimismus. Klösterliche Anfänge bringen immer vorhersehbare doch auch unvorhergesehene Schwierigkeiten mit sich. Sie zu bestehen und zu überwinden

68) Sattler Placidus, Die Wiederherstellung..., a.a.O., 49 f.

bedarf es oft weniger einer reichen Erfahrung als spontaner Entschlossenheit und Mut zum Risiko. Alte Leute gehen lieber auf Sicherheit und tun sich in der Anpassung an plötzliche Erfordernisse schwer, sicher schwerer als noch unerfahrene Neulinge im Leben. Das gilt für alle Zeiten der Geschichte. Das war nicht anders bei dem Bemühen, benediktinisches Ordensleben in Bayern wiederum zu wecken. Nicht die Benediktiner von anno dazumal, so tüchtig sie auch immer waren, führten die Stiftungen König Ludwigs zum Gelingen, sondern junge ideal gesinnte Leute aus dem Kreise eines Bischofs Johann Michael Sailer, aus der Schule des frommen Dompfarrers Georg Michael Wittmann[69] in Regensburg und aus den stillen Tälern des bayerischen Allgäu. – –

Das Schottenstift St. Jakob in Regensburg war die einzige Benediktinerabtei in ganz Deutschland, die der Säkularisation zu Beginn des 19. Jhs. nicht zum Opfer fiel. Doch schienen auch ihre Tage gezählt zu sein. Denn der tüchtige und gelehrte Abt Benedikt Arbuthnot[70] hatte zwar durch einen klugen Schachzug sein Haus vor der Aufhebung gerettet, doch war es von Dalberg[71] als dem Herrn

---

69) Georg Michael Wittmann, geb. 23.1.1760 in Finkenhammer bei Pleystein (Opf.) besuchte das Gymnasium und Lyzeum Amberg und bezog 1778 die Universität Heidelberg, wo er zum Dr. phil. promovierte. 1782 zum Priester geweiht, wurde er 1788 Subregens des Klerikalseminars in Regensburg, dessen Regens, 1804 Dompfarrer, 1821 Domkapitular, 1829 Dompropst und Weihbischof von Regensburg. Am 25.7.1832 erhielt er als Nachfolger J.M. Sailer's die Ernennung zum Diözesanbischof. Vor seiner Bestätigung durch den Papst starb er am 8.3.1833 in seiner Bischofsstadt. Er gehört in seiner langjährigen, von tiefer Frömmigkeit erfüllter Tätigkeit am Regensburger Priesterseminar zu den verdientesten Wegbereitern der kirchlichen und religiösen Erneuerung nach den Zeiten der Aufklärung und der Säkularisation in Bayern. Durch seinen Schüler, den Benediktiner Erzabt Bonifaz Wimmer von St. Vincent, Pater in den USA, der in diesem Lande vier Jahrzehnte hindurch sich um den Priesternachwuchs bekümmerte, wirkte der Geist Gg. M. Wittmann's auch in die Neue Welt hinein.

70) Abt Benedikt Arbuthnot, geb. 5.3.1737 zu Rora bei Peter-Heard, nördlich von Aberdeen in Schottland als Sproß einer altadeligen Familie, kam mit elf Jahren in das Schottenstift St. Jakob nach Regensburg. Am 21.11.1756 nahm er das Ordenskleid. Er wurde Leiter des Klosterseminars St. Jakob und Lehrer für Mathematik und Philosophie an diesem Institut. Am 4.6.1776 wählten ihn seine Mitbrüder zum Abt. In den Jahren der Säkularisation verstand er es durch seine Gewandtheit im Verhandeln, St. Jakob vor der Aufhebung zu bewahren. An mathematischen und astronomischen Studien und Arbeiten stark interessiert, stand er mit verschiedenen gelehrten Gesellschaften Deutschlands in Gedankenaustausch. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften zählte ihn seit 1771 zu ihren Mitgliedern. Am 20.4.1820 ist Abt Benedikt Arbuthnot in Regensburg verstorben.

71) Karl Theodor Freiherr von Dalberg, geb. 8.2.1744 in Herrnsheim bei Worms, wurde 1799 Fürstbischof von Konstanz, 1802 dazu Erzbischof von Mainz und infolge des Reichdeputationshauptschlusses von 1803 im Jahre 1805 Erzbischof von Regensburg, dem auch die früheren Kirchenprovinzen Köln, Trier und Mainz unterstanden. Nach dem Sturz Napoleons aller weltlichen Macht als Kurfürst und Erzkanzler verlustig, lebte Dalberg nur mehr seinem geistlichen Amt. Er starb am 10.2.1817 in Regensburg.

von Regensburg durch ein Verbot, Novizen aufzunehmen, zum Aussterben verurteilt worden.[72] Als Abt Arbuthnot am 20. April 1820 im Alter von 83 Jahren das Zeitliche gesegnet hatte, waren die nur mehr wenigen Patres von St. Jakob nicht mehr in der Lage, einen Nachfolger für ihn zu wählen. Nicht wissend, wie es mit ihrem Kloster weitergehen solle, wandte sich – Abt Arbuthnot lag noch auf der Totenbahre – der Senior der Abtei, P. Gallus Robertson[73], an Kronprinz Ludwig um wirkungsvolle Hilfe. Mit dem Hinweis auf dessen frühere Zusicherung bat er den Thronfolger, alle Versuche zur Auflösung von St. Jakob zu verhindern, die Wahl eines neuen Abtes zu ermöglichen und die Genehmigung zur Aufnahme weiterer Seminaristen aus Schottland bei der bayerischen Regierung durchzusetzen.[74] Kronprinz Ludwig ließ sich nicht zweimal bitten. Sofort schrieb er von Würzburg aus an den Innenminister Graf Thürheim, der im Regensburger Schottenkloster die Rudimente seiner höheren Bildung mitbekommen hatte:[75]

„Mein Herr Graf! Die Mitglieder des Schottenklosters in Regensburg kündigen mir durch ihren Kapitular Robertson in der Anlage den Tod ihres Prälaten an, und bitten mich um meine Fürsprache um ihren künftigen Fortbestand. Als ich bereits früher mit Ihnen, Herr Graf, hierüber gesprochen, äußerten Sie günstige Gesinnungen: es ist nun der Augenblick gekommen, wo diese in Wirksamkeit treten können. Unser Concordat bestimmt die Errichtung einiger Klöster, um so mehr können daher solche erhalten werden, welche bereits bestehen, und mit der gehörigen Einrichtung dem Staat nützlich gemacht werden können, Indem ich

---

72) Hammermayer Ludwig, Katholikenemanzipation in Großbritannien und die Erneuerung von Abtei und Seminar der Schotten in Regensburg (1826/29), Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, 28, München 1965, 400. Ders., Das Regensburger Schottenkloster des 19. Jahrhunderts im Spannungsfeld zwischen Großbritannien, Bayern und Rom. Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 5, Regensburg 1971, 281.

73) Gallus Robertson, geb. 1758 vermutlich in Aberdeenshire, weilte zunächst im Schottenkolleg in Douai und kam nach 1773 in das Schottenseminar nach Regensburg, wo er 1778 Profeß ablegte. Ab 1787 befand er sich als Missionär in Schottland. Dort entfaltete er eine bewunderswert vielseitige seelsorgliche Tätigkeit. Er besorgte die Herausgabe von Gebets- und Erbauungsbüchern, machte sich um die Kirchenmusik verdient und suchte nach Mitteln und Wegen, um auch dem katholischen Volk seiner Heimat moderne pädagogische Vorstellungen verständlich werden zu lassen. 1800 brachte er wie schon 1788 künftige Seminaristen aus Schottland nach Regensburg. Nach Reisen im Dienste der Britischen Geheimdiplomatie und rastlosen Bemühungen zu Gunsten des Pariser Schottenkollegs kam er im Herbst 1815 nach Regensburg zurück, um hier ein Institut für blinde Jugendliche zu gründen, das zunächst die Unterstützung des Kronprinzen Ludwig, des Erzbischofs Dalberg, des Fürsten Thurn und Taxis und anderer fand, doch nach zwei Jahren wieder aufgegeben wurde. P. Gallus war ein außerordentlich wendiger, höchst genialer, doch unsteter Mann, voll guten Willens, aber nicht frei von Eigensinn und Eitelkeit. Er verstarb einige Tage nach seinem Abt am 5. Mai des Jahres 1820.

74) Gallus Robertson an Kronprinz Ludwig, Regensburg 21. 4. 1820, abgedruckt bei Hammermayer Ludwig, Katholikenemanzipation..., a.a.O., 440.

75) Hammermayer Ludwig, Das Regensburger Schottenkloster..., a.a.O., 286.

Ihnen, Mein Herr Graf, diesen Gegenstand empfehle, habe ich das Vergnügen Sie jener vielen Wertschätzung zu versichern, mit welcher ich dem Herrn Grafen wohlgewogen verbleibe

Würzb. 25. April 1820 Ludwig Kronprinz[76]"

Minister Thürheim antwortete recht bald. Er versicherte Kronprinz Ludwig, daß er „ohne allen Zeitverlust" mit dem Finanzminister beim bayerischen König „die erforderlichen Bestimmungen in Antrag bringen" wolle und hoffe, mit diesem Bescheid den ihm „ausgedrückten Intentionen... im Wesentlichen vollkommen zu entsprechen." Am 10. Juli 1820 erging ein königliches Reskript, in dem Max I. Joseph die Erhaltung von St. Jakob und seines Seminars genehmigte. Prior Benedikt Deasson als Oberen bestätigte, das Stift aber zusätzlich zur Aufnahme „einiger bedürftiger inländischer fähiger Studierender" verpflichtete.

Dieses königliche Reskript gewährte vieles, doch noch lange nicht alles, was für das Schottenstift in Regensburg früher einmal eine Selbstverständlichkeit gewesen war, was ihm vor allem zur Sicherung der Existenz für dauernd zugestanden werden mußte. Doch staatliche Behörden und ihre gescheitesten Juristen verstehen oft recht wenig von den Bedürfnissen eines Klosters und haben meist keine Ahnung von den einfachsten Voraussetzungen für ein Leben fern der Welt.

---

76) Ders., Katholikenemanzipation..., a.a.O., 441.

Beiträge zur Geschichte der Gründung der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg durch König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1835

Von Theodor Rolle – Augsburg

Verzeichnis der Abkürzungen

ASV	Archivio Segreto Vaticano, 1835, Gregorius XVI Maii, Pars I, Sec Breve 4892
BAA	Archiv des Bistums Augsburg
BZAR	Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg
GHA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv – Geheimes Hausarchiv – Nachlaß Ludwigs I.
HStA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv München
KAStSt	Klosterarchiv St. Stephan Augsburg
KMBO	Registratur des Kultusministeriums, Benediktinerorden in genere Vol III/IV, von Sattler ausgewertet, heute nicht mehr vorhandener Archivbestand des Hauptstaatsarchivs München.
KMLS	Registratur des Kultusministeriums, 11 d lateinisches Schulwesen in Augsburg, im übrigen wie KMBO
KMStSt	Registratur des Kultusministeriums Abtei St. Stephan, im übrigen wie KMBO
KrAM	Bayerisches Hauptstaatsarchiv – Kriegsarchiv – München
ÖStA	Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien. ÖStA/HK2 = Archivbestand: „Staatskanzlei, Bayern/Hofkorrespondenz, Karton 2 Konvolut 1830–43: Ludwig I. an Franz I. und Ferdinand I. ÖStA/HK3 = Archivbestand: Staatskanzlei Bayern/ Hofkorrespondenz, Karton 3 Konvolut: Kaiser an bayr. König ÖStA/PB = Archivbestand: Staatskanzlei Bayern 157 Konvolut Politische Berichte 1835 ÖStA/KA = Archivbestand: Kabinettsarchiv Karton 78 ÖStA/KAP = Archivbestand: Kabinettsarchiv Protokoll Band 24 ÖStA/STB = Archivbestand: Staatskanzlei Bayern 165 (alt 211)
Sattler	Numerierte Materialsammlung von P. Placidus Sattler im Klosterarchiv St.Stephan in Augsburg. Hinweise in Klammer beziehen sich auf die nicht nachkontrollierten und zumeist nicht nachkontrollierbaren Angaben P. Sattlers
StAA	Stadtarchiv Augsburg

(Bemerkung: Quellen werden regelmäßig in heutiger Schreibweise und Interpunktion zitiert)

Vorwort

Wie P. Dr. Egino Weidenhiller bereits in der Festschrift „Ad sanctum Stephanum" 1969 S. 308 feststellte, sind die Quellen der Gründung der Abtei St. Stephan heute sehr schwer zu erforschen. Der Krieg hat wertvolles Archivgut unwiederbringlich vernichtet: im Klosterarchiv St. Stephan, im Hauptstaatsarchiv München und im Archiv der Diözese Augsburg. So bleiben bei dem Versuch, die Gründung der Abtei St. Stephan darzustellen, schmerzliche Lücken. Dem entspricht es, daß im nachfolgenden nur eine lose Themenfolge geboten wird, wie sie sich eben aus dem mir zugänglichen Material ergab. Gewisse inhaltliche Überschneidungen wurden dabei in Kauf genommen.

Wenn es mir gleichwohl möglich war, die Anfänge der Abtei St. Stephan anläßlich der 150. Wiederkehr ihrer Gründung zumindest teilweise aufzuhellen, so ist dies zunächst einem glücklichen Umstand zu verdanken: P. Placidus Sattler, der verdiente Verfasser der 1931 als Ergänzungsheft 7 der „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige" herausgekommenen qualifizierten Darstellung: „Die Wiederherstellung des Benediktinerordens durch König Ludwig I.", die sich im wesentlichen mit der Gründung des Klosters Metten befaßt, plante einen Band II, bezogen auf die Gründung von St. Stephan in Augsburg. Dazu sammelte er Material und legte für seine Exzerpte einen Zettelkasten an. Seine Notizen sind in Gabelsberger Stenographie aufgeschrieben und werden im Klosterarchiv St. Stephan verwahrt. Dr. P. Theodor Mayr, der langjährige Konrektor von St. Stephan, hat sich im hohen Alter der Mühe unterworfen, das Sattlersche Material, da und dort kürzend und zusammenfassend, in Kurrentschrift zu übertragen. Auch in dieser eingeschränkten Fassung ist es von außerordentlichem dokumentarischem Wert, weil die Materialsammlung vorwiegend aus Quellen schöpft, die zu Verlust gegangen sind.

Zusätzlich konnte ich auf gedruckte Quellen und auf Archivbestände zurückgreifen, darunter solchen, die Sattler und den Autoren, die sich bisher mit der Geschichte von St. Stephan befaßt haben, nicht zugänglich waren, bzw. von ihnen nicht ausgewertet wurden. Daß ich auch Forschungen und Darstellungen früherer Autoren verpflichtet bin, versteht sich von selbst. Auf die beiden Festschriften zu den Jubiläen von St. Stephan von 1928 und 1969 sei hier ebenso pauschal verwiesen, wie auf die einschlägigen Aufsätze in den „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens" und der „Germania Benedictina", die von der historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie herausgebracht werden, ferner auf die Arbeiten von Zuber (Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein) und Hacker (Bayern und der Heilige Stuhl). Die vorliegende Aufsatzfolge – mehr kann und will die Arbeit nicht sein – hätte ich nicht abfassen können, wäre mir nicht bereitwilligst Hilfe, Unterstützung und fachlicher Rat zuteil geworden. Abt, Schulleiter, Bibliothekar und Archivar von St. Stephan halfen mir, wo immer sie konnten. Frau Oberlehrerin R. Weidenhiller hat sich der mühevollen Arbeit unterzogen, das auf Band diktierte Manuskript ins reine zu schreiben.

Besonders dankbar bin ich dem Haus Wittelsbach, das die Genehmigung erteilte, den Nachlaß König Ludwigs I. im Geheimen Hausarchiv und Auszüge aus den Tagebüchern des Königs auszuwerten.

Für Hilfe mit Rat und Tat bin ich zu besonderen Dank verbunden den Leitern und den Mitarbeitern des Hauptstaatsarchivs München, des Geheimen Hausarchivs München, der Generaldirektion der Staatlichen Bibliotheken München, der Staatlichen Münzsammlung München, des Geheimen Vatikanischen Archivs, des Österreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, des Stadtarchivs Augsburg, des Archivs des Bistums Augsburg, des Bischöflichen Zentralarchivs Regensburg, der Fürstlich Oettingen-Wallersteinschen Sammlungen Harburg, des Staatsarchivs Neuburg, des Kriegarchivs München, der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, des Instituts für Bayerische Geschichte München, dem Bezirksheimatpfleger Schwaben sowie meiner früheren Dienststelle, dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus. Da sich die Thematik, wie das zu geschehen pflegt, unter der Hand ausgeweitet hat, wäre ich mit ihr ohne großzügiges Entgegenkommen dieser Persönlichkeiten und Stellen nicht zu Rande gekommen. Ohnedies wird der Kundige manchen Fehler und manchen Mangel entdecken, wofür ich um Entschuldigung bitte.

Mir hat die Arbeit Freude gemacht; sie war gleichsam eine Entdeckungsreise in ein neues und dann doch wieder vertrautes Land, insofern ich immer wieder darauf gestoßen bin, daß es in Schule und Verwaltung Strukturen gibt, die bei allem Wandel der Verhältnisse sich immer wieder von neuem einstellen.

Die nachfolgende Abhandlung ist für die Hauszeitschrift der Abtei St. Stephan „Stephania" und damit für die große Gemeinde der Alt- und Jungstephaner zum 150. Gründungsjubiläum der Abtei geschrieben worden und auf diesen Leserkreis hin abgefaßt. Da sie aber doch auch manches neue, bislang unbekannte Material über die Wiedererrichtung des Benediktinerordens unter König Ludwig I. von Bayern enthält, habe ich gerne dem Gedanken zugestimmt, daß sie auch von den „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige" übernommen wird, zumal das Jahr 1986, das Gedenkjahr des 200. Geburtstags des Bayernkönigs, Anlaß bietet, des königlichen Stifters und Protektors des Benediktinerordens zu gedenken.

Theodor Rolle

I.

Die Konstituierung der neuen Abtei am 5. November 1835

„O allergnädigster, tiefgeliebter Herr! Dieser Tag ist gelungen. Es war ein Triumph wie noch keiner ..."
Minister des Inneren von Oettingen-Wallerstein am 5. November 1835 an König Ludwig I.[1]

Im Rahmen eines kirchlichen und staatlichen Festaktes wurde die Abtei St. Stephan in Augsburg, die erste nach der Säkularisation in Bayern errichtete, am 5. November 1835 feierlich installiert. Aus München war als „allerhöchst (d. h. durch den König) abgeordneter königlicher Kommissär" der Staatsminister des Innern Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein (im folgenden: Wallerstein) gekommen und im Bischofspalais abgestiegen. Mitgebracht hatte er die beiden für Kirchen- und Schulfragen zuständigen Referenten des Obersten Kirchen- und Schulrats in seinem Ministerium, den Oberkirchenrat Domkapitular Deutinger und den Oberstudienrat Mehrlein.

Das Fest nahm, wie das gedruckte Programm es vorgesehen hatte, um 9 Uhr mit einem feierlichen Gottesdienst in der St. Stephanskirche seinen Anfang. Alles, was in Augsburg Rang und Namen hatte, der Regierungspräsident mit seinen Beamten, die beiden Bürgermeister, das Domkapitel, die katholischen Mitglieder des Magistrats und die katholischen Gemeindebevollmächtigten sowie die Stadtpfarrer der katholischen Stadtpfarreien nahmen am Gottesdienst teil. Am Kirchenportal empfängt Abt Barnabas Huber (im folgenden Abt Huber) den Bischof und den Minister, „höchstwelche durch die enge Reihe der zu beiden Seiten stehenden Herren Konventualen in Chorkleidung unter Vorantragung des Kapitelkreuzes zum Altar ziehen".[2] Die Kirche ist festlich geschmückt, auf dem Altar ist ein Bild des heiligen Ordensgründers Benedikt aufgestellt. Im Chor angelangt, nimmt der Bischof, assistiert von zwei Domkapitularen, unter einem Thronhimmel Platz, der infulierte Abt stimmt das „Veni sancte spiritus" an, er zelebriert auch das Hochamt. Nach dem Evangelium verliest ein Domkapitular das päpstliche Breve vom 19. Mai 1835 (s. unten Abschnitt VII). Dann versprechen Prior und Konvent erst dem Bischof Subjektion und Reverenz und leisten dann dem Abt das Homagium. Auf die Gehorsamsleistung des Konvents folgt die Einkleidung der ersten 5 Novizen, und der Bischof beschließt die Zeremonie mit einer kurzen Ansprache in fließendem Latein.[3] Er ermahnt die Mönche, jeden für sich und alle zusammen, dem Abte, als vom Papst bestätigt und von ihm, dem Bischof, geweiht, als Vater und Hirten Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen, vor allem (imprimis) aber legt er ihnen ans Herz, „juxta piam serenissimi regis nostri

1) GHA 47/4/19, 5. 11. 35.
2) Intelligenz-Blatt 1835, Beilage Nr. 132, S. 643.
3) Sattler 416 (KAStSt).

Ludovici intentionem" für Bildung und religiöse Erziehung der Jugend besorgt zu sein, „quod deus concedat vobis per gratiam suam". Das Hochamt schließt mit einem feierlichen Tedeum unter dem Geläute der Glocken.

Nach dem Gottesdienst verfügten sich, um in der Sprache der Zeit zu bleiben, sämtliche hohen und höchsten Honoratioren durch den Kreuzgang in den großen Bibliothekssaal des für Ordenszwecke umgebauten und neurestaurierten ehemaligen Damenstiftsgebäudes, wo sich Prior und Konvent inzwischen bereits eingefunden hatten. Zu ihnen waren mittlerweile, was in der Berichterstattung allenthalben nachdrücklich festgehalten wurde, auch die Vertreter des evangelischen Teils der Bürgerschaft, Magistratspersonen und Gemeindebevollmächtigte (enspricht den heutigen Stadträten) gestoßen sowie als Vertreter der protestantischen Geistlichkeit der Dekan nebst einem Ausschuß der protestantischen Pfarrgeistlichkeit und der Rektor der protestantischen Studienanstalt bei St. Anna Hofrat Wagner. Die weltliche Installationsfeier eröffnete der Minister. „Selbst Zögling der Benediktiner (man wird diese Aussage etwas relativieren müssen) und von dem kirchlichen Akte tief ergriffen, fühlte der treue gehorsamst Unterzeichnete sich zu jener milden Begeisterung hingerissen, die erwärmt, ohne zu sengen, und angreift, ohne zu verletzen; der Strom der Rede floß so glücklich als frei", so der Minister selbst in seinem Bericht an den König.[1] Die improvisierte Rede[4] geriet dem Minister, wie das zu geschehen pflegt, in die Breite. Er begann damit, daß er den Vorgang, den die Anwesenden miterlebten, als einen historischen Augenblick deklarierte. Es sei für den denkenden Menschen ein ernster Gedanke, an der Wiege einer neuen Schöpfung zu stehen, deren Leben weit über das seine hinausreichen werde, durch welche er zu kommenden Geschlechtern, zu einer unentrollten Zukunft spreche. Wallerstein kam dann auf Artikel VII des Konkordats von 1817/18 als der Rechtsgrundlage zu sprechen und wünschte dem König und dem Lande Glück zu der Wahl, mit dem Vollzug dieses Verfassungsauftrags einen Orden „teutschen Wesens" betraut zu haben, für dessen tiefe wissenschaftliche Bildung und „das unbedingte Fernsein von allen politischen Tendenzen" (eine stets wiederkehrende, gegen die Jesuiten gerichtete Formel) volle 10 Jahrhunderte zeugten. Wallerstein verwies weiter auf die in Bayern herrschende positive Religionsfreiheit, in der jedes christliche Bekenntnis sich entfalten und auf die Erziehung seiner Angehörigen auch den gebührenden Einfluß ausüben könne. Er analysierte schließlich das dem bayerischen Bildungssystem zugrunde liegende, aus einem „ureigensten Gedanken" des regierenden Monarchen hervorgegangene Bildungskonzept, wobei sich – ohne daß der Minister solche Herkunft ansprach – herausstellt, daß Wallerstein ebenso wie sein königlicher Herr auch in pädagogischer Hinsicht von Johann-Michael-Sailerschem Gedankengut zehren.[5] Weder religiöse Ausbildung auf Kosten der Erudition (Erziehung) noch Verstandessteigerung ohne Pflege des Gemüts könne das Erziehungsziel sein, harmonische Entfaltung des ganzen Menschen von Kopf und Herz sei das Gebot

4) Protokoll GHA 47/4/19 mit Vorlage vom 18.11.35.
5) Schwaiger G. 1982 S. 95.

der Stunde, und dies auf der Grundlage wahrer, dem Menschen wesenseigener Religiosität.

Nach einem Überblick über das gesamte bayrische Schulsystem, in dem er auch auf die „technischen Gymnasien" d. h. die 1833 neu ins Leben gerufenen Gewerbschulen, die späteren Real- und Oberrealschulen (= die heutigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasien), zu sprechen kommt, geht der Minister nochmals auf den Benediktinerorden ein.

Er würdigt den Entschluß der versammelten Ordensmänner (20 Patres waren zu zeitweiliger Aushilfe aus 13 verschiedenen österreichischen Stiften, 3 aus Maria Einsiedeln in der Schweiz gekommen, 5 stammten aus Metten, das schon 1830 gegründet worden war). Sie hätten die schöne Heimat verlassen, um in einem fremden Land der schwierigsten aller Aufgaben, der Erziehung nämlich, sich zu widmen, Mit sichtlicher Rührung begrüßte Wallerstein den 80jährigen „Jubelgreis", den Abt Cölestin (von) Königsdorfer des ehemaligen Klosters Heilig Kreuz in Donauwörth (heute: Cassianeum), den einzigen noch lebenden Abt der in der Säkularisation ausgelöschten Benediktinerklöster. Durch seine Anwesenheit empfange der gegenwärtige Abt aus den Händen eines noch lebenden Vorgängers die Tradition der Vergangenheit und den Segen einer 1000jährigen Reihenfolge älterer Brüder. Schließlich bekannte er, der in dem answesenden Abt Königsdorfer seinen Mentor verehre, daß es ihm eine innige Freude bereite, daß der König gerade ihm die Wiedereinführung des Ordens übertragen habe.

Auf diese Rede des Ministers folgte die Vereidigung, in der, der Abt voran, die beiden Prioren von St. Stephan und Ottobeuren folgend, sämtliche Patres und zuletzt auch noch die Novizen mit aufgehobenen Fingern und lauter und vernehmlicher Stimme dem König Treue, dem Gesetze Gehorsam gelobten und Achtung der Staatsverfassung, „so wahr mir Gott helfe und sein Heiliges Evangelium". An die Eidesleistung anschließend, erklärte der Minister im Namen des allerdurchlauchtigsten Königs Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern etc etc, und auf dessen ausdrücklichen Befehl das Benediktinerstift zu St. Stephan in Augsburg in Gemäßheit der zweiten Beilage und dann des zweiten Anhangs zur Verfassungs-Urkunde des Reichs (d. h. des Konkordats) feierlich als konstituiert und überreichte dem Abt eine Schenkungsurkunde über 46 000 Gulden aus dem Privatvermögen des Königs als Stiftungskapital. „Jedermann glaubte", so berichtete Wallerstein noch am selben Tage seinem König[1], „den Akt als nunmehr geschlossen." Aber da trat der Minister mit einer zweiten königlichen Schenkung von 10 000 Gulden und der bereits vollzogenen Verkaufsurkunde des sabbadinischen Hauses (späterer Sitz des Ludwigsinstituts, nach dem Kriege ist auf dem Platz des Gebäudes die Schule erbaut worden) hervor. Niemand, nicht einmal der Bischof (von Riegg) hatte eine Ahnung davon, schreibt der Minister, „der Eindruck auf alle, insbesondere auf Abt und Konvent, war unbeschreiblich".

Nachdem somit das Stift konstituiert war, erfolgte die förmliche Übergabe der bereits seit 1828 bestehenden Studienanstalt St. Stephan: Lateinische Schule – Gymnasium – Lyzeum (= spätere Philosophische Hochschule) und Seminar an die neue Benediktinerabtei.

Es folgten Dankesansprachen des Abtes Barnabas Huber, des Priors P. Ulrich Hartenschneider aus Kremsmünster für die aus Österreich und der Schweiz stammenden Konventualen sowie des neuen Rektors Dr. P. Benedikt Richter. Dieser sah in dem soeben vollzogenen Akte eine Verkündigung an die Welt, daß der öffentliche Unterricht und die öffentliche Erziehung auf religiösem Grunde ruhen müssen, wenn sie gelingen sollen. Er verglich St. Stephan mit einem frisch gepflanzten Baum, der weiterhin des Sonnenscheins, des Schutzes und der Unterstützung bedürftig sei. „Darum bitten wir!"

Nochmals nahm Minister Wallerstein das Wort, um den Dank des Königs an die Stadt Augsburg, vor allem aber an Bischof Ignaz Albert von Riegg auszusprechen. Was die Stadt Augsburg anlangt, so erinnerte er an jene bereits im Jahre 1828, „ohne jeden Impuls von außen" entstandene, „mit Tausenden von Unterschriften" versehene Eingabe (s. u. Abschnitt II); hinsichtlich des Bischofs aber hatte er „in dieser wichtigen Stunde" ein königliches Handschreiben zu verlesen. Sein Werk sei es wesentlich, daß die Äbte der österreichischen und Schweizer Klöster, vom Bischof von der Wichtigkeit des Zwecks aufgeklärt, ihren eigenen, oft dringenden Bedarf dem des neu zu gründenden Klosters in Bayern nachordneten.

Von dem weltlichen Installationsakt wurde in sechsfacher Fertigung ein 36-seitiges Protokoll[4] mit fünf Beilagen gefertigt, von allen Beteiligten unterschrieben, vom Staatsminister beglaubigt und mit dem großen Siegel des Innenministeriums versehen. Das erste Exemplar legt Minister Wallerstein am 18. November 1835 dem Könige vor, „um die Privatakte des erhabenen Gründers zu ergänzen". Ludwig verfügte am 19. November den Vorgang eigenhändig ad acta.

Selbst wenn man die allgemeine Neigung der Zeit, Gefühle nicht zu verbergen, sondern sie herauszustelllen, in Rechnung stellt, und dazu den unverkennbaren Hang von Minister Wallerstein zur Selbstdarstellung, bleibt doch bestehen, daß die beiden Feiern auf die Teilnehmer einen nachhaltigen Eindruck ausübten. Sie hatten die Empfindung, einer historischen Stunde beizuwohnen. So sah es auch die Öffentlichkeit. Über drei Nummern hinweg berichtete die renommierte Allgemeine Zeitung von Cotta, gestützt auf die Aussagen des Protokolls, am 9./10./11. November 1835 von der Konstituierung des Stifts St. Stephan in Augsburg, ihr entspricht im Wortlaut der Bericht in der „Augsburger Postzeitung" vom 10. und 11. November 1835. Nicht minder ausführlich war die Berichterstattung des „Intelligenz-Blattes" und weiterer Blätter in der reichbestückten bayrischen und außerbayrischen Zeitungslandschaft, wie der „Augsburger Abendzeitung", des „Bayrischen Volksfreunds", der „Münchner Politische Zeitung", des „Augsburger Tagblatts". Sie alle gehen ebenfalls mehr oder weniger ausführlich auf den Vorgang ein.

Einige dieser Zeitungsberichte, sowie die Nr. 64 des Regierungsblattes für das Königreich Bayern vom 1. Dezember 1835 mit der Liste von 25 Stiftskonventualen, denen die Besorgung des Lehramts infolge der Übertragung der katholischen Studienanstalt St. Stephan an die Benediktiner genehmigt wurde, dazu die Ernennung des neuen Rektors, Dr. P. Richter zum Mitglied des Scholarchats des

Oberdonaukreises legte der österreichische Geschäftsträger – der Gesandte war erkrankt – in Wien vor. Fürst Metternich hatte Bericht verlangt.[6] Auch für den nicht unmittelbar betroffenen preußischen Gesandten in München Graf Dönhoff war die in der Allgemeinen Zeitung verkürzt wiedergegebenen Rede Minister Wallersteins bei der Installation von St. Stephan Anlaß genug, nach Berlin zu berichten.[7] Bestens informiert und vor allem protestantische Positionen betonend, wertet er die Begünstigung des Benediktinerordens als Reaktion auf die Juli-Revolution in Frankreich. Mit einiger Sorge registriert er die Tendenz, den Einfluß der katholischen Kirche „zu heben, zu stärken, zu verbreiten und zu erweitern". Vom österreichischen Standpunkt aus sah sich das anders an: Am 18. November 1835 regt Geschäftsträger von Kast an, Minister Wallerstein einen österreichischen Orden zu verleihen. „Daß er sich durch seine lebhafte und tätige Teilnahme an der Wiedereinsetzung und Organisation der Benediktiner in Bayern um die Religion, den Grundpfeiler aller Staaten, verdient gemacht hat, leidet keinen Zweifel".[8]

Und Ludwig I. selbst? Auch der König hat offensichtlich die von ihm bewirkte Neuerrichtung einer Benediktinerabtei und vor allem die Übergabe der schon bestehenden Studienanstalt an sie als ein Ereignis von historischer Bedeutung angesehen. Er veranlaßte die Prägung eines der sogenannten Geschichtskonventionstaler.[9] Antiken Vorbildern folgend, hatte der geschichtsbewußte Bayernkönig zu besonderen Anlässen seiner Regierungstätigkeit: Regierungsantritt 1825, Verlegung der Universität nach München, Zollverein, Kanalbau, Eisenbahnbau etc. die Rückseiten von Umlaufmünzen thematisch gestalten lassen. Der von Ludwig I. eigens für die Ausgestaltung dieser Taler nach München berufene „Stempelschneider"[10] Karl Friedrich Voigt entwarf auch die der Errichtung von St. Stephan gewidmete Münze. Die Umschrift bezieht sich auf den im Protokoll festgehaltenen Akt der offiziellen Übergabe der Studienanstalt an die neugegründete Abtei, sie lautet: „Den Benediktinern wieder eine Lehranstalt übergeben", darunter die Jahreszahl 1835. Im eigentlichen Schaubild aber übergibt eine antikisierend gewandete Frauengestalt – sie symbolisiert Bavaria, das Bayernland – mit weitausladender Geste zwei Knaben einem Benediktinermönch in vollem Habit, der als Zeichen der Gelehrsamkeit ein Buch in Händen hält.

---

6) ÖStA/PB Nr. 82 und 84a.
7) Chroust 1950 Nr. 501 und 517.
8) Chroust 1941 Nr. 821 Wallerstein erhielt übrigens den Orden nicht. (Mittlg. v. V. v. Volckamer, Fstl. Oett.-W'sches Archiv, Harburg).
9) Grasser G. Seite 12/3, S. 84/5.
10) Tagebuch v. 29. 4. 34.

II.

Das Vorspiel: eine Petition der katholischen Bürgerschaft in Augsburg um Errichtung eines Benediktinerklosters vom 1. August 1828[1]

„... Wenn schon für die wissenschaftliche und religiöse Bildung unserer Jugend durch die Herstellung des katholischen Gymnasiums die Morgenröte einer besseren Zukunft ... tröstend entgegenleuchtet, so möchte doch des Guten ... und wahrhaft Nützlichen voch viel Mehreres zu erwarten sein ..."
„... Wenn der katholische Bürger Augsburgs unter diesen (den Klöstern seiner Vaterstadt) ganz vorzugsweise den Orden der Benediktiner, wie das Gold unter den übrigen Metallen herausglänzen sieht ..."[1]
Petition vom 1. 8. 1828

Man kann den bei der Errichtung der Abtei St. Stephan handelnden Personen: König – Minister – Bischof – Abt ein Gefühl der Hochstimmung an jenem 5. November 1835, dem Tag der Konstituierung und Installation des Stifts bzw. der Übergabe der Studienanstalt an die Benediktiner, nicht verdenken: Der Benediktinerorden, der in Bayern ausgelöscht schien, war mit neuer und zukunftsträchtiger Aufgabenstellung neu erstanden! Man hatte gegen den Wind, d. h. gegen die herrschende aufklärerische Zeitströmung ankämpfen müssen, hatte Zähigkeit und Prinzipientreue (Ludwigs I. Wahlspruch war: beharrlich und gerecht), politische Wendigkeit und die Fähigkeit, auf der administrativen Klaviatur zu spielen, sowie einen beachtlichen materiellen Aufwand investieren müssen, um sich gegen die Widerstände unterschiedlicher Art in Kirche, Politik, Publizistik, Administration durchzusetzen und um Müdigkeit, Verzagtheit, Resignation und menschliche Unzulänglichkeit zu überwinden, die das Vorhaben des Königs oft mehr bedrohten als alle offene und versteckte Gegnerschaft. Aber auch jetzt schien es noch angezeigt, das neue religiöse Institut als eines darzustellen, das von breiter Zustimmung der Bevölkerung getragen werde. So griff man denn auf eine Petition zurück, die an sich volle sieben Jahre zurücklag und von der in der öffentlichen Diskussion längst keine Rede mehr war. Am 1. August 1828 hatte „die katholische Bürgerschaft" der Stadt Augsburg an den Regierungspräsidenten des Oberdonaukreises eine Petition gerichtet, in Augsburg ein Benediktinerkloster zu errichten und ihm die eben in Entstehung begriffene katholische Studienanstalt zu übertragen. Erinnern wir uns: Als Augsburg 1805 bayrisch geworden war, verschwand im Gefolge der Säkularisation auch das im

1) StAA, Fasc 11/2149.



Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein,
Lithographie aus der Zeit der Gründung der Abtei St. Stephan,
Fürstl. Oettingen Wallersteinsche Sammlungen, Schloß Harburg.

Zeichen der konfessionalen Parität der Reichsstadt neben dem uralten protestantischen Anna-Gymnasium bestehende ehemalige Jesuitenkolleg St. Salvator; die beiden Schulen waren zu einem überkonfessionellen Königlichen Gymnasium zusammengefaßt worden, was vor allem den Unwillen der katholischen Bürgerschaft hervorrief.[2] Die „Trennung der Studienanstalt nach den konfessionellen Verhältnissen" wurde dann unter Ludwig I. gegen zähen administrativen Widerstand und unter erheblichem publizistischen Begleitfeuer in Szene gesetzt[3], eben im Jahre 1828, nachdem der König das zuletzt als Monturmagazin benützte Stephansgebäude für diesen Zweck freigegeben hatte. Bevor allerdings der königliche Entschluß vollzogen werden konnte, in Augsburg wieder eine katholische Studienanstalt herzustellen, kam es erst noch zu einer spektakulären Weichenstellung, die für St. Stephan, jetzt im Jahre 1828 für die Schule und 7 Jahre später für die neue Abtei, von ausschlaggebender Bedeutung wurde, wie überhaupt festzustellen ist, daß die Wiedererrichtung der Orden im allgemeinen und diejenige des Benediktinerordens in St. Stephan im besonderen nur unter ganz bestimmten personellen Konstellationen erfolgen konnte. Der Rektor des Königlichen Gymnasiums Wagner war verständlicherweise gegen die Trennung seiner Schule, er gewann den Generalkommissär und Regierungspräsidenten Graf Drechsel für seine Auffassung. Drechsel widersetzte sich zunächst der Annahme der Schenkung des Kaufmanns Simon Genève, die den eigentlichen Durchbruch der Bemühungen für ein eigenes katholisches Gymnasium darstellte und erreichte, daß sein Vorgesetzter, der Minister des Innern und der Finanzen Graf Armannsperg, sich ebenfalls gegen die Annahme der Schenkung erklärte. Gefahr war also im Verzug. So wandten sich die Befürworter der Trennung an den Regensburger Bischof Johann Michael Sailer, weil man in katholischen Kreisen Augsburgs wußte, wie groß sein Einfluß auf den König war. Sailer schrieb denn auch am 23. Dezember 1827 an den König und forderte ihn auf, ein „zweiter Alexander" zu sein und den gordischen Knoten zu zerhauen.[4] So geschah es dann auch. Als Graf Drechsel im Januar 1828 in einem Memorandum an Ludwig die „Rückgängigmachung" der königlichen Verfügung zur Trennung der Studienanstalt als einer „unzeitgemäßen" Maßnahme beantragte, wurden unversehens „quiesziert", d. h. in den Ruhestand versetzt.[5] Wenig später wurde auch die Spitze des Innenministeriums auf dem Weg eines Revirements umbesetzt. Eduard (von) Schenk, enger Vertrauter Ludwig I. und Johann Michael Sailers, der bisher an der Spitze des von Ludwig I. neu geschaffenen Obersten Kirchen- und Schulrats im Ministerium des Innern und damit unter Armannsperg gestanden hatte, übernahm nun selbst die Leitung des Ressorts. Generalkommissär und neuer Regierungspräsident im Oberdonaukreis aber wurde Ludwig Fürst zu Oettingen-Wallerstein, der zur Schlüsselfigur für die Errichtung der Benediktinerabtei in Augsburg werden sollte[6,7]

---

2) Rolle 1984 S. 55.
3) Festschrift 1969 S. 269 ff.
4) Schiel II S. 520 und 607.
5) Zuber 1978 S. 77, siehe auch Schiel II a.a.O.
6) Zuber 1982 S 292 ff.
7) Deuerlein 1953.

Ein paar Worte zu seiner Person: 1791 als Erbprinz der katholischen Wallersteiner Linie des damals noch reichsunmittelbaren Rieser Fürstenhauses geboren, stand ihm nach dessen Mediatisierung als „Standesherrn" auch im neugeschaffenen Königreich Bayern eine glänzende Karriere in Aussicht. Als Chef des Hauses wurde ihm in jungen Jahren ein hohes Thronamt, das des „Kronobersthofmeisters" übertragen, und er wurde damit auch Mitglied der nach 1818, als Bayern Verfassungsstaat wurde, eingerichteten Ersten Kammer der Reichsräte, sozusagen des „bayrischen Oberhauses", wo er sich rasch den Ruf eines versierten Debattenredners erwarb. Zudem kannte er Ludwig I. noch aus dessen Kronprinzenzeit. Gleichzeitig mit ihm (und dem neuen Minister des Innern Schenk) hatte er im Rahmen seiner Ausbildung als Erbprinz in Landshut juristischen Studien oblegen, hatte wie sein späterer königlicher Herr von Johann Michael Sailer Privatvorlesungen erhalten und war von ihm beeinflußt worden, ohne dem eigentlichen Sailerkreis anzugehören. Enger noch wurde die Zusammenarbeit, als der Kronprinz 1813 den Auftrag übernahm, auch in Bayern eine Nationalbewaffnung, die „Landwehr" aufzubauen. Wallerstein stellte sie mit dem ihm eigenen Engagement im heimatlichen Oberdonaukreis auf die Beine. Aber da kam der erste jähe Sturz des ambitionierten und politisch begabten Hochadeligen: Durch die spektakuläre und die Standesgenossen schockierende heimliche Heirat mit der blutjungen und bildschönen Creszentia Bourgin[8], Tochter eines als Hofgärtner in Wallersteinschen Diensten stehenden Emigranten und einer Füssener Bürgerin, verlor er seine Stellung als Chef des Hauses, womit er gerechnet, und sein Thronamt, womit er nicht gerechnet hatte. Ludwig I., 1825 auf den Thron gekommen, gab ihm das Amt zurück, machte den Studiengenossen darüberhinaus als Nachfolger von Graf Drechsel zum Regierungspräsidenten und Generalkommissär des Oberdonaukreises und schenkte ihm so „ein neues Leben", wie Wallerstein es selbst formulierte. Fortan finden wir den auf großem Fuße lebenden, in ewiger Geldverlegenheit befindlichen Rieser Fürstensproß als engagierten, zuweilen auch überziehenden Anhänger des Monarchen, der die hochfliegenden Pläne seines autokratischen Herrn mit Feuereifer und unbestreitbarem taktischem Geschick in die Wirklichkeit umsetzte. Zumindest gilt das für die Zeit, die uns hier beschäftigt. Der neue Regierungspräsident, unermüdlicher Arbeiter, der er war, enfaltete auf allen Gebieten, vor allem dem des Schulwesens, eine rastlose Tätigkeit. Er zog denn auch die Trennung der Königlichen Studienanstalt in Augsburg in eine katholische (St. Stephan) und eine evangelische (St. Anna) über die Bühne, und zwar so, daß es zu keiner Verstimmung zwischen den Konfessionen kam, ein Zug seines politischen Wirkens, der ihn auch weiterhin kennzeichnete. Mit Rücksicht auf das protestantische Gymnasium sprach sich nämlich der Regierungspräsident gegen den Wunsch des Magistrats der Stadt Augsburg aus, der neuen katholischen Schule den Namen ihres königli-

8) Der auf Frauenschönheit stets ansprechende Ludwig I. ließ Fürstin Crescentia und später auch die einzige überlebende Tochter des Fürstenpaares für seine Schönheitsgalerie porträtieren.

chen Stifters zu geben. Und er setzte sich damit beim König durch; fortan hießen die beiden Schulen „bei St. Stephan" und „bei St. Anna". Am 20. November 1828 eröffnete Regierungspräsident Wallerstein die neue Schule höchstpersönlich im Rahmen eines feierlichen Aktes.[9] An diesem nahm auch der Diözesanbischof Ignaz Albert (von) Riegg (im folgenden: Bischof Riegg) teil. Mit Bischof Riegg stoßen wir auf die 2. Persönlichkeit, ohne die die Gründung der Schule und vor allem der Abtei St. Stephan nicht zu denken wäre. Bevor wir uns aber diesem Manne zuwenden, zurück zu der Petition vom 1. 8. 1828: Wallerstein machte sich als Regierungspräsident im Oberdonaukreis auch das Konzept Ludwigs I. zur Restaurierung von Klöstern zu eigen. Persönlich überbrachte er z. B. den Nonnen die Reskripte für die Restauration der Frauenklöster St. Ursula und Maria Stern in Augsburg. Auch die Petition der Augsburger Bürgerschaft, die vor der Eröffnung stehende katholische Studienanstalt in Augsburg den Benediktinern zu übergeben und so einer Lieblingsidee Ludwigs I., der Wiederherstellung des Benediktinerordens in Bayern, zum Durchbruch zu verhelfen, geht auf den Wunsch Wallersteins zurück, die Klosterpolitik seines Königs zu unterstützen. Denn es war niemand anders als der Regierungspräsident selbst, der diese Aktion in Szene setzte, und er betrieb sie auf eine Weise, die den im politischen Geschäft versierten Kopf verrät. Ganz allgemein wird der Weg zur Gründung einer Benediktinerabtei in Augsburg von Leuten geebnet, die der vom König betriebenen Sache dienen wollen, zugleich aber in den verschlungenen Pfaden von Politik und Verwaltung Bescheid wissen. Jedenfalls berichtet der Knopfmacher und Kirchenpfleger von Heilig Kreuz in Augsburg, auch Gemeindebevollmächtigte Kühbacher[10], daß ihn am 31. Juli 1828 nach Tisch um drei Uhr der damalige Bürgermeister von Augsburg Barth zu sich kommen ließ, wo er auch den 2. Bürgermeister Kremer traf (mit Kremer[10a] stoßen wir abermals auf einen Mann, der vor Ort viel für

---

9) Festschrift 1969 S. 276.

10) Johann Georg Kühbacher geb. 26. 3. 1787, gest. 5. 7. 1847: Knopfmacher mit einer Konzession zur Fertigung von Seiden- und Metallknöpfen, die er in einem kleinen Laden am Fuße des Perlachturms feilhielt. Daneben war er Gemeindebevollmächtigter (= Stadtrat) und übte auch administrative Aufgaben aus. 1833 wurde er als Vertreter der Gemeindebevollmächtigten in das gem. § 32 der Schulordnung von 1830 zu bildende Scholarchat der kath. Studienanstalt gewählt, ein Schulaufsichtsgremium, das sich unter Vorsitz des Rektors aus einem Vertreter der Gemeindebevollmächtigten (Kühbacher), einem Vertreter des Magistrats (Bgm. Kremer) und einem Vertreter der Kirche (Domkapitular Dr. Egger) zusammensetzte. 1839 finden wir ihn als Rendanten der Kreishilfskasse für den Oberdonau-Kreis, 1844 wird er Magistratsrat. Seine Beziehungen zu St. Stephan dürften mit dem Tod seines Sohnes Josef, der als 16jähriger Gymnasiast starb, abgerissen sein. (StAA: Familienbogen, Sattler 120 [KAStSt]).

10a) Philipp Kremer geb. 17. (Monat unleserlich) 1765 gest. 3. November 1854, Kaufmann, 1818–1836 zweiter Bürgermeister von Augsburg, zugleich Abgeordneter der Zweiten Kammer. Kremer nahm von 1834–Mai 1835 kommissarisch die Geschäfte des Ersten Bürgermeisters der Stadt wahr und war folglich Ansprechpartner von Ministerium, Regierung des Oberdonaukreises und des Abts von St. Stephan; er gehörte auch dem Kloster-Einrichtungs-Comité an. Kremer hatte

Schule und Abtei St. Stephan getan hat.) Freundlich nötigten ihn die kommunalen Spitzenbeamten, sich zwischen sie „auf das gelbe Sofa" zu setzen und nun kam es: Der Herr Regierungspräsident, von München kommend, habe ihnen heute den Wunsch des Königs eröffnet, zur künftigen personellen Ausstattung der vor der Eröffnung stehenden rein katholischen Studienanstalt in Augsburg ein Benediktinerkloster zu errichten. Der Anlaß dazu aber solle von der Bürgerschaft ausgehen. Ob nun wirklich der König selbst eine Petition „bestellt" hat oder ob Wallerstein es nur so darstellte und die Initiative vielmehr von ihm ausging, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Ebenso läßt sich nicht mehr ausmachen, weshalb die Bürgermeister darauf verfielen, den Knopfmacher Kühbacher dem Regierungspräsidenten als den geeigneten Mann vorzuschlagen. Immerhin hatte Kühbacher sich in der Polemik, die über der Trennung der Augsburger Studienanstalt entstanden war, wenn auch anonym, zu Worte gemeldet.[11] Jedenfalls fühlte sich Kühbacher sehr geschmeichelt und machte sich unverzüglich ans Werk. Schon abends um halb neun Uhr hatte er den Entwurf fertig, er legte ihn am nächsten Morgen dem Bürgermeister Kremer vor. Der fügte zwei Zusätze hinzu über die Frage der künftigen Verwendung der Weltgeistlichen, die fürs erste in St. Stephan den Unterricht erteilen sollten und hinsichtlich der weiteren Zuständigkeit des Magistrats für den katholischen Studienfonds. Um zwei Uhr war Kühbacher dann beim Regierungspräsidenten Wallerstein, der sich ihm gegenüber ausführlich über seine persönliche Vorliebe für den Benediktinerorden ausließ, den Entwurf durchsehen wollte, und den Schreiber bis vier Uhr wieder zu sich bestellte. Da hieß er dann den Entwurf gut, fügte bei der Aufzählung der erlauchten Vorfahren des „angebeteten Monarchen" noch den Namen Otto hinzu und forderte den Entwurfsfertiger auf, nun Unterschriften zu sammeln, und zwar umgehend, weil er, der Regierungspräsident, die Petition persönlich dem in Bad Brückenau weilenden Monarchen übergeben wollte. Kühbacher machte sich ans Werk, und binnen 11 Tagen brachte er 837 Unterschriften bei: auf der ersten Seite etliche Honoratioren, vor allem natürlich solche, aus dem katholischen Bevölkerungsteil der ehemaligen Reichsstadt, sonst durchwegs kleine Leute, hauptsächlich Handwerker, auffälligerweise keine Geistlichen, vor allem keinen Domkapitular. Weltgeistliche wollten nämlich von Klostergründungen jetzt und in der Folgezeit wenig wissen. Was den Inhalt[1] anlangt, so wurde dem Knopfmacher offensichtlich denn doch Formulierungshilfe geleistet, sowohl was den Lobpreis des Benediktinerordens anlangt – schon hier wird ihm hohe kulturelle Leistung „ohne alle politische Einwirkung" attestiert – die Nachwuchsfrage wird in günstigem Lichte gezeigt, ebenso die Frage der Dotierung, wobei – und

---

sich bereits für die Trennung der Augsburger Gymnasien und allem Anschein nach auch dafür eingesetzt, daß das Monturmagazin im Stephansgebäude für schulische Zwecke freigegeben wurde. Als er hochbetagt 1854 stirbt, hält St. Stephan dem verdienten Förderer von Schule und Kloster einen Trauergottesdienst. (StAA Augsburg: Familienbogen und Magistratsprotokolle sowie Sattler 1315 [ohne Herkunftsangabe]).

11) Festschrift 1969 S. 291.

das war Bürgermeister Kremers Beitrag – hinzugefügt wird, daß die geistliche Leitung der Institute nicht mit fremdartigen Geschäften, d. h. der Verwaltung des Studienfonds belastet werden solle. Da „des Guten nie zuviel" geschehen kann, wird zusätzlich noch ein Priorat bei St. Ulrich beantragt, das an dem uralten Ordenssitz der Benediktiner in Augsburg die Seelsorge der weitschichtigen Pfarrei übernehmen könne. Hier wird der allerdings modifizierte Einfluß des Stadtpfarrers Benedikt Abbt, Exkonventuale von St. Ulrich und Afra, spürbar. Abbt hatte seinerseits am 26. 6. 1828 die Wiederherstellung seines alten Klosters beantragt und den König gebeten, zu diesem Zwecke die Militärkaserne räumen zu lassen. Ganz so hell begeistert, wie Wallerstein sich das vorgestellt haben mochte, war der König indes von der vom Regierungspräsidenten arrangierten Eingabe offensichtlich nicht. Petitionen, die Wiederherstellung säkularisierter Klöster betreffend, erhielt die Regierung von allen Seiten. So gab Ludwig das Kühbachersche Elaborat erst einmal in den Geschäftsgang, und schon am dritten Oktober war es wieder dort, von wo es ausgegangen war: beim Regierungspräsidenten des Oberdonaukreises nämlich, mit der Anweisung, die Stadt Augsburg zu veranlassen, das Gesuch nach allen Seiten, so vollständig als möglich, „zu instruieren" und vor allem unter Vorlage des Etats sowohl über die verfügbaren Mittel wie über den Bedarf gutachtlich sich zu äußern.[12] Vorab war bemerkt, daß eine Räumung des St.-Ulrichs-Gebäudes vom Militär nicht in Erwägung gezogen werden könne. Der Regierungspräsident leitete den Auftrag am 25. 10. 1828 an die Stadt weiter. Dort lief er am 28. 10. ein und – man staunt einmal mehr über das Arbeitstempo der damaligen Verwaltung – knapp einen Monat später hatte der zuständige städtische Referent, der rechtskundige Magistratsrat Mayrhofer, ein 13seitiges Gutachten[12] entworfen, dem als Beilagen ein Satz Pläne für einen Umbau des Stephans-Gebäudes zu einem Benediktinerkloster, entworfen von Stadtbaurat von Hößlin, nebst einem detaillierten Kostenvoranschlag hinzugefügt waren. Der Magistrat von Augsburg schloß sich der Eingabe an[13], bestätigte, daß sie einem Wunsch der Gesamtheit der katholischen Bürgerschaft der Stadt entspreche, zeigte sich „entzückt" darüber, daß das alte Ulrichs-Kloster Kaserne bleibe, weil die Garnison eine wichtige Nahrungsquelle sei und die Stadt durch den Abzug des Artillerieregiments ohnedies bereits geschädigt sei. Das Stephans-Gebäude sei hingegen bestens geeignet. Man habe, um dies aufzuzeigen, Pläne entworfen, wobei es der Stadt ferne liege, Dispositionen hinsichtlich der Größe eines künftigen Konvents zu treffen; doch man sei als Planungsgrundlage von einem Abt, einem Prior und 15 Mönchen ausgegangen und komme dann auf einen Bauaufwand von 5010 Gulden. Für St. Ulrich, und zwar im Pfarrhaus unterzubringen, erbitte man ein Priorat. Auch dafür hat man Pläne entworfen. Was die Finanzierung des Vorhabens anlangt, so verweist die Stadt zunächst auf die Verpflichtung des Staates, die sich aus Artikel VII des Konkordats ergebe. Gebeten wird schließlich zusätzlich zum neu einzurichtenden Gymnasium auch noch um

12) StAA, Fasc 11/2149.
13) StAA, Magistratsprotokolle 1828 Nr. 1239.

ein Lyzeum. In der Tat hat Ludwig I. durch ein Reskript vom 30. Oktober 1834 „dem Wunsch des Magistrats der Kreishauptstadt Augsburg entsprechend" genehmigt, „daß die Studien-Anstalt bei St. Stephan dahier durch ein unvollständiges Lyzeum erweitert und dasselbe mit Anfang des Studienjahres 1834/35 eröffnet werde".[15] Noch aber sind wir im Jahre 1828. Am 26. 11. läuft das mühsam erstellte Konzept einer neuen Abtei aus – und auf Jahre hin ward nichts mehr von der Sache gehört. König Ludwig I., Minister Schenk und Bischof Sailer zogen das Projekt Metten vor. Aber gut sechs Jahre später ist der Vorgang plötzlich wieder da: Regierungspräsident (von) Linck, Nachfolger Wallersteins in diesem Amt, setzte die Stadt am 21. 12. 1834 davon in Kenntnis, daß Seine Majestät der König geruht haben, sich über die alleruntertänigste Bitte der katholischen Bürgerschaft in Augsburg Vortrag erstatten zu lassen und „die Willfährde des langgehegten Wunsches" allergnädigst zu beschließen.[12] Und in seiner Rede bei der Installation des Stiftes vom 5. November 1835 kommt Wallerstein, nun als Minister des Innern, – die Auguren mögen einander zugelächelt haben – wieder auf die Petition vom 1. 8. 1828 zu sprechen. Das Protokoll hält es fest, und die Presse greift es auf: Der erhabene Monarch habe mit besonderem Wohlwollen zur Kenntnis genommen, daß das, was längst in seiner väterlichen Absicht geruht habe, im Jahre 1828 in einer „ohne alle Impulse von außen" (!) entstandenen und mit Tausenden (!)von Unterschriften bedeckten Eingaben von der treuen Augsburger Bürgerschaft gewünscht wurde ...[14]

14) GHA 47/4/19, 18. 11. 35.
15) Jahresbericht der kath. Studienanstalt 1834/35.

III.

Die Option für Augsburg – Bischof und Abt

„Der Benediktinerorden, mein alter Liebling!"
Ludwig I. zu zwei Konventualen aus St. Peter in Salzburg, die ihm vorgestellt werden, ehe sie nach St. Stephan gehen.[1]

Die Klosterpolitik ist eines der signifikantesten Merkmale der Ära Ludwigs I. und seine ganz persönliche Leistung. Formal diente sie dazu, die einschlägige Konkordatsklausel mit Leben zu erfüllen. Diese sah vor, einige Klöster beiderlei Geschlechtes zur Erziehung der Jugend in Religion und Wissenschaft, zur Unterstützung der Seelsorge und zur Pflege der Kranken zu errichten. In dieser Hinsicht war unter Max I. Joseph nichts geschehen, nicht nur, aber doch auch, weil König und Regierung uninteressiert waren. Ludwigs Vorliebe galt bekanntlich den Benediktinern. Der Grund dafür ist in seinen historischen Neigungen, seinen kulturellen Ambitionen, seinem Sinn für religiöse Werte zu suchen. Wissen-

1) Sattler 398, 12. 10. 35 (KAStSt) und Tagebuch v. 9. 9. 35.

schaft, Kunst und Religion sollten sich wieder zu einer Einheit zusammenfinden, diese Vorstellung der Romantik machte sich Ludwig I. zu eigen. Der älteste abendländische Orden repräsentierte für ihn die Anfänge „teutscher"[2] Geschichte und Kultur, dazu sah er die Anfänge der eigenen Dynastie mit diesem Orden verbunden, und es waren wohl auch politische Erwägungen, die den von den aufbrechenden revolutionären Tendenzen der Dreißiger Jahre aufgeschreckten Monarchen veranlaßten, die Benediktiner, denen er immer wieder aufs neue „das Freisein von aller politischen Tendenz" attestierte, neu zu beleben und ihnen von den im Konkordat benannten Aufgaben die Jugenderziehung als Aufgabenfeld zuzuweisen. Sofort nach Regierungsantritt machte sich Ludwig daran, den durch die Säkularisation in Bayern faktisch ausgelöschten Orden neu zu errichten. Sein Mentor Johann Michael Sailer hatte ihn in dieser Hinsicht klug beraten, dahingehend nämlich, es erst einmal mit der Gründung *eines* Klosters, eines Mutterklosters, zu versuchen. Dieser Grundsatz ist dann über wechselnde Konstellationen hin beibehalten worden. Der Mann, der ihn durchführen sollte, war zunächst Eduard (von) Schenk, Ludwigs und Sailers gemeinsamer Vertrauter aus Landshuter Tagen, Jurist aus der Schule Savignys, Konvertit und überdies auch Dichter wie Ludwig selbst. Er trat am 31. Dezember 1825 an die Spitze des von Ludwig geschaffenen „Obersten Kirchen- und Schulrat", einer Sektion des Innenministeriums, aus der später das heutige Kultusministerium hervorgehen sollte. Als Schenk am 30. August 1828 zum Minister des Innern ernannt wurde, kam Bewegung in die Sache. Die Bemühungen konzentrierten sich auf die Errichtung eines Benediktinerklosters in Metten, wobei sich dann freilich herausstellte, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden war, den in Bayern abgestorbenen Orden neu zu beleben. Mit ganzen zwei Mönchen, mehr hatten sich trotz aller Bemühungen unter den im Lande verstreuten alternden Exbenediktinern nicht gewinnen lassen, wurde – nach schier endloser Verzögerung und ungeduldigem Drängen des Königs – am 1. Juni 1830 auf königliches Geheiß (die Kurie hatte man nicht beigezogen) in Metten ein Benediktinerkloster als Priorat eröffnet. Aber die äußeren und inneren Schwierigkeiten in Metten hielten an[3], und es änderte sich, und das ist für St. Stephan wichtig geworden, die personelle Konstellation: Johann Michael Sailer starb 1832, und schon im Mai 1831 hatte der König Schenk, den Mann seines Vertrauens, der liberalen Opposition in den Kammern opfern müssen. Aber zäh, wie Ludwig in der Verfolgung seiner Ziele war, unternahm er einen neuen Anlauf, mit neuen Männern und an einem neuen Ort. Scheyern, der alte Stammsitz der Wittelsbacher, sollte das neue Stammkloster der Benediktiner werden, und die Männer, auf die er dabei setzte, waren der neue Minister des Innern Fürst Wallerstein, den er von Augsburg her berufen

2) Dazu das originelle Signat Ludwigs I. unter dem Dekret vom 16. 12. 1834 über die Errichtung von St. Stephan (Sattler 194, ohne Herkunftsangabe): „Ich schreibe „teutsch", mit einem t beginnend, und so ist es in meinen öffentlichen Akten zu halten, von Teutonen ableitend, wie auch Joh. Müller geschrieben hat".

3) Detaillierte Darstellung in Sattler 1931.

hatte und der Bischof von Augsburg Ignaz Albert (von) Riegg. Scheyern also, nicht mehr Metten, das neue Mutterkloster; ihm unterstellt eine Anzahl von Prioraten: Metten, Augsburg, Ottobeuren, zeitweilig sogar Wallerstein, der Familiensitz des neuen Ministers, auch schon München werden in Erwägung gezogen. Der Einfluß Wallersteins wird spürbar. Der Minister fühlte sich durch „Anhänglichkeit ebenso sehr wie durch Pflichtgefühl gedrungen, nach und nach über die Mittel nachzudenken", um die „erhabenen Pläne" des Königs, „rasch und kräftig ins Leben" zu führen.[4] An zwei Orten könnten Priorate eingerichtet werden, die zudem den Vorteil hätten, daß sie den Staat nichts kosteten. Da ist zunächst Ottobeuren mit einem „der feierlichsten und reichsten Tempel Deutschlands, ein wahres Monument an Pracht und Aufwand", er sei unversehrt, sogar mit Ornaten, Teilen des Armariums (mit liturgischen Geräten) und einer Bibliothek versehen. Die Pfarrei sei für einen Pfarrer und zwei Hilfsgeistliche dotiert, und drei weitere Pfarreien, einst durch Konventualen besetzt, könnten auch wieder von Ottobeuren aus versorgt werden. Und außerdem Wallerstein: Sein Bruder Friedrich möchte die dortige Lateinschule, dazu drei Patronatspfarreien den Benediktinern übergeben, ein freundliches Klostergebäude sei verfügbar, alles ohne irgendeinen Aufwand für den Staat. Aber das war wohl noch nicht spruchreif, das Projekt eines Priorats Wallerstein verschwindet wieder aus den Akten. Ebenso München. Geblieben sind die beiden Priorate Metten und Ottobeuren, wir werden uns mit beiden in einem eigenen Abschnitt befassen. Aber warum ein erst zu gründendes Kloster Scheyern als Mutterkloster und nicht das bestehende Metten? Mit völliger Sicherheit läßt sich heute nicht mehr erklären, was für diese Entscheidung den Ausschlag gab. Die Vorliebe Ludwigs I. für den Stammsitz seiner Dynastie dürfte eine Rolle gespielt haben und eben die Schwierigkeiten in Metten selbst. Minister Wallerstein hatte Metten besucht und einen ihn wenig überzeugenden Eindruck von den dortigen Verhältnissen mitgenommen. Aber das gab schwerlich für die Entscheidung Ludwigs I. den Ausschlag[6], Metten – vorläufig, wie er betont[5] – dem neuen Mutterkloster unterzuordnen.[6a] Entscheidender könnte gewesen sein, was der neue Regensburger Bischof Franz Xaver Schwäbl, durchaus ein Mann aus dem Geiste Sailers, in der ihm eigenen unverblümten Art dem König über Metten mitteilte.[7] Das Kloster besitze sieben bis acht vortreffliche junge Religiosen, die bereits als Priester eingetreten seien und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, aber daneben seien von denen zuerst Eingetretenen zwei Mönche vorhanden, die nichts taugten, sondern nur Unordnung stifteten, und dies umsomehr, als die Vorstände schwach seien. Der Prior (Nebauer) nämlich sei ein frommer Mann mit vielen Vorzügen, aber er habe keine

4) GHA XVI/460, 4. 10. 34.
5) Sattler 164, 11. 8. 34. (KMBO).
6) Sattler 1931 S. 184.
6a) Sattler 163, 29. 8. 34 (KMBO).
7) GHA XVI/185, 21. 8. 34 Bischof Schwäbl hat sich jedoch 5 Jahre später (im Zusammenhang mit der Erhebung Mettens zur Abtei) uneingeschränkt positiv über das Kloster dem König gegenüber ausgesprochen (GHA XI/185, 21. 12. 40).

Energie „und ist daher schlechterdings nicht in der Lage, die Restauration des Ordens durchzuführen ..." „Seine Waffen sind Gebet und Tränen. So heilig und ehrwürdig diese Rüstung auch ist, so reicht sie da nicht hin, wo gehandelt und kraftvoll eingeschritten werden muß". Und die jungen Ordensmänner weilten viel im Chor, aber wenig bei den Büchern ... Die Studien *und* das Beten müßten aber Hand in Hand gehen ... Metten also nur noch unselbständiges Priorat unter einem neuen Mutterkloster Scheyern. Und dann, das war ersichtlich Wallersteins Werk, ein drittes Priorat in Augsburg. Es sollte die 1828 von Ludwig I. ins Leben gerufene und im wesentlichen derzeit von Weltgeistlichen versehene katholische Studienanstalt übernehmen, womit der im Konkordat vorgesehenen Zweckbestimmung Genüge getan wäre.[8] Um dieses neue Konzept zu verwirklichen, brauchte man zunächst den richtigen Mann.[9] Wallerstein erhielt also den Auftrag, einen geeigneten Abt zu suchen. Er wandte sich – das lag bei ihm nahe, da er ihn gut kannte – an den letzten lebenden Benediktinerabt Cölestin (von) Königsdorfer von Heilig Kreuz in Donauwörth, aber dieser, 78jährig, lehnte altershalber ab und brachte den Exkonventualen und jetzigen Stadtpfarrer von St. Ulrich und Afra in Augsburg Abbt in Vorschlag. Wallerstein gibt das an den König weiter: „Soll Riegg sondieren?" Antwort: „Ja, Riegg soll sondieren"[10]. Wallerstein nimmt also Kontakt mit dem Bischof von Augsburg auf, und während sie die Sache besprechen, fällt ihnen plötzlich ein anderer Name ein: Barnabas Huber, Exkonventuale von Ottobeuren, jetzt als Erzieher und Bibliothekar im Dienst des Fürsten Fugger/Babenhausen. König Ludwig schreibt auch selbst an Bischof Riegg von Augsburg.[11] Er legt ihm dar, daß er den Orden in einer den Bestimmungen des Konkordats und den Bedürfnissen der Zeit gemäßen Art wieder herstellen und ihm vorzüglich die Bestimmung geben wolle, die Jugend zu erziehen. Stammkloster werde Scheyern sein, dazu Niederlassungen in Ottobeuren, Augsburg, Wallerstein. Der König freut sich, daß der Orden zuerst im Bistum Augsburg Fuß fassen werde. Offensichtlich – der Bischof muß ihn da berichtigen[12a] – glaubt der König, daß Scheyern in der Diözese Augsburg liege. Jedenfalls treten nunmehr zwei Männer auf den Plan, die neben Minister Wallerstein für die Gründung der Abtei St. Stephan ausschlaggebend werden sollten:

Bischof Ignaz Albert (von) *Riegg*[12,13] ein Sohn der Stadt Landsberg (geb. 6. 7. 1767), war mit 18 Jahren in das Augustiner Chorherrenstift Polling eingetreten; Albert ist sein Ordensname. Vor und nach der Säkularisation finden wir ihn im Schulwesen, und zwar in leitender Stellung in Neuburg/Donau. 1809 ist er außerordentlicher Kommissär bei der Geistlichkeit in Vorarlberg, (damals zu Bayern gehörig, wohin der Tiroler Aufstand übergegriffen hatte). Frühzeitig

---

8) Sattler 172, 30. 10. 34 (KMBO).
9) Sattler 160, 18. 7. 34 (KMBO), Sattler 155, 2. 7. 35 (BAA).
10) Sattler 158, 1. 7. 34 (KMBO).
11) Sattler 156, ?. 7. 34 (KMBO).
12) Rummel P 1983 S. 620/1.
12a) Sattler 163, 29. 7. 34 (KMBO).
13) Baader F. 1839.

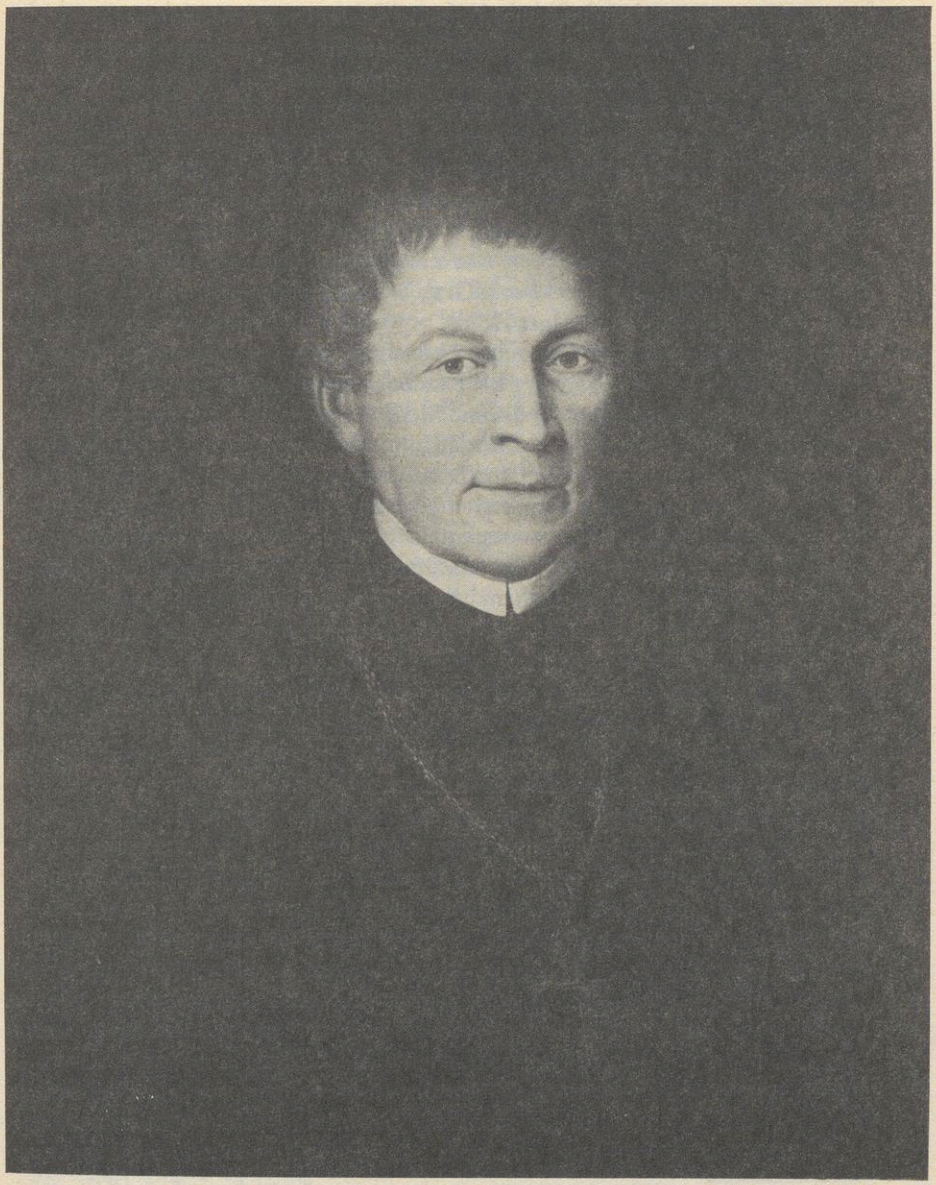


Ignaz Albert von Riegg, Bischof von Augsburg,
Städt. Kunstsammlungen Augsburg, Graphische Sammlungen.

knüpfte er Verbindungen zum Hochadel an, zum Fürstenhaus Oettingen-Oettingen, dann zum Haus Wittelsbach. 1821 wird er Domkapitular, Dompfarrer und summus custos der Frauenkirche, schließlich Beichtvater in der königlichen Familie, zuletzt der des Königs Max I. Joseph selbst. Der Weg zum Bischofsamt ist damit vorgezeichnet, am 18. Juli 1824 wird er in sein Amt als Bischof von Augsburg eingeführt; der König hat dabei seinen Willen gegen den Widerstand der Kurie durchgesetzt. Sein Wirken für die Reorganisation des Bistums und die Erneuerung des kirchlichen Lebens in der in den wirren Zeiten der Säkularisation stark beeinträchtigten Augsburger Diözese ist im Rahmen unseres Themas nicht zu würdigen.[13a] Auch Ludwig I. hatte von Bischof Riegg eine hohe Meinung. Wißbegierig notiert er sich in sein Tagebuch alle ihm zukommenden Äußerungen, denen zufolge es dem seinerzeitigen Beichtvater gelang, die religiösen Zweifel des eher indifferenten Max I. zu beheben.[13b] Für den königlichen Auftrag, in seiner Bischofsstadt eine Benediktinerabtei zu errichten, war Bischof Riegg jedenfalls ein ausgesprochener Glücksfall. Schon rein äußerlich eine imponierende Gestalt, wußte er wohl, wer er war und was er sich und seinem Amte schuldig war. Temperamentvoll und kräftig zupackend, war er – zumindest in der uns beschäftigenden Phase seines Lebens, als er alt und und kränkelnd geworden war – auch jäher Zornesaussbrüche fähig, die man zu fürchten hatte. Mit Wallerstein war er, seit er in den Tagen von dessen Präsidentschaft im Oberdonaukreis zusammengarbeitet hatte, geradezu befreundet. Bei der Installation von St. Stephan hat sich Riegg zu dieser freundschaftlichen Verbundenheit in aller Öffentlichkeit bekannt. Auch der König schätzte Minister und Bischof als Freundespaar ein.[25] Für die Errichtung der neuen Abtei brachte er zudem seine persönliche Bekanntschaft mit dem Herrscherhaus ein, dem er loyal ergeben war. Die Anhänglichkeit übertrug er von dem Vater Max I. Joseph auf den Sohn und Nachfolger Ludwig I., und auf alle Zeichen der Zuwendung und des Vertrauens, an denen es der König gerade im Zusammenhang mit der Errichtung von St. Stephan nicht fehlen ließ,[14] antwortete er mit ungeheuchelter Rührung. Dabei war Riegg zunächst, als der seinerzeitige Regierungspräsident Wallerstein ihm die von ihm in Szene gesetzte Petition der Augsburger Bürgerschaft von 1828 zur Stellungnahme zuleitete, sehr zurückhaltend.[15] Er sah die kommenden personellen und materiellen Schwierigkeiten, die sich einem solchen Vorhaben entgegenstellten, und sollte damit nur allzu recht behalten. Daß er selber die Hindernisse werde beiseiteräumen müssen, konnte er nicht ahnen. Auch die strapaziöse Reise nach Wien, zu den österreichischen Klöstern und in die Schweiz hat er erst auf sich genommen , als der König sie ihm auftrug.[16] Abt Huber wußte sehr wohl,

---

13a) Siehe dazu: Witetschek 1965, Stichwort Riegg.
13b) Tagebuch, 30. 3. 35, 13. 4. 35.
14) GHA X/460, 28. 5. und 11. 6. 36 sowie Sattler 333, 19. 7. 34 („Der meines lieben, mir anhänglichen Bischofs Wert zu schätzen wissender Ludwig") (KAStSt).
15) Sattler 128, 15. 12. 28 (BAA).
16) GHA XVI/185, 10. 12. 34.



Barnabas Huber, Abt von St. Stephan, einst Ottobeuren
Gemälde eines unbekannten Malers im Besitz der Abtei St. Stephan

was er sagte, als er vor Antritt der Reise nach Österreich an den Bischof von Passau Riccabona schrieb: „Er (der Bischof) ist gleichsam die Seele des ganzen, mein Leitstern und mein Führer". Bis in seine letzten Tage war Bischof Riegg mit St. Stephan, seinem Sorgenkind, das ihm ans Herz gewachsen war, befaßt. Verständlich, daß der Minister, als sich die tödliche Krankheit abzeichnete, sich Sorge machte, wie es ohne den Bischof mit der neuen Schöpfung, der zarten Pflanze St. Stephan weitergehen sollte[17]; verständlich auch, daß der König dem Nachfolger, dem von Speyer nach Augsburg versetzten Peter (von) Richarz die Fürsorge für die erste Benediktinerabtei besonders ans Herz legte.[18] Bischof Ignaz Albert Riegg ist am 15. 8. 1836 gestorben, eine einfache Grabplatte mit Namen und den wichtigsten Lebensdaten deckt sein Grab im Kapellenkranz unmittelbar hinter dem Hochaltar des Augsburger Doms.

Der Lebenslauf von Abt Barnabas *Huber* ist rasch umschrieben.[19] Er kam als Müllerssohn 1778 in Gutenberg bei Kaufbeuren zur Welt, kam zum Studium nach Ottobeuren und trat anschließend in das dortige Benediktinerkloster ein.[19a] Nach dessen Aufhebung in der Säkularisation trat er in den Dienst des Hauses Fugger/Babenhausen als Hofmeister (Erzieher) und Bibliothekar. Von dort berief ihn König Ludwig I. 1834 zum ersten Abt des wieder errichteten Ordens in Bayern. Als Abt von St. Stephan regierte er fast 16 Jahre bis zu seinem Tode am 29. 7. 1851. Daß Abt Huber die Restauration des Benediktinerordens in Bayern als Lebensaufgabe auf sich nehmen sollte, war zunächst keineswegs vorauszusehen. 1826 wurden die lebenden Exbenediktiner befragt, ob sie bereit seien, in eine wiederzuerrichtende monastische Gemeinschaft ihres Ordens einzutreten. Huber antwortete zögernd und ausweichend. Für die Wiederherstellung seines Profeßklosters Ottobeuren freilich setzte er sich ein und legte dazu eine weitausholende und langatmige Dankschrift dem Bischof Riegg „zu Füßen". Daher mag der Bischof ihn gekannt haben, mehr noch von seiner Mitwirkung in den Pastoralkonferenzen des Bistums. In den aus ihnen herauswachsenden Konferenzarbeiten der Augsburgischen Diözesan-Geistlichkeit war soeben von ihm eine Abhandlung zu der Bibelstelle Matthäus 16, 44 im Druck erschienen: „Wenn einer mir nachfolgen will, verleugne er sich selbst, nehme er sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Es ist nicht leicht, den Gründungsabt von St. Stephan gerecht zu beurteilen. Die Rolle, die ihm bei diesem Vorhaben zufiel, war die schwierigste, und irgendwie ist er ihr doch nach Maßgabe seiner Möglichkeiten gerecht geworden. Sein ehemaliger Mitbruder Placidus Feyerabend, nun als Chorregent im nahen Memmingen wirkend, traf seine Situation genau, als er ihm bei seiner Ernennung zum Abt unter Anspielung auf seine Publikation einen „Glückwunsch zum Kreuztragen" aussprach. Zunächst freilich, als der neue Mann gesucht und gefunden war, war alles eitel Wonne: „ein ganz herrlicher

17) GHA X/460, 20. 8. 36.
18) GHA 47/4/19, 13. 11. 44.
19) Festschrift 1969 S. 293 ff. mit Literaturangaben und weiteren Hinweisen.
19a) Profess 13. 11. 1794, Priester 30. 5. 1800, Professor der griechischen Sprache, begleitete in den Zeiten der Revolutionskriege den flüchtenden Abt Honorat Gochl

Mann, vereinigt alles in allem, fühlt für die Sache, ist rüstig, gebildet, achtungsgebietend", so der Minister an den König.[20] Und ähnlich Bischof Riegg: Welt- und Menschenkenntnis, Bildung, Anstand, Erfahrung. Und mit geradezu superlativischen Lobsprüchen qualifiziert der Bischof den von ihm geweihten Abt, als er die Weihe der Kurie anzeigt, und von diesem Brief sind sie dann auch – mit Berufung auf den Bischof – in das päpstliche Errichtungsbreve von St. Stephan gekommen.[21] Aber, das waren Vorschußlorbeeren. Als es an die Realisierung des kühnen königlichen Planes geht, Widerstände auftreten, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten sich einstellen und Menschliches, Allzumenschliches zum Vorschein kommt, werden die Stimmen über die Amtsführung des Abtes zunehmend kritischer. Der Bischof hält sich mit öffentlichen Äußerungen nach wie vor zurück, aber gelegentliche mahnende Worte an den Abt hält auch er für nötig; beim Minister aber schlägt die allzu rasche Begeisterung um, wie das in seiner Art lag. Er, der dem König nach der Antrittsaudienz des Abtes noch berichtete, der Mann sei total verändert, er sei erfüllt von Mut und Begeisterung, er sei geradezu ein „Jüngling" geworden[22], spricht eineinhalb Jahre später schon von der „trefflichen aber ängstlichen[23]" Persönlichkeit des Abtes und charakterisiert ihn im September 1836 als einen frommen, gelehrten, dem kontemplativen Leben zugewandten Mann, der wohl ein fertig bestehendes Institut in den gewohnten Bahnen zu erhalten verstehe, nicht aber ein neues zu schaffen, der auch nicht die Fähigkeiten habe, sich in außerordentliche Umstände hineinzuversetzen.[24] Ja beim Tode von Bischof Riegg äußert er sich geradezu dahin, die „Fabiusnatur" des Abtes sei mitschuld an der Auflösung seines lebhaften und sanquinischen Mentors.[27] Die Vorliebe des Ministers gilt nämlich inzwischen dem aus Raigern in Mähren nach St. Stephan gekommenen Rektor Dr. P. Richter, einem Mann von „wahrhaftig apostolischer Begeisterung" und „unendlicherErudition".[26] Und er läßt durchblicken, daß Richter wohl der rechte Mann auch auf dem Abtstuhl von St. Stephan wäre. Und so erörtern Minister und König, Huber auf eine vakante Domkapitularstelle in Würzburg abzuschieben, oder – das ist der Einfall des Ministers – ihn (kommt Zeit, kommt Rat!) auf die Leerstelle des erst in ferner Zukunft zu bestellenden Abtes von St. Bonifaz in München hinauszubefördern.[27] Zu alledem ist es nicht gekommen, Abt Huber stirbt in St. Stephan in den Sielen und überlebt die Regierungszeit von König Ludwig I. Freilich, als 1837 Wallerstein in Ungnade fällt und verbittert aus dem Amte scheidet, ändert sich an der negativen Einstellung des Ministeriums zum Abt von St. Stephan nichts. Im Gegenteil, der neue Mann Karl (von) Abel, ehedem Legationsrat im Ministerium

---

20) Sattler 160, 18. 7. 34 (GHA: Fundstelle?).
21) Sattler 161, 22. 7. 34 (KMBO) sowie ASV 1835.
22) GHA 47/4/19, 15. 12. 34.
23) GHA X/460, 28. 5. 36.
24) GHA X/460, 23. 9. 36.
25) Tagebuch v. 20. 3. 35.
26) GHA X/460, 20. 4. 36.
27) GHA X/460, 23. 9. 36.

des Innern und als solcher mit der Klosterpolitik des Herrschers wohl vertraut, mag St. Stephan überhaupt nicht. Das hat manchen Grund. Ein – unausgesprochener – war wohl der, daß Abel auf St. Stephan seine Feindschaft zu seinem Vorgänger übertrug. Jedenfalls setzt er, spürbar konservativer als Wallerstein, in Sachen Benediktiner auf das wieder selbständig gewordene Metten mit seiner strengen Observanz. Von dort werde die Restauration des Benediktinerordens ausgehen. Weder der Abt noch der Konvent von St. Stephan mit seinen zwar gelehrten, aber an klösterliche Zucht nicht allzusehr gewöhnten österreichischen Benediktinern seien geeignet, jenen Geist zu entfalten, der für das Wiederaufblühen des Ordens erforderlich sei.[28] Es kam noch schlimmer: Anfangs 1839 legt der Oberappellationspräsident Graf von Rechberg dem König eine Petition um Erlaubnis zur Errichtung eines Erziehungsinstituts unter Leitung der Jesuiten vor. „Mit allem Freimut" schildert er die geistige Verwirrung der Zeit, die der König erkannt habe, weshalb er religiös ausgerichtete Institutionen ins Leben gerufen habe. Das Mißtrauen der religiös und politisch Gutgesinnten rühre daher und sie sendeten deshalb ihre Söhne ins Ausland (= zu den Jesuiten in die Schweiz), nachdem ihnen die Erfahrung lehre, daß die Benediktiner in Augsburg keine Bürgschaft gewährten. Der König, der die Petition – in München fand er keine Zeit für sie – nach Palermo mitgenommen hatte, streicht diese Passage an und fordert vom Innenminister umgehend ein Gutachten unter besonderer Berücksichtigung der angestrichenen Stellen. Unten an das Signat kritzelt er kaum leserlich den Nachsatz: „Warum aber Benediktiner nicht katholisch Gesinnten verbunden sind wie Auslandsjesuiten (?) ... das sehe ich nicht ein". Abel nimmt die Gelegenheit wahr, seinen Groll gegen St. Stephan loszuwerden. Er kolportiert örtliches Getratsche über Theaterbesuch und freies Benehmen gegenüber dem anderen Geschlecht, führt die wenig klösterliche Haltung der Augsburger Benediktiner auf den Zustand der österreichischen Klöster zurück, preist Metten und (das inzwischen errichtete) Scheyern, wo ein anderer Geist herrsche, räumt widerwillig ein, daß auch in Augsburg bei der Ausbildung der Novizen auf den wahren Ordensgeist Bedacht genommen werde. „Die beschränkte Tüchtigkeit des dermaligen Abtes aber erschwert den Fortgang". Schließlich kommt sein Gutachten zu dem Schluß, der König solle dem Gesuch stattgeben, kein Orden sei so ganz und ausschließlich auf die Jugenderziehung eingestellt wie die Jesuiten.[29]

Soweit hätte der Minister nicht gehen dürfen: die Benediktiner in Augsburg schlecht zu machen, um die Aversionen des Königs gegenüber den Jesuiten zu überwinden. Er erfuhr eine harsche Zurechtweisung, die ihn freilich für St. Stephan und seinen Abt kaum gewogener gemacht haben dürfte. „Wie bekannt", erklärte der König kategorisch, „liegt mir das Aufblühen des Benediktinerordens in Bayern sehr am Herzen." Man müsse sich sein Bestehen an allen Orten angelegen sein lassen, namentlich in Augsburg. „Dies sage ich, weil ich aus Herrn Abels

28) Sattler 1241, 13. 12. 37 (KM Ottobeuren 65).
29) GHA XI/185, ca. März 1839, Signat Ludw. I. v. Palermo 27. 3. 39, Denkschrift Abel 28.4.39.

Mund eine große Vorliebe für Metten hörte. Auf meinen Ruf sind jene aus Österreich gekommen, größtenteils tüchtige Schulmänner, und gerade Wissenschaft und Unterricht sind Hauptbestimmungen vorzüglich dieses Ordens. Die Minister haben gewechselt, aber der König blieb und bleibt derselbe. Das Gedeihen der Abtei St. Stephan ist ihm eine sehr angelegene Sache."[30]

Nein, er hatte es nicht leicht, der erste Abt von St. Stephan, auf seinem „unsanften Prälatensitz" (Bischof Richarz[19]). Alle Fürsorge und alle Mühe wandte er dem Noviziat zu. Er wollte es in der Stille und Abgeschlossenheit Ottobeurens und nicht in dem unruhigen Getriebe von St. Stephan haben, aber auch da hat es an materiellen Problemen und personellem Ärger nicht gefehlt. Dabei wird im Umgang mit dem Ordensnachwuchs von dem introvertierten Mann denn doch eine väterliche Ausstrahlung spürbar. Dies zeigt etwa die Erinnerung des Daniel Bonifaz Haneberg, des späteren Abts von St. Bonifaz in München, berühmten Gelehrten und Bischofs von Speyer, des wohl bedeutendsten Kopfs der bayrischen Benediktiner im 19. Jahrhundert. Er ist durch die gütige Art von Abt Barnabas für den Benediktinerorden gewonnen worden, allerdings trat er nicht in St. Stephan, sondern in München ein, wo sein Freund, der Stephaner-Mönch Paulus Birker erster Abt geworden war.[31] Die gerechteste Beurteilung des ersten Abts von St. Stephan lieferte wohl der Nachfolger von Bischof Riegg auf dem Augsburger Bischofsstuhl, Peter (von) Richarz. Zum 50. Profeßjubiläum von Abt Barnabas im Jahre 1844 stellt er an den König den Antrag, irgendein Zeichen königlicher Huld und Gnade dem Abt zu seinem Jubeltage zukommen zu lassen. Die Aufgabe, die er, der Abt, zu lösen hatte, sei ungleich schwieriger gewesen, als die eines jeden anderen Abts. Er habe nicht nur ein Kloster gründen, sondern zugleich auf einmal eine Lehranstalt übernehmen müssen, sich einen Konvent aus den verschiedensten Gegenden Österreichs und der Schweiz zusammensuchen müssen und so „eine Gesellschaft von Männern erhalten, die unter sich selbst an Lehrmethoden, Ansichten und Gewohnheiten ganz verschieden" waren und nur in dem einen Punkt sich glichen, daß ihnen die Verhältnisse an den bayrischen Studienanstalten unbekannt waren. Zeuge der zahllosen Schwierigkeiten, die aus diesen Umständen und den Verhältnissen vor Ort erwuchsen, könne er nur die Klugheit und Humanität von Abt Barnabas bewundern, dem es gelungen sei, inmitten der laufenden Ab- und Zugänge einen Nachwuchs heranzubilden, „der zwischen finsterer Kopfhängerei und geistlicher Ausgelassenheit so ziemlich die rechte Mitte halte".[32] Der Bischof mochte an einen Orden oder an einen Titel für den betagten Abt gedacht haben, den bekam Barnabas Huber nicht; denn Ludwig, in Sachen Ordensverleihung kapriziös und keineswegs konsequent, fand, das sei gegen den Geist des Mönchtums. Aber der Bischof erhielt ein wohlwollendes und anerkennendes Handschreiben, um es dem Abt Barnabas auszuhändigen. Er konnte es ihm jedoch nur durch einen Boten zustellen lassen,

30) Sattler 565 (undatiert, Historisch-Politische Blätter 158/828)
31) Buxbaum 1976.
32) GHA 47/4/19, 13.11.44.

denn Abt Huber hatte sich an seinem Jubeltag ins Profeßkloster Ottobeuren und in die von ihm geliebte Einsamkeit[33] zurückgezogen, aus der ihn des Königs Willen vor einem Jahrzehnt herausgerissen hatte.[34]

Kehren wir wieder zu den Anfängen von St. Stephan zurück! 1834 jedenfalls war Abt Huber in den Augen aller der Mann der Stunde. Am 11. August erhielt er die Mitteilung, der König beabsichtige, ihn zum Abt von Scheyern zu ernennen. Aber aus dem „Mutterkloster" in Scheyern am Stammsitz der Wittelsbacher wurde fürs erste nichts, die Besitzverhältnisse dort waren ungelöst. So wollte man zunächst den Sitz der Abtei Scheyern provisorisch nach Ottobeuern verlegen, aber nach erneuter Beratung mit Abt Huber und Bischof Riegg beantragte der Minister des Innern, zumindest vorläufig den Sitz der Abtei nach Augsburg zu verlegen und St. Stephan zum Stammkloster des zu errichtenden Benediktinerordens zu machen, weil hier die Mittel verfügbar seien und ein großer Wirkungskreis sich dem Orden auftue, der die Anwesenheit des Abtes nötig mache. Das erforderliche Lehrpersonal für die Studienanstalt werde man wohl aus Österreich gewinnen müssen. Nach einem französischen Sprichwort ist nichts so dauerhaft wie das Provisorium: Was seinerzeit „einstweilen" gedacht war, ist inzwischen 150 Jahre alt, die erste Abtei des wieder errichteten Benediktinerordens in Bayern, das Kloster St. Stephan in Augsburg.

---

33) Sattler 174, 5.11.34 (KMBO).

34) Nach dem Thronverzicht Ludwigs I. wurde ein neuer Anlauf unternommen, für Abt Huber einen Orden zu erwirken, diesmal zum goldenen Priesterjubiläum. Aber ehe der Antrag den Instanzenweg durchlaufen hatte, starb Abt Barnabas.

IV.

Das bayerische Schulwesen und die katholische Studienanstalt in Augsburg, vor deren Übernahme durch die Benediktiner

„... Die Unterrichtsanstalten sollen (durch die Übergabe der Anstalt in Augsburg an die Benediktiner) an Gediegenheit gewinnen ..." Minister des Inneren Wallerstein an Bischof Schwäbl von Regensburg[1]

Das Benediktinerstift St. Stephan in Augsburg wurde eigens zu dem Zweck errichtet, um eine bereits (seit kurzem) bestehende Schule zu übernehmen, und zwar eine Schule in staatlicher Trägerschaft, ein Vorgang, der nur in Münnerstadt ein gewisses Gegenstück hatte (Augustiner). Was wollte man mit dieser Maßnahme? Die Antwort kann nur lauten: König und Minister wollten durch die Übergabe einer großen öffentlichen Schule an die Benediktiner nicht etwa ein neues Schulkonzept verwirklichen, sondern allenfalls eine Variante. Sie wollten keine andere Schule, sondern eine bessere. Keine andere Schule? Das Schulwesen und vor allem das Gymnasialwesen im neuen Königreich Bayern war ähnlich heterogener Herkunft wie das Staatsgebilde, zudem seit der Aufhebung des Jesuitenordens und der Säkularisation endgültig eine Staatsaufgabe und dazu ein Experimentierfeld sondersgleichen, in dem eine Reform die andere jagte; erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts kehrte eine gewisse Konsolidierung ein. Die pädagogische Welt stand im Zeichen des Antagonismus von (Neu)-humanismus und Realismus; der heute kaum mehr verständliche Schlachtruf: „Hie Wort – hie Sache!" beherrschte jetzt und noch auf lange Zeit die pädagogische Diskussion.[2] Mit dem Schulplan von 1829/30 unter der Federführung von Friedrich Thiersch, dem „praeceptor Bavariae", trat in Bayern der Neuhumanismus seinen Siegeszug an, und zwar in einer Form, die man als den „einheitlichsten, geschlossensten aber auch einseitigsten Lehrplan" beurteilt hat, den der Neuhumanismus in Deutschland und über Deutschland hinaus hervorgebracht habe.[3] „Multum et non multa" hieß das didaktische Schlüsselwort; außer Latein und Griechisch, denen der Löwenanteil der Wochenstundenzahl zugeschrieben wurde, war im Pflichtbereich nur noch etwas Mathematik und in einer Stundenplannische Religion vorgesehen. Die sog. Realien, nach heutiger Sprechweise die deutschkundigen Fächer, blieben – fürs erste wenigstens – ebenso vor der Türe wie die Naturwissenschaften und die neueren Fremdsprachen, für die indes wenigstens im Wahlunterricht gesorgt wurde. Der Altphilologe als „Ordinarius", d. h. als Klaßleiter, beherrschte die Szene. Seiner Heranbildung in Seminaren galt

1) BZAR, Abtei Metten, 20. 12. 34.
2) Rolle Th. 1984.
3) Schuh F. 1964 S. 27.

das besondere Interesse Thierschs, so daß in diesem Zeitraum auch allmählich ein weltlicher Gymnasiallehrerstand mit eigener, vom Theologen sich abspaltender Ausbildung und Prüfung entsteht. Das (humanistische) Gymnasium von damals versteht sich als die Bildungsstätte, die den Nachwuchs für die „höheren Stände" hervorbringt. So formuliert es auch P. Meinrad Kälin, der nach St. Stephan ausgeliehene Konventuale aus Einsiedeln, in seiner Einladungsschrift zur öffentlichen Preisverteilung in St. Stephan am Ende des Schuljahres 1836/37.[4] Er, Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher in der Schweiz und der Linné'schen in Paris, zugleich Professor für Anthropologie und Ästhetik am Lyceum in Augsburg, wendet sich mit seinem Vortrag vom Wesen des Menschen ausdrücklich an Geistliche, Juristen und Mediziner, die er unter die „höher gebildeten Stände" rechnet. Auf ihre Ausbildung ist der Studiengang des Gymnasiums und damit auch der von St. Stephan ausgerichtet. Daneben – Wallerstein kommt bei der Installation von St. Stephan darauf zu sprechen – nimmt auch in Bayern, und zwar speziell auch in Augsburg, das realistische Schulwesen einen neuen Anlauf, ein Kind des heraufziehenden Industriezeitalters, das den qualifizierten Techniker als Bildungsaufgabe im Visier hat. Auch dieses „technische" Schulwesen, das in Bayern noch lange um seine Gleichstellung kämpfen muß, sei „der ureigensten Idee Seiner Majestät entsprossen", hatte das Innenministerium am 4. April 1836 dekretiert.[2] St. Stephan freilich war und blieb dem Neuhumanismus verpflichtet. Indes liegt dem Neuhumanismus, so wie er aus Göttingen, Weimar und Jena nach Bayern verpflanzt wurde, eine allgemein menschliche Humanistätsreligion zugrunde, aller Dogmatik und Kirchlichkeit abhold und im tiefsten Sinne unchristlich. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion ...". Dieses Goethe-Wort steht als Maxime über der Geistesströmung des Neuhumanismus und über dem Humboldtschen humanistischen Gymnasium; Thiersch fühlte sich insoweit geradezu als Missionar: „Ich fühle etwas in mir, was die alten Heidenbekehrer dieses Landes wie ... Corbinianus ... trieb, ... den Samen künftiger Ernten auszustreuen, ungeachtet mein Bestreben dem ihrigen entgegenzustehen scheint, indem ich Liebe für das hier untergegangene Heidentum anzünden will".[5] Der Neuhumanismus habe seinen heidnischen Grundcharakter gerne zur Schau gestellt; bei einem Mann wie Thiersch sei dies in katholischer Umgebung sehr deutlich geworden, urteilt der profunde Kenner des 19. Jahrhunderts Franz Schnabel[6]: „Immerhin war *daneben* auch ein christlicher Humanismus möglich", fügt er an und umreißt damit genau die Position, die auszufüllen St. Stephan und den Benediktinern vom bayerischen König zugedacht war. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß man am Kaiserhof in Wien das Anliegen Ludwigs I. besser verstanden hat, als dies weithin in Bayern der Fall war. Unmittelbar vor der Ankunft der beiden bayrischen Emissäre, des Bischofs Riegg und des „Abbten" Huber trägt Staatsrat Propst Jüstel dem neuen Kaiser Ferdinand I., der den bei-

4) Jahresbericht 1836/7.
5) Sattler P. 1931 S. 33 (Fußnote).
6) Schnabel F. 1959 Bd. I, S. 428.

den eine Audienz zugesagt hat, vor, um was es eigentlich dem Bayernkönig geht und weshalb dazu die Hilfe österreichischer Stifte erforderlich ist.[7] Nach dem Sachvortrag geht er zu einer Würdigung des Anliegens über: „Die Absicht S. M. des Königs von Bayern ... kann ich nur als sehr weise ansehen. Ich halte es für das größte Bedürfnis unserer Zeit, daß dem Isolieren des Wissens vom religiösen Glauben, Sinn und Leben ein kräftiges Ende gemacht, daß in die Erziehung und Bildung unserer Jugend und in aller Wissenschaft, welche derselben gelehrt wird, das Religiöse eingewebt, mit demselben *in ein Ganzes* eingeschmolzen wird". Ohne eine solche Maßregel sei kein Heil zu haben. Und deshalb sei es auch richtig, wenn der Unterricht in Anstalten, welche der Allgemeinbildung dienen, einer geistlichen Körperschaft übergeben wird, deren Mitglieder wissenschaftlich hochgebildet und zugleich vom religiösen Sinn durchdrungen, das Gedeihen des Instituts als im gemeinsamen Interesse liegend betrachten und daher eben den religiösen Sinn bei allem, was sie lehren, Latein, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte usw. der Jugend einzuimpfen beflissen seien ...

Der Höhenflug der Ideen und die rauhe Wirklichkeit, sie klaffen seit jeher gerade im Schulwesen weit auseinander. Wie sehen die bayrischen Gymnasien, wie sieht die katholische Studienanstalt St. Stephan aus, die die Benediktiner übernehmen sollen? Bayern ist bis tief ins 19. Jahrhundert hinein ein armes Land; der Staat ist hochverschuldet aus den Napoleonischen Kriegen hervorgegangen, gespart wird an allen Ecken und Enden, am meisten am Schulwesen. An die Errichtung eigener, für Schulzwecke entworfener Bauten ist nicht zu denken; die Schulen müssen mit dem vorliebnehmen, was eben verfügbar ist; meist ehemaligen Klostergebäuden, soweit diese nicht das Militär in Beschlag genommen hat. Die Schule St. Stephan haust daher in einem Remisen- und Werkstättengebäude des ehemaligen Monturmagazins, das die Militärverwaltung in dem Garten des in der Säkularisation konfiszierten Damenstiftsgebäude errichtet hatte und das dann 1828 für Schulzwecke freigegeben und „adaptiert" worden war, wie man damals sagte. Minister Wallerstein, der im Juli 1835 auf einer Fahrt ins heimatliche Ries in Augsburg Station macht, und die Gelegenheit benützt, die Studienanstalt für ihre Übergabe an die Benediktiner selbst in Augenschein zu nehmen, berichtet seinem König[8]: Das im Umbau befindliche Gebäude des künftigen Klosters (das eigentliche Damenstiftsgebäude) werde herrlich, ganz einer Stiftung seiner Majestät würdig. Die Geistlichen werden so schön wohnen wie „zu Mölk", der fehlende Klostergarten werde leicht zu beschaffen sein (hier irrte der Minister!). Die Studienanstalt sei die wichtigste in Bayern, sie zähle 800 Jünglinge von der untersten Klasse der lateinischen Schule (das war der 4klassige Unterbau) über das (ebenfalls 4klassige) Gymnasium bis zum Lyzeum (der späteren philosophischen Hochschule). Die Kehrseite dieses euphorischen Berichts läßt sich dem Jahresbericht der Anstalt[9] entnehmen. Für die 800 Schüler der seit ihrer

7) ÖStA/KA, Karton 78, Zl 312, 24. 4. 35 Nr. 264/835.
8) GHA XVI/185, 21. 8. 34.
9) Jahresberichte 1834/5, 1835/6, 21. 8. 34.

Gründung vor sieben Jahren enorm gewachsenen Schule war das Gebäude längst zu klein. Für Parallelklassen war zumindest in den drei Oberklassen des Gymnasiums einfach kein Platz mehr. So drängten sich in der Oberklasse, der Abiturklasse also, 54 Schüler, in der Jahrgangsstufe zuvor waren es am Ende des Schuljahres 1834/35 gar 79, die vorrückten, vier, die nicht bestanden, mehrere konnten wegen Krankheit nicht benotet werden, zwei waren der Schule verwiesen worden, drei gestorben: Es müssen also zu Jahresbeginn mehr als 90 Schüler gewesen sein. Der neue Benediktinerrektor hat denn auch nach Amtsübernahme eine Oberklasse zu verkraften, die am Jahresschluß 1835/36 – fünf waren inzwischen ausgeschieden – noch 75 Schüler zählte. Der Minister fand das nicht der Erwähnung wert; denn es war kein einmaliger Zustand. Immerhin wird man ein Jahr später durch Aufsetzen eines zweiten Stockes dem ärgsten Raummangel abhelfen. Strenge Schuldisziplin und eine scharfe Auslese waren die Rezepte, mit denen man im Zeichen der Bevölkerungsmehrung, des Wachstums der Städte und des rapid wachsenden Bildungsanspruchs breiterer Schichen in der sich formierenden Industriegesellschaft dem Zustrom zu den Schulen, den Gymnasien wie den technischen Schulen, zu begegnen suchte. In der katholischen Studienanstalt St. Stephan war das nicht anders. Die Disziplin, die unter dem vom vorigen Ministerio eingesetzten Rektor Aigner so auffällig vernachlässigt wurde, sei unter dem neuen Rektor Furtmayr wieder in guten Stand getreten, recht tüchtig werde das Ganze aber erst unter Abt Huber (er sollte zunächst auch die Schule leiten) werden, berichtet der Minister dem König. Insbesondere aber, so fügte er hinzu, habe sich in Augsburg das seit 1832 vom König eingeführte System der Schulvisitationen und strengen Kontrollen des Prüfungswesens bewährt. Früher seien in einem Dezennio keine 10 Jünglinge wegen Unfähigkeit oder Unsittlichkeit zurückgewiesen worden; seit den neuen Einrichtungen würden jährlich nahezu ein Drittel teils vom Aufsteigen ausgeschlossen, teils ganz abgewiesen. Ein Teil von ihnen lerne „ganz brav" in der neu eingerichteten Gewerbschule (das sind die späteren Oberrealschulen), so der Minister. Dabei ist zu bemerken, daß hier die Verhältnisse, was Schülerzahlen, Disziplin und Auslese anlangt, auch nicht anders waren. Noch ein Blick auf das Lehrpersonal: Es bestand in St. Stephan als einer rein katholischen Schule (die übrigens auch von einigen Juden besucht wurde) überwiegend aber nicht ausschließlich aus Weltgeistlichen. Der Lehrerstand in Bayern war jämmerlich besoldet und wenig angesehen; die stolzen Dienstbezeichnungen der „Professoren", und das Recht, bei feierlichen Anlässen eine Uniform zu tragen, konnten darüber nicht hinwegtäuschen. Für die meist noch jungen Geistlichen war der Schuldienst, sofern sie tüchtig waren, eher ein Warteposten zum Übergang in den Seelsorgedienst. Auch der erste Rektor von St. Stephan Franz Anton Förch ging 1830 diesen Weg: er wurde Stadtpfarrer in Neuburg. Der zweite, Joseph Aigner, den man, wie oben bemerkt, als Rektor abgesetzt aber als Seminardirektor behalten hatte, folgte nach Ablösung der Weltgeistlichen: er wurde Stadtpfarrer in Amberg. Von den wenigen weltlichen Lehrkräften in St. Stephan wissen wir kaum etwas, aber deren Verhältnisse werden nicht anders gewesen sein, als dies an anderen Orten und an anderen

Schulen der Fall war. Im Zusammenhang mit der Übergabe der Schulen in Münnerstadt und Augsburg an Ordensgemeinschaften trägt der Regensburger Bischof Schwäbl dem König seine Besorgnis über die personellen Zustände an den Gymnasien in Bayern vor. Er tut dies in der ihn auszeichnenden drastischen Sprache[10]: „Der eine Professor nämlich ist geistlich, der andere weltlich, der eine ist Katholik, der andere ist Protestant, der eine ist ledig, der andere verehelicht, der eine hat ein Weib, der andere eine Magd, der dritte hat beide. Es liegt am Tage, daß es hierbei an öffentlichen Skandalen nicht fehle", und die „luchsäugigen Schüler" merkten das alles und nutzten es aus. Die verheirateten Lehrer hätten, so fährt der Bischof fort, nicht selten mit Brotsorgen und mancherlei Kummer zu kämpfen, und das lähme ihren Einsatz. Das zugemessene Gehalt reiche nicht aus, um Weib und Kinder zu ernähren, daher seien „Haus- und Küchenpräsente für die Frau Professorin" an der Tagesordnung, und die Erkenntlichkeit dafür verleite zu Ungerechtigkeiten; Ansehen und Achtung der Lehrer gingen dabei zugrunde. Er könne dieses schwache aber wahre Bild noch mit mehr Farben beleuchten und so, das ist die Schlußfolgerung des Bischofs, sei die Berufung von Ordensgeistlichen, Benediktinern oder anderen, ein doppelter Gewinn: 1. Wenn der weltliche Lehrer versage, was soll man mit ihm machen; der Geistliche aber trete entweder in seine Zelle oder in die Seelsorge zurück. 2. Die Ordensgeistlichen seien nun einmal billiger. Der Bischof hält daher eine von Ordensleuten geleitete Schule aus pragmatischen Gründen für die bessere.

Nun wäre es ein Mißverständnis – und diesem Irrtum sind sowohl Zeitgenossen, wie historische Betrachter erlegen – wollte man glauben, die Übergabe des katholischen Gymnasiums in Augsburg an ein eigens zu diesem Zweck gegründetes Benediktinerkloster wäre der Modellfall für das gewesen, was König Ludwig und sein Minister insgesamt mit dem bayrischen Gynmasialwesen vor hatten. Schon die religiöse Toleranz gegenüber den Prostestanen hätte solche Absichten ausgeschlossen. An den Regensburger Bischof Schwäbl schrieb der Minister mit der Zuleitung des Reskripts vom 20. 12. 1834, die Verlegung des Klosters von Metten nach Augsburg beteffend[1]: „Durch die Gewährung der von der Stadt Augsburg gestellten Bitte ist (nach Münnerstadt) ein zweites dem Lehrzwecke zugewandtes Kloster errichtet und somit in diesem Punkte die obgenannte Verfassungsstelle (= Artikel VII des Konkordats) „ALIQUOT MONASTERIA" gänzlich vollzogen worden". Viel deutlicher formuliert Wallerstein den gleichen Gedanken in der sogenannten „Klosterrede" vor der Kammer der Abgeordneten im Jahre 1837, die als eine seiner glänzendsten rhetorischen Leistungen angesehen wurde. Wie der österreichische Gesandte schon bei Regierungsantritt Ludwig I. richtig prognostiziert hatte, war die Klosterpolitik des Königs auf die Kritik und den Widerstand des liberalen Lagers gestoßen, das in der Publizistik das Sagen und in der Zweiten Kammer die Mehrheit hatte. Minister Schenk und nach seinem Sturz Ministerverweser Stürmer hatten da schon 1831 einen schweren Stand. Man prügelte, wie das zu geschehen pflegt, den Sack, d. h. die

10) GHA XVI/185, 21. 8. 34.

Minister, und meinte den Esel, den König, dessen Schwenk von einer liberalen zu einer reaktionären Innenpolitik vor allem auf dem Felde der Pressezensur die Liberalen vergrätzt hatte.[11] Ludwig freilich verfolgte sein Ziel um so hartnäckiger, sein neuer Innenminister Wallerstein war genau der Mann, mit neuen Methoden die Linie des Königs in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Gründung der Abtei St. Stephan in Augsburg und die Übergabe der katholischen Studienanstalt an sie waren der Durchbruch. Die Gegnerschaft der Liberalen freilich war ungebrochen, und anläßlich der Haushaltsdebatten des Jahres 1837 stand Minister Wallerstein vor der nämlichen Situation wie sein Vorgänger[12]: Der zuständige Ausschuß hatte 6 Anträge ins Plenum eingebracht, deren Annahme der Gründung neuer Klöster einen finanziellen und rechtlichen Riegel vorschob. In der Debatte fielen die Sprecher der Liberalen vor allem über die Franziskaner und die Kapuziner her, um so mehr sprach der Minister in seiner abschließenden Stellungnahme von den Benediktinern und von St. Stephan. Nicht als beabsichtige die Regierung die gesamten Bildungsanstalten geistlichen Händen zu übergeben, aber einige Studienanstalten von einem echt wissenschaftlichen, von jedem politischen Streben freien geistlichen Orden geleitet, wirkten unverkennbar günstig auf das Ganze zurück. Der Wetteifer sei zu allen Zeiten der Hebel des Großen gewesen, schalte man ihn aus, so stelle sich früher oder später die Stagnation ein; Augsburg sei der Beweis. Der Minister wird nicht müde, die Leistungen des Benediktinerordens in Augsburg zu rühmen und ruft alle Augsburger Abgeordneten als Zeugen dafür auf, daß beide Gymnasien, also St. Stephan und St. Anna, in schönster Eintracht miteinander lebten, und beide seien seit 1835 im Fortschreiten begriffen. Wallersteins Eloquenz half nichts, ohnedies hatte der Ausschußvorsitzende schon zuvor erklärt, daß der Ausschuß nichts gegen den Benediktinerorden habe, selbst wenn der Ausschuß es wollte, er hätte keine Macht gehabt, die Verdienste dieses Ordens auszustreichen. Es blieb aber bei der Weigerung, Etatmittel für Klostergründungen zur Verfügung zu stellen, und das Gymnasium St. Stephan blieb unter der Leitung der Benediktiner einerseits ein integrierter Bestandteil des staatlichen bayrischen Gymnasialwesens, zugleich aber eine Besonderheit, die in ihrer Art nicht wiederholbar war. Die später in rascher Folge gegründeten bayrischen Benediktinerabteien mußten von Ludwig aus seiner Privatschatulle dotiert werden. Insgesamt aber hat das Bestehen einer Reihe von Gymnasien, die von Benediktinern geleitet werden, dem bayrischen Schulwesen bis auf den heutigen Tag eine besondere Prägung gegeben.

---

11) Sattler P. 1931 S. 157 ff.
12) Verh. der Abgeordneten d. Ständekammer 1837 Bd. VII.

V.

Das Gründungsdekret und das Gründungsreskript vom 20.12.1834

„... um diesen Allerhöchsten Anordnungen einen raschen, den Wünschen Seiner Majestät entsprechenden Vollzug zu sichern ..."[1]
A. H. Reskript vom 20.12.1834

Anfangs August 1834 waren also die Überlegungen dahin gediehen, ein Mutterkloster mit mehreren, von ihm abhängigen Prioraten zu gründen, und Barnabas Huber, der Exkonventuale von Ottobeuren, war ausersehen, als Abt an die Spitze dieses Klosters zu treten. Am 16. Dezember 1834 kommt das – heute im Original verlorene – Gründungsdekret von St. Stephan heraus[2] und am 20. Dezember 1834 die Vollzugsverordnung, welche die Einzelheiten regelt (Allerhöchstes Reskript[1]), auf letzteres wird im weiteren Verlauf immer wieder Bezug genommen. Bis zu dem Zeitpunkt, in dem beide Dokumente dem König unterschriftsreif vorliegen und erst recht hernach entfaltet die bayrische Staatsbürokratie eine geradezu hektische Betriebsamkeit. Die Wiederaufrichtung des Ordens, die Gründung einer ersten Abtei und die Bestellung eines Abtes bleiben ja zunächst reine Staatssache. Und in der Tat, getrieben von der Ungeduld des Königs und der Beflissenheit des Ministers: Zehneinhalb Monate nach dem grundlegenden Erlaß steht, förmlich aus den Boden gestampft, die erste neue Abtei des Ordens in Bayern und übernimmt in einem Zug eine große Lehranstalt: Lateinschule, Gymnasium, Lyzeum, Semiar. Administrativ eine erstaunliche Leistung! Um sie zu verstehen, muß man einen Blick auf den Regierungsstil des Bayernkönigs werfen. Er hatte von seinen Herrscherrechten und -pflichten eine hohe Vorstellung, „Wahrung der monarchischen Prärogative" war die Devise, insbesondere in der Phase nach 1830. Sein königlicher Wille war für die Minister und deren nachgeordnete Behörden Befehl, und der war unverzüglich zu vollziehen. So blühte denn auch im autokratischen Regierungssystem des Schöngeists Ludwig der Papierkrieg; und der als Außenseiter in die Regierung gekommene Minister des Innern Wallerstein stand seinem Herrn und Meister in der Abneigung gegen bürokratische Hemmnisse kaum nach. Aber wenn der König auch immer wieder gegen die „Vielschreiberei" vom Leder zog, letztlich war es sein selbstherrscherlicher Regierungsstil, der die Aktenberge hervorrief, durch die er sich dann durchzukämpfen hatte. Gerade im Zusammenhang mit seiner in der Tat „ureigenen Idee", den Benediktinerorden wieder aufzurichten, zog er die Entscheidungen bis in die Details an sich. Ministervorlagen gab er mit Bleistiftstrichen, Fragezeichen und Randbemerkungen, besonders aber mit angehängten Zetteln zurück, sogenannten „Signaten", auf die er in schwer leserlicher Schrift und eigenwilligem Sprachduktus Weisungen, Rückfragen, Anforderungen nie-

1) A. H. Rescript v. 20.12.34 StAA Fasc. 11/2149, BZAR Abtei Metten.
2) Sattler 194 (Herkunft unklar).

derschrieb. War der König auf Reisen – und er reiste viel – so jagten Kuriere hin und her; unerledigt blieb nichts. Aber der Schriftverkehr nahm gewaltige Ausmaße an. Mustert man im Nachlaß Ludwigs I. in dem uns hier beschäftigenden Zeitraum die Anträge, die allein der Minister des Inneren in seiner gleichfalls schwer lesbaren Handschrift (der König mokierte sich mehrfach über sie) treu gehorsamst in Vorlage brachte, so muß man sich fragen, wann der Mann das alles geschrieben hat. Die Restauration des Benediktinerordens und in ihrem Zusammenhang die Gründung einer Abtei St. Stephan in Augsburg sind da nur ein Gesichtspunkt, aber vergleichsweise doch ein beachtlicher. Man muß freilich bedenken, daß vor 150 Jahren – die moderne Bürotechnik hat auch die Verwaltung revolutioniert – der Schriftverkehr die Hauptform amtlicher Kommunikation war. Selbst Konferenzen mit auswärtigen Teilnehmern waren angesichts der Reisebedingungen schwer durchzuführen und entsprechend teuer, sie entsprachen wohl auch nicht einer Kabinettsregierung, wie Ludwig sie praktizierte. So entfaltet sich vom zweiten Halbjahr 1834 bis ins Jahr 1836 sich hinziehend um die Gründung von St. Stephan ein immenser Schriftverkehr, der freilich infolge der Kriegsverluste der Archive nur noch zum Teil erhalten ist. Sie alle schrieben Brief um Brief, füllten Blatt um Blatt: der Bischof, der Abt, der Minister, der Regierungspräsident, die Referenten und die Magistratsräte der Stadt Augsburg und endlich die Schreiber und Kopisten in Form von Protokollen, Entwürfen, Reinschriften und Kopien. Auch die Hochgestellten waren da nicht ausgenommen: Petitionen und Schriftsätze, die an den König selbst gerichtet waren, mußten ohnehin eigenhändig geschrieben sein, selbst der dem König so nahestehende Johann Michael Sailer mußte sich in hohem Alter entschuldigen, daß er sich einer fremden Hand bediene. Der König freilich, soviel auch er selbst arbeitete und schrieb, findet immer noch Zeit für seine weitgespannten Interessen. Als der König am 11. 12. 1834 Bischof Riegg und Abt Huber, am 12. 12. Bischof Riegg allein empfängt, um ihnen seinen königlichen Willen hinsichtlich der Gründung von St. Stephan zu eröffnen, muß man diesen Vorgang in seinen Tageslauf einordnen.[2a] Am 11. Dezember schreibt er zunächst an seinem Tagebuch, dann erörtert er mit Wallerstein „Geschäftliches". Zugezogen werden dann in sein Kabinett (Arbeitszimmer) Bischof und Abt. Mittags ist Wallerstein einer seiner drei Tafelgäste. Anschließend widmet sich der König der Lektüre und geht abends in die Oper. Dazwischen sind noch einige Aufwartungen (Empfänge). Am 12. besorgt er in aller Frühe „Berufsgeschäfte" und hat bereits Gesprächspartner bei sich. Dann ist Seelenamt für ein Mitglied des St.-Georg-Ordens. Nachher einige Aufwartungen (Besuche). Dann liest er im hinteren Kabinett einen Brief und spielt dort Klavier, und zwar aus Mozarts „Hochzeit des Figaro". Sodann schreibt er selbst einen Brief zu Ende. Dann sucht er bei der Oberhofmeisterin einen Topas (?) als Geschenk für seine Frau aus und geht, obwohl es ein grauer Tag ist, Schnee liegt und die Wege schmutzig sind, in den Englischen Garten. Zurückgekehrt, empfängt er drei Persönlichkeiten, unter ihnen den Bischof von

2a) Tagebuch v. 13. 12. 34.

Augsburg, diesmal allein, ohne Minister und ohne Abt. Schließlich widmet er sich noch der Lektüre und geht abends ins Theater.

Die Vorgänge, die zur Gründung von St. Stephan führten, setzen im August 1834 mit dem Schreiben ein, mit dem Barnabas Huber eröffnet wird, er sei zum Abt des neuzuerrichtenden Benediktinerklosters in Scheyern bestellt und er möge – unter Wahrung des Stillschweigens gegen Dritte – seine Vorstellungen über die Personal- und Sachprobleme in Vorlage bringen.[3] Barnabas Huber hat seine langatmige und weitausholende Denkschrift am 16. 9. fertig[4], wobei vor allem interessant ist, daß er von dem Gedanken, Mönche aus dem Ausland zu gewinnen, nicht allzuviel hält: Es sei schwerlich anzunehmen, daß ausländische Klöster ihre fähigsten Leute schicken würden, auch fehle denen dann doch die Vaterlandsliebe. Aber schon anfangs Oktober ist sich der Minister im Gedankenaustausch mit Abt Huber und Bischof Riegg darüber im klaren, daß es ohne Aushilfe aus österreichischen Klöstern nicht gehen wird: Abt Huber soll noch im Herbst nach Österreich gehen, um vor Ort dies anzubahnen, der König könnte durch einen Brief an den Kaiser bzw. die Kaiserin (seine Schwester) die Mission noch „lebendiger" in die Wege leiten.[5] Bis Ende Oktober – Barnabas Huber ist zwischenzeitlich in München – schält sich in tagelangen Gesprächen auf Referentenebene, in die auch immer wieder der Minister eingeschaltet ist, langsam ein Konzept heraus.

Am 30. Oktober ist es soweit, die Vorlage[6] geht an den König. Immer noch ist Scheyern Mutterkloster, doch muß vorläufig Ottobeuren die Abtei aufnehmen, bis die Gebäude in Scheyern frei sind, die Studienanstalt des Ordens soll in Augsburg entstehen, Metten ist Priorat, Wallerstein Subpriorat; das Ganze steht unter dem Abt des Mutterklosters. Der König erhält die Vorlage in Ascona. Seine Reaktion: „Auch in dem, was die Herstellung der Benediktiner betrifft, bewährt Minister von Wallerstein, mit welcher Liebe er ergreift, was mir am Herzen liegt, doch mit der vorgeschlagenen Lösung kann ich nicht in allen Punkten einverstanden sein." Er will mehrere Abteien, freilich nach und nach. Ob es wider des Ordens Regel und Geist laufe, sie einem Provinzial zu unterstellen, darüber wolle er Auskunft haben. Wallerstein habe den Antrag samt allen Entwürfen erneut vorzulegen, wenn der König in München sein wird.[7] Die Beratungen und der Schriftverkehr gehen also weiter. Immer stärker wird Bischof Riegg in den Gang der Angelegenheiten einbezogen, zumal er im November 1834 ohnedies in München weilt, um im Auftrag des Königs den Vorsitz in einer Kommission zur Abfassung von Schulbüchern zu übernehmen. Wallerstein benützt die Gelegenheit, um mit ihm den Entwurf der Neufassung durchzugehen: Der Bischof sei aus eigener Erfahrung mit Klosterverhältnissen vertraut. Auch Abt Huber ist wieder in München und steht mit dem Minister, dem zuständigen Referenten Oberkir-

3) Sattler 164, 11. 8. 34 (KMBO).
4) Sattler 166, 16. 9. 34 (Herkunft unklar).
5) GHA XVI/460, 4. 10. 34.
6) Sattler 170+172, 22./30. 10. 34 (KMBO).
7) HSTA M Inn 45916 Signatbuch 1833/4.

chenrat Deutinger und dem zugezogenen Bischof Riegg in tagelangen Beratungen, bei der vor allem die prekäre finanzielle Seite der Angelegenheit besprochen wird. Abt Huber hat eine zweite Denkschrift, „ein schönes Promemoria" über Argumente verfaßt, mit denen die österreichischen Klöster zur Hilfe veranlaßt werden könnten.[10] Am 11. Dezember 1834 empfängt der König den Abt und den Bischof, und der Minister hat deshalb in der Nacht, wie er dem König unter die Nase reibt, den Entwurf des Reskripts fertiggestellt;[11] Ludwig I. gibt es einige Tage später mit einigen Änderungen genehmigt zurück. Ihm ist der Vorgang wichtig genug, so daß er ihn in ungewohnter Ausführlichkeit in seinem Tagebuch festhält: „Mit dem Minister des Innern Geschäfte behandelt, den zu ihm in mein Kabinett hereintretenden Bischof von Augsburg mit dem Priester Huber, vormaligem Benediktiner, von mir zum ersten Abt derselben (=der Benediktiner) bestimmt. Beide im Frühling nach Österreich. Benediktiner tüchtige auszuwählen, wenn der Kaiser es gestattet. Schulen sollen ihnen untergeben werden."[11a] Dem Minister ist inzwischen eingefallen, daß Abt Huber, wenn er nach Österreich gehen soll, eines Ernennungsdekretes bedarf, zudem weiß er Seiner Majestät zu berichten, daß Huber total verändert von der Audienz zurückgekehrt sei, er sei geradezu ein Jüngling geworden.[16] Im Zuge dieser Verhandlungen und Besprechungen ist es zu jener Modifikation gekommen, daß nicht das ohnedies noch nicht verfügbare Scheyern und für dieses vorläufig Ottobeuren, sondern besser Augsburg der Abtssitz werden soll. Auch die Reise nach Österreich bleibt im Gespräch. Bischof Riegg hält sie für erforderlich, ist aber der Auffassung, sie sei zunächst Sache des Abtes. Der müsse mit den Männern zusammmenarbeiten, die er auswählt.[8] Der Abt freilich möchte, daß der Bischof mitfährt, und Wallerstein, der den Abt wohl nicht für sehr durchsetzungsfähig einschätzt, will es auch und möchte, daß der König ein Machtwort spricht.[9] Jedenfalls, es ist soweit: Dem König liegen Dekret und Reskript zur Unterzeichnung vor; die vom Innenminister zu unterzeichnenden Briefe nach Augsburg – bislang war das Ganze nur im inneren Kreis erörtert worden – sind entworfen, können noch vor Weihnachten mit Abschriften der Dokumente den unmittelbar und mittelbar Betroffenen zugehen: dem Abt, dem Bischof, der Regierung des Oberdonaukreises und über sie der Stadt Augsburg,[12] gesondert deren Bürgermeister Kremer,[13] den übrigen Bischöfen Bayerns, besonders dem von Regensburg im Hinblick auf seine Zuständigkeit für Metten.[14] Auch an Seine des Kaisers Majestät von Österreich ergeht am 14. Dezember 1834 ein königliches Handschreiben. Ludwig I. setzt darin seinen kaiserlichen Schwager davon in Kenntnis, daß er beabsichtige, den

---

8) Sattler 171, 5.11.34 (KMBO).
9) GHA XVI/185, 10.12.1834.
10) GHA XVI/185, 9.12.34.
11) GHA XVI/185, 10.12.34.
11a) Tagebuch v. 11.12.34, geschrieben am 13.12.34.
12) KAStSt.
13) Original: KAStSt.
14) BZAR, Akt Metten.

Benediktinerorden in Bayern wiederherzustellen. Dazu werde Abt Huber von Metten (!) auf seinen ausdrücklichen Willen hin sich an die österreichischen Stifte mit der Bitte um Aushilfe wenden. Franz I. wird gebeten, die Stiftsvorsteher „zur kräftigen Mitwirkung und Auswahl ganz vorzüglich brauchbarer Männer" zu ermächtigen und anzuweisen.[15] Es müssen turbulente Tage gewesen sein, viel Feiertagsruhe war den Betroffenen nicht beschieden. Immerhin: Das Startsignal war gegeben; jetzt gab es kein Zurück mehr.

Gründungsdekret vom 16. 12. 1834 und Reskript vom 20. 12. 1834 geben sich als Erfüllung jener Bittschrift der katholischen Bürgerschaft von Augsburg aus dem Jahre 1828 (wobei man freilich aus gutem Grunde das weit zurückliegende Datum verschwieg) sowie als Vollzug des Artikels VII des Konkordats. Mustert man die 9 Punkte und 7 Unterpunkte des Reskripts,[1] so kann man sich aus heutiger Sicht, wo der Staat den Kirchen die selbständige Regelung ihrer inneren Angelegenheiten verfassungsrechtlich garantiert, nur wundern, in welchem Umfang Ludwig I. die neue Ordensgemeinschaft reglementierte. Da wird zunächst mit einem Federstrich das bestehende Kloster in Metten und damit zugleich dessen Stiftungskapital nach Augsburg „transferiert" (das sollte noch viel Ärger bereiten, s. u.), da werden Priorate eingerichtet, einer Abtei unterstellt und ihnen als Aufgabenbereich die Pfarrseelsorge zugeteilt, da wird von Staats wegen ein Abt bestellt. Eine der Aufgaben, die die Regierung dem Abte zuweist, ist es, die Ordensstatuten einer Revision zu unterwerfen, unter anderem in der Art, daß das Chorgebet so einzuschränken sei, daß der „Hauptberuf" des Ordens, das Lehramt, voll gewährleistet sei. Die revidierten Ordenstatuten waren zudem königlicher Bestätigung unterworfen. Kein Wunder, daß der Kurie in Rom, die man trotz der ausdrücklich konkordatär zugesicherten Mitwirkung zunächst ebensowenig gefragt hatte, wie seinerzeit bei der Gründung von Metten oder der Niederlassung anderer Orden,[16] da „viele und ernste" Bedenken kamen. In römischer Sicht müssen auch jene „erhabenen und unsterblichen Worte" (Wallerstein) mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden sein, mit denen Seine Majestät „die künftige Richtung des Ordens" zu bezeichnen geruhten:

„In dem Wir dem Abte dieses eröffnen, versehen Wir Uns zu seinem Pflichteifer, er werde treu festhaltend an der Verfassung und den Gesetzen Unseres Reiches, die ihm aus besonderem Vertrauen übertragene, für Staat und Kirche gleich wichtige Angelegenheit nach allen Kräften fördern, jede ihm etwa weitere von Uns übertragen werdende Obliegenheit treulich erfüllen, dem Orden die rechte Richtung geben, dessen ganze Kraft dem großen Zwecke der Pflege der Wissenschaften, der sittlichen und geistigen Ausbildung der Jugend zuwenden, und auf diese Weise Unserer Königlichen Absicht entsprechen, die *Wir nicht einem von politischen Tendenzen mehr oder minder berührten*, sondern einem *ursprünglich teutschen*, mit der Geschichte des germanischen Vaterlandes innig verwebten, um dessen Civilisation hochverdienten und wegen *seiner würdigen Haltung von allen*

15) ÖStA/HK2 fol. 39.
16) Hacker 1967 S. 48.

Meinungen gleich geachteten Orden die Lösung der Aufgabe anvertrauen, welche die eingangs erwähnte Verfassungs-Beilage (gemeint ist das Konkordat) bestimmt und unzweideutig bezeichnet hat."

Es war indes Barnabas Huber selbst gewesen, der darum gebeten hatte, die vom König mündlich entwickelten „herrlichen" (Wallerstein) Gesichtspunkte in das Dekret aufzunehmen, damit er jedem beweisen könne, was der König vom Orden fordere.[17] Und der Minister des Innern stand nicht an, den Passus samt allen Unterstreichungen des Originals den zahlreichen inländischen Adressaten wortwörtlich mitzuteilen.

Der König hatte gesprochen; jetzt war sein Wille bei Strafe seiner Ungnade schleunigst in die Wirklichkeit umzusetzen. Barnabas Huber, fürs erste abbas nullius von des Königs Gnaden machte sich, ins stille Babenhausen zurückgekehrt, in ständigem Kontakt mit dem Bischof umgehend an die erste der gestellten Aufgaben: die Gewinnung von Mönchen für das neue Kloster und insbesondere von qualifiziertem benediktinischem Lehrpersonal für die von ihm zu übernehmende Schule. Er war nämlich auch noch zum zukünftigen Schulvorstand bestellt worden. Bald bekam er zu spüren, worauf er sich da eingelassen hatte. Wie im Reskript vorgesehen, wandte er sich zunächst an alle noch lebenden Exbenediktiner, vor allem an jene seines Profeßklosters Ottobeuren, und dann an die bayrischen Bischöfe und die Klerikalseminare, um Weltgeistliche für den Ordenseintritt zu gewinnen.[18] Das Ergebnis war entmutigend. Seine ehemaligen Mitbrüder, vor mehr als 30 Jahren aus ihren Klöstern vertrieben, waren, soweit sie noch lebten, vielfach alt und kränklich. Schon vor 5 Jahren, als man daranging, Metten zu besiedeln, hatte es sich herausgestellt, daß die Aufforderung, wieder in eine Ordensgemeinschaft einzutreten, kaum auf Resonanz stieß. Jetzt erfuhr Barnabas Huber erst recht resignierte Ablehnung. Es sind dann doch noch zwei ehemalige Benediktiner nominell in den Orden zurückgetreten: zuerst der noch in Ottobeuren lebende P. Basil Miller und später der ehemalige Konventuale von St. Ulrich in Augsburg P. Joseph M. Heis, aber letzterer – schon betagt – war und blieb Klosterbeichtvater in Oberschönenfeld; ersterer, im Schematismus der Diözese gesondert und ohne Funktion aufgeführt, scheint faktisch als Kommorant gelebt zu haben. Impulse für die Wiederbelebung des Ordens sind von den beiden nicht ausgegangen. Und der Weltklerus? In deren Kreis war man weithin von der Vorstellung einer Erneuerung von Männerorden, denen gar Pfarreien übertragen werden sollten, wenig erbaut. Bis in die Ordinariate hinein reichte der Widerstand. Wallerstein wird später im Rückblick davon sprechen, die innerkirchliche Gegnerschaft sei größer gewesen, als jene aus dem liberalen Lager.[19] Immerhin werden bei der Installationsfeier am 5. November 1835 auch fünf junge Weltgeistliche als Novizen eingekleidet; zwei von ihnen sind alsbald wieder ausgetreten, die anderen drei – unter ihnen der zweite Abt von St. Stephan

17) Sattler 192, 15/6. 12. 34 (Herkunft unklar).
18) Sattler 209, 28. 1. 35 (BAA).
19) GHA X/460, 12. 4. 36.

Theodor Gangauf – bildeten den personellen Grundstock der Abtei. Fürs erste aber mußte Abt Barnabas resigniert feststellen, daß die personelle Besetzung des Klosters und gar die der Schule weit schwieriger war, als er sich das ursprünglich gedacht hatte. Ein Hoffnungsschimmer tat sich indessen aus Richtung Österreich auf. Die Anknüpfungen der Beziehungen nach Wien – ohne Zustimmung und Mitwirkung der kaiserlichen Regierung konnte ja schlechterdings gar nichts geschehen – hatte Abt Huber dem Bischof überlassen. Der verfügte da über die besseren Möglichkeiten. Bischof Riegg wandte sich noch Ende Dezember an Kaiserin Charlotte[20], die Tochter seines Beichtkindes Max I. Joseph, und über sie an den Kaiser.[20a] Schon nach einigen Wochen hielt er ein kaiserliches Handschreiben in Händen, in dem Kaiser Franz I. dem lieben Bischof Riegg mitteilte, daß er sein Anliegen wohlwollend aufgenommen habe und bereit sei, ihn und den neuen Abt persönlich zu empfangen. Hocherfreut teilte der Bischof die frohe Kunde dem Abt mit und schickte eine Abschrift des kaiserlichen Briefes an seinen König.[21] Von nun an konzentrierten sich die Bemühungen, die Personalprobleme der zu gründenden Abtei zu lösen, auf die zeitweilige Gewinnung von Ordensmitgliedern aus österreichischen Stiften. Bischof Riegg hatte da nämlich noch ein zweites Eisen im Feuer: den ehemaligen Prior der Benediktinerabtei Wiblingen bei Ulm Gregor Thomas Ziegler, einen Augsburger Diözesanen, den das Schicksal der bei der Säkularisation vertriebenen Mönche nach Österreich verschlagen hatte und der es dort zum Bischof von Linz gebracht hatte. Er hatte weder seine Heimat noch seinen Orden vergessen und war Feuer und Flamme für den Plan, in Bayern den Benediktinerorden wieder zu beleben. Ziegler hat sozusagen auf der unteren Ebene sehr viel zum Entstehen der Neugründung beigetragen, und St. Stephan hat es ihm nie vergessen. Aber davon später.

Vorerst war nämlich vor Ort, in Augsburg, viel zu tun. In dem Reskript vom 20. 12. 34 war auch verfügt worden, daß der Regierungspräsident ein Comité unter seinem persönlichen Vorsitz zu bilden habe, welches raschestens die erforderlichen Maßnahmen vorzuschlagen und durchzuführen habe und dessen Tätigkeit erst erlösche, wenn das Kloster ins Leben getreten sei. Dem Comité gehörten an: der Regierungspräsident (von) Linck, der Bischof, der Abt, der Bürgermeister und Abgeordnete Kremer und der Baurat der königlichen Kreisregierung; fallweise konnten noch weitere Persönlichkeiten beigezogen werden. Schließlich war auch die Stadt Augsburg, deren Anträge ja nun in Erfüllung gingen, zur tätigen Mitwirkung aufgefordert worden. Schon am 26. Dezember 1834 konstituierte sich das Klostereinrichtungs-Comité und nahm unverzüglich seine Arbeit auf.[22] Zu tun hatte es genug, und an handfestem Ärger fehlte es auch nicht:

---

20) Offizieller Name als Kaiserin: Karoline Auguste
20a) Sattler 203, 30. 12. 34 (BAA).
21) ÖStA/KAP 23. 1. 35 Nr. 312, GHA 47/4/19, 31. 1. 35.
22) Die Akten des Comités sind nicht mehr vorhanden. Die Vorgänge sind rekonstruiert aus Archivbeständen des StAA, insbesondere Fasc. 11/2149 und Prot. der Magistratssitzungen 1834/5, ferner Vorlagen von Min. Wallerstein GHA XVI/185 und 47/4/19, Exzerpten von Sattler und den Jahresberichten der Schule.

Zunächst wird einmal das Rektorat angewiesen, dem neuen Comité in allen Fällen zu entsprechen und alle angeforderten Berichte zu liefern. Sodann: Das ehemalige Damenstiftsgebäude, das nun die neue Abtei aufnehmen sollte, war natürlich nicht frei, und die katholische Studienanstalt, groß wie sie geworden war, litt ohnedies unter Raumnot. Der Rektor von Schule und Lyzeum Max Furtmayr, ein Weltpriester, hatte hier Dienstwohnung und sein Rektorat, das gleiche galt für Professor Joseph Aigner, den Seminardirektor. Dazu wohnten im Stephansgebäude noch einige weitere Lehrkräfte, die aber kein Wohnrecht hatten. Ihnen und den Bewohnern der Klause neben dem Turm sowie den Mietern des Dodellschen Hauses, des ehemaligen Pfarrhauses, das an das St.-Josephs-Seminar gestiftet worden war, war nun zu kündigen, für Furtmayr und Aigner waren neue Unterkünfte zu suchen. Furtmayr und das Rektorat fanden schließlich eine provisorische Bleibe im benachbarten Sabbadinischen Haus. Aigner sollte in die Präfektenzimmer des Josephsseminars und in die Krankenzimmer „disloziert" werden. Aber der wehrte sich mit Händen und Füßen. Er habe Anspruch auf eine Dienstwohnung, die Präfekten hätten die Aufsicht über 52 Zöglinge bei Tag wie bei Nacht, sie müßten es sich schon gefallen lassen, daß in ihren Zimmern Fortepiani stünden und daß in diesen Zimmern auch Unterricht auf diesen Insturmenten sowie für Violine und Gesang erteilt würde. (St. Stephan hat seit der Gründung eine beachtliche Chor- und Orchestertradition, wie die Programme der Schulkonzerte im Kleinen Goldenen Saal ausweisen, der seit 1830 der Schule als Aula zur Verfügung steht.) Und von den Krankenzimmern werde eines von der Thekla, seiner ehemaligen Haushälterin, bewohnt, die halbseitig gelähmt sei und die er, Aigner, nicht im Stiche lassen könne, weil sie vergebens in einem Pfründehaus Aufnahme gesucht habe. Darüber entwickelte sich ein erheblicher Papierkrieg; wo Aigner schließlich untergebracht wurde und was aus der Thekla geworden ist, ist aus den Akten nicht zu ersehen. Aber noch mehr: In dem zu räumenden Klostergebäude sind auch Schulräume, nämlich der Hörsaal für das neu eingerichtete Lyzeum (= Phil. Hochschule), das physikalische Kabinett (= Sammlungsraum) und der Raum für den Zeichen- und Musikunterricht. Ferner ist dort die Bibliothek, die durch Schenkungen einen beträchtlichen Umfang angenommen hatte, untergebracht, und der Rektor klagt, er wisse nicht, wohin mit den Büchern. Auf dem Dachboden lagert Getreide, das verschiedenen Stiftungen gehört. Schließlich muß mitten in die Umbaumaßnahmen Abt Barnabas Huber provisorisch untergebracht weden, er hat ohnedies, seit er aus Fuggerschen Diensten ausgeschieden ist, kein Einkommen, außer der schmalen Pension, die ihm als Exkonventualen von Ottobeuren zusteht und die kaum zum Leben reicht.[23] Es sind die Geburtswehen einer überstürzten Maßnahme. Der Teufel sitzt bekanntlich im Detail; an die Einzelheiten aber hat höheren Orts niemand gedacht, vor Ort sind die Probleme auszubaden. Irgendwie gelingt es, bei fortlau-

23) Sattler 323, 3. 7. 35, Sattler 326 (undatiert und ohne Herkunftsangabe), GHA XVI/185, 19. 7. 35 vgl. auch Abschnitt VII, Hinweis 22.

fendem Unterrichts- und Seminarbetrieb der Schwierigkeiten Herr zu werden; das Haus wird frei, und die Handwerker können einziehen. Zuerst freilich waren noch die Pläne für den Umbau zu erstellen und zur Genehmigung vorzulegen. Anscheinend hat man doch nicht auf jene Pläne zurückgegriffen, die 1828 der Stadtbaurat von Hößlin entworfen hatte; denn Minister Wallerstein meldet im März 1835 dem König, Bischof Riegg sei hier. Er haben dem Architekten Ziebland bereits das vollständige Abteiprogramm übergeben und auch die Einteilung mit ihm besprochen.[24] Das von Abt Huber ausgearbeitete Raumprogramm sieht vor: eine Klausur mit je einem „Museum" (Aufenthaltsraum) für die Patres und die Brüder, Kapitelsaal, Speisesaal für Konvent und für Gäste, je ein Wohnraum mit Schlafkabinett für die Patres, Noviziat mit Wohnung des Novizenmeisters, Wohnung des Direktors, eine Bibliothek, ein Armarium (für liturgisches Gerät), Raum für Pförtner, Konventdiener, Krankenzimmer, dazu eine „Abtei", bestehend aus Empfangszimmer, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bedientenzimmer. Und dann zahlreiche Nebenräume und Unterkünfte für Haus- und Küchenpersonal. Das Comité stellt fest, die erforderlichen Räume seien vorhanden bzw. herstellbar, es sei Platz für 28 Klosterangehörige, davon 16 Räume mit Schlafkabinett. Am 20. April hat man es geschafft: Dem Abt Huber wird eröffnet, daß die vom Comité vorgelegten Baupläne mit dem veranschlagten Bauaufwand von 13 000 Gulden genehmigt und der königliche Bauinspektor Rüber mit der Bauausführung beauftragt sei, und zwar in der Art, daß sämtliche Lokalitäten mit dem Schlusse des Schuljahres „nicht nur beziehbar, sondern auch vollständig und getrocknet und gesund seien." Damit ist freilich die im Reskript vom 20. 12. 1834 vorgesehene Summe schon überzogen, und weitere Kosten stehen ins Haus. Als nämlich Bischof Riegg und Abt Huber aus Österreich zurück sind und gesehen haben, wie die von dort zu gewinnenden Mönche in ihren Klöstern leben, da wird ihnen klar, was noch alles fehlt. Die Verpflegung muß ab Oktober gewährleistet sein, Winterkleidung muß besorgt und Lebensmittelvorräte müssen angelegt werden. Wäsche aller Art ist erforderlich, Alben, Chorröcke, Küchengeräte und selbstverständlich das Mobiliar. Reisekosten für die anreisenden Mönche aus Österreich und Metten müssen beglichen werden, Portokosten fallen an; endlich können auch Ottobeuren und Metten von den Pfarreinkünften nicht leben. Die Liste der Bedürfnisse ist lang, sie reicht über die Ordenskleidung, die Leibwäsche, die Bettwäsche, die Küchenwäsche, bis hin zu den Nachtmützen. Es fehlen Eßbestecke, Zinn- und Kupfergeräte für die Küche usw. Es war eben leichter, die alten, mit einem in Jahrhunderten angewachsenen Besitz ausgestatteten Klöster auszuräubern als ein neues bei herrschender Finanznot aus dem Boden zu stampfen. Summa: Es sind noch 12 000 Gulden erforderlich.[23] Am Ende kommt Wallerstein sogar noch auf weitere 16 000-20 000 Gulden. Der König findet, Bücher und Paramente müßten in Schwaben noch da sein. Sie

24) GHA XVI/460, 9. 3. 35; Georg Friedrich Ziebland, Architekt von St. Bonifaz in München und des Hauses der Staatl. Antikensammlung am Königsplatz in München usw.

waren es nicht. Der Minister mußte erwidern, daß in Schwaben nicht mehr als 100 brauchbare Bücher vorhanden seien, und von den Paramenten seien die schöneren insgesamt verkauft und die geringeren seit 1818 Eigentum der Pfarrstiftungen, so daß über sie qua Verfassung nicht mehr verfügt werden könne.[25] Man hat dann offensichtlich zur Deckung der Kosten, da der Rückgriff auf Haushaltsmittel nicht möglich war, Vorschüsse aus den Kirchenstiftungen herangezogen, was an sich problematisch war und obendrein böses Blut machte und die Benediktiner nicht beliebter.[26] Blieb noch die Frage zu lösen, was mit dem Lehrpersonal von St. Stephan geschehen solle. Den Weg, es unterzubringen, hatte schon die Petition von 1828 aufgezeigt: Einweisung in Pfarreien. Wallerstein sieht bei diesem Verfahren die Möglichkeit, einige für den Schuldienst weniger qualifizierte Kräfte loszuwerden, er denkt dabei offensichtlich an den Seminardirektor Aigner.[27]

Jedenfalls spricht am Ende des Schuljahres 1834/35 die Regierung des Oberdonaukreises den bisherigen Lehrkräften den Dank für die geleistete Arbeit aus und teilt ihnen mit, daß man sie wegen ihrer künftigen Verwendung der Allerhöchsten Gnade Seiner Majestät empfohlen habe.[28] Das Ergebnis sah so aus: Rektor Furtmayr, erst vor einem Jahr aus Landshut gekommen, wird in gleicher Eigenschaft nach Amberg versetzt. Dorthin, aber auf eine Pfarrei, kommt auch Professor Aigner, der Seminardirektor. Zwei Professoren von St. Stephan und einen Präfekten finden wir im nächsten Jahr im Schuldienst in Dillingen, in München und Neuburg, und der größte Teil der Weltgeistlichen wird in Pfarreien der Diözesen Augsburg und München/Freising eingewiesen.[29] Sie dürften zufrieden gewesen sein, denn noch immer stand der Pfarrer im Ansehen höher als der Lehrer, aber für die Sympathie der Weltgeistlichen gegenüber den vom Ausland berufenen Ordensmännern war das Verfahren gewiß nicht förderlich. Wie dem auch sei, im August 1835 ist es geschafft: Die Benediktiner können einziehen. Zugleich wird ab 1. Oktober 1835 die neue Abtei St. Stephan in die Renten des katholischen Studienfonds eingewiesen, dessen Erträgnisse sind in monatlichen Raten von 1047 fl und 42 Kr. gegen Bescheinigung dem Abt abzuliefern, wobei allerdings 500 fl, so haben es die Gemeindebevollmächtigten (Stadträte) beschlossen, zur Aufbesserung des Fonds jährlich zurückbehalten und verzinslich angelegt werden.[30] Mit der Übertragung der Rentenbezüge geht auf die Abtei die Verpflichtung über, die gesamte katholische Studienanstalt in Augsburg ... planmäßig zu besorgen, die Personal- und Sachkosten zu bestreiten und die zur Anstalt gehörigen (weiter im Staatsbesitz verbleibenden) Gebäude, Apparate und Sammlungen stets in gutem Zustand zu erhalten[30], wozu freilich, wie sich bald herausstellte, die Erträgnisse des Studienfonds nicht ausreichten. Bleibt

25) GHA, XVI/185, 19. 7. 35.
26) Sattler 327, 14. 7. 35 (KA Metten).
27) Sattler 326, Ziff. V (undatiert und ohne Herkunftsangabe).
28) KAStSt.
29) Schematismus 1836/37.
30) StAA Fasc. 11/2149.

nachzutragen, daß man zeitweilig auch erwog, die ehemalige Pfarr und Damenstiftskirche St. Stephan umzubauen. Der Kleine Goldene Saal sollte solange als Ausweichkirche für die Studierenden dienen. Der Umbau ist offensichtlich aus Kostengründen unterblieben, dafür wurde wenigstens die Fassade des Gesamtkomplexes von Kloster, Kirche, Turm und Dodellschem Haus in einer Farbe getüncht, und sogar da bereitet die Kostenfrage angesichts des komplizierten Besitzverhältnisses erhebliche Auseinandersetzungen zwischen den beteiligten Instanzen. Jedenfalls, das Haus war rechtzeitig fertig – es fehlten nur noch die, die es bewohnen sollten.

VI.

Die öffentliche Resonanz; der Aufbruch zur Reise nach Österreich und die Benediktion von Abt Huber

„Mit Teilnahme und Vergnügen habe ich aus Eurer Majestät Schreiben 14. Dez. v. J. die Maßregeln ersehen, welche dieselben zur Wiederherstellung des Ordens des Hl. Benedikt in Bayern ergreifen ..." Kaiser Franz I. an König Ludwig I. am 16. 2. 1835[1]

Während das Klostereinrichtungs-Comité die baulichen Maßnahmen und die Einrichtung der Abtei vorantrieb, war noch immer keine Lösung der personellen Probleme in Sicht. Darüber freilich, daß geeignete benediktinische Lehrkräfte allenfalls aus Österreich gewonnen werden könnten, war man sich im klaren. Die vorgesehene Reise von Abt Huber und des – zunächst sich sträubenden – Bischofs Riegg war ursprünglich sogar schon für den Herbst 1834 geplant, sie wurde dann auf den März 1835 verschoben, weil auch Minister Wallerstein gefunden hatte, vorerst seien beide vor Ort noch mehr vonnöten. Untätig war man freilich nicht geblieben. Ludwig I. hatte selbst an seinen Schwager Franz I. geschrieben, und auch Bischof Riegg hatte sich über die Kaiserin an den Kaiser gewandt. Die Resonanz aus Wien war positiv, und das gab den Akteuren: König, Minister, Bischof und Abt neuen Auftrieb. Franz I. antwortete am 23. 1. 1835[2] dem Bischof und am 16. 2. 1835[1] dem König und ließ wissen, daß er seine Hände gern zur Aushilfe reiche. Bischof und Abt werden ermächtigt, sich in diesem Sinne an die Vorstände der österreichischen Benediktinerstifte zu wenden, um Näheres zu regeln. Er, der Kaiser, sei bereit, beide persönlich zu empfangen. So schien die Sache also gut anzulaufen, und in der Tat hatte die kaiserliche Kanzlei am 23. 1. 1835 in Sachen Aushilfe für St. Stephan ein Handschreiben an die Landes-

1) GHA 33/3/174, 16. 2. 34.
2) GHA 47/4/19, 31. 1. 34.

präsidenten hinausgehen lassen[3], die ihrerseits die österreichischen Stifte verständigten.[4] Abt Huber – er hatte den Inhalt der Briefe mit Bischof Riegg abgestimmt – schrieb an 11 österreichische Klöster.[5] Schreiber hatte er keinen, so mußte er alle Briefe mit eigener Hand schreiben; die Expedition hatte Bischof Ziegler in Linz übernommen. Wie stets, so gerieten auch diesmal seine Ausführungen in die Breite. Er beschreibt langatmig die Vorgeschichte, geht auf die beiden königlichen Entscheidungen vom 16. bzw. 20. 12. 1834 ein, mit dem Ende, es sei nun Sache des Ordens, die königlichen Intentionen auf würdige Weise auszufüllen. Dreiunddreißig Jahre nach Aufhebung des Ordens in Bayern sei es klar, daß hierzulande nicht mehr die erforderlichen Kräfte vorhanden seien, man brauche also qualifizierte Aushilfe, die nur von Österreich kommen könne. Und nun kommen alle die Argumente aus dem „schönen" Promemoria vom 9. September 1834[6]: die Ehre des Ordens, die nachbarliche Verbundenheit beider Staaten, die verwandtschaftlichen Verhältnisse der beiden katholischen Dynastien und die großen klosterfreundlichen Regenten der gemeinsamen Vorgeschichte, Tassilo etc. Der Besuch wird angekündigt und vermerkt, die Übernahme der Anstalt sei für Herbst 1835 angeordnet. Bischof Riegg fügt lakonisch an: „Vorstehendes Gesuch unterstütze ich seinem Inhalt nach und empfehle es." Die Art Hubers zu schreiben, war augenscheinlich seine Sache nicht, aber er erhoffte sich doch ein günstiges Ergebnis. Aber es kam alles anders: Kaiser Franz erkrankte und starb überraschend am 2. März 1835. Die Verfügungen hinsichtlich der Unterstützung der Gründung von St. Stephan waren seine letzte Amtshandlung[7] gewesen. Ludwig I. war von diesem Sachverhalt so betroffen, daß er eigenhändig die Anweisung gab, den letzten Brief des Kaisers gesondert zu verwahren[1], und sein Schreiben, gleichsam als Vermächtnis, der Öffentlichkeit zu unterbreiten.[8]

Der König und sein Minister tätigten nämlich in Sachen Gründung von St. Stephan eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit. Wallerstein war insoweit auch sozusagen des Königs Pressereferent in eigener Person. Im Umgang mit der Presse war er flexibler, auch raffinierter als sein Vorgänger im Amt, zumindest schätzte ihn der österreichische Geschäftsträger in München so ein.[9] Das Dekret/Reskript vom 16./20. Dezember war natürlich auch in die Öffentlichkeit gelangt und hatte erhebliche Resonanz erzeugt. Die Cotta'sche Allgemeine Zeitung, ein Weltblatt, hatte darüber ebenso berichtet wie die Augsburger Postzeitung, aber auch die lokalen Zeitungen und offenbar auch auswärtige Organe im vielgestaltigen Blätterwald jener Tage.[10] Rom ebenso wie die preußische Regierung, diese

3) ÖStA/KAP Zl 312.
4) Sattler 210/213, 30. 1./1. 2. 35 (BAA/KA Schotten, Wien).
5) Sattler 226, 18. 2. 35 (KAStSt).
6) GHA XVI/185, 9. 9. 34.
7) Sattler 326 b (undatiert und ohne Herkunftsangabe).
8) GHA 47/4/19, 26. 3. 35.
9) Chroust 1941 Nr. 821.
10) AZ v. 26. 12. APZ v. 23., 24., 27. 12. 1834, Augsburger Tagblatt vom 23. 12. 34.

vom Gesandten auf die Neugründung hingewiesen, erhielten so Kenntnis von den Vorgängen. Letzterer, wie stets gut informiert, berichtet über den Widerhall, den Ludwigs I. neue Schöpfung gefunden hat, nach Berlin[11]: Die Wiederherstellung des Benediktinerordens habe keinen guten Eindruck gemacht, nicht nur bei den Protestanten, sondern auch bei den gemäßigten Katholiken, besonders aber beim weltlichen katholischen Lehrerpersonal, dessen Anstellung, Versorgung und Beförderung dadurch geschmälert werde. Man sehe darin einen Rückschritt der Regierung, der das gute Einverständnis der Konfessionen zu gefährden drohe. Die Mehrzahl der gemäßigten Katholiken sehe das, was in Bayern derzeit geschehe, weniger als Ergebnis des Eifers für die Kirche als vielmehr als politisches Kalkül, bei dem die Kirche das Mittel, der Staat der Zweck sei. Unterrichtete glaubten aber nicht, daß mehr als das eine Kloster in Augsburg zustande komme, schon allein deshalb, weil die Regierung zu sparsam sei und wegen der Opposition in den Ständen (= Kammern).

Wallerstein war von Anfang an bemüht, negativen Äußerungen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Schon im Reskript vom 20. 12. 34 hatte er, wie er dem König darlegt, den Beitrag Ludwigs I. nicht ausdrücklich angesprochen, weil er, der Minister, „vorerst alle übrigen Mittel erschöpft wissen möchte[12]". So hatte er ja die längst verjährte Petition der Augsburger Bürgerschaft von 1828 wieder herausgezogen und damit tatsächlich erreicht, daß diese dem Publikum als Ursprung des Gedankens vorgestellt wurde.[13] Das besondere Interesse galt natürlich der Berichterstattung in Cottas „Allgemeiner Zeitung", dem maßgeblichen Blatt jener Tage. Wallerstein hielt bis an sein Lebensende guten Kontakt zu Cotta. Ein sichtlich von Regierungsseite („aus guter Quelle") inspirierter Artikel „zur Beseitigung mancher falscher Gerüchte" stellt richtig: Der König wolle *vor allem*, daß der Abt die noch in Bayern befindlichen Exbenediktiner zum Wiedereintritt in den Orden einlade, ferner solle er versuchen, würdige Lehramtskandidaten geistlichen Standes zu einem solchen Schritt zu gewinnen, und nur für den Fall des Bedarfs habe der König gestattet, einige besonders qualifizierte Ordensgeistliche aus Österreich dem König vorzuschlagen.[14] Am 27. 1. 1835 wendet sich das Ministerium nochmals an die Allgemeine Zeitung mit Hinweis auf die Berichterstattung über die Errichtung der Abtei St. Stephan in nicht näher genannten Zeitungen. Vielfach sei nicht beachtet worden, daß das Konkordat Artikel VII der Staatsregierung bestimmte Verpflichtungen auferlege. Es werde auch nicht eine neue Abtei gegründet, sondern Metten nach Augsburg transferiert. Jedenfalls sei das Reskript von solcher Wichtigkeit und gebe Aufschluß über das, was der König von dem nach Augsburg verlegten Kloster wolle, daß das Bekanntwerden von Interesse für das In- und Ausland sein werde.[15] Man

11) Chroust 1950 Nr. 501.
12) GHA XVI/185, 10. 12. 35.
13) Beilage zum Intelligenzblatt (des Oberdonaukreises?) Nr. 132/183/4, sowie Augsburger Tagblatt Nr. 319 v. 20. 11. 1835.
14) AZ v. 6. 1. 35.
15) Sattler 207, 27. 1. 35 (KMBO).

hatte offensichtlich Grund, die öffentliche Reaktion weiter im Auge zu behalten.

Durch den Tod des Kaisers Franz I. indes verzögerte sich das Unternehmen „Österreich". Wertvolle Zeit ging verloren. Bischof Riegg wandte sich nun auch an den neuen Herrscher Ferdinand I., wiederholte seine Bitte und bat um Audienz. Am 4. April ging die Antwort ein: Der Kaiser ließ den Augsburger Bischof wissen, daß er die Haltung und die Zusagen seines Vaters übernehme und teilte dies in einem Kabinettsschreiben auch den österreichischen Äbten mit.[16] So sah die Situation also wieder besser aus, und dies um so mehr, als zwischenzeitlich sich aus der Schweiz die dortigen Benediktinerabteien meldeten und ihr Interesse an der Wiederbelebung des Benediktinerordens in Bayern bekundeten.[17] Auf der anderen Seite hatten die österreichischen Stifte auf Abt Hubers ausführliches Schreiben nur ausweichend[18] oder auch gar nicht reagiert, was Barnabas Huber frustrierte und Bischof Riegg weidlich ärgerte. Die Reise nach Wien war überfällig, wenn man bis zum Herbst noch mit der Übernahme der Studienanstalt in Augsburg zu Rande kommen wollte, vor allem der König wurde ungeduldig. Bischof Riegg war es, der die Überlegung ins Spiel brachte, die Reise zu den österreichischen Stiften würde entschieden gewinnen, wenn Barnabas Huber nicht nur ein vom König designierter, sondern ein kirchlich geweihter Abt sei;[19] hatte er den Exbenediktiner doch schon darauf aufmerksam machen müssen, daß man es ihm in kirchlichen Kreisen übelnehme, daß Huber ohne Konsekration sich des Pektorale und eines Wappens mit Inful und Abtstab bediene.[20] Die Problematik einer Abtsweihe ohne ordnungsgemäß vorangegangene Wahl brachte, wie anschließend darzustellen ist, den Hl. Stuhl ins Spiel und belastete zusätzlich das Verhältnis zu den Mönchen aus Metten, die man einfach einem fremden Abt unterstellte, indem man Metten nach Augsburg „transferierte".

Es war schon ein kühner Schritt, als Bischof Riegg es – mit königlicher, aber ohne päpstliche Genehmigung – im Hinblick auf die bevorstehende Reise auf sich nahm, dem ehemaligen Ottobeurer Benediktiner Barnabas Huber die kirchliche Weihe zu erteilen. Die Feier fand am 20. April 1835, dem Ostermontag, um 10 Uhr morgens in Katholisch Heilig Kreuz statt.[21] Man war nach Heilig Kreuz gegangen, weil die Kirche des früheren Augustiner Chroherrenstifts, dessen Klosteranlage derzeit als Kaserne diente, viel größer war als St. Stephan, zudem versahen in dieser Kirche die Weltgeistlichen der kath. Studienanstalt nebenberuflich den Beichtstuhl und den Gottesdienst, und man spielte mit dem Gedanken, diese Regelung künftig auf die zu berufenden Benediktiner zu übertragen. Endlich und vor allem: In Heilig Kreuz waren noch die erforderlichen Paramente vor-

16) Baader F. 1839, S. 77.
17) Sattler 241, 2. 4. 35 und 251, 11. 4. 35 ferner GHA 47/4/19, 7. 6. 35.
18) Sattler 231, 7. 3. 35 (BAA).
19) GHA X/460, 23. 9. 36.
20) Sattler 215, 10. 2. 35 (KAStSt).
21) Sattler 263, undatiert (BAA), 265, 23. 4. 35 (KMBO) sowie Presseberichte in AZ und Münchner Pol. Zeitung.

handen. In Ermangelung eines päpstlichen Breves verlas man vor Beginn des Gottesdienstes das königliche Ernennungsdekret und die bischöfliche Urkunde vom 12. April 1835.[22] Die liturgische Gestaltung der Weihe bereitete angesicht der hier vorliegenden Umstände einiges Kopfzerbrechen, doch davon bemerkte das in Scharen herbeigeströmte Kirchenvolk nichts. Die Weihe eines Abts war ein seit Menschengedenken nicht mehr vollzogener Vorgang, so wurde die Feier zum eindrucksvollen Ereignis. Alles, was im kath. Bevölkerungsanteil der Stadt Rang und Namen hatte, war zugegen: die Kreisregierung, an der Spitze der Regierungspräsident, der Bürgermeister, dazu der frühere Dienstherr von Abt Barnabas Fürst Anton Anselm Fugger von Babenhausen. Die eigentliche Weihehandlung war eingebettet in das vom Bischof zelebrierte Hochamt. Während nach der Sequenz Bußpsalmen und die Allerheiligenlitanei gesungen wurden, lag der Weihekandidat ausgestreckt auf den Stufen des Hochaltars. Es folgte die Handauflegung durch den Bischof und die beiden Mitkonsekratoren, Weihbischof (von) Streber und den infulierten Domdekan Öttl, beide von München-Freising. (Der eigentlich vorgesehene ehemalige Abt Cölestin (von) Königsdorfer vom einstigen Kloster Heilig Kreuz in Donauwörth war krank.) Auf die Handauflegung folgte die Übergabe der Regel des heiligen Benedikt, die Darreichung von Stab und Ring an den Kandidaten. Zum Abschluß der Messe wurde der Neugeweihte zum Bischofsstuhl geleitet, ihm wurde die Mitra aufgesetzt, er stimmte das Te Deum an und zog segnend durch das Kirchenschiff, ehe er, zum Altar zurückgekehrt, den abschließenden Segen erteilte. Bayern hatte nach mehr als 30 erstmals Jahren wieder einen Benediktinerabt. Tags darauf fand in St. Stephan die Einweisung in die Temporalien statt.[23] Der Abt legte dabei den Eid auf König und Verfassung ab und übernahm das Gebäude; von nun an war er der Hausherr von St. Stephan. Fehlten eben nur noch die Mönche! Vorgesehen war unmittelbar im Anschluß an die Abtsweihe der Antritt der Reise nach Österreich und in die Schweiz. Direktiven dazu hatte das Innenministerium am 22. 4. erlassen.[24] Der König hatte höchstpersönlich ein Limit für die Dauer der Reise festgelegt: Sie sollte nicht länger als 60 Tage dauern, dazu hatte er für die Reisespesen einen Tagessatz von höchstens 50 Gulden festgesetzt.[25] Aber der Bischof zögerte mit der Abreise; Wallerstein vermutete, er sei noch mit Weihen beschäftigt. Der König, ungeduldig wie immer, erteilte dann einfach den Befehl zur Abreise[26], weil er wollte, daß Abt und Bischof in Wien seien, ehe der dort befindliche bayerische Kronprinz Maximilian abreise und ehe der Hof in die Sommerresidenz nach Schönbrunn übersiedle. Zugleich erhielten der bayerische Gesandte in Wien[27] und der bayerische Resident in Bern Instruktionen. Was man dem König

22) Sattler 261 (ohne Herkunftsangabe).
23) Sattler 266 (KMBO).
24) Sattler 268, 22. 4. 35 (KMBO).
25) Signat v. 13. 4. 35, Sattler 252 (KMBO).
26) GHA XVI/185, 26. 4. 35 sowie Sattler 252, 12. 4. 35 (KMBO).
27) HSTA, Bayer. Gesandtschaft Wien 217, 20. 4. 35, sowie Sattler 269, 23. 4. 35 (KMBO).

nicht gesagt hatte, war dies, daß Bischof Riegg gesundheitlich nicht auf der Höhe war; die ganze anstrengende Mission ist dann auch von einem gesundheitlich angeschlagenen Manne durchgeführt worden.[28] Aber Ludwig duldete keinen Widerspruch, und so meldeten sich, wie befohlen, Abt und Bischof am 28. 4. 35 zur Audienz bei Ludwig I.[29] Ludwig notierte sich den Vorgang in sein Tagebuch: „Der Bischof von Augsburg mit dem Benediktinerabt von St. Stephan bei mir, ihre Reise nach Österreich und Schweiz antretend, Benediktiner zu bekommen (?) tüchtige". Tags darauf empfängt er den Bischof nochmals in Audienz, zuvor schließt er sein Tagebuch ab: „Audienz will ich jetzt erteilen" und setzt es am anderen Tage mit der Bemerkung fort:„Wonach dem Bischof von Augsburg in mein Kabinett ihm Briefe mitgegeben". Den an Schwester Charlotte, der Witwe Franz I. und jetzigen „Kaiserinmutter", und an Sohn Max, den Kronprinzen, hatte er zuvor eigenhändig zu Papier gebracht, den an Seine des Kaisers von Österreich Majestät hatte die Kanzlei kalligraphisch ausgefertigt, und der König hatte die Schlußformel eigenhändig daruntergesetzt und den Brief unterschrieben. Die Briefe sollten Bischof und Abt in Wien die Tore öffnen. So ausgestattet, treten beide per Extrapost die große Reise an. Begleitet wurden sie vom bischöflichen Sekretär Payr und zwei Bediensteten, die entweder auf dem Bock oder hinten auf den Sitzbrettern der Kutsche mitfuhren. Sie sind aber, wie Bischof Riegg später erleichtert feststellte, dabei niemals naß geworden. Am 1. Mai 1834 war man in Altötting, wo der Bischof für sein verstorbenes Beichtkind Max I. Joseph, dessen Herz im Gnadenort ruhte, eine Seelenmesse las und fuhr über Metten nach Passau, wo Bischof Riccabona seinen Amtsbruder und dessen Begleiter gastlich aufnahm.[30] An der Landesgrenze, am Inn, holte Bischof Ziegler die Reisenden ab, am 3. Mai war man bei ihm in Linz, am 5. übernachtete man in Melk, und am 6. Mai abends traf die bayerische Delegation in Wien ein, wo Bischof Ziegler für sie im Schottenkloster Quartier gemacht hatte. Aber an Ort und Stelle sah alles ganz anders aus, wie die bayrischen Emissäre bald ernüchtert feststellten.

Auch die Benediktion von Abt Barnabas Huber wurde über die Presse in die Öffentlichkeit getragen. Man hatte auf Weisung des Königs[31] den Brief Kaiser Ferdinands I. an Bischof Riegg vom 4. April 1835 der Presse zugespielt. Ludwig I. ärgerte es, daß die Allgemeine Zeitung die Abtsweihe nur „per Parenthese" am Rande also, genauer gesagt in einer Fußnote, mitteilte, und so griff der König neuerdings ein. In einem Signat[32] wies er das Ministerium des Innern an, das ihm über den Verlauf der Feier berichtet hatte, in die Münchner Politische Zeitung, in Zeitungen in Würzburg, Regensburg, Bamberg, Passau und vor allem in die Allgemeine Zeitung sei ein die lebhafte Teilnahme der Allgemeinheit zum Ausdruck

28) Baader F. 1839, S. 78.
29) GHA XVI/185, 27. 4. 35 sowie Tagebuch v. 28./29. 4. 35.
30) Baader F. 1839 S. 79ff.
31) Signat v. 22. 4. 35, Sattler 254 (ohne Herkunftsangabe).
32) Sattler 270, undatiert (KMBO).

bringender Aufsatz einzurücken. Wie befohlen, so geschehen! Die Allgemeine Zeitung veröffentlicht am 29. April und die Augsburger Postzeitung am 30. April den im Innenministerium redigierten Artikel. Die Münchner Politische Zeitung druckt den Aufsatz ebenfalls ab.[33] Der ausführliche Bericht schildert den „unbeschreiblichen" Eindruck, den die Weihe des Abts auf die „unzähligen Teilnehmer aller Stände" gemacht habe; die Beschreibung des Verlaufs mündet ein in eine hymnische Huldigung an den „erhabenen Monarchen", die Sprachregelung Wallersteins wird deutlich spürbar. Der Text ist, wie gesagt, in allen Zeitungen derselbe, nur mit dem feinen Unterschied, daß die Allgemeine Zeitung ihn unter „Eingesandt" rubriziert. „Sapienti sat", der Kundige wird es verstanden haben.

33) vgl. Sattler 264.
Bemerkung: Die Presseresonanz der Errichtung von St. Stephan in ihrer ganzen Breite dazustellen, ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich und erfordert weitergehende Untersuchungen.

VII.

Der Heilige Stuhl und die Errichtung der Abtei St. Stephan

„nostris perversis temporibus"
Bischof (von) Riegg an Papst Gregor XVI.
„... senz' avere diritto alcuno[1]"
(ohne daß er (der König) ein Recht dazu hätte)
Kardinalstaatssekretär Bernetti

Die Errichtung einer Benediktinerabtei in Augsburg durch den bayrischen König, die Bestellung eines Abtes und dessen Weihe durch den Bischof am Ostermontag 1835 konnten dem Hl. Stuhl nicht gleichgültig sein, betrafen diese Vorgänge doch wesentliche Punkte des Kirchenrechts einerseits und des Vertragskirchenrechts andererseits, letzteres umsomehr, als die Maßnahme als Vollzug von Artikel VII des Konkordats von 1817 (resp. 1818) dargestellt wurde, in dem doch die Mitwirkung des Hl. Stuhls bei der Errichtung von Klöstern ausdrücklich stipuliert war. Nun hatte bereits die Art, wie seinerzeit das Konkordat in Kraft gesetzt worden war, nämlich lediglich als Anhang zu einer vorgeschalteten zweiten Beilage, dem sog. Religionsedikt, eine lange Zeit anhaltende Verstimmung zwischen Rom und dem Königreich Bayern ausgelöst. Dazu kam noch die auch unter Ludwig I., so sehr er einer religiösen Erneuerung und mit ihr verbun-

1) ASV Pag 52/56.

den, der Restauration von Klöstern die Wege bahnte, straff gehandhabte Staatskirchenhoheit.[1a] Endlich war die Formulierung der für die Errichtung von Klöstern einschlägigen Konkordatsklausel reichlich vage gehalten und der Auslegung fähig und bedürftig, wobei die Kurie am schwächeren Hebelarm saß. Sowohl was die Zahl (aliqua monasticorum ordinum ... coenobia) anlangt, als auch hinsichtlich der Art und Weise der vorgesehenen Beteiligung des Hl. Stuhls (initio cum Sancta Sede consilio) sowie bezüglich der vom Vertragspartner zu gewährleistenden finanziellen Ausstattung (cum convenienti dotatione) war die Absprache sehr unkonkret. Einzig die drei Zweckbestimmungen von Klöstern: Seelsorgeaushilfe, Krankenpflege und „ad instituendam in religione et litteris juventutem" waren in der „eingangs erwähnten Verfassungsbeilage unzweideutig vorgezeichnet" (Reskript vom 20. 12. 1834), und der König leitete daraus das Recht ab, dem Orden „den Standpunkt seines Wirkens" vorzuschreiben, eine der Aufgabe der Jugenderziehung entsprechende Revision der Statuten zu verlangen und diese der königlichen Sanktion zu unterstellen. Jedenfalls taucht die dem Benediktinerorden zugedachte Aufgabe der Bildung und Erziehung der Jugend in den Dokumenten über die Gründung von St. Stephan von seiten der Staatsregierung immer wieder auf, und der König hält sie sogar in seinem Tagebuch fest: "Schulen sollen ihnen (den Benediktinern) untergeben werden".[2a] Von einer Beteiligung der Kurie an der Neugründung von Klöstern allerdings wollte München tunlich nichts wissen und brachte so schon den getreuen Johann Michael Sailer bei der Errichtung von Metten in einige Verlegenheit.[1b] Eine neuere Untersuchung[2] kommt zu dem Schluß: „Die Anfänge der Klosterrestauration vollzogen sich fast unbemerkt von der Nuntiatur und der römischen Kurie". Bei der Gründung von St. Stephan, immerhin erstmals einer Abtei, ging das so nicht mehr; andererseits sollte, wenn man an die österreichischen Klöster wegen der zeitweiligen Überstellung von Mönchen herantreten wollte, denn doch ein Abt der Ansprechpartner sein. Dazu aber mußte Barnabas Huber erst geweiht werden. Konnte nach kirchlichem Recht der Bischof das selbst tun? Der Referent im Ministerium des Inneren Deutinger, und nicht nur, hatte da einige Zweifel.[3] Ein Ordinariatsgutachten, das Bischof Riegg in Auftrag gegeben hatte, dagegen kam zu dem Schluß, der Bischof könne dies unter den obwaltenden Umständen tun.[4] Und Ludwig I., vom Bischof befragt, „ermächtigte" ihn dazu.[5] Die Weihe wurde, wie dargestellt, am 20. April 1834 vollzogen, bereits am 12. April stellte der Bischof – „sua autorità" wird später der Kardinalstaatssekretär nicht ohne Unter-

---

1a) Bastgen B 1940, Maser H. 1983, Hausberger K 1983
1b) Sattler 1931 S. 131/2.
2) Hacker R. 1967 S. 48.
2a) Tagebuch vom 11. 12. 34, geschrieben am 13. 12. 34.
3) Sattler 235, 16. 3. 35 (KMBO).
4) Sattler 233, undatiert (BAA).
5) Sattler 238, 27. 3. 35 mit Signat Ludwig I. v. 28. 3. 35: „Diese Ermächtigung erteile ich hiermit".

ton bemerken – die Urkunde über die Investitur und die Benediktion aus, „auctoritate ordinaria[6]". Ganz wohl war dabei sichtlich beiden nicht, dem Abt und dem Bischof, und so war man wohl erleichtert, als der Nuntius Graf Mercy d'Argenteau sich einschaltete und vorschlug, nach Rom zu schreiben und um Sanktion der Unregelmäßigkeiten zu bitten.[7] Er selbst, so berichtete er seinerseits an die Kurie, habe bei einer für die Kirche so vorteilhaften Angelegenheit, wie es die Errichtung von St. Stephan in Augsburg darstelle, keinen offiziellen Einspruch gegen das eingeschlagene Verfahren erheben wollen.[7] Jedenfalls aber hatte der Nuntius mit diplomatischem Geschick nun die Kurie doch ins Spiel gebracht. Der Bischof schrieb bereits am 14. April in lateinischer Sprache im Hinblick auf die unmittelbar bevorstehende Benediktion an den Papst, er beruft sich auf den König. Dieser habe „in Erwägung, welche Vorteile die Kirche und der Staat selbst von religiösen Orden bereits gewonnen haben und – vor allem in unserer verworrenen Zeit – noch gewinnen könnten" (das ist – bis auf die „verworrene Zeit" – ein Zitat aus Artikel VII des Konkordats) beschlossen, den Benediktinerorden in Bayern wieder zu errichten und in Augsburg ein Kloster St. Stephan einzurichten, ihm die Schule zu übertragen und den Abt zu ernennen. Mit Rücksicht auf die vom König befohlene Reise nach Österreich habe er geglaubt, zur Weihe schreiten zu müssen, zumal Abt Barnabas Huber ein Mann von hervorragenden Qualitäten sei. Und so beeile er sich, den Vorgang anzuzeigen und bitte, die Restauration des Ordens zu bestätigen, die königliche Designation des Abtes zu bekräftigen und das Kloster St. Stephan zu genehmigen (prosequi).[8] Beigefügt ist ein Schreiben von Abt Huber, der ebenfalls auf die Weihe als Voraussetzung für die Mission nach Österreich verweist. Er sucht um Bestätigung für die Benediktion nach und bittet um den Segen für seine Kommunität.[9] Was sagte Rom dazu? Man stand einmal mehr verärgert vor vollendeten Tatsachen und war überdies eben in jener Lage, die schon der Nuntius beschrieben hatte. Zunächst wurde der Präfekt der Congregatio episcoporum et regularium Kardinal Sala beauftragt, ein Gutachten zu erstellen.[7] Der Gutachter befand, daß ein Verstoß gegen das Konkordat vorliege, weil Ludwig I. bei der Errichtung der Abtei nicht im Einvernehmen mit dem Hl. Stuhl gehandelt habe, beanstandet wurde ferner die staatliche Überwachung des Lehrbetriebs an der Schule und daß der König Richtlinien für die Revision der Ordensstatuten erlassen habe. Auch die Frage, ob der König ein Recht habe, einen Abt zu ernennen, ob die Weihe regulär vor sich gehe usw., war offensichtlich Gegenstand der Erörterung. Die Entscheidung über das weitere Vorgehen traf Papst Gregor XVI. anscheinend persönlich. Kardinalstaatssekretär Bernetti leitete sie am 10. Mai 1835 zum Vollzug an den Großpoenitentiar Kardinal di Gregorio weiter.[10] Der Kardinalstaatssekretär geht in seiner Aufschreibung

6) Sattler 261, undatiert und ohne Herkunftsangabe.
7) Hacker R. 1967 S. 50.
8) ASV Pag 52/3.
9) Sattler 256, 14. 4. 35 (KAStSt).
10) ASV Pag 54–57.

von dem königlichen Dekret vom Dezember 1834 aus, von dem der Hl. Stuhl lediglich aus der Presse (einer Würzburger Zeitung) erfahren hatte, demzufolge der König den Benediktinerorden wiederhergestellt habe, der zuerst in Metten gewesen sei (fu prima), den Abt Huber ernannt und ihm die Leitung von Kloster und Schule übertragen habe. Der Monsignore Bischof habe in eigener Autorität die Institution vollzogen und darüber dem Hl.Vater einen Brief geschrieben. Viele und gewichtige Bedenken bestehen nach Auffassung des Kardinalstaatssekretärs gegen ein solches Dekret, hinsichtlich der Verletzung des Konkordats, hinsichtlich der Irregularitäten, die begangen wurden, hinsichtlich der Veränderungen, denen der Orden unterworfen wird, wenn man ihm den öffentlichen Unterricht überträgt, dazu unter staatlicher Aufsicht. Dennoch habe es dem Hl.Vater gefallen, von einer wie immer gearteten (rechtlichen) Würdigung des Sachverhalts abzusehen und anzuordnen, daß ein (Errichtungs-)Breve ausgehe.

Gregor XVI., alias Bartolomeo Alberto Cappelari, 1765 in Belluno geboren, hat in der Geschichtsschreibung für sein von 1831–1846 währendes Pontifikat eine überwiegend kritische Würdigung erfahren. Persönlich liebenswürdig, fromm und anspruchslos, wird er als politisch unerfahren und weltfremd eingeschätzt. Dagegen war Gregor selbst ein Ordensmann, und als Kamaldulenser (einem Zweig der benediktinischen Ordensfamilie) ein Freund der Orden. Der Satz im Breve vom 19. 5. 1835 für St. Stephan: „Nos itaque, quibus nihil optabilius, nihilque iucundius esse potest, quam monasticos ordines instaurare ..." ist wohl nicht nur eine kuriale Floskel, sondern dürfte seiner Grundeinstellung entsprechen. Sein Kardinalstaatssekretär aber galt als schroffer Gegner aller nationalkirchlichen und staatskirchlichen Bestrebungen. So ist der Schluß erlaubt, daß der Papst die prinzipiellen kirchen- und konkordatsrechtlichen Einwände der Kurie auf die Seite geschoben hat, so daß sie nur in den Modifikationen der Formulierungen unterschwellig anklingen. Der Kardinalstaatssekretär stellt nämlich für das Breve Sprachregelungen in Form von 5 Punkten auf.

1. Das Breve soll sich in den Formulierungen weitgehend an den Brief des Bischofs halten.
2. Des Gymnasiums und Lyzeums soll man keine Erwähnung tun, weil der Hl. Stuhl darin eine Beschwerung des Ordens sieht.
3. Noch weniger soll die Ernennung des Abts durch den König erwähnt werden, der dazu keinerlei Recht habe.
4. Der Entwurfsfertiger erhält Formulierungsvorgaben für die Errichtung des Klosters und die Bestellung des Abts durch den Hl.Vater sowie für allgemeine Aussagen über die Unterstützung der Orden und die Förderung der Jugenderziehung durch den Papst. Die Bestellung des Abtes erfolge im Hinblick auf das Zeugnis des Bischofs, wobei weitere Zitate dem Schreiben des Bischofs zu entnehmen sind.
5. Dem Abt und seinen Nachfolgern werden die Pontifikalien und Rechte zuerkannt, die ehedem die Äbte von Ottobeuren innehatten.

Kardinal di Gregorio hält sich in seinem Entwurf genau an die Weisungen, nur daß ihm der Lapsus unterläuft, daß aus dem „ré di Baviera" der Vorlage ein „rex Vindelicorum" wird. Der Papst setzt unter den Entwurf sein Placet.[11] Bischof Riegg ist längst auf Reisen in Österreich, als das Breve eintrifft. Es erreicht ihn in Brixen. Seinem vom 22. Juni 1835 datierten Bericht aus Brixen an den König[12] stellt er die Information über den Vorgang voran. Der Papst habe die „von Eurer königlichen Majestät geschehene Ernennung" des Abtes Huber kirchlich genehmigt. Nun, gerade so war das Breve nicht gemeint, und Bischof Riegg unterließ es denn auch wohlweislich – gegen seine sonstige Gepflogenheit – dem König eine Abschrift des Dokuments weiterzuleiten, vielleicht wollte er ihm auch den „rex Vindelicorum" ersparen. Dem Breve seien päpstliche Schreiben sowohl an ihn als an Abt Huber beigefügt, worin seine Heiligkeit seine Zufriedenheit über die Anzeige von Ernennung und Benediktion des Abtes ausgesprochen habe. Da in diesen Schreiben – sowie im Breve – „große Lobsprüche über Eurer königlichen Majestät frommen Sinn und edelmütige Denkungsart, womit allerhöchstderselbe den Benediktiner-Orden wiederherzustellen geruhten, und Äußerungen großer Freude über dieses für die jetzige Zeit so erwünschte heilsame Ereignis enthalten sind", wolle der Bischof den König davon unterrichten. Das Begleitschreiben der Kurie an den Bischof ist nicht erhalten, im Breve aber ist von „Lobsprüchen" über den König nichts zu finden. Der Papst drückt lediglich seine Freude darüber aus, daß er vom Bischof dahingehend unterrichtet ist, daß „Unser lieber Sohn, der König von Vindelicien" gemäß dem Konkordat beschlossen habe, den Orden wieder einzurichten und ihm das Kloster St. Stephan in Augsburg zu übergeben. Nach Augsburg aber schreibt der Bischof[13]: „Von Seiner päpstlichen Heiligkeit wurde alles, was die Benediktinerabtei St. Stephan betrifft, gutgeheißen. Dies machte uns den gestrigen Abend, als ich das Briefpaket entfaltete, doppelt erfreulich und angenehm". Man glaubt dem Bischof gerne, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er das Breve in Händen hielt; denn er wäre, wenn Rom die Vorgänge beanstandet hätte, in eine schwierige Situation geraten. So ist denn sein Bericht an den König auch etwas rosiger gefärbt ausgefallen, als dies von Rom gemeint war. Das zeigt auch der Brief des Papstes an Abt Huber, der allerdings nur in Auszügen, aber eben doch in den Passagen[14] erhalten ist, auf die es Rom ankam: Der Papst ermahnt Abt und Konvent, an der Regel des hl. Benedikt festzuhalten, insoweit aber gegen diese Regel und das Kirchenrecht verstoßen wurde, „sanamus ex plenitudine Nostrae Apostolicae Auctoritatis" ...". Abt Barnabas Huber, der sich nun ja erst gegen jede Bestreitung Abt nennen konnte, dankt überglücklich: Die Verstöße seien „certe minus mala voluntate quam ex ignorantia a me gesta sunt".[15] Der König kam übrigens doch

11) ASV Pag 51/58.
12) GHA 47/4/19.
13) Baader F. 1839 S. 96.
14) Bourier H, 1932 S. 443 ff. SMBO.
15) Sattler 322, 8. 7. 35 (KAStSt).

noch in den Besitz des Breves: Der Nuntius übermittelte es am 16. 6. 35 an Baron Giese, den Minister des Äußeren. Das Breve sei ein neuer Beweis des Wunsches Seiner Heiligkeit, die frommen Wünsche des Königs bezüglich der Wiedererweckung des Benediktinerordens zu fördern – „sans s'écarter (sich zu entfernen) de l'article 7" des Konkordats.[16] Die Bemerkung des Nuntius kommt auf Weisung des Königs zur Stellungnahme an den zuständigen Minister Wallerstein. Die Bearbeitung zieht sich hin, weil erst ältere Akten beigezogen werden mußten. Erst nach mehr als drei Monaten kann der Minister seine Stellungnahme abgeben[17]: Die päpstliche Mitwirkung an der Gründung von Klöstern sei im Konkordat im einzelnen nirgends festgelegt. Rom habe eine solche auch nicht gefordert und das Kloster St. Stephan seither durch eine *höchst belobende Bulle* (vom Minister unterstrichen!) bestätigt. Somit ist also durch den allzu positiven Bericht des Bischofs über das päpstliche Breve genau das eingetreten, was der Kardinalstaatssekretär vermieden wissen wollte: München sah das Breve als päpstliche Legitimierung seiner Klosterpolitik an. Offensichtlich hatte der Nuntius auch die Frage der Dotation aufgegriffen; das Konkordat gab der Kurie ein gewisses Recht dazu. Anscheinend beanstandete der Nuntius, daß die Kosten des Umbaus und der Erstausstattung von St. Stephan aus Mitteln der Kultusfonds (Kirchenstiftungen) erbracht wurden. Dazu Wallerstein: „Das von den Stiftungsüberschüssen Gesagte aber beruht auf einem Nicht-Unterrichtet-Sein des Nuntius über die Verhältnisse". Die Überschüsse der Stiftungen seien bei St. Stephan wie bei Metten nur vorschußweise vergeben worden, der König habe endgültig angeordnet, daß ihre Rückvergütung aus dem Stiftungskapitale erfolge, wenn die geistliche Oberbehörde in eine definitive Zuweisung nicht einwillige. Damit war die überaus prekäre und auch rechtlich fragwürdige Art und Weise der Finanzierung der Klosterneugründungen angesprochen. Da der Widerstand der liberalen Kammermehrheit nicht zu überwinden war, konnte die Dotation der neuen Klöster nicht aus Mitteln des Staatshaushaltes erfolgen. Kluge Beobachter hatten das von Anfang an gesehen: 1826 berichtet der österreichische Gesandte in München Graf Trautmannsdorff an Fürst Metternich[18]: „(Es) sollen mehrere Benediktinerklöster errichtet werden. Die Gegner trösten sich damit, daß die Fonds für die Errichtung der Klöster fehlen und die Stände dafür nichts bewilligen werden." So war man auf den Gedanken verfallen, ertragreiche Kirchenstiftungen aus dem ganzen Lande zur Finanzierung heranzuziehen, stieß dabei allerdings abermals auf die Verfassung, in der die Zweckbindung von Erträgnissen der Stiftungen verfassungsrechtlich geschützt war. Man umging diese Klausel, indem man – und das spricht Wallerstein an – von den Stiftungen lediglich zinslose Anleihen vorschußweise verlangte und die Frage einer etwaigen Rückzahlung auf später vertagte. St. Stephan, wie übrigens auch Metten, wurden dadurch für die Zukunft schwer belastet. Nicht alle Kirchenstiftungen waren später bereit, auf die Rück-

16) Sattler 210, 11. 6. 35 (HStA Kirchen-und Pfarrstiftung III 2403).
17) GHA X/460, 21. 9. 35.
18) Chroust 1941, 20. 3. 1826.

zahlungen zu verzichten. Man hatte auch auf private Schenkungen gesetzt und daher bei der Installation von St. Stephan als 5. Beilage dem Protokoll die beglaubigte Abschrift eines königlichen Dekrets vom 15. November 1835 an die Regierungen des Ober- und Unterdonaukreises beigefügt, demzufolge die Abtei St. Stephan und die Priorate Metten und Ottobeuren ermächtigt wurden, Schenkungen – sowohl die vom König aus seiner Kabinettskasse „zur Erleichterung des Staatsärars" getätigten wie solche von privater Hand – entgegenzunehmen, ohne daß die ansonsten für Schenkungen geltenden Rechtsvorschriften in Anwendung kommen sollten. Diese Sonderstellung leitete man aus der Konkordatsklausel über die zureichende Dotation der Klöster ab, die als integrierender Teil der Verfassungsurkunde übergeordnetes Recht sei. Man sieht, zu welchen Verrenkungen die Regierung greifen mußte, um die Finanzierung des Klosters durch alle rechtlichen Klippen zu steuern. Die Intervention des Nuntius konnte da wohl nichts bewirken, wenn anders Rom nicht seinerseits die doch gewünschte Neugründung in Frage stellen wollte. Immerhin scheint der Nuntius auf ein eigenständiges Stiftungskapital gedrängt zu haben: Im Zusammenhang mit der ja auch problematischen „Transferierung" von Metten und dessen vom König zur Verfügung gestellten Stiftungskapitals nach Augsburg, die Wallerstein (und später auch Abel) u. a. damit begründet, das Kapital sei niemals mittels förmlicher Stiftung nach Metten überwiesen worden,[19] erläutert Wallerstein dem König, Rom hätte *die erste* (von Wallerstein unterstrichen!) Abtei (= St. Stephan) ohne eigenes vom Unterricht unabhängiges Stiftungskapital nie bestätigt und nach seinen Grundsätzen auch nicht bestätigen können.[20] Die Neugründung stand so finanziell auf dünnem Eis und das war es, was die Mission von Bischof Riegg und Abt Huber in Österreich so sehr erschwerte, dazu noch das Verhältnis zu Metten belastete. Bedenkt man, daß das Gebäude, in das die Abtei einzog, weiterhin im Besitz des Militärärars blieb, wohl aber die Abtei aus den kargen Mitteln des Studienfonds die Baulast zu tragen hatte, daß die Kirche der Dompfarrstiftung gehörte, daß das Sabbadinische Haus zwar vom König gestiftet, aber mit Hypotheken belastet war und der Studienfonds weiterhin von der Stadt verwaltet wurde, so werden die vom Bischof, Abt und eben auch vom Nuntius immer wieder artikulierten Sorgen um die Zukunft der Neugründung verständlich. Auf der anderen Seite – der Nuntius hatte da schon recht – Rom hatte allen Grund, mit der Kirchen- und vor allem der Klostererneuerungspolitik Ludwigs I. zufrieden zu sein, auch wenn es sich mit dem autokratischen Stil des Königs nicht befreunden konnte und darauf bedacht sein mußte, nicht einfach ausgeschaltet zu werden. Es entsprach nur der Wirklichkeit, wenn Wallerstein anläßlich der Mitteilung über die Errichtung von St. Stephan dem Regensburger Bischof zu verstehen gab[14]: „Dem religiösen Sinn und der tiefen Weisheit des Bischofs von Regensburg wird die fortgesetzte wohlwollende Teilnahme nicht entgehen,

19) GHA XI/185, 24. 2. 40.
20) GHA XVI/185, 19. 7. 35.

welche Seine Majestät der König den kirchlichen Interessen zu widmen geruhen". Nur der Hartnäckigkeit Ludwigs ist die Restaurierung des Benediktinerordens und die Neugründung seiner ersten Abtei in Bayern, St. Stephan in Augsburg, zuzuschreiben, daneben seiner Personalpolitik im kirchlichen Bereich; es waren jene Bischöfe, die die bayrische Krone gegen den massiven Widerstand Roms durchgesetzt hatte: Sailer und Riegg, die Metten und St. Stephan in Augsburg in Zusammenarbeit mit dem König entstehen ließen. Und schließlich war es auch der König, der finanziell einsprang, als sich die Kammern weigerten. Ludwig, der es als seine erste Regierungsaufgabe ansah, den nahezu bankrotten bay-

---

21) Grasser o. J., S. 85 siehe ferner: „Unser Schäftlarn" 1984/5 S. 46.

22) Bei einem Vergleich ist zu berücksichtigen, daß die Abtei in einen bereits bestehenden Gebäudekomplex einzog, in dem ein erheblicher Wert steckte. Am 8. 3. 1828 hatte Ludwig I. das Kriegsministerium trotz dessen Gegenvorstellungen angewiesen, das „St. Stephangebäude" unentgeltlich an den Katholischen Studienfonds für Zwecke der zu errichtenden Katholischen Studienanstalt abzugeben, freilich mit der Auflage, die Baulast zu übernehmen und mit dem doppelten Vorbehalt des „ärarischen Eigentums" und solange er, der König, nichts anderes verfüge. Ab. 1. Oktober 1835 (siehe Abschnitt V!) gehen die Rechte und Pflichten auf das neue Stift über. Das Kriegsministerium hatte 1808 für das Stephangebäude 31 425 fl bezahlt und nach seiner Umwandlung in ein Monturmagazin für Baumaßnahmen (Werkstätten- und Remisengebäude, die spätere Schule) 66 933 fl investiert. Zwischen 1828 und 1835, also vor Übernahme des Komplexes durch die Benediktiner, wurden zum Zwecke der Adaptierung als Schulgebäude der Katholischen Studienanstalt weitere 18 252 fl für Baumaßnahmen und 4498 fl für „Schulrequisiten" aufgewandt. Das Geld brachte der Kath. Studienfonds mit Hilfe der Stiftung von Simon Genève und einer Sammlung der kath. Bürgerschaft auf, die 10 723 fl erbrachte. Die Neueinrichtung des St. Josefsseminars verschlang nochmals 6219 fl für Baumaßnahmen und 3969 fl für die Einrichtung, für die ein Reservefonds der allgemeinen Schuldotation aufkam. 1835 erforderten die Baumaßnahmen für die Umwandlung des Damenstiftsgebäudes in eine Benediktinerabtei 17 867 fl. Sie wurden von den sog. Kultusüberschüssen, d. h. den reicheren Kirchenstiftungen aufgebracht. Für die Aufstockung eines 2. Stockwerks zu Beginn des Schuljahrs 1836 waren 16 837 fl, aus dem „Centralfonds" erforderlich. Bei alledem sind nicht eingerechnet die Kirche, die erst 1892 an die Abtei überging und solange im Besitz der Dompfarrstiftung war, das Sabbadinische Haus, für dessen Erwerb der König zusätzliche 10 000 fl gestiftet hatte, der sog. Kleine Goldene Saal, der 1830 als Aula der kath. Studienanstalt vom Studienfonds erworben wurde, das von Joh. Ev. Dodell, dem letzten Stiftspfarrer, für das Josefsseminar gestiftete ehem. Pfarrhaus und endlich der ehemalige Karmelitergarten, der ebenfalls vom Studienfonds, vermutl. aus dem Erlös des Verkaufs des ehemaligen Franziskanerklosters (vgl. Rolle, 1984) für rd. 15 000 fl, erworben wurde. Die Abtei ihrerseits wandte bis 1868 für bauliche Verbesserungen und den Bauunterhalt 25 000 fl auf. (Quelle: KrAM M Kr 7408) Es steckten demnach erhebliche Werte in dem Gebäude und den Liegenschaften, die die Benediktiner übernahmen, andererseits haben die ungeklärten Besitzverhältnisse der Abtei und den staatlichen Stellen noch viel Kopfzerbrechen bereitet. (Bausummen jeweils auf volle Guldenbeträge abgerundet)

rischen Staat zu sanieren und sich ob seiner Sparsamkeit (vor allem das Schulwesen bekam sie zu spüren) als „Knicker" apostrophieren lassen mußte, ließ dort, wo es um seine „Lieblingsidee" ging, eine erstaunliche Großzügigkeit walten. Nicht weniger als 1 881 945 Gulden[21] hat Ludwig aus seiner Privatschatulle in die von ihm ins Leben gerufenen bayrischen Benediktinerklöster investiert. Den Löwenanteil stiftete er für St. Bonifaz in München, wo freilich eine neue Kirche und ein neues Kloster zu bauen waren. Die Abtei St. Stephan steht übrigens in der langen Liste benediktinischer Stiftungsempfänger ziemlich am Ende, wobei man allerdings die teilweise sehr verschiedenen Verhältnisse berücksichtigen muß.[22] Die in der wiedergegründeten bayrischen Benediktinerkongregation zusammengeschlossenen Klöster im allgemeinen und St. Stephan im besonderen haben denn auch ihren königlichen Protektor bis heute nicht vergessen.

VIII.

Wien: der Durchbruch[1]

„... Ich habe für meine Teilnahme an der Sache meine Überzeugung, wie sehr der Zweck der Reise der hochwürdigen Herren Riegg und Huber ein wahrhaft frommer und wohltätiger ist, vor Augen gehabt ..."
Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst Clemens v. Metternich an König Ludwig I.[2]

Als die Augsburger Emissäre, gegenüber dem ursprünglichen Zeitplan um mehr als einen Monat verspätet, am 6. Mai abends in der Kaiserstadt eintrafen, glich Wien im Zeichen des Thronwechsels einem aufgescheuchten Bienenstock. Noch herrschte Hoftrauer. Sondergesandte aus aller Herren Länder und Delegationen aus allen Teilen des Habsburger-Reiches waren eingetroffen, um dem Erzhaus die Teilnahme am Ableben Franz I. und dem neuen Kaiser Ferdinand I. die Glückwünsche bzw. die Ergebenheitsadressen auszusprechen. Der neue Kaiser

1) Die Darstellung stützt sich auf die beiden Berichte des Bischofs Riegg an Ludwig I. vom 9. 5. 35 (Sattler 283 KAStSt) und vom 19. 5. 35 (GHA 47/4/19) dazu auf Baader F. 1839 S. 39 ff. Ferner auf die Instruktionen an den bayerischen Gesandten in Wien vom 28. 4. und vom 27. 5. und dessen Berichte vom 21. 5. und 16. 6. 35 (HStA, Bayer. Gesandtschaft Wien 2174). Wesentliches Material enthalten die einschlägigen Archivbestände des ÖStA (siehe auch nachfolgende Ziffern) sowie der umfassende Bericht Wallersteins (Sattler 326, undatiert und ohne Herkunftsangabe). Für den Zeithintergrund wichtig die Korrespondentenberichte der AZ von Cotta.
2) GHA 47/4/19, 10. 6. 35.

war zudem augenblicklich unpäßlich und hatte alle Termine zeitweilig absagen müssen. Anderserseits galt auch für den österreichischen Kaiserstaat – und die Zeitungskorrespondenten aus Wien haben es auch ausdrücklich so formuliert – der Grundsatz: Der Kaiser ist tot, es lebe der Kaiser! Demzufolge war die kaiserliche Regierung bestrebt, nach innen und außen die Kontinuität in Verwaltung und Politik zu demonstrieren. Der Verwaltungsapparat lief weiter und damit auch das im Geschäftsgang befindliche Anliegen, Mönche aus österreichischen Benediktinerstiften zeitweilig nach Bayern auszuleihen, um in Augsburg eine neue Abtei zu gründen und ihr die dort seit 1828 bestehende katholische Studienanstalt zu übertragen. Nur: Wien war nicht München, und die Uhren in der komplizierten Maschinerie des großen Reiches gingen spürbar anders, als in dem straff zentralisierten, autokratisch regierten und vergleichsweise überschaubaren bayrischen Königreich. Und weiter: Das Begehren des Bayernkönigs war in Wien ein Anliegen unter vielen, und es stand, vollends unter den obwaltenden Umständen, nicht im Mittelpunkt des Interesses von Hof und Regierung. So mußten Riegg und Huber erst einmal auf einen Termin für die zugesagte Audienz beim Kaiser warten, und der erste Eindruck, der sich ihnen aufdrängte, war der, daß trotz der freundlichen kaiserlichen Handschreiben[4] ihre Mission im Sande verlaufen war, ehe sie noch richtig begonnen hatte.[1] Schon auf der Anreise in Linz und vollends beim Aufenthalt in Melk hatte Bischof Riegg erkennen müssen und es von Bischof Ziegler erfahren, daß die Stimmung in den österreichischen Klöstern den Wünschen aus Bayern keineswegs entgegenkam; jetzt in Wien sah man es überdeutlich. Dort waren nämlich als Gäste, die auf die anstehende Huldigung an den neuen Kaiser warteten, nicht weniger als fünf Prälaten jener Stifte im Schottenkloster abgestiegen, mit denen man in Verhandlung treten wollte. Und da hatte man es also aus erster Hand: Die Vorsteher der österreichischen Klöster hatten in dem kaiserlichen Erlaß vom 4. Januar 1835[3] vor allem jene Passage gelesen: „... weswegen Sie in Ihre Überlegung zu nehmen haben, in welchem Maße und in welcher Art sie sich in der Lage finden, diesem Begehren und Meinem Wunsch zu entsprechen ..." und sie so verstanden, daß die eigenen Bedürfnisse den bayrischen Wünschen vorzuziehen seien. Und diese Auslegung war keineswegs falsch, denn genau so wollte der Oberste Kanzler der kaiserlichen Kanzlei Graf Mittrowsky, der den Text formuliert und dabei jene Passage aus dem an ihn ergangenen Auftrag herausgegriffen hatte, ihn verstanden wissen. Er hatte rundheraus erklärt, er könne den Übertritt von zum Lehramt befähigten Ordensgeistlichen nach Bayern von Amts wegen nichts weniger als fördern. So zeigten sich denn die Äbte zunächst „kalt wie triefender Marmor", wie es Bischof Ziegler seinem Grazer Amtsbruder gegenüber ausdrückte.[5] Man kann es ihnen auch nicht verdenken; denn in der Tat hatten die nach außen so prächtigen Stifte ihre Probleme, und zwar personelle wie materielle. Die bayerische Delegation mußte

3) ÖStA/KAP Zl 312 v. 4. 1. 35, Zl 381 v. 4. 4. 35, sowie Karton 78 Zl 393 v. 24. 4. 35.
4) ÖStA/KAP Zl 312 v. 4. 1. 35 sowie GHA 33/3/174 v. 31. 1. 35.
5) Sattler 279 (undatiert KAStSt).

es später auf ihrer Rundreise einsehen: Es war ein Opfer, das den österreichischen Abteien da abverlangt wurde. Aber wie sollten sie ein solches Opfer bringen, wenn sich ihnen die Situation so darstellte, daß sie ihre Mitbrüder in ein Abenteuer schickten? Denn als solches mußte in Österreich die Wiederrichtung des Ordens in einem Lande, das ihn rigoros beseitigt hatte, erscheinen, zumal die Mission von Bischof Riegg und Abt Huber von Bayern aus konterkariert wurde. Da war ein junger Mönch aus Metten als „wahrer Hiobsbote" durch die österreichischen Benediktinerklöster gereist, und zudem hatten „Jesuitenfreunde" – so wie später auch in den Schweiz – die österreichischen Abteien vor dem Unternehmen gewarnt, und all das, was da aus Bayern herüberkam, lief darauf hinaus, daß die finanzielle Grundlage des ganzen Unternehmens katastrophal sei. Kein Wunder, daß der erste Bericht aus Wien, den Bischof Riegg nach München sandte[1], voller Pessimismus war: Die Prälaten suchten mit der Begründung auszuweichen, sie könnten kein Individuum entbehren, hätten selbst Mangel, müßten die in Frage kommenden brauchbaren Ordensmitglieder an die öffentlichen Schulen liefern und sie fänden auch bei ihren Mitbrüdern wenig Neigung, weil Zweifel in die zureichende Dotation der neuen Abtei bestünden. In München rief Rieggs Bericht helle Empörung hervor. König Ludwig befand, daß das ganze Unternehmen jetzt „Ehrensache" geworden sei, und Minister Wallerstein stimmte ihm zu: Es sei doch wahrlich nicht die Absicht des Königs, die österreichischen Stifte zur Abgabe einer solchen Zahl von Geistlichen zu veranlassen, daß deren eigene Existenz gefährdet sei. Aber es sei eben Unwahres über das Los des Benediktinerordens in Bayern berichtet worden, und zwar in der Absicht, das Zustandekommen des Stifts St. Stephan zu verhindern. Die Jesuitenfreunde wollten dem Monarchen keine Wahl lassen, sie, die die Gesetzestreuesten seien, solange der König das tue, was sie wollten. Man müsse nun an den Kaiser und an Metternich schreiben, die falschen Aussagen über die Dotation berichtigen und das Ansinnen stellen, die Äbte zu ernstlicher Mitwirkung aufzufordern. Ludwig ließ ein Schreiben in diesem Sinne entwerfen, aber er stoppte seinen Auslauf und wandelte es in ein Dankschreiben um[6]; denn inzwischen war in Wien die Situation umgeschlagen, ein neuer Brief des Augsburger Bischofs und zusätzlich ein Bericht des bayrischen Gesandten in Wien waren eingelaufen. Der bayrische Gesandte Freiherr von Lerchenfeld – erst seit kurzem in Wien akkredidiert – hatte seiner Instruktion entsprechend vorgearbeitet und bereits für den Tag nach der Ankunft von Riegg und Huber einen Termin bei Staatskanzler Fürst Metternich erhalten. Dieser war seinerseits von der bevorstehenden Ankunft der beiden Herren von der österreichischen Gesandtschaft in München in Kenntnis gesetzt worden, war also vorbereitet und erklärte, von Riegg und Huber auf die Schwierigkeiten hingewiesen, man müsse wohl „weitere Einleitungen" treffen, d. h. etwas Zusätzliches unternehmen. Für den Tag darauf, den 8. Mai, lud er, und das war in der Tat erstaunlich, Bischof und Abt zum Mittagessen ein und dazu – alter Routi-

6) Sattler 290, 20. 5. 35 KMBO) mit Signat Ludwig I.

nier, der er war – auch noch den päpstlichen Nuntius; er mag wohl geahnt oder sogar gewußt haben, daß Bayern sich mit Rom in Sachen Klostergründung nicht abgestimmt hatte und wollte daher Schwierigkeiten für die kaiserliche Regierung vermeiden. Metternich hat sich anschließend offensichtlich hinter den Kulissen in den Vorgang eingeschaltet, denn Ludwig I., von Bischof Riegg und Minister Wallerstein unterrichtet, sah sich veranlaßt, dem mächtigen Staatsmann für seine Mitwirkung zu danken. Metternich antwortete höflich, indem er seine Einflußnahme auf die weise Absicht des bayrischen Herrschers zurückführte, dem Übel der Zeit durch eine wirksame religiöse Jugenderziehung entgegenzutreten.[7] Der Gesandte hatte weiter ein Gespräch mit dem Staats- und Konferenzminister Graf von Collowrath vermittelt, und über diesen konnte der Augsburger Bischof Kontakt mit dem Staats- und Konferenzrat Propst Jüstel aufnehmen. Da war er nun an der richtigen Adresse; denn Staatsrat Jüstel war der Mann, der im bayrischen Anliegen den „Vortrag beim Kaiser" hatte. Und so gewann Bischof Riegg Einblick in das, was in Wien wirklich gelaufen war: Das Kabinettsschreiben weiland Kaiser Franz I. vom 24. Jänner 1835, dem dann der neue Kaiser Ferdinand I. nach seiner Thronbesteigung am 4. April beigetreten war, war von den Äbten inzwischen beantwortet worden. Am 5. April 1835 legte der Oberste Kanzler Graf Mittrowsky das Ergebnis vor[8]: Es sah für das Anliegen aus Bayern nicht gut aus, nur „zwei Individuen" hatten sich bereitgefunden, nach Augsburg zu gehen, wenn man von einem dritten absieht, der nach Ansicht seines Abtes und der kirchlichen Stelle ungeeignet war. Die Stiftsvorsteher seien in die Allerhöchste Absicht des Kaisers „voll eingedrungen", sie wären, sofern es nur die eigenen Bedürfnisse gestattet hätten, bereit, Unterstützung zu leisten, aber die personelle Situation der Stifte, die z. B. für die Seelsorge in den von ihnen zu besorgenden Seelsorgestellen selbst Weltgeistliche als Aushilfe heranziehen müßten, dazu bei einigen auch die materiellen Verhältnisse machten dies leider nicht möglich. Vielleicht, daß Abt und Bischof vor Ort bei Gesprächen noch den einen oder anderen Ordensangehörigen gewinnen könnten. So der Hofkanzler der kaiserlichen Kanzlei.

Am 24. April 1835, also noch ehe Riegg und Huber nach Wien aufgebrochen waren, hatte Propst Jüstel Vortrag bei Kaiser Ferdinand I.[9] Er bezog sich auf die beiden Schreiben des Bischofs von Augsburg vom 31. Dezember 1834 und des Abts Huber vom 1. Januar 1835 und legte detailliert dar, worum es den beiden Petenten gehe und womit das Anliegen begründet werde. Es waren die bekannten Argumente des Huberschen „Promemoria" vom Dezember 1834. Jüstel fand sie umständlich und war bestrebt, die Argumentation stichwortartig zusammenzufassen. Sodann analysiert der Referent das bildungspolitische Konzept des bayrischen Königs, das er, Jüstel, nur als weise betrachten kann, und dem er voll

7) GHA XVI/185.
8) Präsidial-Vortrag ÖStA/KA Karton 78 Zl 393.
9) ÖStA/KA Karton 78 Zl 312 v. 24. 1., Zl 393 v. 24. 4. 35.

beipflichtet. Schließlich kommt er zum Ergebnis: Er glaube nicht, daß die Zahl gebildeter Priester groß sein werde, die bereit sind, nach Augsburg zu gehen; aber mit lediglich zweien sei dem neu auflebenden Stift nicht geholfen, sei der Fürsprache des bayrischen Königs auch nicht entsprochen, seien auch die Kosten der bevorstehenden Reise von Bischof und Abt nur spärlich vergolten. Und dann wird der Referent deutlich: „Graf Mittrowsky nimmt an, die Vorstände der hierländigen Stifte seien in den Geist der Allerhöchsten Willensmeinung vom 24. Jänner d. J. *ganz* eingedrungen. Ich besage das Gegenteil". Ihm scheine, die Vorstände seien von irgendeiner Seite (das zielt auf den Obersten Kanzler) in ihrer Haltung, die zu sehr auf die eigenen Bedürfnisse sehe, veranlaßt worden. Für so manches einheimische Bedürfnis könne auch auf andere Weise gesorgt werden, schließlich hätten die vom Kaiser angesprochenen Stifte Konventualen als Lehrer auch an öffentlichen Schulen eingesetzt – Jüstel nennt Beispiele – wozu sie keine Verpflichtung hätten. Sehr vieles hänge vom Wollen ab, das sich freilich weder bei den Äbten noch bei den Professen erzwingen lasse. Graf Mittrowsky spreche selbst die Hoffnung aus, daß die Reise von Bischof und Abt ein besseres Ergebnis bringen werde; man solle also das Resultat dieser Reise abwarten, inzwischen aber dafür sorgen, „daß dem Willen der hierländigen Stifte keine der Allerhöchsten Absicht nicht entsprechende Richtung (nochmals eine Spitze gegen Graf Mittrowsky!) gegeben werde". So sein „ehrerbietiger Antrag". Als Entscheidung des Kaisers wurde zu Protokoll genommen: „Nachdem sich mehrere Priester hierländiger Benediktinerstifte an Anstalten in Verwendung befinden, deren Besorgung den Stiften nicht obliegt, kann die Erklärung der Vorsteher der Stifte noch nicht als (ab)geschlossen betrachtet werden." Es sei klarzustellen, daß eine mit Bischof und Abt auszuhandelnde Aushilfe nicht etwa unzulässig sei. „Es ist ihnen vielmehr zu erklären, daß es Meiner Gesinnung entsprechen würde. Ferdinand"

So war also bereits im Vorfeld der Reise von Riegg und Huber genau das beschlossen worden, was der umsichtige und uneigennützige Berater Ziegler seinem bischöflichen Mitbruder als Empfehlung ausgesprochen hatte, er solle ein kaiserliches Handbillet erwirken, das zu erkennen gebe, daß der Kaiser das bayrische Anliegen gefördert sehen wolle.[10] Nur, daß die, die es anging, die Äbte nämlich, von dem neuerlichen kaiserlichen Votum noch nichts erfahren hatten, als Riegg und Huber in Wien eintrafen. Hatte am Ende der Oberste Kanzler den Vollzug der kaiserlichen Entscheidung, die seinen Vorstellungen offensichtlich nicht entsprach, verschleppt? Propst Jüstel mag das so gesehen haben. Auf seinen neuerlichen Vortag am 13 Mai 1835[11], also eine Woche nach der Ankunft der Augsburger Delegation in Wien, erhielt Graf Mittrowsky einen kaiserlichen Rüffler: „Ich habe in Erfahrung gebracht", läßt Ferdinand I. seinen Hofkanzler wissen, daß „den Vorständen der hierländigen Benediktinerstifte Meine ... in Bezie-

10) Sattler 298, 26. 5. 35 (BAA).
11) ÖStA/KAP Zl 416.

hung auf die dem Benediktinerstift Augsburg zu leistende Unterstützung eröffnete Gesinnung noch nicht bekannt geworden ist und die Bischöfe, in deren Diözesen sich Benediktinerstifte befinden, von Meinen und Meines seligen Vaters Gesinnungen gar nicht verständigt worden sind." Der Kanzler erhält die kategorische Weisung, das Entsprechende sogleich zu besorgen. (Die Anweisung, neben den weltlichen Behörden auch die jeweiligen Bischöfe einzubeziehen, geht übrigens unmittelbar auf einen Wunsch von Bischof Riegg zurück.) Jetzt kam Schwung in die Sache: Wenige Tage später hält Bischof Riegg die Abschrift des Schreibens in Händen, womit der Erzbischof Vincent Eduard von Wien die Vorstände der in seiner Diözese liegenden Stifte, darunter das Schottenkloster, von der kaiserlichen Auffassung in Kenntnis setzt und gibt eine Abschrift davon an seinen König in München.[12] Selbst Graf Mittrowsky fand sich nun in höchsteigener Person im Kloster bei den Schotten ein und versicherte: „Wo sein Kaiser entschieden habe, müsse die private Ansicht des Dieners schweigen[13]". Eine solche Wendung der Dinge wäre indes nicht möglich gewesen, hätte Bayern nicht auch am Wiener Hof – modern gesprochen – eine einflußreiche Lobby gehabt. Und Bischof Riegg war genau der Mann dazu (dem Abt fiel da eher die Rolle eines Statisten zu), diese Kräfte für sein Anliegen zu gewinnen, so wie das sein königlicher Herr vorgesehen hatte, der ihn, um ihm die Türen zu öffnen, mit eigenhändigen Empfehlungsschreiben ausgestattet hatte. Da war zunächst wichtig, daß sich seit geraumer Zeit über die Phase des Thronwechsels hinweg der bayrische Kronprinz, der spätere König Max II., am Wiener Hof aufhielt. Der Augsburger Bischof traf dreimal mit ihm in Wien zusammen: Zuerst, um ihm ein Schreiben Ludwigs I. zu überbringen, dann, um Abt Huber vorzustellen, das dritte Mal, um sich zu verabschieden, über den Verlauf seiner Mission zu berichten und sich für die Unterstützung zu bedanken. Diese Audienz verlief unerwartet. Der Bischof war in die Residenz des Kronprinzen gekommen, um sich bei dem diensttuenden Kammerherrn einen Termin geben zu lassen. Da ging die Türe auf, der darauf nicht gefaßte Kirchenmann stand dem Thronerben gegenüber, der ihn sogleich zu sich hereinbat. Bischof Riegg entschuldigte sich noch unter der Türe wegen seines nicht hoffähigen Aufzugs, aber Kronprinz Maximilian schob das weg: „Wir sind ja Kollegen", meinte er, „im Reichsrate sehen wir uns auch nicht anders, und sie wissen ja, wieviel ich auf sie halte ..." In der Tat hatte Bischof Riegg als Vertreter des Episkopats Sitz und Stimme in der Kammer der Reichsräte, dem „Oberhaus" Bayerns; man kannte sich also. Kein Wunder, daß die Türe für ihn, ohne daß es der Förmlichkeiten bedurfte, offenstand. Aber das Haus Wittelsbach war im Wien der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts auch noch anderweitig präsent: Zwei Töchter des königlichen Beichtkindes von Bischof Riegg hatten in das Erzhaus eingeheiratet: Die Witwe Kaiser Franz I. und jetzige „Kaiserin-Mutter" Charlotte und deren Halbschwester Sophie aus der zweiten Ehe Max I. Joseph. Der Bischof von Augsburg kannte beide aus seinen

12) GHA 47/4/19, Beilage zum Bericht Rieggs v. 19. 5.
13) Sattler 286, 18. 5. 35 (KMBO).

Münchner Tagen, und beide empfingen ihn persönlich. Vor allem der Besuch bei Kaiserin Charlotte hat den Bischof tief beeindruckt. Die hohe Dame gewährte ihm sogar zweimal Audienz, das erste Mal, um seine Kondolenz und zugleich das Empfehlungsschreiben ihres königlichen Bruders entgegenzunehmen, und nochmals, um es dem Bischof zu ermöglichen, Abt Huber vorzustellen. In seinen Briefen nach Hause und seinem Bericht an den König hat Riegg gerade diese Begegnung in allen Einzelheiten geschildert. Wie sie ihm im Trauergewande entgegenkommt, wie er nach Worten sucht, um ihr seine Anteilnahme auszusprechen, wie sie mit einer Handbewegung ihn zum Sitzen einlädt. Man sprach dann über das Wirken des Verstorbenen, und Bischof Riegg brachte zum Ausdruck, wie er in den wenigen Tagen seines Hierseins habe feststellen können, welch tiefe Verehrung man dem toten Kaiser entgegenbringe. Die Kaiserin hingegen: Wenn er auch jetzt bewundert wird, so sei er doch auch oft verkannt, verlästert und in den Zeitungen heruntergemacht worden. Wenn sie ihn habe trösten wollen, habe er mit „seiner himmlischen Ruhe" geantwortet: „Es ist ja alles nicht wahr, und weil es nicht wahr ist, hat es auch nichts zu bedeuten", und man kam auf die Wittelsbacher Familie zu sprechen, auf den Vater Max I. Joseph, den königlichen Bruder, auf die Königin Therese und ihr Augenleiden, auf Schicksalsschläge die den Leuchtenbergschen Zweig der Königsfamilie, dem Riegg besonders verbunden war, in jüngster Zeit getroffen hätten. Und dann sprach die Kaiserin doch noch Grund und Zweck der Reise an, die den Bischof und in seiner Begleitung den Abt hierher nach Wien geführt hatten.

Fast noch familiärer gestaltete sich der Empfang bei der jüngeren Schwester Erzherzogin Sophie, der Schwägerin des neuen Kaisers Ferdinand I. Auch da war zunächst vom Kaiser Franz, dem Verstorbenen, die Rede, auch da tauchten dann Erinnerungen an Bayern auf, an die letzte Begegnung in Schloß Tegernsee, der Sommerresidenz der großen Familie des Königs Max I. Joseph, wo man sich in ländlicher Umgebung ungezwungen gab. Man erinnert sich an Spazierfahrten auf dem See, an Wanderungen zum Wasserfall. Erzherzogin Sophie läßt ihre Kinder kommen. Der älteste 4jährige Sohn – es ist kein anderer als der spätere Kaiser Franz Joseph – hat sein Spielzeug bei sich, Gewehr und Säbel, und grüßt artig den fremden Gast. Die Erzherzogin berichtet voll von mütterlichem Stolz, daß der aufgeweckte kleine Prinz der Liebling seines kaiserlichen Großvaters gewesen sei, der – so oft es ihm die Zeit erlaubte – mit ihm gespielt habe. Er habe dann die Bleisoldaten aufgestellt, den Kleinen kommandieren und sich von ihm besiegen lassen. Jetzt vermisse der Enkel den Großvater sehr und stelle die sonderbarsten Fragen. In Hofkreisen eingeführt, wird der Bischof nun weitergereicht: Er spricht bei der regierende Kaiserin Marianna, einer sardischen Prinzessin, vor. Da geht es hochoffiziell und streng nach Protokoll zu, zumal Ihre Majestät noch kaum deutsch spricht. Es bietet sich ihm auch Gelegenheit, die Erzherzöge Franz-Karl (Gemahl der Erzherzogin Sophie) und Ludwig zu sprechen, denen angesichts der körperlichen und geistigen Schwäche des neuen Herrschers eine wichtige Funktion in der Wahrung der Kontinuität der Politik zukommt. Erzherzog Ludwig ist es denn auch, der ziemlich gut über das bayerische Anliegen Bescheid weiß. Und

dann der krönende Schluß: die Audienz bei Ihrer Apostolischen Majestät Kaiser Ferdinand I. am 18. Mai 1835. Zu regeln war nichts mehr; die Administration hatte – gewiß auch im Hinblick auf den Termin der Audienz – ganze Arbeit geleistet. Landesstellen, Bischöfe und Stiftsvorsteher waren davon verständigt, daß die Aushilfe für die Neugründung in Augsburg nicht nur von seiten der Regierung zugelassen, sondern sogar im Sinne des Kaisers sei. Dem Empfehlungsschreiben Ludwigs I. vom 29. April 1835 an Seine, des Kaisers Majestät, in dem der Durchlauchtigste Großmächtigste Fürst, der besonders liebe Vetter und Bruder um geneigte Mitwirkung an der „mir persönlich werten Unternehmung" ersucht wurde, war schon entsprochen, als die Portale des Audienzsaales in der Hofburg sich für Bischof Riegg und Abt Barnabas Huber öffneten. Sicherlich haben beide den Augenblick als einen Höhepunkt ihres Lebens empfunden. Der Kaiser war erstaunlich gut unterrichtet und versicherte Teilnahme und Unterstützung. Der Plan der Reise durch die österreichische Stifte interessierte ihn, denn er kannte die Klöster alle, die Bischof und Abt besuchen wollten. Er korrigierte daher sogar die geplante Reiseroute und bezeichnete dem Bischof die Klöster, in denen er die würdigsten Prälaten und die geschicktesten Klostergeistlichen finden werde. Melk war nach kaiserlicher Auffassung darunter, und das sollte Folgen haben. Dann erkundigte er sich über die königliche Familie, rühmte den Kronprinzen, sprach von der Augsburger Diözese und entließ die Gesandten des bayrischen Königs mit dem Wunsche eines Gedeihens der Unternehmung und einer glücklichen Reise. Ungesäumt berichtete der Bischof seinem königlichen Auftraggeber vom Ergebnis des Wiener Aufenthalts in allen Einzelheiten, seine Weitläufigkeit entschuldigend; kenne er doch das innige königliche Interesse an dem Zweck der Reise.

Im letzten schafften den Durchbruch aber weder die Beharrlichkeit des bayrischen Königs noch das Wohlwollen des österreichischen Kaisers und auch nicht die Klugheit des Staatsmanns und der Eifer der Verwaltung, er wurde auch nicht in einem spektakulären Akt erzielt. Es kam wie zu allen Zeiten auf den Entschluß einzelner Menschen an. Schon der kaiserliche Referent Propst Jüstel hatte seinem Herrn bedeutet, daß das Gelingen der bayrischen Wünsche letztlich vom Wollen abhänge, und das lasse sich nicht erzwingen. Er hatte daher Zweifel, ob sich viele Benediktiner bereitfänden, nach Augsburg zu gehen. Andere waren da noch skeptischer: „Wir leben in kalten Zeiten für die Sache der Kirche", schrieb der so wohlgesonnene Bischof Ziegler seinem Mitbruder aus Augsburg, und er fügte hinzu: „selbst bei kirchlichen Personen"[14], und der Vikar des Erzbischofs von Wien befand gar, der Geist des hl. Benedikt wehe nicht mehr in den Häusern des Ordens.[15] Aber das traf so eben doch nicht zu. „Heute mittag" – es muß der 15. Mai 1835 gewesen sein, drei Tage vor der Audienz beim Kaiser – so berichtet Bischof Riegg, „speiste ich im refectorio des Schottenklosters mit dem ganzen Konvent und fünf fremden Prälaten. Es war mir dies sehr willkommen, um mei-

14) wie 6.)
15) Sattler 227, 4. 4. 35 (Diözesanarchiv Linz).

nen Dank für die freundliche Aufnahme und für die warme Teilnahme an unserer Angelegenheit laut und öffentlich aussprechen zu können. Ich bat daher den vortrefflichen Prälaten des Hauses Sigismund Schultes, die Gesundheit ausbringen zu dürfen, stand auf, und als alle Mitbrüder aufgestanden waren und höchst gespannt erwarteten, was geschehen solle, hielt ich eine kurze Anrede, worauf sogleich zwei ausgezeichnete Mitglieder dieses Stiftes, P. Robert della Torre und P. Hieronymus Hofbauer, sich für meinen Antrag erklärten." Das Eis war gebrochen, alle Anwesenden, nicht zuletzt die fünf Äbte aus anderen Stiften, verspürten dies. Am 22. Mai brachen Bischof und Abt zu ihrer strapaziösen Reise durch die österreichischen Stifte auf. Der Hof war im Begriff, nach Schönbrunn überzusiedeln, der Kronprinz war abgereist, die Äbte kehrten in ihre Klöster zurück. Bischof Riegg hätte sich gern den Besuch einiger entfernt liegender Klöster erspart. „Allein" – so der Bischof an den König – „die Prälaten mißrieten mir dieses und machten uns darauf aufmerksam, daß unser persönliches Erscheinen für sie unerläßlich sei, um ihnen das Geschäft bei ihren Kapiteln zu erleichtern." Ludwig I. verfügte „das so recht erfreuliche Schreiben des Bischofs von Augsburg", das Minister Wallerstein „zur lebhaften Beruhigung" gereichte, eigenhändig zum Akt. Mit seinem seinerzeitigen Drängen auf Abreise hatte er recht behalten: jetzt wäre wohl nichts mehr zu bewegen gewesen. Bischof und Abt aber wußten, daß sie vor Ort noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten hatten. Nach ihrer Abreise beendet „Augustissimus", der Kaiser, den Vorgang seinerseits durch einen Brief an den freundwilligen, besonders lieben Vetter und Bruder, den Bayernkönig in München. Mit Vergnügen habe er, der Kaiser, die Bekanntschaft der beiden würdigen Männer (Bischof und Abt) gemacht, welche von regem Eifer für das Gelingen des ihnen von Ew. Majestät aufgetragenen frommen Werkes durchdrungen, sich hier schnell allgemeines Wohlwollen und Vertrauen zu erwerben gewußt haben. Jetzt seien sie auf der Reise durch die Benediktinerabteien des Landes begriffen und er, der Kaiser, hoffe, daß diese Reise die erwarteten gedeihlichen Früchte bringen werde, nachdem die niederösterreichischen Abteien schon ein Beispiel gegeben hätten.[16]

---

16) ÖStA/HK3 fol. 200.
Anmerkung: Ferdinand I. hat in Sachen St. Stephan nochmals an die österreichischen Stifte geschrieben: er forderte sie auf, die Abreise der Mönche so zu beschleunigen, daß diese zu Schuljahrsbeginn in Augsburg seien und sprach ihnen sein Wohlgefallen aus (ÖStA/KAP Zl 312). Metternich beauftragte seinerseits den österreichischen Gesandten in Wien am 17. Nov. 1835 über die näheren Verhältnisse des neuen Benediktinerstifts zu berichten (ÖStA/StB fol. 226). Er war dann Jahre später nochmals mit St. Stephan befaßt, als der bayerische Gesandte im Auftrag seiner Regierung vorfühlte, ob österreichischerseits Bedenken gegen die Verleihung der bayerischen Verdienstmedaille an Benediktiner bestünden, die in ihre österreichischen Stifte zurückkehren. Dies betraf Metternich persönlich, weil der nach St. Stephan ausgeliehene P. Paul Rath von Seitenstetten nach seiner Rückkehr nach Österreich als Custos des Kunstkabinetts bzw. Erzieher der Kinder Metternichs in dessen Dienste getreten war (HStA, Bayer. Gesandtschaft Wien 1843).

IX.

Die Reise durch die österreichischen Stifte[1]

„... Die Bereitwilligkeit, womit Sie an dem Mir so sehr am Herzen liegenden Zwecke, durch Wiedereinführung des Benediktinerordens die Religion und die Wissenschaften in Meinem Reich zu fördern, durch Überlassung gebildeter Priester aus der Ihrer Leitung anvertrauten Abtei mitgewirkt haben, verdient Meinen herzlichen Dank ...."

König Ludwig I. an elf Äbte in Österreich[2]

60 Tage Frist hatte der königliche Sparkommissär Ludwig I. seinen Sendboten für die Reise nach Österreich und in die Schweiz als maximale Dauer des Unternehmens verordnet und den Tagessatz zugleich auf 50 Gulden festgelegt.[3] Nun waren 3000 Gulden in der Tat eine Menge Geld, etwa ein Viertel dessen, was z. B. die katholische Studienstiftung in Augsburg im Jahr abwarf, aus deren Erträgnissen Personal- und Sachkosten der Studienanstalt St. Stephan bestritten werden sollten.[4] Indessen war am 22. Mai, als man von Wien aufbrach, schon mehr als ein Drittel dieser Frist verstrichen, und die eigentliche Reise fing ja gerade erst an. Bischof Riegg war ein gewissenhafter Mann und gegenüber seinem König von unbedingter Loyalität. Noch von Wien aus hatte er seinem königlichen Auftraggeber den Reiseplan unterbreitet: „Der Weg, den wir auf diese Art zu machen haben, ist weit, und die dazu bestimmte Zeit durch die verzögerte Audienz bei Seiner Majestät dem Kaiser sehr verkürzt. Indes werden wir gewiß uns bestreben – soviel es ohne Nachteil für den Zweck unserer Reise nur immer möglich ist – den gegebenen Termin genau einzuhalten." Das aber hieß, daß die Reise für den nahezu 68jährigen, körperlich geschwächten Bischof ein Wettlauf mit der Zeit wurde, ein Wettlauf, den man am Ende doch verlor. Man muß sich die riesige Strecke mit Fahrten in rumpeliger Postkutsche und auf staubigen Straßen von

---

1) Der Reisebericht stützt sich auf die Schreiben des Bischofs Riegg an Ludwig I. vom 19. 5., 7. 6., 22. 6., 30. 6. (GHA 47/4/19), die Vorlagen des Ministers Wallerstein vom 7. 6. 35 und 27. 6. 35 (GHA XVI/185) sowie die Briefe des Bischofs Riegg in: Bader F. 1839. Die Briefe werden ergänzt durch den abschließenden Bericht von Minister Wallerstein (Sattler 326 (ohne Datum und Herkunftsangabe)).

2) GHA 47/4/19 v. 19. 7. 35.

3) Sattler 250, 7. 4. 35, 252, 12. 4. 35 (KMBO).

3a) Tagebuch v. 9. Sept. 35 in Verbindung mit Sattler 389, 10. 9. 35 (KMStSt).

4) Magistratprotokolle v. 8. 10. 35 (StAA). Am Ende kostete die Reise nach Österreich und die Schweiz 4000 fl, die aus dem von Metten nach Augsburg „transferierten" Stiftungskapital bestritten wurden.

früh morgens bis in die sinkende Nacht hinein vorstellen, um sich die Strapazen zu vergegenwärtigen, welchen sich die Augsburger Reisenden zu unterziehen hatten, und nach der Ankunft die anschließenden stundenlangen Verhandlungen mit Äbten und einzelnen Konventualen dazu! Und in den kurzen Verschnaufpausen war dann noch die Korrespondenz zu erledigen; schließlich war Riegg ja Oberhirte einer der größten deutschen Diözesen. Aus Brixen schreibt Bischof Riegg am 22. Juni 1835: „Die Reise von Klagenfurt hierher, wo wir gestern um 8 Uhr (abends) anlangten, durch grauenhafte Bergklüfte dritthalb Tage lang, jedes Mal von 5 Uhr morgens bis spät abends, war nicht angenehm und des Staubes wegen oft beschwerlich, weil nur hie und da ein Regen während der Nacht denselben legte ...." Schon vorher weiß er zu berichten: „Am 10. (Juni) verließen wir das freundliche Salzburg" – man wollte nach Admont – „allein, die vielen hohen Berge, die zu übersteigen waren und uns immer 6 Pferde zu nehmen nötigten, machten es uns unmöglich. Ob wir gleich um 5 Uhr morgens schon von Salzburg abgegangen waren, so erreichten wir die letzte Poststation Liezen doch erst um Mitternacht. Zum Glück leuchtete uns der schönste Mondschein." Zwei Tage darauf überquert man die Tauern auf dem Wege von Admont nach Judenburg. Wieder war man um 5 Uhr abgefahren. „Bis 12 Uhr mittags brauchten wir, um das Wirtshaus oben zu erreichen. Der Schnee reichte von den Spitzen der Berge, welche dieses hochgelegene Wirtshaus umschließen, bis zu uns herab, so daß wir – trotz der großen Hitze im Sonnenschein – unsere Überröcke im Schatten recht gut ertragen konnten." Die herrlichen Stifte und ihre Bibliotheken und Schatzkammern zu besichtigen, blieb so gut wie keine Zeit, zum mindesten geht der Bischof darauf kaum ein, schon gar nicht in den Berichten an den König, die ja sozusagen amtlichen Charakter hatten.

Noch am 22. Mai, dem Tag der Abfahrt, kamen die Reisenden nach Raigern bei Brünn in Mähren. Die dortigen Benediktiner stellten Personal für das Gymnasium in der mährischen Hauptstadt. Riegg und Huber wollten einen Mann persönlich kennenlernen, der über Bischof Ziegler schon während des Aufenthalts in Wien avisiert worden war: Dr. P. Benedikt Richter, den Rektor des Brünner Gymnasiums. P. Richter, ein brillanter Kopf, Mitglied der k. und k. Akademie zur Beförderung der Naturkunde, ein glänzender Prediger zudem. Bischof Riegg befand ihn so, wie man ihn ihm geschildert hatte, Abt Schlosser von Raigern willigte ein, „seinen Isaak" zu opfern.[5] Ob beide wußten, daß Richter, unzufrieden mit seiner Situation in Raigern und in Brünn, sich selbst bei Ziegler ins Gespräch gebracht hatte? Für das Brünner Gymnasium war der Weggang von Richter ein herber Verlust. Der zuständige Regierungsbeamte Gubernalrat Warlawitz jedenfalls stieß einen „Jammerruf" aus.[6] Und für die neuzugründende Schule in Augsburg war die Tatsache, daß man nach den beiden Mönchen des Schottenklosters nun einen veritablen Rektor einer Studienanstalt auf der Liste hatte, ein beachtlicher Erfolg. Bischof Riegg jedenfalls schlug ihn auf der Stelle dem König auch als

5) Sattler 296, 22. 5. 35 (Archiv Raigern).
6) Sattler 314, 17. 6. 35 (Archiv Raigern).

künftigen Rektor der Studienanstalt St. Stephan in Augsburg vor. So ist es dann auch gekommen; Richter erfüllte alle Erwartungen oder übertraf sie sogar noch. Er hatte die Anstalt in kürzester Zeit im Griff, der Bischof wird ihn später den „lapis angularis" nennen, und Minister Wallerstein gerät geradezu ins Schwärmen, wenn er dem König den neuen Mann für St. Stephan vorstellt. Richter hat denn auch in Bayern Karriere gemacht: Er, der Ausländer, ist auf der Stelle ins Kreisscholarchat (einem Schulaufsichtsgremium) des Oberdonaukreises und später sogar noch in die königliche Schulbuchkommission berufen worden. Kein Zweifel, man hatte in P. Dr. Richter eine glänzende Figur nach Augsburg geholt, so recht dazu geeignet, all die Vorstellungen vom finstern Obskurantentum zu widerlegen[7], die über die Mönche umgingen, freilich auch einen schwierigen Mann mit starken Gemütsschwankungen. Seine Äbte in Raigern und Augsburg und auch seine Mitbrüder hatten es nicht es nicht einfach mit ihm. Richter hat es immerhin 6 Jahre in Augsburg auf dem Rektorenstuhl von St. Stephan ausgehalten. Als er im November 1841 auf seinen Wunsch ausschied, um nach Österreich zurückzukehren, wurde er von den Schülern von St. Stephan in gleicher Weise verabschiedet, wie diese im November 1835 die Benediktiner empfangen hatten: mit einem Fackelzug. Zwei Militärkapellen spielten dazu auf. Und bei der offiziellen Verabschiedung lag auf dem Tisch unter dem Bild des Königs doch noch die goldene Zivil-Verdienst-Medaille der Krone Bayerns, auf die der ehrgeizige Mann schon lange gewartet hatte.[8] Er hat sie verdient, denn bei aller menschlichen Problematik, die er in die neue Kommunität, die erst auf der Suche nach einer Identität war, einbrachte, war er doch jene Gestalt für Schule und Lyzeum, die die Maßstäbe setzte.

Die Reiseroute von Riegg und Huber führte zur Donau zurück über Altenburg, Göttweig nach Melk. Bischof Riegg nahm auch Kontakt mit seinem Amtsbruder von St. Pölten auf, aber der konnte ihm nicht viel helfen, denn er war eben erst in sein Amt berufen worden. Trotzdem ging die Sache voran. In Altenburg und Göttweig wurden insgesamt drei Patres zur Verfügung gestellt, in Melk aber stieß man auf hartnäckigen Widerstand. Der Prälat Abt Marian scheint aus ähnlichem Holz geschnitzt gewesen zu sein, wie Bischof Riegg selber, jedenfalls gerieten die beiden hart aneinander. Selbst die Berufung auf die kaiserlichen Worte: „In Melk werden sie brauchbare Männer finden", machte keinen Eindruck auf den alten und soeben erst von schwerer Krankheit genesenen Abt. „Indigniert", so schrieb Bischof Riegg an den König, „über diese Kälte und Gleichgültigkeit, die dieser alte und stolze Prälat ... an den Tag legte, stand ich auf, nahm meinen Hut und sagte in Gegenwart aller Anwesenden: Herr Prälat! Wenn Sie auf Ihren bisherigen Äußerungen beharren, so hat meine Sendung in Ihr Stift bereits das Ende erreicht. Wir haben die Ehre uns zu empfehlen. Das wirkte, er schlug einen ande-

---

7) Sattler 458: Artikel der Bayer. Nationalzeitung v. 1. 4. 36.
8) Sattler 703–6, 10., 12., 27. 8. und 13. 9. 41 (Zeigungsnotizen sowie KMLS), ferner Sattler 515, 25. 2. 37 und 540 v. 18. 2. 37 (Archiv Raigern).

ren Ton an." Zum Ende ist man gleichwohl nicht gekommen, der Ärger wirkte nach und schlug sich in einer negativen Bemerkung des Bischofs über die Ordensdisziplin in Melk nieder. Das war das Stichwort für Minister Wallerstein. Der Liberalismus sei bereits in Melk eingedrungen. „Wie blind sind die Äbte in Österreich!", rief er dem König zu, „Ein wahres Bild der Zeit, jeder will ... gerettet werden, aber keiner will etwas dafür tun. Die Vorsteher in Österreich begreifen nicht, daß zeitgemäße gelehrte Abteien in Bayern *ihr* sicherster Wall gegen das Anwogen aus Westen sind." Jetzt hätten also die Benediktiner, denen doch gerade Wallerstein ständig das „Frei-Sein von jeder politischen Tendenz" predigte, mit einemmal politisch denken sollen! Zudem tat er Melk und seinem Abte Unrecht, die Verhandlungen wurden nämlich schriftlich fortgeführt, und bei der Installation am 5. November 1835 vereidigte eben derselbe Minister auch zwei Patres aus Melk.

Weiter ging's nach Kloster Seitenstetten. Dort fand man eine ungleich bessere Gesprächsatmosphäre vor. Der Abt rief das ganze Kapitel zusammen, und der Bischof trug dem Konvent „in corpore" sein Anliegen vor, mit dem Ergebnis, daß drei Mönche, darunter der Direktor des Seminars P. Amandus Nekham, sich bereit fanden, nach Augsburg zu gehen. Mit ihm hatte man für des Josefs-Seminar einen qualifizierten Direktor gefunden, der später auch P. Richter als Rektor ablöste. An der Grenze seines Bistums, an der Enns, kam den Augsburgern der getreue Linzer Bischof Ziegler entgegen und begleitete die Reisegruppe über St. Florian nach Kremsmünster. Hier kostete es wieder viel Mühe und Überredungskunst, um den Abt für eine Aushilfe zu gewinnen; aber er ließ sich dann doch für die Aufgabe erwärmen und gab zwei besonders qualifizierte Leute frei, darunter den ersten Prior von St. Stephan P. Ulrich Hartenschneider. Über Lambach, einem damals in argen Nöten befindlichen Stift, das – wie Bischof Riegg einsah – beim besten Willen keine Hilfe leisten konnte, kam man nach St. Peter in Salzburg und schaltete – es war Pfingsten geworden – eine kurze Ruhepause ein. Hier in Salzburg stand Ludwig I. in bester Erinnerung. War es doch Kronprinz Ludwig gewesen, der – als Salzburg zwischen 1809 und 1815 an Bayern fiel – der Aufhebung des Stifts sich widersetzt hatte. Auch da wurden zwei angesehene Mitglieder der Konvents für St. Stephan freigegeben. König Ludwig hat, bevor sie nach Augsburg gingen, die beiden Benediktiner und den Abt in Audienz empfangen.[3a] Das Wort, das damals fiel: „Der Benediktinerorden, mein alter Liebling", machte alsbald die Runde. Bischof Riegg nützt die kurze Ruhepause zur Erledigung der Post: Ein langer Brief ging an den König, ein weiterer nach Augsburg: „Es befindet sich bereits eine bedeutende Anzahl von Klostergeistlichen des Benediktinerordens, welche uns zur Aushilfe überlassen wurden, auf unserer Liste", stellt er nicht ohne Genugtuung fest, und König Ludwig bestellte nach Einlauf des Berichts beim Minister des Innern einen Zeitungsartikel. Der wurde umgehend zur Genehmigung vorgelegt und enthielt in dem für uns Nachgeborene schwer erträglichen Stil des Ministers eine bombastisch aufgemachte Erfolgsmeldung: „So wird die herrliche Anstalt von St. Stephan, diese glorreiche Schöpfung unseres allgeliebten Königs, bald in vollstem Glanze dastehen. Sie wird

durch ... ihre zeitgemäße Richtung würdig zählen unter den Anstalten Bayerns, und die Welt wird erkennen, daß, was dieser edle Herrscher beginnt, Fortschritt ist ...[9]" Man nützte den Aufenthalt in Salzburg auch zu einem Abstecher ins nördlich gelegene Michaelbeuren. Dieses Benediktinerkloster hatte zwar nur einen kleinen Konvent, aber auch hier war in lebhafter Erinnerung geblieben, daß es der jetzige Bayernkönig war, der das Kloster in der kurzen Periode der bayrischen Herrschaft im Salzburger Land vor der Aufhebung bewahrt hatte, so daß man seinen Versuch, den Orden im benachbarten Bayern zu regenerieren, aus echter Bereitschaft unterstüzte. Riegg konnte daher auch hier einen noch jungen Ordensmann gewinnen, der dann im Josefsseminar als Präfekt Dienst tat. Nach den Pfingsttagen setzte man die Reise fort. Jetzt ging's durch das Gebirge, und da ließ sich der Reiseplan nicht mehr genau einhalten. Hatten unsere Reisenden, in Eile wie sie waren, wenigstens pauschal registriert, daß Österreich herrliche Klöster und in ihnen „prächtige Tempel", reiche Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen habe, für die Schönheit der Alpenlandschaft hatten sie wie viele ihrer Zeitgenossen kein Auge. Erst die Landschaftsmalerei der Romantik hat unserer heutigen Betrachtungsweise den Weg gebahnt. Schließlich waren Riegg und Huber ja auch in Geschäften unterwegs. Und die gingen in Admont in der Steiermark, dem nächsten Ziel, wieder sehr zäh. Denn einmal stand das große Kloster aus finanziellen Gründen unter einem Administrator und hatte so keinen handlungsfähigen Abt, zum andern waren die in Betracht kommenden Lehrkräfte nicht im Kloster, sondern am Gymnasium in Judenburg, ein Sachverhalt, dem die bayrischen Gesandten mehrmals auf ihrer Reise begegneten. Man mußte also weiter, über steile Pässe hinweg nach Judenburg, und obwohl man dort bis in die sinkende Nacht hinein konferierte, kam man zu keinem Ende. Schriftlich wurde weiter verhandelt; aber wie Melk hat dann auch Admont doch einen Beitrag für St. Stephan geleistet. Am nächsten Tag, es ist inzwischen der 13. Juni 1835 geworden, fuhr man weiter nach St. Lambrecht. Um zwei Uhr war man dort. Auch dieses Stift war lange unter Administration gestanden, eben erst war ein neuer Abt gewählt worden. Der bot einen Pater an, aber Bischof Riegg war inzwischen wählerisch geworden und lehnte ihn ab. Dank seiner Überredungskunst konnte er dafür einen Mathematikprofessor, P. Hanf, gewinnen, der eigentlich hätte nach Innsbruck gehen sollen, um dort an der Universität den Posten einzunehmen, den vorher der neue Abt ausgefüllt hatte. Das Wort vom Opfer, das den österreichischen Stiften abverlangt wurde, war also kein leeres Gerede. Am 15. Juni gelangte man durch Schluchten und Gebirge, „von schauerlicher Art" nach St. Paul in Kärnten. Wieder eine ganz andere Situation: Die Benediktiner von St. Paul waren ursprünglich der Konvent von St. Blasien im Schwarzwald. Abt Meinrad hatte „mit schwäbischer Offenheit" schon auf das seinerzeitige Anschreiben Abt Hubers geantwortet: Sie, die Schwaben, teils in Ottobeuren erzogen, seien erste 1809 nach St. Paul gekommen. Um die Aufgaben zu erfüllen, die man hier ihnen übertragen habe; zwei Gymnasien, ein Internat,

9) GHA XVI/185, 8.6.35 in Verbindung mit Sattler 307 v. 8.6.35 (KMBO).

die Pfarreien, die Aufgaben im Kloster selbst, brauche er 50 einsetzbare Priester, habe aber nur 37.[10] Jetzt also waren Bischof und Abt selber da, aber die „brauchbarsten und geschicktesten Männer" waren wieder nicht in St. Paul, sondern in Klagenfurt am dortigen Gymnasium tätig. Dahin also fuhr man zusammen mit dem Prälaten. Jetzt zeigte es sich, wie gut es war, daß Bischof Riegg von Wien aus auch die Diözesanbischöfe eingeschaltet hatte. Der Fürstbischof von Gurk, damals wie heute in Klagenfurt residierend, kam persönlich auf die Post und begleitete die Gäste aus Augsburg zu den Benediktinern. Trotz unverkennbarer Schwierigkeiten bekam man P. Carlmann Flor frei, Prof. für Philologie und Geschichte, der dann – mit kurzer Unterbrechung – 10 Jahre in Augsburg blieb. Von Klagenfurt aus machte man sich auf den weiten und beschwerlichen Weg durchs Pustertal nach Brixen und Meran bis Marienberg am Fuße des Reschenpasses. Im Grunde erwartete sich Bischof Riegg nach allem, was er in Erfahrung gebracht hatte, hier gar nichts. Denn Marienberg war ein kleiner, verarmter Konvent, dazu war hier in Tirol eine Gesandtschaft aus Bayern mit einer schweren Hypothek belastet: Die drückende bayrische Herrschaft mit ihrer rüden Säkularisationspolitik, gegen die die Tiroler sich 1809 erhoben hatten, war noch lange nicht vergessen; am wenigsten in Marienberg, das die bayrische Administration regelrecht ausgeplündert hatte. Ehe man nach Marienberg fuhr, machte man in Brixen Station, nahm dort Kontakt mit dem Fürstbischof auf, empfing nachgesandte Post, das päpstliche Breve vor allem, und erledigte die eigene. Es war inzwischen der 22. Juni geworden. Bischof Riegg war, eigenem Bekunden zufolge, bei guter Laune. 19 Männer hatte er auf seiner Liste: „Aber es kostete hie und da viel Beredsamkeit, um zum Ziele zu kommen." Die wandte der Bischof nun auch in Marienberg an, mit dem von ihm eigentlich gar nicht mehr erwarteten Erfolg, daß auch der Abt dieses Klosters, das vor langer Zeit von Ottobeuren aus besiedelt worden war, einen Pater für St. Stephan freigab. Er hat deswegen später harte Vorwürfe einstecken müssen[11] und nicht zuletzt deshalb sich bemüht, gleichsam als Rechtfertigung des Opfers, das Marienberg in personeller Hinsicht ausgerechnet für Bayern brachte, von dort eine Gegenleistung zu erhalten. Und so bedrängt, schrieb Abt Karl Mayr einen langen Brief an König Ludwig I.[12], in dem er darum bat, das ehedem am Tabernakel der Stiftskirche angebrachte Elfenbeinkruzifix zurückzugeben, das im Jahre 1811 die damalige bayrische Verwaltung weggenommen und in die königliche Kunstsammlung nach München gebracht habe: „Der Heiland in gerader Haltung, an 3 Nägeln hangend und den Schmerzensblick zum Himmel aufgerichtet ... war immer die schönste Zierde der hiesigen Stiftskirche." Der Verlust werde schmerzlicher empfunden als der so vieler anderer selbst kostbarster Gegenstände. Ob Abt Karl ahnte, was er mit seiner Bitte, die Bischof Riegg unterstützte, für einen Wirbel auslöste? Nicht weniger als drei Kabinettschreiben[13] ließ Ludwig an den Minister des

10) Sattler 251, 11. 4. 35 (KAStSt).
11) Sattler 369, 13. 9. 35 (KAStSt).
12) GHA 47/4/19, 18. 7. 35.
13) HStA MInn 44270, 24. 9., 18. 10., 22. 10. 35.

Innern ergehen ergehen, das Kruzifix aufzusuchen, „wobei ich wiederholt bemerke, daß die Sache zu beschleunigen sei". Er habe vor, das Bild durch Tausch zu erwerben; der Galerie – Direktor von Dillis wird angewiesen, aus der königlichen Privatsammlung einen Tauschgegenstand vorzuschlagen. Wallerstein macht sich auf die Suche, das Elfenbeinkruzifix hatte offensichtlich seit 1811 eine Odyssee hinter sich, und als man endlich das Kreuz aufgetrieben und nach Südtirol expediert hatte, da war es – das falsche[14]!

Bischof Riegg aber brach in Marienberg die Reise ab. Er entschuldigte sich beim König des langen und breiten dahingehend, daß die Wege von hier in die Schweiz nicht ohne weiteres gangbar seien, daß er auch deshalb „vorderhand" nach Augsburg zurückkehre, weil er am bevorstehenden Ulrichsfest „funktionieren", d. h. die Pontifikalfunktionen ausüben wolle und zudem 50 Priesteramtskandidaten seiner Handauflegung entgegenharrten. Für die Überschreitung der Frist von 60 Tagen seien der unvorhergesehen lange Aufenthalt in Wien und die Schwierigkeiten in den weit voneinander entfernten Klöstern verantwortlich, man habe sich nirgends einen willkürlichen Aufenthalt genehmigt, um so mehr fühle er sich beglückt, die Anzeige machen zu können, daß die Acquisitionen in Österreich nicht nur die erforderliche Zahl von Männern aufwiesen, sondern daß man zugleich meherere ganz vorzügliche und im ganzen jedenfalls durchaus tüchtige, religiöse, verlässige und würdige Leute für die neue Studienanstalt in Augsburg gewonnen habe. Bevor man heimkehrte, legte man in Leutstetten, dem Landgut von Minister Wallerstein, einen Zwischenaufenthalt ein, der dann seinerseits dem König einen ausführlichen Bericht über das erfolgreiche Unternehmen „Österreich" vorlegte und eine ganze Reihe von Anträgen anfügte, wie man weiter verfahren solle, woher das Geld für die zusätzlichen Kosten der Reise und der noch ausstehenden Fahrt in die Schweiz genommen werden solle, wie man die Verdienste Bischof Zieglers würdigen könne, daß man Propst Ischl (Wallerstein hatte den Namen Jüstel falsch verstanden, was dann in der Folge in Wien einige Verwirrung auslöste) das Ritterkreuz des Zivilverdienstordens verleihen und den Äbten den königlichen Dank aussprechen sollte, nicht zuletzt deshalb, damit diese nicht etwa nachträglich ihre Zusagen wieder zurückzögen. Er war schon der „alte Fuchs", als den ihn Ludwig I. später qualifizierte. Und dann folgte abschließend ein wahrer Hymnus auf den Augsburger Bischof und seine Verdienste, mit dem Vorschlag, ihm sei entweder das Großkreuz des Zivilverdienstordens zu verleihen (Kommandeur war er schon) oder aber eine allerhöchst eigenhändige Zufriedenheitsbezeugung zu übermitteln. Ludwig, der sich inzwischen wieder einmal in Bad Brückenau aufhielt, setzte unter die Auslassungen des Ministers: „Höchst erfreulicher Bericht, am 3. November (es wurde dann der 5. November) feierliche Eröffnung! Bischof von Linz hat Kommandeurkreuz, Ischl (gemeint, wie gesagt, Propst Jüstel) soll Ritterkreuz erhalten, sonst *keine* Orden. Dankschreiben an Äbte. Die übrigen Anträge genehmigt. Ludwig."

---

14) Sattler 993, 26. 9. 35 (BAA) und Sattler 994, 18. 4. 36 (Herkunft unklar).

Und so geschah es denn auch. Propst Jüstel erhielt seinen Orden und bedankte sich bescheiden bei König Ludwig und beim Bischof: Er sei ja nur die Feder seines kaiserlichen Herrn gewesen.[15] Die elf Äbte erhielten ein königliches Handschreiben, wobei König Ludwig in den Entwurf einen Satz des Bedauerns für den geplagten Abt von Marienberg hineinkorrigierte.[1] An den Kaiser war schon am 24. Mai ein hochoffizielles Dankschreiben ergangen.[16] Am 18. Oktober aber berichtet der österreichische Geschäftsträger in München dem Fürsten Metternich, Wallerstein habe die Aufgeklärtheit und würdige Haltung der Mönche aus Österreich nicht genug rühmen können. „Sie entsprechen vollkommen dem erhabenen Zwecke, welchen der König bei Errichtung der Benedictiner-Abtei in Augburg ins Auge gefaßt (habe)"; dabei hatten die Österreicher ihren Dienst in St. Stephan noch gar nicht angetreten[17]! Und noch als der neue österreichische Botschafter Graf Colleredo im April 1837 sein Beglaubigungsschreiben überreichte, kam König Ludwig auf die Benediktiner zu sprechen. Dem verstorbenen Kaiser Franz verdanke er deren Schickung nach Bayern. „Es sei eine gelehrte und fromme Körperschaft, die großen Nutzen stiften würde; denn mit der Erziehung müsse geholfen werden ..."[18]

---

15) GHA 47/4/19, 26. 9. 35 sowie Sattler 339, 4. 8. 35 (BAA).
16) ÖStA/HK2 fol 46.
17) Chroust 1941, Nr. 815.
18) Chroust 1941, Nr. 852.

X.
Die Reise in die Schweiz

Die Helvetische Benediktinerkongregation und die Neugründung des Benediktinerordens in Bayern – St. Stephan und die Jesuiten

> *„Ich habe meine Benediktiner, und für das Landvolk die Franziskaner und Kapuziner; die Jesuiten sind gut für anderswo!" König Ludwig I.*[1]

> *„daß der nämliche Erfolg sich auch da erwarten lasse... wo unter den gleichen Verhältnissen von Benediktinern, welche die schöne, ihnen zuteil gewordene Aufgabe richtig aufzufassen wissen... gerade so gut in Bayern bewegt werden (kann), was von den Jesuiten in der Schweiz geleistet wird."* Bischof Riegg an König Ludwig I.[2]

Am ersten Juli waren Bischof Riegg und Abt Huber, aus Österreich und Leutstetten kommend, nach Augsburg zurückgekehrt. Drei Wochen später – das Ulrichsfest ist vorüber, die dringlichsten Ordinariatsangelegenheiten sind erledigt – sind beide schon wieder in Sachen St. Stephan unterwegs: die in Marienberg abgebrochene Reise in die Schweizer Klöster war nachzuholen. Die in der Schweizer Helvetischen Kongregation zusammengeschlossenen Benediktinerabteien hatten nämlich, als die Absicht des Bayernkönigs bekannt wurde, in Augsburg eine neue Abtei zu errichten und dazu vorübergehend Mönche aus Österreich zu gewinnen, sich angeboten, ihrerseits an der Neugründung mitzuwirken.[3] Man machte von dem Angebot Gebrauch, obwohl Wallerstein sich von Benediktinern aus der Schweiz wenig erfoffte: bei den dortigen (=Schweizer) Katholiken herrsche noch Finsternis im Glauben und im Wissen, so sein pauschales Urteil.[3a] Gleichwohl hatte man die Schweiz in die Reisepläne einbezogen. Der Minister des Äußeren hatte gleichzeitig mit dem Gesandten in Wien auch den bayrischen Residenten in der Schweiz vorinformiert und ihn ermächtigt, dementsprechende Verhandlungen zu führen[4], ohne daß ersichtlich wäre, wie dieser angesichts der in der Schweiz vorliegenden Verhältnisse auf diplomatischem Weg etwas hätte ausrichten können. Auch für die Reise in die Schweiz bekam Bischof Riegg einen Brief des Königs mit; er wurde ihm allerdings erst verspätet zugestellt, so daß er die für das Stift Einsiedeln „schmeichelhaften Äuße-

---

1) Zitat entnommen aus „Unser Schäftlarn" 1984/85 S. 45.
2) GHA XVI/185, 8. 8. 35 wichtigste Quelle für den Besuch in Pfäfers/Einsiedeln.
3) Sattler 228, 29. 2. 35 (KAStSt) und 231, 7. 3. 35 (BAA).
3a) Sattler 326 (undatiert, ohne Herkunftsangabe).
4) Sattler 269, 23, 4. 35 (KMBO).

rungen des Königs Abt und Konvent nicht persönlich mitteilen konnte, er holte das dann später schriftlich nach. Die lange Verzögerung der Reise bewirkte auf der einen Seite einen starken Zeitdruck, hatte aber doch wenigstens das eine Gute, daß – inzwischen war ja das päpstliche Breve ergangen – der in der Schweiz akkreditierte Nuntius sich beim Orden für St. Stephan verwendete.[5] Ganz anders als in Österreich war daher den bayerischen Abgesandten spontanes Entgegenkommen kirchlicher Stellen sicher, umgekehrt war von politischer Seite in der Schweiz alles andere denn eine Unterstützung der Restauration des Ordens in Bayern zu gewärtigen. Das zeigte sich freilich erst deutlich, als man an Ort und Stelle war. Am 21. Juli waren Bischof und Abt von Augsburg aufgebrochen und über Memmingen, Bregenz, Vaduz ins Hochrheintal nach Pfäfers gekommen. Der kleine Benediktinerkonvent dort, er zählte nur 23 Konventualen, durfte auf staatliche Anweisung hin keine neuen Novizen zum Zwecke der Vergrößerung aufnehmen. Allgemein sei das in den Schweizer Klöstern so, berichtet Bischof Riegg seinem König. Jedenfalls war hier für Augsburg nicht viel zu holen, und Pfäfers hat denn auch die für die Schweizer Ordensniederlassungen so stürmischen Jahre nicht überlebt; in das säkularisierte Stift zog seither (1848) eine psychiatrische Anstalt ein. Die politische Situation der Schweiz, seit im Anschluß an die Französische Revolution die Umwandlung der alten Eidgenossenschaft in eine nach französischem Muster einheitlich organisierte „Helvetische Republik" erfolgte (mit Überführung der Stifte und Klöster in das „Nationaleigentum") über die föderalistisch ausgerichteten „Mediationsakte" Napoleons von 1803 (mit der Wiedererrichtung zahlreicher Klöster), die einen Staatenbund konstituierende Neuordnung der Schweiz im Wiener Kongreß von 1815, die Klosteraufhebungen im Aargau 1841, dem unter konfessionellen Vorzeichen ausgetragenen Sonderbundskrieg von 1841 bis hin zu den liberalen bzw. radikalen Geist atmenden bundesstaatlichen Verfassungen von 1848 bzw. 1874 mit ihren ordensfeindlichen Bestimmungen hat man so beschrieben: „Das ganze politische Ringen der Folgezeit (= nach 1803) das schließlich im Werk des Bundesstaates von 1848 zu einem historischen Ausgleich führte, war im Grunde eine über zwei Generationen hin immer neu versuchte Ausmarchung (schweizerisch für: Auseinandersetzung, Abgrenzung von Interessen) zwischen der Idee eines starken, seinem Wesen nach laizistischen Einheitsstaates, der die Rechte und Freiheiten mündiger Bürger garantierte, und der ungeschmälerten Bewahrung hergebrachter Werte und Bindungen im Zusammenleben überschaubarer historisch gewachsener Gemeinschaften. Daß aber in diesen politischen Gemeinschaften der alten Orte seit der Reformation das Staatsvolk immer identisch gewesen war mit dem Kirchenvolk, ließ für Gegner wie Anhänger der neuen Ideen die konfessionelle Seite mit fataler Schärfe in den Vordergrund treten.[6]" Der Wind blies demnach 1835 – von Kanton zu Kanton verschieden – dem kirchlich gebundenen katholischen Teil der Bevölkerung, am meisten aber den Orden,

5) Sattler 317, 16.10.35 (BAA).
6) Speich/Schleipfer 1978 S. 307, 321/3.

heftig ins Gesicht. Das ist die Situation, in die die Augsburger Emissäre mit dem Anliegen hineinstoßen, aus Schweizer Klöstern Mönche für die Restauration des Benediktinerordens in Bayern zu gewinnen. Sie wird ihnen schlagartig klar, als sie in Maria Einsiedeln eintreffen und dort sich umsehen. Die von liberalen bzw. radikalen Kräften beherrschte veröffentlichte Meinung führe – so berichtet erschrocken Bischof Riegg dem bayerischen König – „gegen den Katholizismus oder, wie sie ihn zu benennen belieben, gegen das Pfaffentum" eine „beleidigende und unwürdige" Sprache, den päpstlichen Nuntius habe man „einen Spitzbuben und Schurken" genannt.[7] Abt Zölestin von Einsiedeln – Bischof Riegg wird nicht müde, seine Umsicht, Klugheit und Seriosität zu rühmen, er ist zugleich Präses der Helvetischen Kongregation und Ordensvisitator – macht den Gästen klar, daß ein öffentliches Auftreten der bayrischen kirchlichen Würdenträger derzeit gänzlich inopportun ist. Kurz zuvor hat in der Stiftskirche zu Einsiedeln der päpstliche Nuntius einen neuen Bischof von Chur und St. Gallen (die Neubesetzung von Bischofsstühlen und die Neuorganisation der Diözesen in der Schweiz war ein besonders umstrittenes Feld) konsekriert, und dies und andere Zwischenfälle haben zu solchen Spannungen geführt, daß der Abt sich nicht einmal traut, sein Kapitel zusammenzurufen. Noch viel weniger wagt er es, die Augsburger Delegation auf einer Rundreise durch die Schweizer Benediktinerabteien zu begleiten, was eigentlich vorgesehen war: Man sei von außen wie von innen belauert. So beriet man also nur im kleinen Kreise und kam zu dem Schluß, daß die aus der Helvetischen Kongregation nach Bayern abzugebenden Ordensmitglieder vorzugsweise für die Seelsorge bzw. für die Ausbildung der Novizen in Betracht kämen und daß daher das einzurichtende Priorat Ottobeuren sich besonders als Einsatzort eigne; einzelne könnten u.U. auch im Lehrfache und damit in Augsburg eingesetzt werden. Alles Nähere sollte Abt Zölestin mit seinem Konvent bzw. mit den übrigen Klöstern schriftlich abklären. Man war nämlich in Einsiedeln auch in Verhandlungen mit einem reichen Geistlichen im Elsaß, der ein von ihm angekauftes ehemaliges Kloster dem Konvent überlassen wollte, sofern die Abtei sich zur Restauration des Ordens in Frankreich verstehen wolle. Zum Abschluß war man aber auch da noch nicht gekommen. „Der kluge Prälat sowie seine Konventualen sehen zu klar die Gefahren, die bei den dermaligen politischen Umtrieben in der Schweiz drohen, als daß sie so leicht ein Asyl, das ihnen sowohl von jener Seite (Elsaß) als in Ottobeuren geboten wird, unbenutzt entwischen lassen sollten", berichtet Riegg dem König. Jetzt sei die Schwierigkeit die, sowohl für Frankreich wie für Bayern die erforderliche Zahl von Individuen bereitzustellen, nachdem der Konvent den Bedarf vor Ort nur eben abdecken könne. Jedenfalls nimmt man die Zusage mit, daß für Ottobeuren die erforderliche Zahl von Mönchen abgegeben werde. Der verlässige Charakter des Abts und der schöne Geist des Stifts seien auch Gewähr dafür, daß von Einsiedeln nur Förderndes für die Neugründung in Bayern ausgehen könne. Beweis für die Vertrauenswürdigkeit sei, daß der edle Prälat ihm ein Schreiben aus Augsburg vom

7) GHA XVI/185, 18.8.35 wichtigste Quelle für den Besuch in Freiburg/Schweiz.

16. Juli ausgehändigt habe, in dem er von einem Denunzianten mit dem Falschnamen Michael Wohlmuth gewarnt wurde, mit ihm (Riegg) in Verhandlungen einzutreten. Dem Schreiben sei auch ein Artikel aus dem Juni-Heft der Aschaffenburger Kirchenzeitung beigefügt gewesen, in dem gegen die Neugründung in Augsburg polemisiert werde. Bischof Riegg wird denn von Abt Zölestin auch nicht enttäuscht. Im Oktober kündigt er dem Bischof den erfahrenen Seelsorger P. Gregor (Waibel) und den talentvollen P. Meinrad (Kälin) an.[8] Ersterer wird der erste Prior und Novizenmeister in Ottobeuren, letzterer ein qualifizierter Lehrer und dazu der erste Subprior in St. Stephan in Augsburg, und König Ludwig – die Zeit ist inzwischen knapp geworden – schaltet sich selbst ein, daß die Einsiedler Patres ja rechtzeitig in Bayern eintreffen.[9] Fürs erste jedenfalls mußte man sich mit der allgemeinen Zusage der Aushilfe begnügen und möglichst unauffällig Einsiedeln wieder verlassen. Man stattete am 29. Juli dem Nuntius in seiner Residenz in Luzern einen Höflichkeitsbesuch ab, war aber bestrebt, das an sich katholische Luzern wie den nunmehrigen Schweizer Vorort Bern möglichst bald hinter sich zu lassen, weil hier wie da katholikenfeindliche Kräfte am Ruder waren. Abt Zölestin hatte Bischof Riegg zu erkennen gegeben, daß er sich freuen würde, wenn König Ludwig wie den österreichischen, so auch den Schweizer Klöstern seien Dank ausspreche. So ist es denn auch geschehen: Am Tage der Installation von St. Stephan, am 5. November 1835, unterzeichnete Ludwig ein von seinem Kabinettssekretär entworfenes Schreiben, in dem er „mit dem lebhaftesten Vergnügen die Teilnahme zur Kenntnis genommen hat, womit der Abt, seinem Bestreben entgegengekommen" sei. Sein Dank wird von der Nachricht begleitet, daß der Konvent in Augsburg gebildet ist und im Begriffe steht, seinen Unterricht zu beginnen. Und eigenhändig fügt Ludwig eine Passage ein: „Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich der freundlichen Aufnahme, die mir im Jahre 1808 auf meiner Fußreise in ihrer Abtei wurde"[9a].

Nachdem man nun schon einmal in der Schweiz war und der Besuch weiterer Benediktinerklöster nicht mehr in Frage kam, machte Bischof Riegg einen Abstecher in die katholische Bischofsstadt Freiburg (Fribourg) in der Schweiz, um sich das dortige Jesuitenkolleg anzusehen. Riegg hatte dazu auch einen persönlichen Grund: Er wollte am 31. Juli, seinem Namenstag, am Ignatiusfest dortselbst teilnehmen. Freilich waren eben wegen des Festes viele Fremde in der Stadt, so daß die Augsburger Reisenden mit einem bescheidenen Quatier vorlieb nehmen mußten. Als König Ludwig am 14. August sich die ausführlichen Aufzeichnungen des Bischofs über seinen Aufenthalt in der Schweiz vornahm (er hatte zuvor die Augsburger Allgemeine gelesen, dann „Berufsgeschäfte" bersorgt, anschließend an einem von ihm gedichteten Distichon gefeilt und einen Privatbrief geschrieben),[10] konnte Riegg sich der besonderen Aufmerksamkeit seines

8) Sattler 391, 16.10.35 (BAA).
9) GHA X/460, 9.11.35.
9a) GHA 47/4/19.
10) Tagebuch v. 14.8.35.

Königs sicher sein. Ludwigs Vorliebe für die Benediktiner war nämlich lediglich die Kehrseite seiner Abneigung gegen die Jesuiten, und in dieser Einstellung war er unbeirrbar, was immer hochwohlmögende Jesuitenfreunde an ihn herantrugen. Wallerstein assistierte da kräftig. Die Errichtung einer katholischen Studienanstalt in Augsburg und vollends deren Übergabe an die Benediktiner war – zumindest in den Augen des Monarchen und seines in diesem Punkte mit ihm voll übereinstimmenden Ministers – ein bewußtes Konkurrenzunternehmen gegen das rasch aufblühende Institut der Jesuiten in Freiburg, das zum Ärger Ludwigs von Söhnen des bayerischen Hochadels frequentiert wurde. Daß junge Menschen statt in bayerische Erziehungsanstalten ins Ausland geschickt wurden, und dazu noch zu den Jesuiten, das ging Ludwig zeit seines Lebens nicht ein. Schon Wallersteins Vorgänger (von Schenk) hatte 1828 den Unwillen Ludwigs beschwichtigen müssen, als dieser bei einem Aufenthalt in Rom dahinterkam, daß bayerische Theologiestudenten an dem von Jesuiten geleiteten Collegium Romanum studierten, als ob Bayern nicht selbst treffliche theologische Anstalten besitze.[11] Ganz durchschaute diesen Hintergrund der Augsburger Neugründung der preußische Gesandte in München Graf Dönhoff. Er berichtete seinem König Friedrich Wilhelm III. nach Berlin.[12] Von Freiburg aus sei der Versuch unternommen worden, in Landsberg/Lech oder auch in Günzburg ein Kollegium und Institut unter Leitung der Jesuiten zu errichten, was vom König abschlägig verbeschieden worden sei. Mit dem neuen Benediktinerkloster in Augsburg solle daher ein Pensionat verbunden werden, damit es nicht nötig sei, die jungen Leute zu den Jesuiten nach Freiburg zu schicken, wo gegenwärtig 30 bis 40 junge Leute aus den ersten bayerischen Familien sich befänden. „Merkwürdig", dünkt es dem Diplomaten, daß Graf Montgelas, der vor 30 Jahren mit soviel Rücksicht- und Schonungslosigkeit Klöster aufhob, jetzt seinen jüngsten Sohn nach Freiburg zu den Jesuiten schicken will. Der ultramontanen Partei freilich genüge die Errichtung eines Benediktinerklosters in Augsburg nicht und schon gar nicht die Art, wie es errichtet wurde. Eines ihrer Sprachrohre, die Zeitschrift „Sion", greife das neue Kloster als liberale Institution an, weil es nicht direkt unter Rom stehe, sondern unter dem Bischof und damit unter der Regierung.

Und jetzt taucht also eben dieser Bischof, der in königlichem Auftrag in der Schweiz weilt, um Benediktiner für St. Stephan zu gewinnen, in persona in der Höhle des Löwen auf! Dabei ist zu vermelden, daß Bischof Riegg – gewiß ein loyaler Vollzieher königlicher Intentionen – zwar alles tat, um dem Benediktinerorden in Augsburg zum Start zu verhelfen, aber der Sohn der Stadt Landsberg hatte von Haus aus keinerlei Aversionen gegen die Jünger Loyolas. Er wurde denn auch, zumal der Provinzial ein Augsburger Diözesane war, mit „zuvorkommenster und ausgezeichnetster Freundlichkeit" empfangen. Die Gastgeber gaben „ununterbrochen" Beweise, „wie sehr ihnen gelegen sei, sich recht gefällig zu machen".[9] So führt man dem Gast (Abt Huber tritt in der Schweiz so wenig wie in

11) GHA, Signat Ludwig I. v. 10. 3. 29, Antwort Schenks v. 19. 3. 29.
12) Chroust 1950, Nr. 501 v. 24. 4. 35 und Nr. 517 v. 15. 11. 35.

den österreichischen Klöstern in Erscheinung) vor, was man vorzuführen hat, und das ist nicht wenig. Denn die Jesuiten präsentieren moderne Erziehungsgrundsätze: Schon beim Betreten des Gebäudes überraschen den Bischof die bayerischen Eleven, die im großen Sprechzimmer versammelt sind, mit einer von einem Grafen Fugger gehaltenen Rede. Der preußische Gesandte hat also die Situation richtig beschrieben. Dann werden die Gäste zu einer Séance physique, also zu einer physikalischen Schülerübung eingeladen; man hat demnach in Freiburg bereits Methoden des realistischen Schulwesens übernommen. Abends ist ein feierlicher Gottesdienst. Bischof Riegg ist überrascht von der Großzügigkeit der Bauten des noch nicht ganz fertigen Lyzeums sowohl wie der des ganz neuen Pensionats und unterläßt es nicht, dem König klarzumachen, daß bei St. Stephan noch einiges zu tun ist, wenn man gleichziehen will.[13] Tags darauf besucht man das der „Erholung und Belustigung" der Pensionäre dienende Landgut Château du bois à Belfont und besichtigt auf dringenden Wunsch der Gastgeber am Nachmittag sowie am folgenden Sonntagvormittag die eigentliche Erziehungsanstalt. So hat Riegg Gelegenheit, „der Absicht unserer Reise gemäß in das Innere der so gerühmten Anstalt einzudringen". Der Bischof fühlt sich verpflichtet, dem König das Fazit seiner Beobachtungen – schließlich versteht er etwas von Schule und Internat – vorzulegen: Die Ideen, welche dieser so gerühmten Anstalt zu Grunde liegen, sind nicht ausschließlich Eigentum der Jesuiten, sie sind die nämlichen, „welche wir beide (!) als die einzig wahren erkannt, und, so gut es möglich war, befolgt und seither vielfältig besprochen haben". Die Grundidee ist: „Allseitige Bildung des jungen Menschen, wurzelnd in Religiosität und *durchdrungen von ihr*." Vier Punkte listet Riegg auf, weshalb diese Idee in Freiburg optimal verwirklicht sei:

1. Die Jesuiten hätten keine bestehende Schule übernommen (die Kritik an der umgekehrten Situation von St. Stephan schwingt unausgesprochen mit) und mit nur zwei Zöglingen neu begonnen. Jeder Schüler, der sich nicht in den Geist des Hauses füge, werde sogleich entlassen.
2. Die Raumverhältnisse in Freiburg sind optimal, so daß die 450 Zöglinge in drei Altersgruppen aufgeteilt, je Gruppe über eigene Räume zur Andacht, zum Studium, zur Erholung im Hause wie im Freien, zum Schlafen, zum Baden etc. verfügen. Raum genug sei für Sammlungen, Büchereien, etc., registriert der Beobachter.
3. Kennzeichnend sei eine intensive pädagogische Betreuung. 36 Ordensmitglieder, die ausschließlich für diese Aufgabe da seien, widmeten sich den jungen Menschen Tag und Nacht im Kolleg wie im Pensionat, im Unterricht und in der Freizeit, so daß keinerlei disziplinäre Probleme auftauchten.
4. Die religiöse Erziehung sei dadurch gekennzeichnet, daß der anderenorts trockene und unjugendliche Religionsunterricht hier mit der Religionsausübung Hand in Hand gehe und jugendgemäß gestaltet sei.

---

13) GHA XIII/460, Antrag Wallersteins v. 4.9.35 mit beigefügtem Brief Rieggs v. 20.8.35.

Bischof Riegg kommt zu dem Gesamturteil: Benediktiner in Bayern können das gleiche erzielen, wenn ihnen die gleichen Bedingungen gegeben werden und sie mit gleicher Hingabe sich der Jugenderziehung widmen. Dadurch könne – und das will der König wohl hören – verhindert werden, daß bedeutende Summen ins Ausland fließen. Abschließend wünscht der Bischof, daß sein Besuch in Freiburg noch den Vorteil haben möge, daß die „Jesuitenfreunde" in der Folge dem neuen Institut bei St. Stephan in Augsburg sich weniger als bisher abgeneigt zeigen mögen. Ein Wunsch, der nicht in Erfüllung ging, wie polemische Pressestimmen zeigten,[14] nicht einmal in des Bischofs eigenem Domkapitel, wo der Offizial Domkapitular Dr. Egger, ein erzkonservativer Mann mit weitreichenden Beziehungen, zudem kirchliches Mitglied des Scholarchats von St. Stephan, nach dem Tode des Bischofs eine Petition zur Errichtung eines Jesuitenkollegs in Bayern unterschreibt und dafür die stolze Summe von 12 000 Gulden sammelt.[15]

Jedenfalls aber führte der Bericht des Bischofs über das Institut der Jesuiten in Freiburg und sein Hinweis auf das, was der Neugründung in Augsburg vergleichsweise noch fehle, dazu, daß der König eine Zustiftung von 10 000 Gulden machte, um das zum Verkauf stehende Haus des Magistratsrats Sabbadini am Stephansplatz zu erwerben und dort ein „Erziehungs-Institut für Jünglinge aus den gebildeten Ständen und dem Adel" einzurichten. Es war nämlich Bischof Riegg,[13] der im Anschluß an die Schweizer Reise und seine dort gemachten Beobachtungen den Minister Wallerstein und auch König Ludwig I. selber auf dieses Haus hinwies, womit er zugleich verhinderte, daß Sabbadini es an einen Wirt, dazu noch einen protestantischen, verkaufte. Er wollte nämlich nicht, daß „die ruhige Stille für das Kloster und die Kirche ganz gestört" werde. Der König war zuletzt realistisch genug, zu sehen, daß ein Institut, wie das Jesuiteninstitut in Freiburg in Augsburg zu errichten „dermalen noch nicht in der Zeit" sei. Der Bischof schlug daher für das „Institut für gehobene Stände" auch Ottobeuren vor, wo alle Voraussetzungen gegeben seien. Es kam aber dann doch als das spätere Ludwigs-Institut nach Augsburg in das Sabbadinische Haus und öffnete ein Jahr nach der Übernahme der Studienanstalt durch die Benediktiner seine Pforten. Der erste Direktor war P. Robert della Torre aus dem Schottenstift in Wien. Die Erziehungsgrundsätze, die man dort praktizierte, hatte man doch irgendwie den Jesuiten abgeguckt: Französisch als Umgangssprache im Institut, dazu Englisch

---

14) Sattler 513: 2 Artikel aus „Univers" 1837 (Archiv Einsiedeln).

15) Dr. Karl Egger, geb. 3.10.1772, Domkapitular seit 1821, einer der Augsburger Hauptgegner von Johann Michael Sailer (vgl. Bastgen B, 1939, Stichwort Egger) von diesem charakterisiert als ein „kirchlicher Ultra im wahren Sinne" (Schwaiger G. 1982 S. 197) Egger war einer der Betreiber der Trennung des Augsburger Gymnasiums in eine katholische und evangelische Studienanstalt, für die Übergabe von St. Stephan an die Benediktiner scheint er sich nicht verwendet zu haben, hingegen arbeitete er an der Wiederzulassung der Jesuiten. Als Scholarch von St. Stephan hat er die schulischen Leistungen und die Qualitäten einzelner benediktischer Lehrer positiv beurteilt. 12 000 Gulden: GHA XI/185 März 37, Beilage zur Petition Frh. v. Rechberg. Vgl. auch: Witetschek, 1965, Stichwort: Egger.

als Zusatzsprache – beide Sprachen durch ausländische Lehrer vermittelt –, viel Sport und Schwimmen, Tanzen, intensive Betreuung der Zöglinge bei Tag und Nacht.[16] Auch dieses Institut fand raschen Zulauf, aber die ursprünglichen Erwartungen, daß es den Nachwuchs für Freiburg an sich ziehe, erfüllte es nicht.

16) Jahresberichte der Studienanstalt St. Stephan 1835/36ff. Offensichtlich hat auch das „seminarium nobilum", das Riegg seinerzeit in Neuburg geleitet hatte, Pate gestanden.

XI.

Die Priorate

„Nicht eine Abtei, sondern mehrere, freilich nach und nach, will ich in Bayern haben, selbständige..."
Signat Ludwig I. v. 30. 10. 1835[1]

Daß er den Benediktinerorden in Bayern wieder herstellen wolle, stand für Ludwig bereits bei seiner Thronbesteigung fest. In der Art, wie dies geschehen solle, ergaben sich umständehalber vielerlei Überlegungen, und in der Durchführung kam es zu mancher Modifikation. Angesicht der Schwierigkeiten, insbesondere in der Frage der Dotation aber auch der personellen Besetzung, entschied man sich – Johann Michael Sailers Einfluß wird da spürbar – zunächst einmal, *ein* Stamm- und Mutterkloster zu errichten, möglichst mit einigen später zu verselbständigenden Dependencen. Nachdem Bischof Riegg und Abt Huber, erfolgreich aus Österreich zurückgekehrt, in zweitägiger Besprechung die Ergebnisse ihrer Reise mit Minister Wallerstein in dessen Wohnsitz Leutstetten erörtert hatten, rekapitulierte der Minister in einer ausführlichen Vorlage an den König Ende Juni 1835 den Werdegang: „Als Eure Majestät, die sogar durch das Organ der freisinnigen Protestanten[2] zugekommene Bitte um Einführung der Jesuiten und die lockenden Anträge der letzteren zur Freude aller wahrhaft monarchischen Männer entschieden zurückwiesen und die Erfüllung des in Allerhöchst Ihrem Herzen tief gewurzelten Wunsches nach einigen geistlichen Unterrichtsanstalten... dem lediglich der Wissenschaft lebenden, von allen Parteien geachteten, echt deutschen Benediktinerorden anvertrauten, genehmigte Eure Majestät die Ansicht des (treu gehorsamst Unterfertigten), daß der neuen Schöpfung nichts gefährlicher sei als eine Zersplitterung der Kräfte und daß der Orden nicht in viele kleine Institute sich auflöse..." St. Stephan sei der geeignete Ort gewesen, es sei bereits ausschließlich katholischen Zwecken gewidmet, das Gebäude sei geeignet, die Bevölkerung habe einen entsprechenden Wunsch geäußert, der Bischof sei der Mann dazu, das Unternehmen zu befördern und in Abt Huber sei ein geeigneter zugleich frommer wie einsichtsvoller Vorsteher gefunden. Beiläufig tut Wallerstein das bereits 1830 unter seinem Amtsvor-

1) HStA M Inn 45916 Signatbuch 1833/4.
2) Bezug nicht festzustellen.

gänger Schenk eröffnete Metten als ein „unglückliches Experiment" ab. Unter den Anträgen, die der Minister stellt, ist auch jener: „Da die Priorate Metten und Ottobeuren zur Zeit sich auf Seelsorge beschränken, wozu in Ottobeuren 4-6, in Metten 6-8 Individuen genügen, wird der Abt von St. Stephan zu beauftragen sein, sich nach Metten zu begeben, von der Qualität der dortigen 12 Konventualen sich Kenntnis zu verschaffen und 2-3 nach Augsburg, 2-3 nach Ottobeuren zu versetzen. König Ludwig I. genehmigt den Antrag, freilich, mit dem Zusatz: „Angabe, ob Mettens Bestehen gefährdet ist, ich hoffe, Metten und Ottobeuren zu Abteien zu erheben..."[3] Minister und Regent greifen mit ihren Formulierungen auf das Gründungsreskript vom 20. 12. 1834 zurück. Demzufolge war in Ziff. I die bereits bestehende Benediktinerabtei (richtiger das Priorat) Metten nach Augsburg „transferiert" worden. Unter Ziff. II wird verfügt: „das in Metten bereits bestehende Kloster wird in ein auf die Seelsorge beschränktes Kloster umgewandelt... und der Abtei St. Stephan... untergeordnet". Und schließlich wurde in Ziff. III „die Pfarrei Ottobeuren dem Benediktiner-Orden zur Versehung übergeben" und zu diesem Zweck ein ebenfalls St. Stephan untergeordnetes Priorat eingerichtet. Bemerkenswert aber auch der Zusatz, auf den sich sofort die Hoffnungen Mettens konzentrierten: „Seine Königliche Majestät behalten sich übrigens vor, eines dieser Priorate oder beide in der Folge zur selbstständigen Abtei zu erheben".[4] Das ist dann mit Metten auch rasch geschehen. Bereits am 27. 11. 1836, also noch unter dem Ministerium Wallerstein, wird Metten durch königliches Reskript wieder zu einem selbständigen Kloster erklärt.[6] 1840 erlangt Metten den Status einer Abtei und leistete dann in rascher Folge das, was man ihm eigentlich höheren Orts nicht mehr zugetraut hatte: Es wurde das Mutterkloster einer ganzen Reihe von Benediktinerabteien in Bayern und sogar in den USA.[5] Aber die bewegte Geschichte der Abtei Metten ist in unserem Zusammenhang nicht zu verfolgen; indes warf die kurze Episode, in der die junge niederbayrische Gründung nach Augsburg „transferiert" wurde und dem Abt von St. Stephan als unselbständiges Priorat unterstand, lange Schatten auf die Wiedererrichtung des Ordens in Bayern. Man war in der Tat rüde mit der jungen Pflanzung in Metten umgesprungen. Mit den Weltgeistlichen, die in Augsburg bei St. Stephan unterrichtet hatten, ebenso mit den in Österreich geworbenen Mönchen, hatte man wenigstens zuvor gesprochen; der Mettener Prior konnte den Abt, dem er durch königlichen Machtspruch unterstellt worden war, erstmals bei der Abtsweihe am 20. 4. 1835 persönlich sprechen.[7] Gallenbitter hatte man in Metten das königliche Reskript vom 20. 12. 1834 kommentiert: „Alles mit einem Federstrich aus höchster Machtvollkommenheit dekretiert, ein vollkommen ausgebildetes bürokratisches System im bezug auf den Orden!" Und die neue Abtei,

---

3) Sattler 326 mit Signat v. 17. 7. 35 (ohne Herkunftsangabe).
4) BZAR Akt. Metten und StAA Fasc 11/2149 v. 20. 12. 34.
5) Schwaiger G.SMBO 1976 mit weiterer Literatur.
6) GHA XI/185, 24. 2. 40.
7) Sattler 271, 24. 4. 35 (KA Metten).

der man eingegliedert war, wird so apostrophiert: „Allerhöchstes, privilegiertes, echt deutsches Benediktinerinstitut!“[8] In der Tat, die nach schwierigem Neubeginn mit ganzen zwei ehemaligen Benediktinern sich eben jetzt zu monastischem Leben zusammenfindende Kommunität wird auseinandergesprengt, die Konventualen werden einem unbekannten Abt, ja einem anderen Bischof unterstellt; den einen haben sie nicht gewählt, dem anderen keinen Gehorsam gelobt. Mehr noch: der eigentliche Sinn des klösterlichen Zusammenlebens ist verändert, und das monastische Leben hat sich den Bedürfnissen der Schule unterzuordnen. Schließlich, und das wiegt besonders schwer, hat man die ohnedies schmale Grundlage für eine Fortentwicklung, die königliche Dotation von 50 000 Gulden, ebenfalls nach St. Stephen „transferiert“. Kurzum, die Mettener Mönche waren frustriert, wer wollte es ihnen verdenken? P. Sattler, der die Anfänge Mettens ausführlich beschreibt, hat Wallerstein für die von ihm als Fehlleistung beurteilte Maßnahme verantwortlich gemacht und dazu sogar die alte Legende vom Natternberg bei Deggendorf bemüht, den der Teufel vergebens nach Metten geworfen habe, weil ihn die Frömmigkeit der Mönche störte. Gewiß: Wallerstein mochte Metten nicht, aber ihm ist die zwangsweise Unterstellung von Metten unter den ungeliebten Abt Huber nicht zuzuschreiben. Es waren schon auch die Verhältnisse vor Ort, die auch nach Sattlers Auffassung für eine Neugründung des Ordens ungeeignete Person des Priors Nebauer, die Einschätzung der Verhältnisse in Metten durch den zuständigen Regensburger Bischof und dann natürlich Ludwig I. selbst, denn der war ganz und gar nicht der Mann, sich von anderen, und sei es der Minister, steuern zu lassen. Wohl war keinem dabei. Dem Abt Huber nicht, der ängstlich bei Bischof Riegg anfragte, wie er sich Metten gegenüber verhalten solle;[9] dem Regensburger Ordinariat nicht, das den Mettenern gegenüber einen etwas anderen Zungenschlag anwandte als in den Berichten des Bischofs an den König[11]; Minister Wallerstein nicht, der sich in der seltsamen Praxis, das Stiftungskapital zweimal zu vergeben, auf Rom hinausredete, das man doch bewußt hatte links liegen lassen[10] und auch dem König nicht, der mehrfach festhält, daß die Lösung nur vorübergehend sei und dem offensichtlich die Frage der Dotation keine Ruhe läßt. Noch 1840, Wallerstein ist bereits gestürzt, begehrt Ludwig vom Nachfolger Abel detaillierte Auskunft „welche Bewandtnis es hatte, daß die ... ursprünglich dem Priorat in Metten zugewiesenen 50 000 Gulden später auf die Abtei von St. Stephan übertragen“ wurden.[12] Abel legt den ganzen Werdegang unter Vorlage sämtlicher (inzwischen verlorener) Akten dem König dar, und da stellt es sich eben heraus, daß es Ludwig I. schon selbst war, der die Maßnahme verfügt hatte: „Es erfolgten (nachdem die Verkaufsbedingungen des Gutsbesitzers Pronath vom Ministerium des Inneren

8) Sattler 197 (ohne Herkunftsangabe).
9) Sattler 232, 8. 3. 35 (KAStSt).
10) GHA XVI/185, 19. 7. 35.
11) GHA XVI/135, 26. 12. 34 bzw. Sattler 420 (undatiert, KA Metten).
12) GHA XI/185, 24. 2. 40.

nicht akzeptiert werden konnten)... Vorschläge zur Verlegung des Klosters nach Osterhofen, oder Scheyern, nach Ottobeuren oder Donauwörth, und Eure Königliche Majestät schienen inhaltlich allerhöchsten Signates vom 3. Mai 1833 geneigt, vor der Hand ... Franziskaner nach Metten zu verlegen". Da habe aber sich mittlerweile die katholische Bürgerschaft von Augsburg an den König gewandt, der König habe geruht, deren Bitte mit Wohlgefallen aufzunehmen und mit Reskript vom 12. Dezember 1834 zu beschließen, daß das Benediktinerkloster Metten nach Augsburg versetzt werde und „das Dotations-Kapital, welches dem Kloster Metten zugedacht, jedoch niemals mittels förmlicher Stiftung dahin überwiesen worden war, der Abtei in Augsburg" zuzuwenden. Von all dem Hin und Her werden die jungen Mettener Ordensleute kaum etwas gewußt haben; sie fühlten sich – modern gesprochen – verschaukelt – und reagierten entsprechend. Der „ungehorsame Mönch" (Wallerstein), der durch die österreichischen Stifte reiste und dort gegen St. Stephan Stimmung machte, war ebenso die Folge wie der „Sturm", der im Vorfeld der Installation der neuen Abtei am 5. November 1835 von den nach Augsburg zwangsversetzten Mettener Mönchen entfacht wurde. Stein des Anstoßes war die von den Mettener Mönchen zu unterschreibende Formel, daß sie, die in Metten-Profeß abgelegt hatten, dem Kloster St. Stephan „in perpetuum incorporati" seien und dem Abt von St. Stephan „perpetuam oboedientiam" versprechen sollten. Dagegen wehrten sich die Mettener mit Händen und Füßen. Es kam zu lautstarken Szenen, erst mit dem neuen Prior, dann vor allem mit dem Bischof, der den Sprecher der Mettener zweimal zur „Türe hinausschaffte" und der ihn so anließ, daß er sich vorkam, als sei er „zum zweiten Male gefirmt" worden. Auch Bischof Rieggs Erregung ist nur zu gut zu verstehen: Er fürchtete einen öffentlichen Eklat, das Scheitern des ganzen von ihm mit letzter Kraft bewerkstelligten Unternehmens und zugleich das Hohngelächter derer, die die Neugründung von St. Stephan mit scheelen Augen verfolgten, und das waren nicht wenige. Ein Glück, daß Abt Barnabas ruhig blieb, obwohl auch er auf der Subjektionsformel bestehen mußte: Wären nämlich auch die Mettener Benediktiner, wie sie es wünschten, nur „Gäste" von St. Stephan gewesen, dann hätte St. Stephan weiterhin nur einen Mönch gehabt, nämlich ihn, den „abbas nullius" selbst. Schließlich fand man einen Kompromiß mit der spitzfindigen Variante, daß das strittige „perpetuum" bzw. „perpetuam" eingeklammert wurde, was besagen sollte, daß es nur so lange gelten sollte, als hinsichtlich Mettens nicht etwa eine andere Bestimmung getroffen werde.[13] Der Friede war äußerlich wiederhergestellt; die Installation konnte stattfinden, aber der Gegensatz schwelte unter der Decke fort; denn in Wahrheit standen sich zwei unterschiedliche Auffassungen mönchischer Disziplin gegenüber, die nicht durch einen Formelkompromiß zu überbrücken waren. Der neue, in der Hauptsache aus ab-und zugehenden Gästen zusammengewürfelte Konvent der aus dem Boden gestampften Abtei suchte und fand erst in einem längere Zeit dauernden Prozeß seine klösterliche

13) Sattler 420 (undatiert, KA Metten).

Identität, die in dem organischer gewachsenen Metten bereits bestand, jetzt aber durch einen weltlichen Eingriff von außen zerstört schien.

War so für Metten der 5. November 1835 ein Tag der Trauer, für Ottobeuren das zweite Priorat, war es ein Tag des Jubels. Soviel Pläne man um die Wiedererrichtung von Benediktinerklöstern im letzten Jahrzehnt auch geschmiedet und wieder verworfen hatte, Ottobeuren war immer dabei. Man kann in der Literatur über das Kloster Ottobeuren mehrfach lesen, daß die Tradition dieser Abtei ununterbrochen über die Säkularisation hinweg bis in die Tage Karls des Großen zurückgeführt werden kann. Völlig abwegig ist diese These nicht, obwohl Ottobeuren erst 1918/20 wieder zur selbständigen Abtei erhoben wurde. Daß unter den Geistlichen des Landkapitels Ottobeuren, die den aus Einsiedeln kommenden Prior zusammen mit einem Mitbruder aus Metten (ein dritter Einsiedler Mönch stieß später hinzu) empfingen, sich auch noch ein P. Basil Miller, Exkonventuale der alten Reichsabtei, befand, der noch in Ottobeuren wohnte und sich später pro forma dem Konvent wieder anschloß, wird man dabei nicht zu hoch veranschlagen dürfen. Auch der Konvent von Ottobeuren hatte sich aufgelöst, und seine ehemaligen Mitglieder, soweit sie noch lebten, waren in der Seelsorge tätig oder anderweitig untergekommen und nach mehr als dreißig Jahren nicht mehr bereit, das Ordenskleid wieder anzuziehen.[14] Demgegenüber bleibt festzustellen, daß der erste Benediktinerabt nach der Säkularisation in Bayern, Abt Barnabas Huber, sich seinem Profeßkloster verpflichtet fühlte und daß das päpstliche Errichtungsbreve die kirchenrechtliche Fiktion, von der der Bischof von Augsburg bei der Weihe des Abtes ausging, als sei St. Stephan gewissermaßen die Fortsetzung der alten Reichsabtei, irgendwie aufgriff, indem dem Abt von St. Stephan jene Rechte und Privilegien zuerkannt wurden, die einst die Äbte von Ottobeuren genossen. Auch wurden mangels eigener die alten Statuten von Ottobeuren dem mönchischen Leben von St. Stephan vorläufig zugrundegelegt. Jedenfalls bereiteten die Bewohner des Marktfleckens Ottobeurens den ersten Mönchen einen begeisterten Empfang. Der Markt hatte wie so mancher andere ehemalige Klosterort immer wieder um Wiederherstellung des Klosters eingegeben. Jetzt waren die Benediktiner wieder da. Eine Delegation hatte sie am 12. November von Augsburg abgeholt, an der Grenze des Landkapitels, in Attenhausen, wurden sie empfangen und mit 40 Schlitten nach Ottobeuren geleitet. An der Grenze der Gemeindemarkung und vor dem Hauptportale standen Ehrenpforten, letztere in „gotischem" Stil, geziert mit einem Schild in Form eines Chronogramms.

Io
LVDoVICI sVb aVspICIIs
regIs serenIssIMI refLorat ottobVrana.

14) z. B. P. Ambrosius Jordan, Benefiziat in Mindelheim, P. Placidus Feyerabend Chordirektor in Memmingen, P. Benedict Dreer, Dekan in Baiershofen, P. Augustin Fehle, Pfarrer in Gottmannshofen (Schematismus 1837).

Alle Glocken läuteten, als die beiden Benediktiner, der Prior aus Einsiedeln und sein Mitbruder aus Metten in das überfüllte Gotteshaus einzogen. Ein zweihundertstimmiger Chor sang das „ecce sacerdos". Die Schulkinder standen in weißen und blauen Gewändern im Chore Spalier, und ein „Te Deum" beschloß auch in Ottobeuren die kirchliche Feier. Der weltliche Festakt war sozusagen die Miniaturausgabe der Installation in Augsburg mit Übergabe des Klosters und der Pfarrei und vielen Reden. Und das 10jährige Töchterlein des Rentamtsvorstehers hatte ein Gedicht auswendig gelernt, das sie nun brav aufsagte:

Ehrwüd'ge Priester! Seid willkommen!
im Namen aller Schüler hier!
Vor Freude ist mein Herz beklommen,
der Sprache Worte fehlen mir!

Sie reichten dann aber doch noch für vier weitere Strophen.[15] Bleibt zu bemerken, daß zunächst noch ein Priorat geplant war, in Wallerstein nämlich, dem Stammsitz des Fürstenhauses, dem der Minister angehörte. Wallerstein hatte es zusammen mit Ottobeuren, angeblich nach Rücksprache mit seinem Bruder Friedrich, dem König offeriert, mit dem Zusatz, daß es „ohne irgendeinen Aufwand für den Staat zu bewerkstelligen" sei. Aber dieses Unternehmen war wohl noch nicht ausgegoren, es verschwindet wieder aus den Akten.[16] Und Ottobeuren? Dessen Dotation, vor allem die des dort einzurichtenden Ordensnoviziats, hat den Abt, Wallerstein und seinen Nachfolger, aber auch den König noch jahrelang beschäftigt. Aber das gehört nicht mehr in den Rahmen unseres Themas.

---

15) Bericht in der Augsburger Abendzeitung Nr. 324/1835 und der Münchner Politischen Zeitung Nr. 277/1835.

16) GHA XVI/460 v. 4. 10. 34. Auffälligerweise findet sich weder in den erhaltenen Papieren im Nachlaß von Minister Wallerstein noch in dessen Briefwechsel mit seinem Bruder Friedrich ein Hinweis auf das geplante Priorat in Wallerstein (Mitteilung von Dr. V. v. Volckamer, Fstl. Oett. Wsches Archiv, Schl. Harburg).

XII. Der Königsbesuch und der Tod des Bischofs

„... Ein Stern nicht nur für die Diözese, sondern auch für das katholische Deutschland...". Minister Wallerstein an König Ludwig[1]

Es war an sich schon ein herausragendes Ereignis, daß zur Installation der Abtei St. Stephan und zur Übergabe der kath. Studienanstalt an sie der zuständige Minister des Innern, dazu noch im besonderen Auftrag des Königs, persönlich nach Augsburg kam. In der Öffentlichkeit wurde diese Tatsache denn auch entsprechend registriert. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts war Schule noch nicht in dem Maße, wie wir es heute gewöhnt sind, ein Gegenstand des öffentlichen Interesses. Da war es sogar schon ungewöhnlich, wenn der Regierungspräsident bei solchem Anlaß den Staat vertrat, wie dies beispielweise bei der Eröffnung der kath. Studienanstalt bei St. Stephan unter weltgeistlicher Leitung im Jahre 1828 der Fall war. Der Abt des neugegründeten Stifts jedenfalls wollte sich in besonderer Weise bei dem „erhabenen Gründer" bedanken. Das war zunächst nur schriftlich möglich, denn Ludwig I. stand im Begriff, seine Aufsehen erregende Reise zu seinem Sohn Otto nach Athen anzutreten. (Die vom Türkenjoch befreiten Griechen haten 1832 den zweiten Sohn des philhellenischen Bayernkönigs zu ihrem ersten König gewählt.) Abt Huber ging in seinem Brief vom 13. November 1835[2] denn auch auf die „vorhabende Reise" ein. Die Dankbarkeit des Ordens werde nimmer erlöschen, schrieb er an den König, und während der Griechenlandreise werde täglich bei der Messe das: „Domine salvum fac regem nostrum Ludovicum!" gesungen werden, „um die uns anvertraute Jugend zu veranlassen, ihr Gebet mit dem unsrigen zur Erhaltung des Besten der Könige zu vereinigen". Als der König wohlbehalten zurückgekehrt war, ging – Wallerstein hatte das eingefädelt[3] – eine ganze Delegation nach München, an der Spitze Bischof und Regierungspräsident, sowie der Abt und die beiden Prioren von St. Stephan und Ottobeuren, um „die ehrfurchtsvollste Huldigung und Danksagung darzubringen", wie Wallerstein tags zuvor seinem hohen Herrn mitteilt.[4] Am 21. April 1836 empfing Ludwig die Augsburger im Laufe des Vormittags in Privataudienz: „Mit dem Minister des Inneren Geschäfte behandelt, dann Aufwartung des Bischofs von Augsburg samt dem dortigen (nächstes Wort unleserlich) und Abt der Benediktiner von St. Stephan und drei anderen Benediktinern.", notierte sich der König in sein Tagebuch.[5] Wallerstein hatte sich nämlich korrigieren müssen: Nicht der Prior von Ottobeuren, der „in loco" unabkömmlich sei, sondern der Rektor der Studienanstalt und der Vorstand des Erziehungs-

1) GHA X/460, 20. 8. 36.
2) GHA 33/3/174, 13. 11. 35.
3) Sattler 457, 8. 4. 36 (KMStSt).
4) GHA X/460, 20. 4. 36 und Sattler 462, 14. 4. 36 (KMBO).
5) Tagebuch v. 21. 4. 36

institus (= Josefsseminar) begleiteten den Abt. Vor allem der Rektor verdiene ein Wort des Lobes aus königlichem Munde.[6] Worüber dann bei der Audienz gesprochen wurde, ist zwar im einzelnen nicht überliefert, doch hatte man handfeste Anliegen: das Noviziat in Ottobeuren, den infolge des starken Schülerzustroms notwendigen Ausbau des Schulgebäudes in Augsburg und den Umbau des Sabbadinischen Hauses in das vorgesehene Pensionat für höhere Stände. Mit dieser Maßnahme wollte man zugleich den König von seinem Plan abbringen, den Benediktinern Schule und Studienseminar in Neuburg zu übergeben, weil dazu das Personal fehle.[6a] Offensichtlich hat der König bei der Audienz seinen Besuch in Augsburg angekündigt. Der fand dann am 30. 6. 1836 statt und war abermals ein großes Ereignis für das junge Stift und für die Schule. Selbst eine Reise von München nach Augsburg war in der Postkutschenzeit ein anstrengendes Unternehmen. König Ludwig war um drei Uhr aufgestanden, hatte erst noch einen Brief geschrieben und war um 4^{15} Uhr in die Karosse gestiegen, mit der der ihn begleitende Hofmarschall Freiherr von Gumppenberg vorgefahren war. Um 10 Uhr war man in Augsburg.[7] Hier stieg Minister Wallerstein zu, der schon am Tag zuvor nach Augsburg gekommen war, im Bischofspalais übernachtet hatte und sich frühmorgens um 6 Uhr in St. Stephan einfand, um den bevorstehenden Besuch in allen Einzelheiten abzusprechen.[8] Als die königliche Karosse vorfuhr, säumten Schaulustige die Straßen um den Stephansplatz. Die gesamte studierende Jugend, die vor St. Stephan aufgestellt war, begrüßt den König. Am Kirchenportal empfängt der Abt an der Spitze des Konvents den hohen Gast, reicht ihm das Weihwasser und führt ihn zu einem Gebetsschemel im Chor. Nach kurzem Gebet „verfügte sich" der Monarch in die Gemächer des Abts, begrüßte dort den Konvent und ließ sich sämtliche Konventsmitglieder einzeln vorstellen. Dann besichtigte er die Zelle eines Paters, um sich von der Unterbringung der Mönche zu überzeugen, und ging dann durch den Bibliothekssaal hinüber in den oberen Stock des Schulgebäudes, von wo aus man einen Überblick über den Karmeliter-Garten hatte. Den wollte man nämlich dem König zeigen, weil man – dem Kloster fehlte immer noch ein Garten – ihn erwerben wollte. Der König zeigte sich interessiert, gebot aber, über die Kaufabsicht nichts verlauten zu lassen. (Der Garten ist in der Folgezeit dann tatsächlich vom Studienfonds erworben worden). Der König und seine Begleitung gingen darauf durch das „mittlere Portal" in den Schulhof, wo sich inzwischen wieder die Schüler aufgestellt hatten und ihn mit „Heil unserem König, heil!" begrüßten. König Ludwig ging durch die Reihen und fragte den Rektor nach der Behandlung der Schüler: „Ich antwortete: «Mit des Vaters Ernst und der Mutter Liebe.» Der König: «Da ist der wahre Takt.», so Rektor P. Richter.[9] Dann betrat der König das Josefsseminar, wo ihn der Seminardirektor, die Präfekten und die Seminaristen erwarteten. Er

6) GHA X/460, 20. 4. 36, nachgeschobener Antrag.
6a) Sattler 457, 8. 4. 36 (KMStSt) und Sattler 465, 16. 5. 36 (KMStSt).
7) Tagebuch vom 30. 6. 36, geschrieben am 1. 7. 36 in Würzburg.
8) Sattler 472 und 474, 30. 6. 36 (BAA) Hauptquelle für den Königsbesuch.
9) Sattler 476 undatiert (Archiv Raigern).

ging durch das Haus und beanstandete, daß der untere Schlafsaal feucht sei. Vom Seminar kam man zurück ins Kloster, nahm einen Einblick in das Refektorium und das Billardzimmer (auf ein solches hatte seltsamerweise Minister Wallerstein bei der Einrichtung der Abtei bestanden). Gegen Mittag verließ der König das Stift. Beeindruckt hatte ihn die Größe der Schule. „Achthalbhundert (= 750) betrage die Schülerzahl, selbst Protestanten darunter, sagte mir der Fürst," notierte er sich in sein Tagebuch.[9a]

Einer fehlte: Bischof Ignaz Albert (von) Riegg. Der Bischof war krank. Im Mai hatten ihn heftige Krämpfe befallen, er hatte quälende Leibschmerzen. Als König Ludwig davon hörte, schickte er seinen Leibarzt Geheimrat (von) Wenzel nach Augsburg. Tatsächlich schien es wieder besser zu gehen, aber am 8. 6., während er in München weilte, befiel den Bischof ein heftiger Schmerz, der ihn zwang, den Aufenthalt abzubrechen. Bischof Riegg suchte Heilung in Bad Gastein. Auf der Durchreise stieg er bei Minister Wallerstein ab. Der berichtet erschrocken dem König: Der Bischof sehe leidend aus, er sei sehr mager geworden. Er könne in seinem Zustand dem König keine Aufwartung machen; der Minister zweifelt, ob ihm noch zu helfen ist. Die Ursache der Erkrankung sieht der Minister in den Anstrengungen der Reise nach Österreich und in die Schweiz und in den Aufregungen, die mit der Gründung von St. Stephan verbunden waren.[10] Ludwig hat den Bischof dann persönlich besucht. In sein Tagebuch notiert er: „Den kranken, auf seiner Durchreise nach dem Gastein begriffenen, bei Minister des Innern wohnenden Bischof von Augsburg besucht. Dann mit jenem Geschäfte besprochen."[11] Auch König Ludwig muß von der schlechten Verfassung des Bischofs beeindruckt gewesen sein. Er veranlaßte, daß der behandelnde Arzt, Dr. Caron Duval, den Kranken nach Gastein begleitete und dort bei ihm während des Kuraufenthaltes blieb. So war er also nicht in Augsburg, als der König St. Stephan besuchte. Abt und Prior berichteten ihm vom Verlauf des Besuches schriftlich. In Gastein verschlimmerte sich der Zustand des Bischofs dramatisch. Die Kur bekam ihm gar nicht; er glaubte, daß seine letzte Stunde geschlagen habe. Da griff Dr. Duval ein und brach die „thermopathische Behandlung" ab. Am 15. Juli war der Bischof wieder in Augsburg. Sein erster Brief, den seine Feder, zwar „mit zitternder Hand", (man sieht des den Schriftzügen an) zu schreiben vermochte, ging an den König; er war zugleich sein letzter. Er galt dem Dank für seine Fürsorge, und er galt St. Stephan. Der Besuch des Königs sei für das Stift eine wahre Regeneration gewesen. Die eingeschränkte finanzielle Situation des Stifts, die so viel ungünstiger sei als die in den heimatlichen Klöstern, habe eine ungünstige Stimmung verbreitet. Er, Riegg, habe alle Mühe gehabt, den aufkommenden Mißmut zu beschwichtigen. Jetzt aber sei alle Bedenklichkeit verschwunden, aller Zweifel sei dahin, neuer Mut habe alle ergriffen, Freudigkeit alle durchdrun-

---

9a) Tagebuch v. 30. 6. 36, eingetragen am 1. Juli 36
10) GHA X/460, 28. 5. und 11. 6. 36.
11) Tagebuch v. 12. 6. 36.

gen und eine neue, heitere Stimmung beherrsche das ganze Stift. „Für mich, dem die für die so hohe und edelsinnige Absicht Eurer Königlichen Majestät geworbenen Männer gleichsam als teure Söhne ans Herz gewachsen sind, waren diese Nachrichten wahrer, höchst wohltätiger Balsam".[12] König Ludwig hat den Brief am 21. Juli eigenhändig beantwortet.[13] Es war das letzte Schreiben des Bischofs an den König, und es war die letzte Bemühung von Bischof Riegg um St. Stephan. Am 15. 8. 1836 ist er gestorben. Die Trauer um den Verschiedenen war tief und echt, und groß war die Sorge bei Minister und König, aber auch bei einem Mann wie Bischof Ziegler, wie es ohne die tatkräftige Fürsorge des Bischofs mit der „zarten Pflanze" des neuen Benediktinerstifts weitergehen solle.

Die Konstellation, unter der St. Stephan gegründet werden konnte, änderte sich rasch. Bischof Rieggs Nachfolger Peter (von) Richarz, nicht zuletzt unter dem Aspekt von Speyer nach Augsburg versetzt, daß er der Mann sei, die Bemühungen des Verstorbenen um St. Stephan fortzusetzen, hat – vom König bei der Antrittsaudienz mit der Fürsorge für seine Stiftung beauftragt – sich sehr um Schule und Kloster bemüht. Er erbte zunächst einmal die Probleme, die mit einer aus dem Boden gestampften künstlichen Gründung notwendigerweise verbunden waren. Das Verhältnis eines Vaters zu seinen Söhnen freilich konnte er zum Konvent von St. Stephan naturgemäß nicht haben. Und im November 1837 wurde Minister Wallerstein, der sich mit dem König überworfen hatte, aus seinem Ministeramt entlassen. Er ging fortan völlig andere Wege. Sein Verhältnis zu St. Stephan brach ebenso ab wie das Verhältnis von St. Stephan zu ihm. Sein Nachfolger (von) Abel hatte für St. Stephan nichts übrig, und letztlich wären ihm wohl die Jesuiten als Schulorden lieber gewesen als die Benediktiner. Auch Bürgermeister Kremer schied 1837 aus seinem Amt, und der Petitionsschreiber von 1828 der Gemeindebevollmächtigte (= Stadtrat) und Scholarch von St. Stephan Kühbacher verlor, als im Frühjahr 1838 sein einziger Sohn, der Gymnasiast Joseph, starb, das Interesse an der Schule. Die große Politik wandte sich anderen Themen zu, und König Ludwig hat zwar St. Stephan nicht fallenlassen, seine Vorliebe für die Benediktiner blieb, aber galt fortan neuen Gründungen: dem wieder verselbständigten Metten, Scheyern, St. Bonifaz in München vor allem und zuletzt noch Schäftlarn. Die fruchtbare Stunde, der „Kairos" sozusagen, in dem die Neugründung in Augsburg überhaupt vor sich gehen konnte, war vorüber. Von nun an war St. Stephan auf sich selbst gestellt, mußte mit seinen Problemen selber fertig werden und die ihm von der Gründung her übertragene Aufgabe unter rasch wechselnden Umständen und Verhältnissen aus eigener Kraft erfüllen. Es sei, hatte Minister Wallerstein bei der Installation des Stifts am 5. November 1835 seine Rede eröffnet, für den denkenden Mann ein ernster und zugleich ein erhebender Gedanke, an der Wiege einer neuen Schöpfung zu stehen, deren Leben weit über das seine reichen werde, durch welche er zu kommenden Geschlechtern, zu einer unentrollten Zukunft spreche. Viel ist seither geschehen!

12) GHA II A 38, 15. 7. 36.
13) Tagebuch v. 21. 7. 36.

Das Königreich Bayern wurde widerstrebend in das von Preußen dominierte Bismarcksche Kaiserreich eingegliedert, die Monarchie wurde beseitigt, zwei Weltkriege, zwei Inflationen gingen über das Land hinweg, die Machthaber des Dritten Reichs vertrieben die Benediktiner aus Schule und Internat, die gesellschaftlichen Verhältnisse veränderten sich von Grund auf. Die Säkularisierung der Reichskirche, die mit den Klöstern die katholischen Bildungseinrichtungen hinwegfegte und das oft zitierte katholische Bildungsdefizit hervorrief, setzte sich im kulturellen Bereich und im Bildungswesen fort. Seltsam: heute, 150 Jahre nach der Wiedererrichtung des Benediktinerordens in Bayern, rückt auf allen Gebieten eben jene Zeit des Aufbruchs in das Industriezeitalter, des im Zeichen der Eisenbahn anbrechenden Massenzeitalters, der Epoche zwischen Aufklärung und Romantik stark ins geschichtliche Bewußtsein. Es ist, als ob die Menschen von heute, denen nach einer Zweiten Aufklärung Zweifel am Fortschrittsgedanken kommen, die dem Glauben an die Wissenschaft skeptisch gegenüberstehen, denen die Schattenseiten der technischen Errungenschaften bewußt werden, dazu disponiert sind, jene Menschen zu verstehen, die am Anfang einer Epoche stehen, die sich spürbar ihrem Ende zuneigt. Und es hat den Anschein, als ob auch wir das Bedürfnis hätten, nachdem die Grundlagen unserer Existenz brüchig werden, uns wieder der Weisheit jenes Benedikt von Nursia zuzuwenden, dessen Regel so vielen Menschen in so unterschiedlichen Zeitläuften Halt und Stütze gewesen ist. Freilich, die Geschichte wiederholt sich nicht. Die geschichtliche Situation – und die Gründung der Benediktinerabtei St. Stephan war eine geschichtliche Stunde – läßt sich heute nicht wiederherstellen. Aber der Betrachter von heute, dem, wenn er sich in die Zeit vor 150 Jahren zurückversetzt, vieles in den Sinn kommt, wird begreifen, daß die Initiative von 1835 – von Generation zu Generation weitergegeben und den jeweiligen Verhältnissen anverwandelt – auch und gerade uns Nachgeborene anspricht. Jene verwirrte Zeit, die die Menschen von damals nach Halt und Orientierung suchen ließ, hat so manche Parallele zur Orientierungsnot unserer Tage. Im Rückblick auf den Gründungsakt vom 5. November 1835 möchte man über die 150jährige Benediktinerabtei und ihre Schule das orphische Urwort Goethes setzen:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten...
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Benützte Literatur

(Die Angaben erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit)

Baader, F. v. P.; Ignaz Albert von Riegg, Bischof von Augsburg nach seinem Leben, Charakter und Wirken, Augsburg 1839; in: Conferenz-Arbeiten der Augsburger Diözesan-Geistlichkeit Bd. 4 Heft II

Bastgen B.: Bayern und der Heilige Stuhl München 1940

Bauereis R.: Zur frühen Geschichte der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg, SMBO 64 (1952) S. 72 ff.

Bourier P. Hermann: Die Klöster der Bayer. Benediktinerkongregation von 1830–1932, II. Augsburg, das Benediktinerstift St. Stephan unter den ersten drei Äbten in: SMBO 50 (1982) S. 443ff.

Buxbaum E. M.: Daniel Bonifaz Haneberg und das Bistum Augsburg, in: Jahrbuch des Vereins für Bistumsgeschichte, 10. Jg. (1976) S. 165 ff.

Chroust A. (Hsg.) Gsandtschaftsberichte aus München, Abtlg. II: die Berichte des österreichischen Gesandten, München 1941; Abtlg. III: die Berichte des preußischen Gesandten, München 1950

Deuerlein E.: Ludwig Kraft, Fürst von Oettingen-Wallerstein, in: Lebensbilder aus Bayerisch-Schwaben Bd. 2, München 1953, S. 349 ff.

Diözesanschematismus der Geistlichkeit des Bistums Augsburg 1835/36/37

Festschrift zur Jahrhundertfeier der Studienanstalt St. Stephan in Augsburg, hsg. von P. Alfons Kellner, Augsburg, 1928

Festschrift „Ad sanctum Stephanum 969–1969" hsg. von P. Dr. Egino Weidenhiller, Dr. A. Uhl, Bernhard Weisshaar, Augsburg 1969, insbesondere die Arbeiten von P. Dr. E. Weidenhiller: Abt Huber S. 293 ff. und P. Dr. J. Lettner: Gründung des Gymnasiums St. Stephan, polemische Pressestimmen, S. 269 ff.

Germania Benedictina: Bd. II.: Die Benediktinerklöster in Bayern v. J. Hemmerle, Augsburg 1970, S. 441: Augsburg, St. Stephan

Gottlieb G. u.a. (Hsg.): Geschichte der Stadt Augsburg, Stuttgart 1984

Grasser G.: Bayerische Geschichtstaler, Rosenheim o. J.

Hacker R.: Die Beziehungen zwischen Bayern und dem Hl. Stuhl in der Regierungszeit Ludwig I., Tübingen 1967

Handbuch der Bayerischen Geschichte, hsg. v. Spindler Bd. IV/1, München 1974, insbesondere S. 87–223 (Spindler) und S. 914–24 (Witetschek)

Hausberger K, Staat und Kirche nach der Säkularisation, St. Ottilien 1983

Jahresbericht der kath. Studienanstalt bei St. Stephan in Augsburg 1834/35, 1835/36, 1836/37

Kraus A.: Geschichte Bayerns, München 1983

Kinter M.: Das Benediktiner-Lyzeum bei St. Stephan in Augsburg und sein erster Rektor, SMBO 1913 S. 348 ff.

Maser H.: Evangelische Kirche im demokratischen Staat, München 1983, S. 27–36 (Konkordat von 1817/18)

Nießeler M.: Augsburger Schulen im Wandel der Zeit, Augsburg 1984
Protokoll der XLIV. öffentlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten in: Verhandlungen der Abgeordneten der Ständeversammlung v. J. 1837 Bd. VII
Rolle Th.: Anmerkungen zur Geschichte von St. Stephan, Stephania 1984 S. 55 ff.
Ansprache anläßlich der 150-Jahrfeier des Hum. Gymnasiums bei St. Stephan (Stephania Nr. 50 S. 24 ff.)
Ansprache bei der Einweihung des Erweiterungsbaus des Gymnasiums bei St. Stephan (Stephania Nr. 55 S. 21 ff.)
150 Jahre, das Leben einer Schule, Festansprache aus Anlaß des 150-jährigen Bestehens des Erasmus-Grasser-Gymnasiums in München in: Die höhere Schule, Nr. 3/84 S. 94 ff.
Rummel P.: Riegg, Ignaz Albert von, in: Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder, Berlin 1983
Sattler P.: Die Wiederherstellung des Benediktinerordens durch Ludwig I. von Bayern Bd. I. Ergänzungsheft 7 der SMBO, München 1931
Die konfessionelle Trennung der Augsburger Gymnasien, in: Festgabe f. K. A. von Müller, Diessen 1933
Schiel H.: Johann Michael Sailer, Bd. II: Briefe, Regensburg 1952
Schmidlin J.: Papstgeschichte der neuesten Zeit, Bd. I. S. 511 ff. (Gregor XVI.), München 1933
Schnabel F.: Deutsche Geschichte im 19. Jh. Bd. I und IV, Freiburg 1962 ff.
Schuh F.: Geschichte des Bayer. Philologenverbandes, o.O. 1964
Schwaiger G.: Die bayerischen Benediktinerklöster im 19. Jahrhundert, SMBO 87 (1976) S. 24 ff.
Johann Michael Sailer, München/Zürich 1982
Speich/Schleipfer: Kirchen und Klöster in der Schweiz, Zürich 1978
Weidenhiller E.: König Ludwig I. von Bayern und die Benediktiner, in: Stephania Nr. 40 (1968) S. 11 ff.
Witetetschek H.: Studien zur kirchlichen Erneuerung im Bistum Augsburg in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen, Schrifttumsreihe des Hist. Vereins für Schwaben, Augsburg 1965.
Ausstellungskataloge: Die Jesuiten und ihre Schule – St. Salvator in Augsburg, 1982 mit Aufsatz von P. E. Weidenhiller: „Von St. Salvator nach St. Stephan" S. 82 ff.
Wittelsbach und Bayern III/2: Krone und Verfassung 1980
Von der Aufklärung zur Romantik 1984
(SMBO = Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, hsg. v.d. hist. Sektion d. Bayerischen Benediktinerakademie).

Die Gründung von St. Bonifaz in München durch König Ludwig I.

Von Hans Rall – München

Der 12. Oktober vor 150 Jahren, also 1835, war ein regnerischer Montag. Es war der Tag der Silberhochzeit König Ludwigs I.[1], zugleich der 10. Jahrestag des Todes des Königs Max I.[2] *und* der Tag, an dem Ludwig den Grundstein zu St. Bonifaz legte. Schon elf Jahre vorher hatte Ludwig in einem Gespräch mit dem beauftragten Architekten den Wunsch geäußert, am Tag seiner Silberhochzeit den Grundstein zu dieser Basilika[3] zu legen.

An dem heutigen Jubiläumstag wollen wir uns zunächst den Ablauf dieses 12. Oktober 1835 vergegenwärtigen:
Am Vormittag besuchten der damals 49jährige König und seine Gemahlin Therese das von dem Erzbischof Graf Reisach zelebrierte Hochamt im Dom. Dann begab sich der König zum Max-Joseph-Platz, um zusammen mit dem Kronprinzen und mit dem Chef der Linie der Herzoge in Bayern, Herzog Max in Bayern sowie mit dem bewährten Feldmarschall Fürst Wrede die Parade über die Garnisonstruppen abzunehmen. An diesem Platz sollte am nächsten Tage das Denkmal Max'I. enthüllt werden.

---

1) H. Rall, König Ludwig I. von Bayern, in: Schönere Heimat, Erbe und Gegenwart 1968, 151–160, mit Hinweis auf Placidus Sattler, Die Wiederherstellung des Benediktinerordens durch König Ludwig I. von Bayern I, München 1931. Der leider am 15. Oktober 1985 verstorbene Pater Willibald Mathäser arbeitete noch im August an der Fortsetzung dieses Werkes. Auf diese Fragen geht auch ein: das ansprechende, inhaltsreiche Werk von Michael Dirrigl, Ludwig I. König von Bayern 1825–1848, München 1980, in seiner Reihe „Das Kulturkönigtum der Wittelsbacher". Grundlegende Ausführungen über Ludwig I., auch über die Literatur über ihn, macht M. Spindler in der von ihm 1974 herausgegebenen Bayerischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert 1800–1970, München 1974, 87–227. Erfreulich ist der Nachdruck von: Hans Reidelbach, König Ludwig I. von Bayern und seine Kunstschöpfungen, München 1888; das Buch war ein Beitrag zum 100. Geburtstag 1886. Der Verfassungspolitiker Ludwig war nicht „der letzte Autokrat".

2) Adalbert Prinz von Bayern, Max I. Joseph von Bayern, Pfalzgraf, Kurfürst und König, München 1957; „Die Begründung des modernen bayerischen Staates unter König Max I. (1799–1825)" stellt Eberhard Weis in Spindlers Bayerischer Geschichte... (vgl. Anm. 1) 3–86 dar.

3) Dr. Gellert, Die fünf neuen Kirchen Münchens in Bildern und Beschreibung, München 1847; Beda Stubenvoll, Die Basilika und das Benediktinerstift St. Bonifaz in München, München 1875; Lothar Altmann, Die St. Bonifatius-Basilika zu München, Kunstführer von Schnell und Steiner, 1978[3] bringt S. 23 auch die ältere und neuere Literatur. Meine Angaben über den Verlauf des 12. Oktober 1835 entstammen dem Tagebuch Ludwigs I., das in der vormaligen Kgl. Bayer. Hof- und Staatsbibliothek, heute Bayer. Staatsbibliothek liegt.

Am Nachmittag fuhr Ludwig I. dann zur Baustätte der zukünftigen Basilika. Da es damals noch keinen Kultusminister gab, begrüßte ihn dort der Innenminister Fürst Öttingen-Wallerstein. Im Innenministerium hatte nämlich der König 1825, also noch im Jahr seines Regierungsantritts, einen Obersten Kirchen- und Schulrat eingerichtet, sodaß das Innenministerium auch für Kirchen und Schulen zuständig geworden war. Der Minister[4] bezeichnete als das Vorhaben des Königs an diesem 12. Oktober 1835, aus seiner Privatkasse Räume für religiöse und wissenschaftliche Zwecke, wohlbeleuchtete Säle für Kunstausstellungen und eine Kirche für den Pfarrgottesdienst in der neuen Maxvorstadt zu errichten. Von all dem stand auf dem Grundstein, und zwar in lateinischer Sprache nur[5], daß der König diesen in seinem zehnten Regierungsjahr zur Erinnerung an seine Silberhochzeit für diese Basilika gelegt habe. Die darauf angebrachte Bezeichnung des Herzogtums der Ernestinischen Wettiner Linie, aus dem seine Gattin stammte, bedarf einer Erklärung. Ludwig hatte Therese als eine Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen geheiratet. Dieses 1680 entstandene Herzogtum hatte Thereses Vater Herzog Friedrich, der 1834 starb, 1826 an die in Meiningen und in Coburg regierenden Wettiner übergeben und dafür das Herzogtum Sachsen-Altenburg erhalten, dessen Linie 1603 bis 1825 bestanden hatte. Deshalb bezeichnete der König auf der Platte des Grundsteins 1835 Therese als Prinzessin von Sachsen-Altenburg wie sich nun auch deren Vater und Brüder nannten. Da sie aber als Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen geheiratet hatte, wird auf der 1985 von Herzog Albrecht von Bayern gestifteten Platte über dem unbeschrifteten Sarkophag in der Basilika mit Recht von König Ludwig I. und Therese als geborener Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen gesprochen.

Von der Gründungsplatte zurück zu den Motiven der Gründung!

Wir wissen, daß es tatsächlich *mehrere* Vorhaben waren, die Ludwig I. mit der Errichtung der Basilika verband. Der Minister unterstrich in seiner weiteren, langen aber farbigen Rede mit Recht, daß der König eine Kirche bei der Glyptothek errichten wolle, eine Kirche, die den Übergang der antiken in die christliche Bauart darstellen sollte. Der Minister betonte, daß darin auf Bildern die Schicksale jenes Winfried gezeigt werden sollten, in welchem Deutschland mit Recht den Markstein einer höheren Zivilisation verehre. Aber er nahm nicht Worte über eine christliche Mission durch Bonifazius oder das Wort Kloster in den Mund. Denn er kannte den Widerstand verschiedener Abgeordneter gegen die bereits vollzogenen Klostergründungen Ludwigs, obwohl sie dieser aus seinen Privatmitteln finanzierte. Dafür kam der Minister auf das Oktoberfest zu sprechen, das damals noch bis zum 15. Oktober dauerte, und das auch aus den Ver-

---

4) Stubenvoll (wie Anm. 3) 14 ff.

5) Stubenvoll (wie Anm. 3) 19; M. Th. Frommelt, Sachsen-altburgische Landeskunde, zwei Bände, Leipzig 1838–1841; ders., Geschichte des Herzogthums Sachsen-Altenburg, 1883. J. W. Krauß, Kirchen-, Schul- und Landeshistorie von Hildburghausen, Graz 1780; Hans Patze und Walter Schlesinger, Geschichte Thüringens I, 1. Teil, 2. Teilband, Köln, Wien, 1984, 786.

anstaltungen zur Hochzeit Ludwigs 1810 erwachsen war. „Zeichen heißer Liebe" seien Ludwig noch vor wenigen Tagen auf der Theresienwiese gespendet worden.

Der König[6] antwortete nur kurz, sprach aber auch nicht von christlicher Mission oder Kloster. Er sagte: „Eine Kirche ist in dieser Gegend ein Erfordernis und ich wählte den heutigen nun so frohen Tag, um den Grundstein derselben zu legen." Er äußerte offen, daß er dadurch mit Freude einem Bedürfnisse seiner getreuen Münchener abhelfe. Dann fuhr er fort: „Die auf dem letzten Oktoberfeste bewiesene Herzlichkeit tat meinem Herzen wohl. Sie war mir die schönste Freude." Der König und der Minister sprachen sozusagen zum Fenster hinaus, sprachen für die Öffentlichkeit vor allem in der Hauptstadt.

Das war vor einhundertfünfzig Jahren. Wir kennen die Geschichte Bayerns und weiter Räume, in denen die heidnische Antike zum christlichen Mittelalter wurde. *Vier geschichtliche Fragen* drängen sich uns auf, wenn wir den Tag der Grundsteinlegung der Bonifaz–Basilika am 12. Oktober 1835 würdigen.

1. Wie kam Ludwig dazu, eine *Basilika* zu errichten, die er noch 1822 den 12 Aposteln geweiht wissen wollte, 1826 dem h. Bonifatius?
2. Warum verknüpfte Ludwig die geplante Bonifaziuskirche mit *verschiedenen* Aufgaben und stellte sie sichtbar in die örtliche Nähe der Glyptothek, des späteren Kunstausstellungsgebäudes und einer Schule?
3. Was am *Lebensbild des h. Bonifatius* schien Ludwig in der Basilika in München für das kirchliche aber auch für das allgemeine Bewußtsein besonders darstellenswert?
4. Wie paßt die Grundsteinlegung vom 12. Oktober 1835 zu der auf den ersten Blick sehr spät erscheinenden Tatsache, daß Ludwig erst am 4. November 1850 die Benediktinerabtei St. Bonifaz in der Landeshauptstadt stiftete?

Zur Frage eins: Wie kam Ludwig dazu, gerade eine Basilika zu errichten?

Die Basilika des Altertums, die Königshalle als Versammlungsort, wurde seit dem 4. nachchristlichen Jahrhundert Gotteshaus. Ludwig hatte das religiöse Erlebnis der altchristlichen Basilika seit 1805 in Rom, später das der altchristlichen Basiliken in und um Ravenna jahrelang in sich verarbeitet. Gerade weil er seit seinem 19. Lebensjahr die sinnenfrohe Antike in Italien und durch eigene Sammlung griechischer und römischer Plastikwerke immer wieder in sich aufnahm, begriff er in Rom vor allem in S. Paolo fuori le Mura, was es hieß, durch die hohe Längshalle der Basilika unter einem weit entfernten Dachstuhl aus Holzbal-

---

6) Stubenvoll (wie Anm. 3) 17; Dirrigl (wie Anm. 1) 1158 „zu Seite 307": die Festreden ergänzte Ludwig I. durch ganz persönliche Bekenntnisse: „Diese Kirche wird der Religion von Nutzen sein, der Religion, die das Wichtigste ist, aber nicht nur äußerlich sein darf, sondern die das Leben durchdringen soll; nur sie ist der Leidenschaft Zügel; schlimm sieht es aus, wo sie mangelt, die nötig ist dem Herrscher wie dem Letzten des Volkes."

ken erhobenen Hauptes zur Apsis zu schreiten[7], zum Altar, zu Gott. Die Fenster oberhalb der Mosaikbilder zogen Blick und Gefühl aufwärts. Die Bilder stellten Heilsgeschichte dar. Die Reihe der aus der Antike übernommenen Säulen unterstrich die geschichtliche Abfolge der Bilder. Das regte Ludwig besonders an, da er sich immer wieder mit Geschichte, mit Biographien beschäftigte. Ludwig wußte noch bevor die alte Paulsbasilika in Rom 1823 niederbrannte, seit 1817 von Ravenna und seiner Umgebung und wollte diese Stadt in seine Italienreisen einbeziehen.[8] Wir wissen nicht genau, wann er das erste Mal dort war. Er sah die Stadt wahrscheinlich vor 1826 und sicher am 5. Mai 1829. Dort gab es mehrere Basiliken, in der Umgebung vor allem die 504 von dem arianischen Ostgotenkönig Theoderich erbaute Basilika S. Appolinare in Classe.

Sie war zu Lebzeiten des heiligen Benedikt geschaffen worden, der 680 im Umbrien geboren, in Rom studierte und sich dort der Sittenlosigkeit vieler Studiengenossen widersetzte, dann drei Jahre als Einsiedler lebte und schließlich den Benediktinerorden gründete. Der große, tolerante, aber in Italien verkannte König Theoderich war noch bevor Benedikt 529 das Kloster in Monte Cassino gründete, gestorben. Alle diese Tatsachen dürften Ludwig stark interessiert haben. Er hatte zunächst den Wunsch, daß ihm Thorwaldsen in Bayerns Hauptstadt eine solche Basilika mit einem Patrozinium der 12 Apostel errichte. Thorwaldsen hatte bereits Skizzen zur Leidensgeschichte Christi zu modellieren begonnen, die in einem Fries der geplanten Basilika über den Säulen angebracht werden sollte. Doch Ludwig nahm von Thorwaldsen, wiewohl er ihn als Künstler stets sehr schätzte, in diesem Falle Abstand.

1822 beauftragte er den stark im christlichen Glauben Martin Luthers wurzelnden, begeisterungsfähigen jungen Architekten Georg Friedrich Ziebland[9] aus Regensburg, ihm eine Basilika im Stil des 5. und 6. Jahrhunderts zu entwerfen. Wenige Tage nach Eröffnung der Kunstausstellung 1826 sagte der nunmehrige König zu dem zu ihm beorderten Ziebland: „Ich bin gesonnen, dem Apostel der Deutschen und Bayern, dem heiligen Winfried-Bonifatius in München eine Kirche zu erbauen, und zwar in der Form einer Basilika. Für diesen Bau habe ich Sie erwählt. Da ich aber diese Gebäude so recht im Geiste und Form einer Basilika zu erhalten wünsche, so schicke ich Sie auf mehrere Jahre nach Italien. Studieren Sie mir dort fleißig die in diesem Lande befindlichen Basiliken und legen Sie mir dann Pläne dazu vor. Die Grundsteinlegung wird aber erst im Jahre 1835, am Tage meiner Silberhochzeit stattfinden. Dabei stelle ich aber gleich jetzt

---

7) Paul Ueding, Kunstgeschichte in Einzelbetrachtungen I. Altertum und Mittelalter bis 1400, Bielefeld, Leipzig 1926, 55 ff.

8) Richard Messerer, Briefwechsel zwischen Ludwig I. von Bayern und Georg von Dillis 1807–1841, München 1966 S. 486 Nr. 135 (7. September 1817).

9) B.-V. Karnapp, Georg Friedrich Ziebland, Studien zu seinem Leben und Werk, Diss. masch. Innsbruck 1971; B.-V. Karnapp, Georg Friedrich Ziebland, Studien zu seinem Leben und Werk, Oberbayerisches Archiv 104, 1979, 7 ff.; Stubenvoll (wie Anm. 3) 26 ff.; Dirrigl (wie Anm. 1) 1140 „zu Seite 216".

Bedingungen: Die Basilika muß als Seitenstück der Glyptothek gegenüber zu stehen kommen und im griechisch-korinthischen Style gehalten sein; sie soll fünf Schiffe und ungefähr die Größe der dreischiffigen Basilika in Ravenna St. Appolinare in Classe bekommen. Die Bausumme darf 400 000 Gulden nicht übersteigen und endlich soll im Innern über den Säulen ein Fries in weißem Marmor angebracht werden, welcher die Lebens- und Leidensgeschichte unsers Herrn und Heilands in einem Zyklus darstellt; diesen liefert Thorwaldsen; er hat schon die Anfangs- und Endskizzen modelliert."

Der König hatte also seit vielen Jahren ein ganz festes Konzept entwickelt, sein Geld dabei auch nicht vergessen und sogar den genauen Tag der Grundsteinlegung festgesetzt, wiewohl er erst seinen Architekten zu Studien nach Italien abkommandierte. Ludwig besah sich im Dezember 1834 die Säulenstämme für die geplanten 68 Säulen und ließ Sckell den Klostergarten als Nutzgarten entwerfen, der ein Viereck bilden sollte. Daß er als Kirchenpatron Bonifatius wählte, den Apostel der Deutschen und Bayern, ist typisch für den König. Denn er hatte auch im Erziehungsprogramm seines Kronprinzen bestimmt, er solle ein Deutscher und Bayer, aber niemals ein Bayer zum Nachteil der Deutschen werden.

Thorwaldsen durfte später dann doch nicht den Fries mit der Heilsgeschichte gestalten, Ziebland aber studierte tatsächlich in Italien, nicht nur die Basiliken, sondern auch die Wanddekorationen in Pompeji, wie das der König gewünscht hatte. Ob die Behauptung zutrifft, es sei Thorwaldsen nicht christlich genug gewesen, läßt sich nicht beweisen.[10]

Zur Frage zwei: Warum verknüpfte Ludwig die geplante Basilika mit verschiedenen Aufgaben und stellte sie sichtbar in die Nähe der Glyptothek, auch des späteren Gebäudes für Industrie und Kunstausstellungen und einer Schule?

Schon der Kronprinz plante 1816 gegenüber der damals begonnenen Glyptothek eine Zwölf-Apostel-Basilika, der König seit 1830 eine Basilika auch in der Nähe eines Gebäudes für „Industrie- und Kunstexpositionen". Zudem bestand in der Arcisstraße 8 seit 1827 das Erziehungsinstitut des Straßburgers Desjardin, wo junge Griechen[11] und Rumänen aufwuchsen, deren christliche Familien gegen die Türken gekämpft hatten. Es war der noch 1835 nach Griechenland reisende Philhellene Ludwig I., der diese Schule organisierte. Sie wurde später von

---

10) Stubenvoll (wie Anm. 3) 26 glaubt, daß Thorwaldsen für christliche Auffassung keinen Sinn hatte und drückt sich so aus, daß aus seinen Worten eine Ansicht Ludwigs nicht bewiesen werden kann. Der König beauftragte immerhin Thorwaldsen mit dem Reiterdenkmal des sehr katholischen ersten bayerischen Kurfürsten in einer Zeit, wo es auch um das katholische Bekenntnis ging.

11) Angaben über das Erziehungsinstitut finden sich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Abt. Geheimes Hausarchiv, Blaue Schachtel X (XVI) 460; Blaue Schachtel XVI 51-5-2; Nachlaß 46-3-7; II A 35. Über König Ludwig I. und Griechenland siehe meine 1986 über dieses Thema erschienene Arbeit.

dem Historiker Sepp Panhellenium genannt und hatte in München einen Vorgänger in dem von Friedrich Thiersch 1815–1817 unterhaltenen Athenäum gehabt. Nicht irgendeine Schule sondern eine solche, die sich damals als Hilfe für die christlichen Griechen auswies, war in der Nachbarschaft der geplanten Basilika vorhanden. Ludwig wollte außerdem eine einheimische christlich humanistische Schule dem zu gründenden Kloster anvertrauen.[12] Er hatte dabei die Schule im Auge, die Albrecht V. 1574 gegründet hatte und die 1804, ein Jahr nach der Säkularisation, von Ludwigs Vater Benediktinern übergeben worden war. Einer von ihnen, Benedikt Holland, behandelte damals in seiner Eröffnungsrede die Frage: „Was fordert der Geist der Zeit von den höheren Lehranstalten"? Eines der liebsten Patenkinder des ersten Königs war Herzog Max in Bayern, der Vater der Kaiserin Elisabeth. Ihn schickte Max I. auf sieben Jahre in das Internat dieser Schule. Der damals neunjährige Bub verbrachte dort bereichernde Jahre und schloß sich vor allem dem Pater Holland an. Im Jahre 1824 wurde diese Schule neu organisiert und fortan Königliches Neues Gymnasium genannt. Ludwig I. dachte sie auf Antrag seines Innenministers von 1834 dem geplanten Kloster St. Bonifaz zu. Das setzte Ludwig 1842 grundsätzlich fest, wiewohl er das Kloster erst 1850 stiftete. Im Zuge der neuen Einteilung der Münchener Studienanstalten mit dem Schuljahr 1849/50 erhielt das Königliche Neue Gymnasium den Namen *Ludwigsgymnasium*, das heute unter diesem Namen noch besteht. Es befindet sich jetzt in der Fürstenriederstraße. Die Abtei stellte durch Patres die Rektoren von 1864 bis 1875, bereits seit 1855 Präfekten, übernahm aber nicht den Lehrbetrieb.

Wir kommen jetzt zur Frage drei: Was am Lebensbild des heiligen Bonifazius schien Ludwig in der Basilika in München für das kirchliche aber auch für das allgemeine Bewußtsein besonders darstellenswert?

Im Juni 1834 schloß der König mit dem von ihm 1826 zum Professor der Historienmalerei ernannten Maler Heinrich Heß einen Vertrag[13]: Er sollte demnach die Friesen der beiden Seiten des Mittelschiffs der Basilika mit Bildern aus dem Leben des heiligen Bonifatius ausstatten, die über den Friesen befindlichen Fensterwände sowie die Chornische mit ihrer Vorderwand mit Darstellungen der christlichen Religion. Die Ausführung dieser Bilder auf Goldgrund sollte an die byzantinische Kirchenmalerei erinnern, die Ludwig von Ravenna her kannte. Heß begann 1835/36 mit den Zeichnungen, zu denen Ignaz Döllinger das Thema bestimmte. Ihn hatte Ludwig zum Professor der Kirchengeschichte an der Universität München berufen.

Doch war es Ludwig selbst[14], der in der von ihm verfaßten Biographie des hei-

12) Beda Stubenvoll, Geschichte des königlichen Erziehungs-Instituts für Studierende (Holland'sches Institut) in München aus Anlaß des 300jährigen Bestehens dieser Anstalt, München 1874; Karl Guggenberger, Geschichte des Ludwigsgymnasiums in München 1824–1924, München 1924.

13) Stubenvoll (wie Anm. 3) 58 ff.

14) Walhalla's Genossen geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's, München 1842, 30 f.

ligen Bonifatius für die Walhalla 1842 thematisch heraushob, daß der Angelsachse Winfrid Gottes Wort den Friesen predigte, dreimal in Rom war und darauf als Vorstand der deutschen Kirche angesehen wurde. Ludwig beschreibt die Verdienste des Bonifatius um Bayern, das dieser vom Heidentum reinigte, und in vier Bistümer einteilte. Weiter hebt er seine Tätigkeit in Thüringen und Hessen hervor, weshalb er „Teutschlands Apostel" genannt werde. Freilich muß man bedenken, daß es zu Lebzeiten des Bonifatius noch kein Deutschland gab, das entstand erst ein Jahrhundert später unter Ludwig dem Deutschen, aber unser bayerischer König Ludwig I. dachte sehr „teutsch" und deshalb wählte er wohl auch gerade Bonifatius, den „Apostel Teutschlands" zum Patron unserer Basilika.

Heß und die von ihm ausgewählten und bezahlten Mitarbeiter wie die Brüder Schraudolph, Koch oder Sutner etwa stellten dar die Heilung des kranken Vaters durch das Gebet des kleinen Winfried, dessen Eintritt in ein englisches Benediktinerkloster, seine Romreise und Beauftragung durch den Papst zur Mission in „Teutschland", die Bekehrung der Friesen und seine Weihe zum Bischhof durch Papst Gregor II. in Rom 723. Er heißt nun Bonifatius und missioniert in Hessen. Das alles war für den Kirchenbesucher sehr eindrucksvoll. Ich selbst war Pfarrkind von St. Bonifaz bis 1939. Uns hat als Kinder besonders die Fällung der Donareiche bei Geismar durch Bonifatius fasziniert. Die Ordnung der bayerischen Bistümer durch Bonifatius und Herzog Odilo von Bayern war natürlich für uns Bayern etwas. Ein Bild zeigte die Gründung des Klosters Fulda durch den Bayern Sturmi, einen Bonifatiusschüler. Es würde aber zu weit führen, hier alle Bilder anzuführen.[15]

Wir wenden uns jetzt der letzten Frage zu:
Warum erfolgte nach der Grundsteinlegung der Basilika 1835 die Stiftung der Abtei St. Bonifaz erst am 4. November 1850?

In den 15 Jahren zwischen Grundsteinlegung und Stiftung erwuchsen für alle Beteiligten mannigfache Schwierigkeiten.[16] Die erste Frage für den König war die, woher die Benediktiner gewinnen, die ja bis dahin nie ein Kloster in München gehabt hatten, wenn auch einzelne Benediktinermönche im Schuldienst hier tätig gewesen waren. Ludwig wandte sich deshalb an den Abt von St. Stephan in Augsburg und an den Prior von Ottobeuren. Der Augsburger Abt wollte seine Abtei nicht verlassen, deshalb sah Ludwig den Ottobeurer Prior als Abt von St. Bonifaz vor. Er erhoffte sich, daß er eine genügend große Anzahl geeigneter Mönche nach München ziehen würde. Ludwig meinte, an diesen beiden Orten seien „seine" Benediktiner, Leute, wie er sie haben wollte. „Keine Asceten, keine Kopfhänger", nennt er sie. Sie sollten den Anfang von St. Bonifaz machen. Gleich wollte der König auch die Namen der Mönche wissen, die nach München kom-

15) Stubenvoll (wie Anm. 3) 63 ff. beschreibt die Bilder ausführlich; M. Eberle, Der hl. Bonifaz, sein Leben und Wirken nach den Wandgemälden der Basilika, Augsburg 1902.

16) Stubenvoll (wie Anm. 3) 114 ff.

men sollten. Da begannen nun die Schwierigkeiten für den Abt und den Prior. Wie sollten sie den Wünschen des Königs gerecht werden, ohne ihre eigenen Niederlassungen durch Abzug von Konventualen zu schädigen?

In München wiederum wünschten die Bürger der Max-Vorstadt gerade eine Besetzung der künftigen Abtei mit Benediktinern aus Augsburg. Andere Kreise erhoben die größten Bedenken dagegen. Die umständlichen Verhandlungen zogen sich hin.

Dann kam das Jahr 1848: Der König dankte ab und damit war das ganze Unternehmen der Stiftung in Frage gestellt. Der König hatte zwar die Kirche aus eigenen Mitteln großzügig bauen lassen, er hatte aber wohl gehofft, daß die Dotation von anderer Seite erfolgen würde. Nach seiner Abdankung blieb nun kaum mehr eine Hoffnung darauf.

Nachdem sich die Turbulenz der Jahre 1848/49 gelegt hatte, fand Ludwig auch für die Dotation seiner Stiftung eine Lösung: Er kaufte für 65 000 Gulden das Gut Andechs, legte 50 000 Gulden Stiftungskapital dazu und gab alles am Stiftungstag an das neue Kloster St. Bonifaz. In der Stiftungsurkunde betonte er den großen Nutzen, den der Benediktinerorden seit Jahrhunderten der Kirche und dem Staat und durch die Forschungen seiner Mönche auch der Wissenschaft gebracht habe. Die Einweihung und Eröffnung der Kirche und Abtei erfolgte dann am 24. November 1850. Die Feierlichkeiten begannen früh und dauerten bis in den Nachmittag.

Der König und der Erzbischof von Reisach errichteten zugleich die Pfarrei für die Ludwigs- und Max-Vorstadt. Ludwig ordnete an, daß der Abt von St. Bonifaz nie zugleich Pfarrer sein solle. Dieser wurde aus der Schar der Mönche bestimmt. Erster Abt wurde der 36jährige, bis 1847 in Ottobeuren, dann als Leiter des Erziehungsinstituts in Augsburg tätige Paul Birker.

Ludwig liebte diese seine Klosterstiftung so sehr, daß er sie zu seiner und seiner Gemahlin Grabkirche bestimmte.

Trotz mancher Schwierigkeiten, trotz Zerbombung im letzten Krieg, wirkt Ludwigs Benediktinerabtei segensreich bis heute und wird auch weiter wirken in eine hoffentlich friedliche geordnete Zukunft.

Abt Othmar Daniel Zinke und die Ikonographie seiner Kirchen in Břevnov - Braunau - Wahlstatt

Von Beda Franz Menzel OSB – Rohr

Vorwort

Diese Arbeit geht von dem Gesichtspunkt aus, daß der Baumeister, der Maler, der Bildhauer beim Kirchenbau und seiner Ausstattung viel Verständnis für die Vorstellungen und Wünsche des Auftraggebers und Bauherrn Othmar Daniel Zinke von Břevnov-Braunau besessen haben. Anderseits hat aber auch der Bauherr Sinn und Verständnis für die Ausdrucksmöglichkeiten und Aussageweisen der Künstler in ihrem Schaffen aufgebracht. So konnten im gegenseitigen Verstehen und Gespräch die Ausführungen im ganzen Werk wie in seinen Teilen die entsprechende Gestalt erhalten.

Ein ähnlicher geistiger Vorgang vollzieht sich auch bei Betrachtung und Analyse der Kirchenbauten des Abtes O. Zinke, wenn man sie hintergründig erfassen will, sie in ihrer Ausdrucks- und Aussageweise zu verstehen sucht. Es genügt also nicht, bei Betrachtung des Werkes die Stilrichtung zu bestimmen, Einsicht zu nehmen in die Form- und Zeitprobleme, Schulen und Verwandtschaften festzustellen, den Werdegang des Künstlers zu studieren. Das alles ist wohl notwendig, aber es reicht nicht aus, um dem Werk nahezukommen, es in sich aufzunehmen. Daß es diese Wechselwirkung zwischen den Künstlern und dem Auftraggeber in der Barockzeit gab, hat die Arbeit von J. Neumann „Brandlovy obrazy"[1] erwiesen.

Der Verfasser hat diese interessante Arbeit im Hinblick auf die Rolle des Abtes Othmar Daniel Zinke bei dem Bau der Kirche St. Margaret in Prag-Břevnov in einigen Punkten ergänzt und diese Art der Analyse und Betrachtungsweise auch auf die beiden anderen Klosterkirchen in Braunau und Wahlstatt angewandt.

Die Beschaffung archivalischer Quellen aus der ČSSR war sehr schwierig bzw. ergebnislos. Wegen Verweigerung der Einreise war ein neuerliches Studium der beiden Kirchen in Prag-Břevnov und Braunau nicht ausführbar. Der Verfasser konnte sich nur auf Fotos und Forschungsarbeiten früherer Jahre stützen, die er im Zusammenhang seines Artikels „Abt Othmar Daniel Zinke. Ein Prälat des Böhmischen Barocks 1700–1738". In: StMB Bd. 89 (1978) Ottobeuren 7–324, durchgeführt hatte. Die Kirche in Wahlstatt konnte studiert werden und ergänzende Fotos wurden ausgeführt.

Die Kosten der Bebilderung dieser Arbeit hat in Großmut der Adalbert-Stifter-Verein und die Ackermanngemeinde München durch gütige Vermittlung der Frau Dr. Johanna von Herzogenberg und Generalsekretär Franz Olbert übernommen. Die ganzseitigen 60 Bilder waren zur Veranschaulichung des Themas Ikonographie unerläßlich. Ihnen sei an dieser Stelle vom Herrn Abt Virgil Kinzel OSB in Rohr wie vom Verfasser dieser Arbeit aufrichtiger Dank gesagt.

P. Beda Franz Menzel OSB

---

1) *Jaromír Neumann*, Brandlovy obrazy a ikonografie chrámu sv. Markéty v Břevnově (= Die Bilder Brandels und die Ikonographie der Kirche St. Margaret in Prag-Břevnov) in: *Umění* XXIX Jg. (1981) I S. 126 – 161; II S. 218 – 248.

I.

Abt Othmar Daniel Zinke

Drei Kirchen: St. Margaret in Břevnov, St. Adalbert in Braunau und St. Hedwig in Wahlstatt tragen in ihrer Ausstattung so sehr den Stempel des Bauherrn, des Abtes Othmar Daniel Zinke[2], daß es sich lohnt, das einmal in seiner Hintergründigkeit aufzuzeigen *(Bild 1)*. Aber sein Einfluß und seine Mitwirkung an dem gesamten Werk, das durch seinen Einsatz geschaffen wurde, kann nur dann verstanden werden, wenn man sich der Person dieses Mannes bewußt wird. Daher soll erst einmal in diesem Abschnitt in großen Zügen das Wesentliche über ihn zur Sprache kommen. Peter Brandl hat in dem Porträt von ihm realistisch und nüchtern seine charakteristischen Züge eingefangen. Wenn er das Kreuz des Pektorales so hervorzeigt, ist das bei ihm nicht nur eine beliebte Geste bei Porträts der Äbte in der Barockzeit, sondern ist bei ihm auch hintergründig. Es geschah vor allem nicht aus Eitelkeit, diesen Fehler besaß er neben seinen sonstigen nicht, das hatte er nicht notwendig. Mit dieser Geste will er betonen, daß er der rechtmäßige Abt der Erzabtei St. Margaret in Břevnov ist. Somit stehen ihm als Abt dieser Abtei und als Generalvisitator der Böhmischen Benediktinerkongregation kraft päpstlicher Privilegien alle die von ihm beanspruchten Rechte zu. Er war bona fide von der Echtheit der Bestätigungsbulle des Papstes Johannes XV. von 993 und von der Gültigkeit der Exemtionsbulle Bonifaz IX. 1396 voll überzeugt. Er fühlte sich verpflichtet, die Tradition seiner Vorgänger in dieser Hinsicht gegen jeden Angriff des Prager Erzbischofs zu verteidigen.[3] Mit den Äbten der Böhmischen Benediktinerkongregation hat er sich immer gut verstanden, obwohl er auf Reformen in den Klöstern, vor allem in liturgischer Hinsicht, bestand. Sie haben ihm nie den Vorwurf der Herrschsucht gemacht, den seine Gegner gern in den Mund nahmen. Sie haben ihn im Gegenteil in der Verteidigung der Privilegien unterstützt.

Verschärft wurde dieser Streit noch durch den Konflikt mit dem Abt Wenzel Koschin von St. Prokop. Dieser gab durch seine Ungezügeltheit schwerstes Ärgernis, so daß Abt Othmar als Generalvisitator ihn absetzen mußte. Doch Abt Koschin fand Stütze beim erzbischöflichen Ordinariat in Prag, das die Abset-

2) *Othmar Daniel Zinke*, geboren am 11. August 1663 in Braunau, getauft am 12. August 1663; Vater David Zinke (Zinck), Mutter Susanna geb. Gräbner; Daniel wurde am 25. März 1784 als Novize im Kloster Braunau eingekleidet von Abt Thomas Sartorius, er erhielt den Namen Othmar; 1. April 1685 Profeß; 15. August 1689 zum Priester geweiht; 16. November Namenstag, 17. November 1700 zum Abt der Abtei Břevnov-Braunau gewählt; gestorben am 8. September 1738 in Braunau.

3) *Beda Franz Menzel*, Exemtionsstreit zwischen den Äbten von Břevnov-Braunau und den Prager Erzbischöfen 1705 – 1758, in: *Bohemia* Jahrbuch des Collegium Carolinum 17 (1976) S. 53 – 135.

zung hintertrieb; 20 Jahre liefen diese Kämpfe und Streitigkeiten. Schließlich wurde durch Eingreifen Roms Wenzel Koschin zur Abdankung veranlaßt. Auch der Exemtionsstreit kam 1731 mit dem neuen Erzbischof Daniel Josef Mayer zum Stillstand, er wurde auf unbestimmte Zeit vertagt, es blieb zunächst alles beim status quo ante. So hatte Othmar Zinke insofern gesiegt, als er keines der von ihm vertretenen Rechte hatte aufgeben müssen. Das geschah erst in den fünfziger Jahren unter dem zweiten Nachfolger, Abt Friedrich Grundmann.

Diese Kämpfe hatten das Innenleben des Abtes stark geprägt und ihn zum harten Mann gemacht. So konnte es nicht ausbleiben, daß er mit einzelnen jüngeren Mitgliedern seines Konventes große Schwierigkeiten zu bestehen hatte. Hier kann darauf nicht eingegangen werden. Aber von diesen Vorgängen muß man wissen, um manche seiner Anordnungen und Maßnahmen zu verstehen, die sich bis in die Kunst hinein auswirkten.

Nun muß noch ein Wort über die Finanzierung seiner großen und umfangreichen Bautätigkeit gesagt werden. Es ist bekannt, daß sich in der Barockzeit gar manche Adelige, Bischöfe und auch Äbte wegen der großartigen Projekte, die sie durch einen Stab von Künstlern ausführen ließen, in schwere Schulden gestürzt haben. Die Bautätigkeit mit den dafür notwendigen Einrichtungen und Ausstattungen war unter diesem Abt enorm. Sie seien zusammen mit deren Kostenausgaben gedrängt zusammengefaßt, siehe Anmerkung[4].

Woher nahm nun der Abt die Gelder zur Bestreitung der großen Auslagen? Die oft verbreitete unkritische Vorstellung, daß diese Kapitalien auf dem Robotdienst und den Abgaben der Untertanen beruhen, wird durch den vom Ärar auf-

---

4) Kloster und Kirche St. Margaret in Břevnov (1708–1715) 200 000 fl.
Kloster und Kirche zum hl. Kreuz und hl. Hedwig in Wahlstadt (1723–1733) 300 000 fl.
Kloster St. Wenzel in Braunau (1727–1734) 120 000 fl.
*Neun große Pfarrkirchen: Wernersdorf, Wiesen, Ruppersdorf, Hermsdorf, Bezděkov (Bösig), Schönau, Ottendorf, Počaply, Barzdorf und die Stadtkirche St. Wenzel (1719–1735) 145 000 fl.
*Vier kleinere Kirchen und Kapellen (St. Laurentiuskirche und Kreuzkirche in Braunau, Sternkirchlein, Kirche in Ostaš) 11 000 fl.
*Wirtschaftsgebäude auf allen Gütern, Pfarrhäuser, Wohn- und Arbeitshäuser, Schulen, Landschlösser, Kladno und Sloupno, Herrenhäuser in Bezděkov, Hrdly und Metličany, Gymnasium und Apotheke in Braunau. 180 000 fl.
956 000 fl.

Die mit * versehenen Ausgaben sind geschätzt, weil es für sie nur zum Teil verbürgte Angaben gibt. Da sie alle unter der Bauleitung von K.I. Dientzenhofer und unter gleichen Voraussetzungen geschaffen wurden, dürften diese vorsichtigen Schätzungen im Vergleich mit den gesicherten Kosten der anderen Bauten einigermaßen entsprechen.
Diese enorme Summe ergibt erst eine rechte Vorstellung, wenn wir versuchen, sie in den Wert der heutigen DM umzurechnen, dann gäbe das ungefähr einen Wert von 28 680 000 DM.

gestellten Theresianischen Kataster von 1748 widerlegt.[5] Woher also rekrutierten sich die großen Kapitalien, über die er verfügte? Sicher ist, daß er die Ökonomie durch strenge Überprüfungen, Kontrollen, gute Organisation, Verbesserungen der Betriebe, Neubauten von Wirtschaftsgebäuden und Steigerung der Schafzucht, und der Stuterei weit lukrativer machte als die amtlichen Schätzungen angaben. Wichtig ist, daß er von seinem Vorgänger Abt Thomas den Rechts- und Wirtschaftsberater Georg Bořek übernahm, der mit seinem Bruder Johann Christoph in Prag moderne merkantilistische Prinzipien vertrat, die auch am Hofe Karls VI. gern gehört wurden, und daß er weitgehend ins Vertrauen gezogen wurde. Sein Name ist an seinem Sterbetage 4. 11. 1706 wie folgt in das *Necrologium seu Memoriale mortuorum fratrum ac benefactorum OSB provinciae Boemo-Moravo-Silesiae* eingetragen: *„Generosus ac Clarissimus D.mus Georgius Borzek juris consultus ob illustra merita a monasterio Brzevnoviensi ad ius meritorum et post mortem Suffragiorum pro fratre receptus."* Er hat unter anderem dem Abt kluge, tüchtige Fachleute als Gutsverwalter und Amtmann für den ganzen Wirtschaftsbetrieb vermittelt, die aus der Schule der Bořek kamen. Johann Christoph Bořek führte die Wirtschaftsberatung weiter. Dessen Sohn war auch in das Kloster ein-

---

Ein weiterer Ausgabenkomplex ergab sich aus dem Ankauf von Gütern in Böhmen und Schlesien:

Kladno	1705	140 000 fl.
Wahlstatt	1703	27 600 fl.
Güter zu Wahlstatt dazu gekauft:		
Weicherau	1716	24 000 fl.
Schönau	1728	72 000 fl.
Strachwitz	1737	19 200 fl.
Kaltwasser	1738	184 000 fl.
		466 800 fl.

Wiederum in DM umgerechnet, ergäbe das einen Betrag von ungefähr 14 004 000 DM. Eine weitere Relation ergäbe sich durch den Vergleich mit dem Wochenlohn eines Maurers, der 3 fl. betrug bei einer Arbeitszeit von sechs Tagen, umgerechnet 90 DM.

Diese enormen Summen sind nur ein Teil seines Geldumsatzes. Zur vollständigen Ermessung müssen die anderen Geldumsätze auch noch angeführt werden: Steuern (1703 – 1729) 94 000 fl.; Türkensteuer 33 000 fl.; päpstlicher Zehnte 23 000 fl.; Subsidien (Kredite) an den Kaiser in Wien (1701 – 1735) 144 860 fl. zu 5 – 6 % Zinsen. Weil die Zinsen nicht regelmäßig bezahlt wurden, hat sie der Abt mehrmals von einzuzahlenden Steuern abgerechnet. Für die Rückzahlung der geliehenen Kapitalien fand sich nirgends ein Beleg. Die Kriege (Österr. Erbfolge-Krieg, die Schlesischen Kriege) ließen das gar nicht zu.

5) *Theresiánský katastr český.* Bd. 3, Praha 1970. Enthält die von der kaiserlichen Kommission zusammengestellte Schätzung des gesamten Besitzes der Großgrundherren und der Kirche im Königreich Böhmen, zusammengestellt 1711 – 1748.
in: Die Revision für den kirchlichen Großgrundbesitz 1716 – 1722.
Braunau: 24 065 fl. 30 kr., davon erbrachte die Robotleistung 302 fl. 12 kr; S. 166.
Břevnov: 5748 fl., Robot 76 fl. 17 kr.; S. 390.
Sloupno: 5128 fl., Robot 194 fl. 2 kr.; S. 124. Kladno: 4.196 fl. 28 kr., Robot 181 fl. 24 kr.; S. 398.
Gesamtsumme: 39 138 fl. 29 kr., Anteil durch Robot: 4253 fl. 55 kr.

getreten und erhielt den Namen das Abtes, Othmar. An dessen Primiz am 6. 4. 1717 waren die Mutter und Verwandten eingeladen zum Gastmahl des Abtes.[6]

Entscheidend aber waren die Einnahmen aus seiner Förderung der Tuchmacherei der Stadt Braunau (124 Weber) und der Leinweber auf den Dörfern (1412 Weber) im Jahre 1724. Die Leinweber faßte er zu einer Zunft zusammen und unterteilte sie in sechs Laden, an deren Spitze der Zunftälteste der Lade stand. Geführt wurde die ganze Zunft vom Klosteramtmann. Bei der Produktion wie beim Verkauf war der Abt als Grundherr am Gewinn beteiligt (Art Gewerbesteuer). Er vermittelte den Garneinkauf und kaufte das Rohleinen ab, das er in klostereigenen Bleichen, Mangeln und Färbereien verarbeiten ließ. Die Weber waren aber nicht an den Garneinkauf oder Verkauf des Rohleinens bei ihm angewiesen. In den meisten Dörfern gab es ein bis drei Klosteruntertanen, die vom Abt als Garn- und Leinenhändler genehmigt waren. Sie hatten z.T. direkte Verbindung mit den Leinenmärkten in Breslau, Landeshut und Hirschberg. Der Abt hat auf diese Weise die Prinzipien des Merkantilismus realisiert. Aus diesen Quellen flossen die Kapitalien. Das war eine sehr aktive Beschaffung von Arbeit und Verdienst für die Bevölkerung des Braunauer Klosterlandes. Dies gilt auch für die reiche Bautätigkeit in Stadt und Land. In den zwanziger Jahren war das Braunauer Land ein großer Bauplatz. Freilich die Arbeitslöhne waren für die damalige Zeit niedrig. Die Robotdienstverpflichtung bestand in 24 Tagen Handdienst für Inwohner und Häusler, für die Gespannbauern 24 Tage Fuhrdienst, die im Jahre zu leisten waren. Es gab deren 480 auf den Klosterdörfern. Das wurde entsprechend durchorganisiert, aufgeteilt auf die ganze Bevölkerung des Klosterlandes für das Jahr hindurch, und streng durchkontrolliert. Für den übrigen überwiegenden Teil der Arbeiten und Fuhren wurde der übliche Lohn gezahlt. So war der Abt Othmar Zinke der große Unternehmer im Geiste des Merkantilismus, aber auch der Herr und Vater des Landes. Gerade die Verwaltung der Stadt läßt das deutlich erkennen. Mit dem Magistrat gab es keine schwerwiegenden Differenzen. Eher schon mit den Zünften, besonders mehrmals mit den Tuchmachern, weil er für Qualität in der Produktion und Ehrlichkeit im Verkauf sorgte und Übergriffe streng bestrafte. Das alles gehört zu dem Bild des Bauherrn und Abtes Othmar Zinke, der auch ein besonderes Kunstverständnis besaß, wesentlich hinzu. Somit war er an Fähigkeiten und Leistungen seinen Mitbrüdern weit überlegen. So konnte es nicht ausbleiben, daß sie ihn oft nicht verstanden. Andererseits führte das bei ihm immer stärker zu Isolation und Selbstherrlichkeit. Immer weniger konnte er sich in die Lage und Eigenart eines Mitbruders versetzen; er erkannte nicht die Besonderheit der Persönlichkeiten unter seinen Mönchen, sondern sah in jedem nur das Mitglied seines Konventes, das zum Gehorsam verpflichtet war. So kam es immer wieder mit einzelnen Mitbrüdern zu Konflikten, die im Einzelfall schon schwerwiegend sein konnten und die Gemeinschaft zeitweise erschütterten.

Es war damals bei den Äbten, deren Abteien weit von Wien entfernt waren,

6) SÚAP FBB kart. 51.

Sitte, einen Mitbruder, der auch Kirchenrecht gehört hatte, nach Wien als sogenannten ‚Agenten' zu schicken, der dort einige Jahre wohnte und im Auftrage des Abtes die Kontakte und Geschäfte mit dem Wiener Hof, gelegentlich auch mit dem Nuntius, zu vermitteln hatte. Es war ein Fehler, daß er nicht einen älteren erfahrenen Mitbruder damit beauftragte, sondern immer einen jüngeren, der einige Semester Kirchenrecht gehört,dann zwei bis drei Jahre im theologischen Hausstudium dieses Fach doziert hatte, dorthin zur Erfüllung dieser Aufgabe sandte. Sie lebten einige Jahre außerhalb des Benediktinerklosters, bekamen Einblick in die politischen Geschäfte des Abtes. Nach einigen Jahren wurden sie vom Abt wieder ins Kloster zurückgerufen, damit sie sich nicht dem Klosterleben entwöhnten. Irgendwie hatte ihnen das nicht gut getan, sie blieben Außenseiter, unzufriedene Kritiker. Das vertrug der Abt nicht. So gerieten sie in Opposition zum Abt und scheuten sich nicht, ihn in Briefen oder persönlich beim Prager Erzbischof, in Wien beim Hof, ja sogar in Rom, zu verklagen. Der Abt hatte von Anfang an keine psychologische Einfühlungsgabe, sondern verlangte Gehorsam und Unterwerfung und glaubte den Schaden mit Strafen zu reparieren. Das führte in zwei Fällen zu tragischen Schicksalen. Der Prior von Politz, ein herzloser Mann, hat durch seine Härte die Sache noch verschärft. Der Abt hat darunter gelitten, aber er fand keinen Ausweg. Diese labilen Mitbrüder wurden mit ihrem Einverständnis in die Propstei Raigern oder in ein anderes Kloster versetzt. In zwei Fällen sind sie ohne Aussöhnung mit dem Abt gestorben, in einem Fall hat der Mitbruder auf seinem Krankenlager alles zurückgenommen und sich als den Schuldigen bekannt.

In seinen späteren Regierungsjahren wurden immer wieder seine Härte und sein unbeherrschtes Temperament beklagt. Die Visitatoren schreiben an den Nuntius in Wien: „Offenbar macht ihm das Temperament viel zu schaffen."

Es war nicht das Baufieber allein, das ihn seit 1720 immer stärker beherrschte, sondern die Freude an seinem Werk; zu sehen, wie unter seiner Mitwirkung, unter seinem Auftrag, die Bauten immer stattlicher und großartiger heranwuchsen. Es war ja alles allein seinen Ideen, seiner Initiative, entsprungen. Geweckt durch Christoph Dientzenhofers Einfluß, hat die Břevnover Kirche die Initialzündung bei ihm ausgelöst, die allein die Quantität und Qualität der Bauten erklären läßt. Dabei geriet er in eine Hektik – das kleine Braunauer Klosterland wurde in den Jahren zu einem großen Bauplatz, dazu liefen gleichzeitig noch die auswärtigen Bauten in Wahlstatt, Bezděkov (Bösig), Počaply – so daß er nicht imstande war, alle Klöster und Kirchen voll ausstatten und einrichten zu lassen. Das blieb seinem Nachfolger Benno Löbl (1738–1752) überlassen.

Abt Zinke besaß ein starkes ästhetisches Empfinden, das sich in verschiedener Weise in seiner Klosterfamilie auswirkte. Gewiß ist die innere fromme Haltung beim Vollzug des opus Dei von ihm zuerst betont und gefordert. Doch ist sein Formgefühl bei der äußeren Haltung und den liturgischen Handlungsweisen nicht zu übersehen. Gern droht er bei Verfehlungen und Lässigkeiten mit Strafen und Genugtuungsleistung. Aber das tut auch der hl. Benedikt in seiner Regula, wenn er auf den Gottesdienst zu sprechen kommt. Ein weiteres Zeichen seines Formgefühls ist auch seine Vorliebe für den Choral, dessen Pflege er allen vier

Konventen (Břevnov, Braunau, Politz, Wahlstatt) vorschreibt, als Generalvisitator auch den Klöstern der Böhmischen Benediktiner-Kongregation. Vor allem wird der Choral für die Kleinen Horen und die Vespern zur Pflicht gemacht. Interessant ist es, daß er die dafür geeigneten Mitbrüder veranlaßte, die Antiphonen und das Proprium für die Vesper kunstvoll zu schreiben und zu malen. Man nahm sich die mittelalterlichen Handschriften zum Vorbild. Sie wurden auf Pergament geschrieben und dann in große Schweinsleder-Folianten gebunden, die beim Gottesdienst auf die Chorbänke gelegt wurden. Er hatte das Glück, unter seinen Mitbrüdern einen talentierten Maler zu besitzen, P. Methodius Burckart († 1750) der, selbst ein Künstler, die Mitbrüder anlernte, und auch selbst Bücher malte, die den mittelalterlichen Handschriften nahekamen. Sie wurden noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts verwendet. Die Antiphonen und das Proprium wurden choraliter gesungen, die Psalmen und das Magnificat am Musikchor figuraliter. Das war ein wertvolles Erbe, das Zinke dem Konvent hinterlassen hatte. Der Magister figuralis wurde vom Abt ernannt und erhielt von ihm genaue Weisungen und Vorschriften. Er verlangte sorgfältige Pflege der Instrumente und Registrierung der Noten.

Musik und Chorgesang wurden eifrig gepflegt. In Braunau wurden die Gymnasiasten, Novizen und Kleriker geschult. Auch die jüngeren Patres wirkten im Chor und in der Musikkapelle mit. In Břevnov wurden eigens Sängerknaben gehalten. Der Abt liebte auch die Hausmusik. An den hohen Festen (St. Benedikt, St. Adalbert, St. Wenzel, St. Margaret) und am Namenstag des Abtes, am 16. November, gab es ein Festmahl mit Tafelmusik. Da wurden auch Gäste von auswärts eingeladen. (In Břevnov Honoratioren aus Prag, Professoren und Prälaten, auch Ordensobere; in Braunau waren es Zisterzienseräbte und Landadelige aus dem benachbarten Schlesien. Auch die beiden Dientzenhofer, die Maler Peter Brandl, J. J. Steinfels befanden sich unter den Gästen.) Die Festpredigt hielten Franziskanerpatres aus Prag, in Braunau Franziskaner aus Glatz.

Es ist staunenswert, wie Othmar Zinke das weltliche und das geistliche Amt als Grundherr und Abt bei dieser ausgeprägten Wirtschaftlichkeit so miteinander zu kombinieren vermochte. Niemals in der Geschichte des Klosters hat ein Abt eine solche wirtschaftliche Potenz entwickelt. Die Summen, über die er verfügte, grenzen ans Unwahrscheinliche. Diese beiden Seiten seines Wirkens, die musische und die materielle, waren jedenfalls so gegensätzlich und widersprüchlich, daß sie zusammen mit den ständig wachsenden Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, zu inneren Spannungen geführt haben. Dazu kamen noch die schweren seelischen Konflikte, die sich Jahrzehnte hinzogen und von denen schon die Rede war. Das mußte zwangsläufig zu Härten und Konflikten führen, die sich in sein Wirken mithineinmengten.

Der Verfasser versucht nun im folgenden unter weitgehender Zuhilfenahme seiner Arbeit über die Persönlichkeit und das Wirken des Abtes Othmar Daniel Zinke, die er nach umfangreichem Quellenstudium geschrieben und veröffent-

---

7) *P. Beda Franz Menzel*, Abt Othmar Daniel Zinke (1700 – 1738) ein Prälat des böhmischen Barocks, in: StMB Bd. 89 (1978) S. 4 – 300.

licht hat[7], den Einfluß und die Mitwirkung dieses Abtes beim Entstehen der zahlreichen Bauten und deren Ausstattung nachzuweisen. Es ist einfach unvorstellbar, daß ein Mann von solcher vielseitiger Begabung, Interessen und großer Tatkraft, sich zufrieden geben würde, rein passiv und innerlich unbeteiligt nur Aufträge zu erteilen und Rechnungen zu überprüfen, die das Rentamt den Künstlern und Kunsthandwerkern dann auszahlt. Er hat auch seine Regierung als Abt seiner Konvente und Grundherr seines Klosterlandes immer unter dem Aspekt der Verantwortlichkeit vor der Öffentlichkeit geführt, wie er dies in einem Provinzialkapitel den Äbten gegenüber zum Ausdruck bringt: „Der Abt soll immer in erster Linie Ruhm und Ehre seines Hauses vor Augen haben." Dieser Ausspruch gibt die Begründung und Bestätigung für diese Arbeit.

II.

Die Abteikirche St. Margaret und ihre ikonografischen Deutungen

Beginnen wir mit dem ersten Bauwerk, das Abt Othmar als frisch gewählter Abt intendierte und energisch in die Wege leitete: die Erbauung und Ausstattung des Klosters und der Kirche St. Margaret in Břevnov-Prag. *(Bild 2 und 3).* Es war sein vordringlichstes Ziel, der alten Erzabtei, dieser Gründung des hl. Adalbert von Prag 993, wieder ein repräsentables Kloster mit Kirche zu schenken, denn 1420 hatten die Hussiten den stattlichen gotischen Bau ausgebrannt und in Trümmer gelegt.[8] Bereits 1701 sandte Abt Othmar 30 Braunauer robotpflichtige Untertanen nach Břevnov, welche die Trümmer und den Schutt wegzuräumen hatten. Dann schloß er mit Paul Ignaz Bayer, einem Prager Baumeister, der aus der Umgebung des Architekten Carlo Lurago kam, dem bedeutensten Baumeister Prags im 17. Jahrhundert, einen Vertrag, gemäß dessen er den Bauplan zu liefern und die entsprechenden Vorarbeiten zu leisten hatte. Am 4. 11. 1702 erhielt er daraufhin 150 fl. ausgezahlt.[9] Für weitere Vorarbeiten am Baugelände waren 2000 fl. vorgesehen, zahlen aber mußte ihm der Abt 2911 fl. Diese Mehrforderung hat auf den Abt einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. P. I. Bayer hat den Beginn des Baues immer wieder hinausgeschoben; 1708 reichte er endlich den Bauplan ein. Der Abt legte zwar den Grundstein, kündigte aber den Vertrag, weil der Bau sich so schleppend dahinzog. Er war auch von dem eingereichten Bauplan unbefriedigt; besonders die Fassade der Kirche gefiel ihm nicht, sie war ihm zu durchschnittlich, konservativ. Ihm schwebte vor, Břevnov eine besondere Kirche zu geben. *(Bild 4 und 5)*

8) Der damalige Abt *Nikolaus de Jystebnice* (1419 – 1426) war mit dem größten Teil des Konventes in die *Propstei Braunau* in Ostböhmen geflüchtet. Seither hatte der Abt dort seinen Sitz und nannte sich *„Abt von Břevnov mit dem Sitz in Braunau"*. In späteren Jahren wurde dieser Titel vereinfacht zu *„Abt von Břevnov-Braunau"*. Das blieb so durch alle Jahrhunderte bis zum Winter 1938, als mit dem Dekret der Religiosen-Kongregation in Rom vom 13. Jänner 1939 beide Klöster getrennt und zu zwei voneinander unabhängigen Abteien erklärt wurden. Niemals gab man nach der Katastrophe durch die Hussiten den Anspruch auf Břevnov auf. Um wenigstens die Besitzungen rund um Břevnov zu erhalten, ließ der Abt von Braunau aus, sobald sich die Zeiten beruhigt hatten, noch im 15. Jahrhundert eine kleine Niederlassung errichten, in die der Abt von Braunau einen Mitbruder sandte, der als Propst im Auftrage des Abtes das dortige Besitztum verwaltete, und in der Folgezeit auch Pfarrer von Břevnov war. Abt *Mathias* (1535 – 1553) ließ eine spätgotische Pfarrkirche zu dem bescheidenen Gebäude bauen. Abt *Thomas Sartorius* (1663 – 1700), Vorgänger von Othmar D. Zinke, unternahm es, neben den alten Trümmern ein kleines Landkloster (1669 – 1673 Baumeister *Martin Reiner* Prag) zu errichten. So konnte mit einem kleinen Konvent unter einem Superior wieder klösterliches Leben in St. Margaret einziehen.

9) *B. F. Menzel*, Abt Othmar Daniel Zinke aaO. S. 203.

Auf dem Bauriß von Bayer ist die Kirche als Achse zwischen zwei gleichgroßen Quadraturen des Klosters eingefügt. Der Grundrißentwurf zeigt einen Vertreter der „zusammengesetzten Architektur" (Zusammensetzung von rechtwinkligen Wänden und Räumen); er wirkt streng geometrisch, ein Stil, dem im 17. Jahrhundert die Baumeister in Prag in verschiedenen Variationen huldigten. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts setzt sich in Prag eine neue Richtung durch, die „Bewegungsarchitektur", zu der Christoph Dientzenhofer völlig neue Wege fand.[10] Gerade ihn hat der Abt zu seinem neuen Baumeister bestellt, der 1709 seine erste Bestallung (Salare) von 100 fl. erhielt, das ihm weiterhin bis zu seinem Tode ausgezahlt wurde.

Er war neben Santini-Aichel der neue Stern unter den Baumeistern von Prag. Er hatte einen neuen Weg eingeschlagen, indem er die Linie des Guarini in Piemont, die über *Fischer von Erlach* und Lukas von Hildebrand führte, aufgriff und in schöpferischer Gestaltung fortsetzte. Sein Sohn Kilian Ignaz Dientzenhofer entwickelte diese bewegte Architektur weiter.

Wie kam es zu der Begegnung dieser beiden Männer? Wahrscheinlich war es die Kanzlei der Brüder Bořek in Prag, die dem Adel wie den Prälaten als Berater in juristischen wie wirtschaftlichen Fragen dienten. Zwar war Georg Bořek 1706 gestorben, aber der Bruder Joh. Christoph war noch lange aktiv. Jedenfalls findet sich kein kirchlicher Bauherr, mit dem der Abt in Verbindung gestanden wäre. Vielleicht gab es eine Kontaktaufnahme über die Jesuiten in Prag, die zur gleichen Zeit 1703–1711 die Niklaskirche auf der Prager Kleinseite durch Christoph Dientzenhofer erbauen ließen. In Břevnov begegneten sich zwei starke Persönlichkeiten, die beide von hochfliegenden Plänen getragen waren. Der Baumeister griff mit Freuden zu, denn hier ergab sich für ihn die einmalige Gelegenheit, seine Auffassungen von der bewegten Wandpfeilerkirche an einem repräsentablen Bau in der Bannmeile von Prag bahnbrechend zu realisieren. Daß er in Abt Othmar Zinke einen aufgeschlossenen Bauherrn fand, war für Christoph ein Glücksfall. Aber auch für den Abt kam der rechte Mann zur rechten Zeit. Wir können annehmen, daß er bei der Planung des Neubaues für die altehrwürdige erste Benediktinerabtei, die in der vorhussitischen Zeit und auch später den Namen Archisterium (Erzabtei) führte, einen entsprechenden repräsentativen Bau errichten wollte. Er hat seinen Baumeister richtig verstanden, der das Bedeutungsvolle der

10) Hier ist nicht der Ort, das näher auszuführen, dafür sei die Literatur über die beiden Christoph und Kilian Ignaz Dientzenhofer angeführt: *H. G. Franz*, Bauten und Baumeister der Barockzeit in Böhmen. Leipzig 1962 S. 47 – 74; *E. Bachmann*, Architektur: Christoph und K. I. Dientzenhofer, in: Barock in Böhmen hrsg. v. *M. Svoboda*. München 1964. S. 32 – 37, 50 – 59; *O. Blažíček*, Barockkunst in Böhmen. Prag 1967 S. 51 – 92; *Chr. Norbert Schulz*, Kilian Ignaz Dientzenhofer e il Barocco boemo. Roma 1968; *J. Neumann*, Das böhmische Barock. Hannover 1969; *Viktor Kotrba*, Neue Beiträge zur Geschichte der Dientzenhofer, in: *Umění* (tschech. Kunstzeitschrift) Jg. XXI (1973) S. 161 ff; *Miroslav Korecký*, Mit einigen Bemerkungen nochmals zur Barockarchitektur Böhmens nach 1700. *Umění* XXI (1973) S. 191 ff.; *Milada Vilímková*, Nové archivní doklady ke stavbě kláštera a kostela sv. Markéty v Břevnově (Neue Archivdokumente zum Bau des Klosters und der Kirche St. Margaret in Břevnov) in: *Umění* Jg. XXII (1974).

neuen Abteikirche nicht in der Fülle von Stuck und Farbe, von Gold und Silber sah, sondern in der Besonderheit des Bauwerkes, der Architektur. Othmar Zinke hatte in seiner Heimatstadt – er war Kaufmannssohn der Stadt Braunau – von Jugend auf als Gymnasiast, als Kleriker und junger Pater des dortigen Konvents den Wiederaufbau der Klosterkirche nach der Zerstörung durch den Brand von 1684 im römischen frühbarocken Stil und deren Ausstattung und Ausschmükkung in allen Stadien miterlebt. Er hat wohl diesen Bau des Baumeisters *Martin Allio* aus Prag mit dem Grundtypus einer barocken Kirche überhaupt identifiziert.[11] Leicht läßt sich ermessen, wie sehr der Abt als verantwortlicher Bauherr unter der Leitung und Regie des Christoph Dientzenhofer umlernen mußte. Dessen Bau war für ihn ein vollkommen neuer und unbekannter Typus einer Barockkirche. Man muß die beiden Bilder von Braunau und Břevnov sowohl im Außen- wie im Innenraum miteinander vergleichen, um das ganz Neue dieser Kirche zu erfassen. Rasch und gründlich hat der Abt die neue Bauidee erfaßt und aufgenommen. Durch den Vergleich der Ansichten beider Kirchen ist das Neuartige der Břevnover Kirche leicht erfahrbar. Dem Typ nach ist sie eine Wandpfeilerkirche, doch Chr. Dientzenhofer hat sie völlig neu gestaltet *(Bild 6)*. Das ist am besten am Grundriß der Kirche zu erkennen. Dem Baumeister ging es darum, ihr den basilikalen Charakter zu nehmen, indem er nach dem Vorbild von Guarini, im zweiten und dritten Joch zwei sich gegenseitig durchdringende Querellipsen einschaltet. Sie bilden das eigentliche Schiff der Kirche, das so zum Zentralraum wird. Um die Längswirkung aber zurückzugewinnen, schaltet er im ersten Joch als Vorraum eine weitere kürzere, fast dem Kreis gleichende Querellipse ein. Eine weitere, gleichgestaltete Querellipse im vierten Joch bildet den Übergang zum Ostchor, dessen rechtwinkeliger Raum von einer halbkreisförmigen Apsis abgeschlossen wird. Diese Raumkonstruktion war nicht anders zu erreichen, als die Wandpfeiler über Eck zu biegen und so dynamisch in den Innenraum vorstoßen zu lassen *(Bild 7)*. Sie werden nach H. G. Franz[12] zu einem Kräftebündel, das als Ausgangspunkt einer Bewegung anzusehen ist, das von hier aus alle Teile der Raumhülle ergriffen hat, einschließlich des Gewölbes. Denn mit der Übereckstellung der Pfeiler werden auch die Pilaster der Pfeiler in die Schrägstellung zum Raum versetzt. Gebälk mit Attika über den korinthischen Kapitellen werden nicht als Band um die ganze Kirche gezogen, sondern vor den bis zum Gewölbe reichenden Fenstern abgebrochen und bringen so als Kämpfer die tragenden Funktion der Pfeiler allein zum Ausdruck. Die zwischen den Pfeilern liegende konkave Außenwand wird so zur Schale, die die tragende Funktion als Wand verloren hat. Die schräg gestellten Pilaster auf den Pfeilern werden in der Gewölbezone zu sphärisch gekrümmten Gurten, die das Tonnengewölbe in einen Rhythmus von Spitzovalen und Segelgewölben auflösen. Das ganze Gewölbe erhält damit Baldachincharakter. Nach Fertigstellung des Baues fiel dem Abt die alleinige verantwortliche Entscheidung für die gesamte Ausstattung und Ausschmückung des Innenraums zu. Er hatte noch nie vor so einer Aufgabe gestanden.

11) Vgl. i.T. S. 19 unten, Martin Allio.
12) *H. G. Franz*, Bauten und Baumeister der Barockzeit in Böhmen. Leipzig 1962.

Noch stärker als beim Bau der Kirche kann die Mitwirkung des Abtes bei deren Ausstattung angenommen werden. Die Grundmotive für die Bilder, die Auswahl der heiligen Männer und Frauen für die Statuen kamen allein von ihm, freilich in ständiger Fühlungnahme mit dem Baumeister, ja sogar in Beratung mit ihm. In all den reichlich zur Verfügung stehenden archivalischen Quellen zur Darstellung des Lebens und Wirkens des Abtes Othmar Zinke konnte nirgends festgestellt werden, daß etwa bei den Kapitelberatungen die Konvente in Břevnov und besonders in Braunau, die Fragen der Ausstattung und die Wahl der Künstler und Kunsthandwerker beraten worden wären, auch nicht, daß ein oder der andere Mitbruder zu Rate gezogen worden wäre. Weil der jeweilige Abt von Břevnov seit 1420 (Zerstörung Břevnovs durch die Hussiten) seinen Sitz immer in Braunau hatte, war das auch bei O. Zinke die Regel. Es kam auf den jeweiligen Abt an, wie oft und wie lang er immer nach Břevnov kam. Weil die beiden Baumeister und die Künstler in Prag wohnten, beauftragte der Abt den jeweiligen Prior von Břevnov (ztw. auch Superior genannt), nach seinen Informationen und in seinem Namen die Verhandlungen mit den Künstlern zu führen. Bei der Autorität, die der Abt besaß, hätte sich der Prior nie getraut, eigenwillige Veränderungen vorzunehmen. Er hatte dann auch nach den Richtlinien des Abtes die Kontrakte mit den Künstlern zu schließen. Die Entlöhnungen und Auszahlungen erfolgten durch den Provisor (Zellerar) in der Kanzlei (Rentamt) im Kloster Břevnov und das auch für die Arbeiten in Braunau und Wahlstatt.

Abt O. Zinke mußte wegen seiner vielseitigen Geschäfte und Verhandlungen bzw. Repräsentationspflichten immer wieder in Prag anwesend sein. Wenn er dann wichtige Gespräche mit den Prager Künstlern führte (alle Künstler und Kunsthandwerker, die in seinen Klöstern gearbeitet haben, saßen mit ganz wenigen Ausnahmen in Prag), so tat er das im Braunauer Haus in der „Langen Gasse" in der Altstadt-Prag. Über diese Gespräche schweigen die Quellen vollständig.

Seine bisherigen Erfahrungen mit Kunst und Künstlern beruhten auf denen, die er in jungen Jahren als Provisor unter Abt Thomas Sartorius bei der Braunauer Klosterkirche, einem frühbarocken Bau von Martin Allio, gemacht hat. Die waren wahrhaftig bei dieser Kirche in Břevnov nicht anwendbar. Christoph Dientzenhofer war sich der Bedeutung seiner Kirche, vor allem des Innenraums, voll bewußt. Er war daher sehr interessiert daran, daß die gesamte Innenausstattung seine eigenartige Innenarchitektur in keiner Weise beeinträchtigt, sondern durch sie vielmehr unterstrichen und ergänzt wird. Die Fülle der Retabeln, Stuckmarmor, Gold, Silber und Farbigkeit der Decke und Wände, wie in der Braunauer Klosterkirche, kam hier nicht in Frage. Vor allem vertrug sich nicht die Fülle des ornamentalen und figuralen Stucks in den oberen Gaden der Kirche und im Gewölbe, auch auf die Gefahr hin, daß dann der Innenraum nüchtern und kahl wirkt, denn außer den korinthischen Kapitellen der Pilaster, gibt es in der ganzen Kirche keinen Stuck. Für diese Zeit des Hochbarocks mußte eine stuckfreie Kirche als Herausforderung empfunden werden. Dieser Raum forderte dann besonders eindrucksvolle Altarbilder. Darüber wird noch gesprochen. Es galt also zunächst in gemeinsamem Gespräch zwischen dem Baumeister und dem Bauherrn einen Gesamtplan der Ausgestaltung und Ausschmückung aufzustel-

len. Da lag wohl zuerst die Führung beim Baumeister. Es war das Verdienst des Abtes, daß er sich restlos von seiner Braunauer Erfahrung trennte und ganz auf den Baumeister einging.

Die Künstler und Kunsthandwerker wurden damals zumeist durch den Baumeister vermittelt. In Prag gab es z. Z. der Dientzenhofer eine Fülle von Malern, Bildhauern und Stukkateuren, darunter ganz hervorragende Meister, welche in der Konkurrenz mit jenen aus Österreich und den deutschen Gauen durchaus bestehen konnten; Maler: J. J. Steinfels, Peter Brandl, W. L. Reiner, J. K. Liška; Bildhauer: Johann und Ferdinand Brokoff, Mathias Braun, Karl Hiernle, M. W. Jäckel u. a. Irgendeine direkte Kontaktaufnahme Zinkes bezüglich Bau- und Ausstattungsfragen konnte bisher nicht ermittelt werden.

O. Zinke war also bei dieser Kirche auf den Rat des Baumeisters angewiesen. Das war für das erste Bauunternehmen des Abtes von besonderem Vorteil; nur so konnte die ideelle, künstlerische und formale Einheit der Kirche St. Margaret erreicht werden, wie sie heute noch trotz einiger kleinerer Veränderungen durch spätere Renovierungen vor uns steht.

Zu der üblichen Innenausstattung gehörten: Die Deckenfresken, der Hochaltar mit den Seitenaltären und Statuen und die übrige plastische Einrichtung wie Kanzel, Orgelprospekt, Chorgestühl mit Abtthron, Beichtstühle, Kirchenbänke. Mit Ausnahme von Chorgestühl und Abtthron sind alle in der Zeit von 1718–1723 ausgeführt worden. Die letzteren beiden wurden dann erst in den fünfziger Jahren unter Abt Friedrich Grundmann (1752–1773) angeschafft, die figuralen Schmuckarbeiten sind von Richard Prachner. Interessant ist, daß auch in der Wahlstatter Klosterkirche Chorgestühl und Abtthron erst unter Abt Jakob Chmel (1776–1806) Ende des 18. Jahrhunderts im Empirestil eingebaut wurden. Die erste Frage für O. Zinke mußte sein, wie die Kirche ausgemalt werden soll und welche Themen dafür zu wählen sind. Die zweite war, wie der Hochaltar gestaltet, und drittens, welchen Heiligen die Seitenaltäre gewidmet werden sollen. Hier spielen eine Reihe hintergründiger Überlegungen beim Bauherrn wie auch beim Baumeister eine Rolle. Zunächst prüfen wir bei O. Zinke die Motive. An erster Stelle sind es tief religiöse und monastische; dann historisierende, pro-

13) Ausgeprägt ist bei Zinke auch die Art, durch Symbole, Zeichen die Aussage und Verkündungen ausdrücken zu wollen, eine Methode, die den Künstlern sehr viele Möglichkeiten zu Gestaltungsformen gab, deren Deutung die Aufgabe der Ikonographie ist. Diese ermöglicht eine tiefere und bereicherndere Erschließung des Kunstwerkes als die rein kunsthistorische Erfassung, die dabei natürlich vorausgesetzt werden muß, die Basis dafür bilden muß.
Der Prager Kunsthistoriker *Jaromír Neumann* tritt sehr für sie ein. Sie hat ihm ermöglicht, eine intensivere und gründlichere Erfassung und Deutung über die Werke des großen böhmischen Malers Peter Brandl schreiben zu können. Zum Verständnis auch dieser Arbeit ist es notwendig, die wichtigsten Sätze aus seinen beiden Artikeln in der Prager Zeitschrift *Uměni* wiederzugeben. Er schreibt: „Erst in dem Augenblick, da die fachkundige Forschung die großen Werke der böhmischen Barockkunst unter dem Aspekt der interpretierenden Ikonographie zu studieren begann, änderte sich die ganze Situation. In neuem Licht zeigte sich der eigenständige und hochfliegende Charakter der patriotisch eingestellten Ikonographie bei den Barockkirchen, wie etwa bei der Wallfahrtskirche zum hl. Johan-

pagandistische und schließlich rein persönliche Beweggründe.[13] Johann J. Steinfels[14] hatte bereits im Februar 1717 zwei Entwürfe für die Ausmalung des Gewölbes der Kirche dem Abt vorgelegt, die nach einigen Korrekturen durch den Abt, von ihm angenommen und dem Maler 1719 zur Ausführung übergeben wurden.[15] Es war für den Freskanten nicht leicht, das komplizierte Deckengemälde zu malen. Wie wir bereits sahen, ist das Gewölbe des Kirchenschiffes von einem System rhythmisch abwechselnder Spitzovale und Segelgewölbe gebildet, die von sphärisch gekrümmten Gurten begrenzt sind. Im Gewölbe des Chores hatte es der Maler wesentlich leichter, weil ihm bis zum Triumphbogen eine glatte Längsfläche zur Verfügung stand, die von keinen Gurten zergliedert wird. Er begann mit der Malerei am 12. 4. 1719 und beendete sie am 26. 7. 1721. Am nächsten Tag fuhr er nach Braunau, um dort in der Klosterkirche den zweiten Teil der Fresken und die fiktiven Seitenaltäre in Scheinarchitektur zu malen.[16] Als der Abt das ausgeführte Fresko über dem Chor sah, war er unzufrieden und verlangte Korrekturen. Der Niederschlag davon ist aus dem Gratulationsbrief des Steinfels, den er zum Jahreswechsel dem Abt geschrieben hat, enthalten. Er bat den Abt, ihm seine Aufwartung machen zu können, um ihm seine „Exculpation" vorzutragen. „Belangend die ausgestellten Fehler in der Kirchen bey St. Margaret, soll

---

nes von Nepomuk am Grünen Berg bei Žďár (Saar) a.d. Sázava, oder der Benediktinerkirche zur hl. Margareta in Prag-Břevnov, deren wohl überlegte und originelle ideologische Konzeption und komplizierte symbolische Struktur den bedeutenden ikonologisch anspruchsvollen Werken der europäischen Kunst nicht nachstehen. Erst dank dem Interesse der Signifikanz des Werkes unter Zuhilfenahme der ikonologischen Methode konnten wir in die komplizierte Struktur dieser Bauarten eindringen, die einer formalen Stilanalyse und deskriptiven Ikonographie unzugänglich blieben." (*J. Neumann*, Der Maler des Lichtes. Zur Ikonographie der Altarbilder P. Brandls. Deutsche Zusammenfassung des tschechischen Artikels „Malíř světla ...", in *Umění* Jg. XXXII [1984] S. 229).
Diese ikonographische, ökologische Untersuchungsform gilt natürlich auch für die Beschreibung des Kirchenbaues St. Margaret in Břevnov: „Wir vermuten, daß die Dynamik des Innen- wie Außenraumes nach den Vorstellungen des Bauherrn auf moderne Art alles das, was in der Beziehung zu dem Symbol der göttlichen Hilfe, die das vom Sturm bedrohte Schiff rettet, zeigt. Der von der Wellenbewegung erfaßte und durchdrungene Kirchenbau sollte zum Bild des Schiffes werden, welches mit den steigenden Wellen steigt, surgit surgentibus undis, glücklich durch das Zeichen des Kreuzes gerettet wird. ... Und was anderes sollten die sich kühn erhebenden dynamischen Gewölbe bedeuten, als gerade die mächtig angespannten Segel eines erfolgreich vorwärts fahrenden Schiffes?" (Abb. 11 u. 12). (*Neumann*, Brandlovy obrazy a ikonografie chrámu sv. Markéty v Břevnově, *Umění* XXIX [1981] II. S. 247. Deutsche Kurzfassung.)

14) Johann J. von Steinfels (1651–1730) entstammte einer niederländischen Malerfamilie, die am Hofe Rudolfs II. wirkte. Er selbst kommt von der it. Malerei her, malte zunächst Tafelbilder, spezialisierte sich auf Freskomalerei: Kleinbilder in Verbindung mit Stuckrahmen (Passauer Dom), dann großformatige Deckenfresken (Waldsassen, Osseg u.a.). Lit.: *J. Neumann*, Das böhmische Barock. Hannover 1969 S. 75 f.; *E. Hubala*, Die Malerei, in: *M. Svoboda*, Barock in Böhmen, München 1964. S. 214 f.; *O. Blažíček*, Barockkunst in Böhmen, Prag 1967. S. 12.

15) *O. J. Blažíček – Čersovský – E. Poche*, Klášter v Břevnově (Kloster in Břevnov), Praha 1943 S. 30–32.

16) Archiv Zámrsk, Velkostatek Broumov Diar. Braunense.

nach meinem möglichsten Fleiße unermüdet der gegebenen correction nachgegangen werden..." 16. 12. 1719.[17] Diese Notiz ist ein wichtiger Beleg u. a. für die Mitwirkung Zinkes bei der Ausschmückung. Steinfels widmete das einzige große gerade Feld über dem Chor der Verherrlichung des Ordensvaters *Benedikt (Bild 8)*. Er ist inmitten seiner Vision dargestellt. Statt einer Interpretation möge der Text des Papstes Gregor d. Gr. die Erklärung abgeben:

„Während die Brüder noch schliefen, stand der Mann Gottes Benedictus, der schon vor der Stunde des Nachtoffiziums seine Nachtwache begonnen hatte, am Fenster und betete zum allmächtigen Herrn.

Plötzlich, während er noch zur nächtlichen Stunde hinausschaute, sah er, wie ein aus der Höhe niederfahrendes Licht das nächtliche Dunkel gänzlich vertrieb und so intensiv leuchtete, daß dieses Licht, inmitten der Finsternis aufstrahlend, das Licht des Tages übertraf. Aber in dieser Vision folgte noch etwas anderes, ganz Wunderbares: die gesamte Welt – das erzählte er später selbst – wurde ihm darüber hinaus, wie in einem einzigen Sonnenstrahl zusammengefaßt, vor Augen geführt.

Während der ehrwürdige Vater die Augen scharf angespannt auf dieses herrlich aufleuchtende Licht gerichtet hielt, sah er, wie die Seele des Germanus, des Bischofs der Stadt von Capua, von Engeln in einer Feuerkugel gen Himmel getragen wurde ..."[18]

Der Maler rahmte das große Bild mit einer Scheingalerie ein und versetzte den hl. Benedikt in das vordere Drittel des Himmels, in dem nur Wolken und Engel zu sehen sind. Es ist nach Zinkes Wunsch die Illustration zu der von Gregor im Dialog niedergeschriebenen Vision. Benedikt, mit einer bauschigen Kukulle bekleidet, breitet weit seine Arme aus. Hinter ihm ist die feurige Kugel seiner Vision. Im Vordergrund hält ein Engel den Stab, in der Mitte sind zwei Engel mit einem Wappen, das einem böhmischen Löwen gleicht.

In den Zwickeln und Lünetten im Gewölbe über dem Chor sind weitere Heilige oder Persönlichkeiten in Medaillonsporträts festgehalten, die zur Abtei einen Bezug hatten.

Im Juli 1720 hatte Steinfels seine Freskomalerei im Gewölbe des Kirchenschiffs fortgesetzt. Der diesbezügliche Kontrakt beschränkte sich nur auf die Kostenfrage und die Verköstigung für ihn und seinen Gehilfen, er enthält nichts über die Ausführung. Beachtenswert ist folgende Bemerkung darin: „... Wenn aber eine oder die andere Stellung lebhafter exprimiert werden könnte, als er im Abriß nur obenhin vorgestellt worden ist, wird hiermit erlaubt, welche nach besten Erachten zu ändern und zu verbessern ist..."[19] Nun hatte der Maler in dem

17) SÚAP FBB kart 66, Abgelegte Briefe zur Zeit d. Abtes O. Zinke.

18) *Fritz van der Meer und Gerhard Bartelink*, Gregor d. Große. Leben des Benedictus, Eos Verl. St. Ottilien 1979. S. 119. Ein interessantes Buch, das an Hand der Dialoge d. Papstes Gregor d. Gr. in die geistig-religiöse Welt des hl. Benedikt einführt. Es leistet vorzügliche Dienste für die Interpretation der Darstellungen d. hl. Benedikt in der Kunst. Gregor, Dial. III, XXXV.

19) Für das Ausmalen dieses Freskos im Chorgewölbe erhielt Steinfels 450 fl..., für die von Zinke verlangte Korrektur desselben nochmals 50 fl. ebd. kart. 66. Für diese Malerei waren im Kontrakt 800 fl. abgesprochen.

Gewölbe des Kirchenschiffes ein großes Arbeitsfeld. Es ist in einen Rhythmus von Segelgewölben und Spitzovalen aufgelöst, die durch kantige sphärisch gedrehte Kurven voneinander getrennt sind, die auf den zweierlei Niveauhöhen beruhen. Der Baumeister war natürlich bemüht, daß die ganze Struktur der Decke mit ihren Kurven und Kanten in keiner Weise durch die Farben gedämpft oder gar gelöscht werden.

Die Szenenbilder setzte Steinfels *(Bild 7)* immer in die tiefer liegenden Spitzovale, während er auf die Segelgewölbe beiderseits je ein Medaillonbild in kräftige, bunt ornamentierte gemalte Rahmen setzte. Sie ziehen sich einschließlich derer vom Chor durch die ganze Kirche bis zur Orgel. Es sind gewissermaßen Porträts von Männern und Heiligen, die in irgendeiner Weise mit der Erzabtei in Verbindung standen und stehen, gleichsam eine Ahnengalerie. Sie werden gewissermaßen als Förderer, Fürsprecher und Zeugen angerufen, stand doch der Abt in den Jahren in der schwersten Phase des Exemtionsstreites.[20] Der Abt ließ vom Maler auch immer die Namen dazu malen.[21] Diese Bildnisse sind farbige Akzente an den Enden der Segelgewölbe, während sie sonst mit ihren Niveauunterschieden frei blieben von Malereien. So wurde der Bewegungsrhythmus im Gewölbe noch dadurch akzentuiert. Bei der Restaurierung 1853 sind diese Gewölbeabschnitte völlig mit einem Pseudorokoko-Muster übermalt worden, so daß damit alle Konturen der Gewölbekonstruktion verdeckt wurden. Bei der nächsten Restaurierung 1942 hat man sie glücklicherweise wieder entfernt.

Die Szenenbilder setzte Steinfels in die tieferliegenden Spitzovale und füllte sie damit völlig aus. Das war eine Regiemaßnahme des Baumeisters. Dadurch kam die plastische Wirkung des bewegten Segelgewölbes umso besser heraus.

20) *B. F. Menzel*, Exemtionsstreit zwischen den Äbten von Břevnov-Braunau mit den Prager Erzbischöfen 1705 – 1758, aaO. S. 53 – 135.

21) Es sind dies vom Altar ausgehend folgende Personen: a) Die Päpste Johann XV. (bestätigte 993 mit einer Bulle die Gründung der Erzabtei) Bonifaz IX. (25 Breven und Bullen, mit denen der Erzabtei Vorrechte und Privilegien verliehen wurden. Zwei haben eine besondere Bedeutung, die eine Bulle vom 17. Juni 1396 verleiht die volle Exemtion. Das bedeutet, daß das Kloster unmittelbar dem Papst untersteht und von jeder bischöflichen Oberhoheit befreit ist. Die zweite vom gleichen Tag räumt dem jeweiligen Abt das Recht ein, an besonders hohen Festen sub „tribus infulis" zu pontifizieren. Das will besagen, daß die dem Abt assistierenden Prior und Subprior als Ehrenassistenten auch eine Mitra tragen dürfen.) An der Exemtionsbulle entzündete sich der Exemtionsstreit, den ihm der Erzbischof eingebrockt hat.
b) Herzog Boleslaus II. als Mitbegründer der Erzabtei: Herzog Břetislav I. Erbauer der 2. Klosterkirche 1045 und Stifter von zahlreichen Gütern und Privilegien.
c) Přemysl Ottokar I. Stifter des Klosters Politz mit den Gütern von Politz und Braunau; König Johann von Luxemburg gibt dem Abt Bavor de Nečtín das gepfändete Braunauer Land 1331 wieder zurück; Kaiser *Rudolf* II., Gönner des Reformabtes *Wolfgang Selender* (1602 – 1619), unterstützt den Abt in seinen Reformbemühungen und rettet das Kloster Braunau und damit Břevnov vor der Aufhebung; Kaiser Ferdinand II. gibt Kloster und Kirche in Braunau und Politz, das die aufständischen protestantischen Bürger geraubt hatten, dem Abt Benno Falkenberg (1621 – 1646) nach der Schlacht am Weißen Berg 1621 dem Břevnover Abt wieder zurück. (O. J. Blažíček – J. Čersovský – E. Poche, Klášter v Břevnově, Praha 1943. S. 41 f.).

Der Abt hatte sich nun ein eigenes Programm für die Themen dieser Bilder im Kirchenschiff zusammengestellt, sie dienen der Verherrlichung der Hausgeschichte.

1. Geht man von dem großen Freskobild des Chores aus, dann ergibt sich als erstes Bild im Spitzoval die Darstellung des hl. *Adalbert* des Gründers der Erzabtei. Mit ihm werden die sogenannten Fünf Böhmischen Brüder verbunden, deren Reliquien mit denen des hl. Adalbert 1039 durch den Herzog Břetislav I. von Gnesen nach Prag in den Veitsdom überführt wurden. Sie sind historisch nicht recht zu fassen, werden aber zur Umgebung des hl. Adalbert gezählt. Sie waren nach Polen gegangen, lebten dort in einer Einsiedelei, wurden von Räubern überfallen und umgebracht. So wird in älteren Geschichtsquellen erzählt.

2. Die Verherrlichung des Kreuzes durch die Heiligen Alexius und Bonifatius. Die beiden Heiligen weisen auf das Kreuz.[22] Sie waren auch die ersten Patrone der Erzabtei Břevnov. Abt Bavor, der eine Armreliquie der hl. Margareta erworben und sie kostbar hatte einfassen lassen, erwählte sie zur neuen Patronin. Auch sie ließ der Abt O. Zinke hier unterbringen. Das zweite schlichte Kreuz, das ein Engel ganz in der rechten Spitze des Feldes emporhält, ist wohl das Attribut der Margareta. Mit den beiden, Alex und Bonifaz, hat Zinke auch das Kloster San Alessio auf dem Aventin in Rom in Erinnerung gebracht, in das der hl. Adalbert nach seiner Flucht aus Prag eingekehrt und dort Benediktinermönch geworden war. Von dort hatte er bei seiner Rückkehr nach Prag Mönche mitgenommen und mit ihnen die erste Bendiktinerabtei in Böhmen 993 gegründet. So war es selbstverständlich, daß auch dieses Kapitel der Frühgeschichte der Abtei festgehalten wurde.

3. In diesem Bild erscheinen die Benediktinerheiligen, die zu Břevnov eine Beziehung hatten. Dazu gehören zuerst einmal die heiligen Mönche und Erzbischöfe Anastasius (ungar. Astrik) und Gaudentius (tschechisch Radim). Beide kommen aus der Gefolgschaft des hl. Adalbert. Er hatte sie aus dem Kloster San Alessio mitgebracht. Anastas wird gern als Schüler des hl. Adalbert bezeichnet. 996 rief ihn Adalbert nach Ungarn als Missionar. Er wird erster Abt des Benediktinerklosters St. Martin, dem späteren Panonhalma, und wenige Jahre hernach um 1001 erster Erzbischof von Gran (Estergom). Radla, ein Halbbruder Adalberts, später Gaudentius genannt, hatte ihn 988 auf der Flucht nach Italien begleitet und war mit ihm in das Kloster San Alessio eingetreten. Er geht auch mit ihm 995 nach Ungarn und von dort nach Polen und nimmt teil an der Mission des hl. Adalbert bei den heidnischen Preußen. Nach dessen Ermordung läßt er sich in Gnesen nieder und wird als Verwandter und Schüler von Adalbert unter Mitwirkung Kaiser Ottos III. 1002 erster Erzbischof in Gnesen. Weitere Heilige sind Gunther, der Bendiktinereremit des Bayerischen Waldes, der in der Kirche in Břevnov begraben liegt, und der Gründer des Klosters an der Sázava, Prokop, das nach ihm seinen Namen trägt. Er war dessen erster Abt und begründete die altslawische Liturgie in diesem Kloster. Aus politischen Hintergründen wurden sie

22) Alexios von Edessa ist ein legendärer Heiliger um 450; *Bonifatius* Märtyrer in Tarsus in Kilikien. Beide wurden Patrone des Benediktinerklosters San Alessio am Aventin in Rom.

nach 1092 unter Herzog Břetislav II. vertrieben und der Mönch Diethard von Břevnov führte als neuer Abt die lateinische Liturgie ein.

Im 4. und letzten Feld, zum Teil durch die Orgel verdeckt, ist die Gruppe der böhmischen Patrone untergebracht. Man kann nur Wenzel, Ludmila, Adalbert und Sigmund erkennen.[23]

Wie diese ganze Ausführung zeigt, steckt dahinter eine spannungsreiche Geschichte der Erzabtei verborgen, denn viele geistliche und weltliche Herren waren mit dem Schicksal der Erzabtei Břevnov verbunden. Der Abt hat damit nicht nur seiner historisierenden Vorliebe gefrönt, sondern er wollte damit vor allem zum Ausdruck bringen, welche Bedeutung diese Erzabtei in der böhmischen Geschichte und in der Kirche Böhmens gespielt hat, ein Stück bildhafter Apologetik.

Der Hochaltar besteht aus einer kompakten hölzernen Tabernakelarchitektur mit diagonal gestellten prismatischen Flügeln, *(Bild 6 und 9)* vor denen drei Säulenpaare mit korinthischen Kapitellen stehen, deren inneres Paar gedrehte Säulen zeigt. Sie tragen einen gesprengten Segmentgiebel. Der Oberteil (Aufsatz des Altares) wird von zwei Säulenpaaren, die wiederum diagonal stehen, gebildet, an die sich nach innen gerollte und lang nach unten gezogene Voluten anschließen. Zwei weitere auf dem Gebälk gegeneinander ruhende Voluten, über denen zwei Putten schweben, runden den Altaraufsatz ab. Nach den Fotos gibt es zwei Varianten der Altarbekrönung: a) zwischen den Voluten liegt eine kräftige Muschel mit Wolken. b) Anstelle der Muschel liegt eine Halbkugel (Symbol für die Erde-Welt), auf der ein schlankes hohes Holzkreuz steht, das anstatt des Corpus Christi eine Dornenkrone trägt, von der Goldstrahlen ausgehen. Infolge der Veränderungen am Hochaltar ist es schwer, die ursprüngliche Form festzustellen. Jedenfalls entspricht das hoch erhobene Kreuz auf der Spitze des Altars, wie es auf dem Bild *(Bild 6)* nach der Renovierung 1942 zu erkennen ist, am ehesten der ursprünglichen Fassung. Es wäre aber denkbar, daß in dieser ersten Kirche wie in den Klosterkirchen in Braunau und Wahlstatt die letzte Bekrönung des ganzen Aufbaus durch das Benediktuskreuz gewesen wäre, das von zwei Engeln angebetet wird. Der Altar wurde 1718–1720 erstellt.[24] Die Altararchitektur ist dunkelbraun staffiert, die Statuen, Engel, Wolken sind weiß; die Kapitelle, Vasen, Bänder und Strahlen sind vergoldet. Die hl. Margaret steht in gelassener Haltung, mit Kreuz und Palme in den Händen, erhöht in einer Nische zwischen den gedrehten Säulen über dem Tabernakel.[25] Die Vergoldung der Statue St. Margaret ist verwunderlich, sie entspricht gar nicht dem Gesamtstil, der dem Altar zugrunde liegt.

---

23) Blažíček – Čersovský – Poche: Klášter v Břevnově. aaO. S. 43 f.

24) Die Tischlerarbeiten lieferten Johann Ignaz Dobner; Bildhauerarbeiten, Kapitelle, Vasen, Cyraden, Engel, die Statue der Patronin von Kirche und Kloster, die hl. Margaret, der im Segmentgiebel schwebende Gottvater und über ihm der Hl. Geist, stammen aus der Werkstatt des M. W. Jäckel. Die Polychromierung ist das Werk des Georg Fritz. ... Klášter v Břevnově aaO. S. 44.

25) Nach der Quittung vom 23. 2. 1720 erhielt Johann Georg Fritz 20 fl. für deren Vergoldung. SÚAP FBB A XIV b kart. 46.

Hier scheint sich Christoph Dientzenhofer dem Wunsche des Bauherrn gefügt zu haben. Der Altaraufriß soll vom Baumeister selbst stammen. Interessant ist, daß der Abt selbst fünf Jahre später nach einer Quittung vom Juni 1725 vom Prager Bildhauer Richard Prachner (1705–1782)[25a] ihn überarbeiten und vom Maler Schmidt in Silber fassen ließ. Bei welcher Renovierung die Wiedervergoldung durchgeführt wurde, ist nicht bekannt.

Zwischen den Säulen auf beiden Seiten flankiert je ein Engel mit Füllhorn die Heilige. In der heidnischen Mythologie war das Füllhorn ein Symbol der Fruchtbarkeit und des Reichtums. In unserem Falle soll es wohl die Fülle der Gnade Gottes versinnbildlichen, welche die Heilige durch das Martyrium erlangt hat. Wie der Abt zu diesem mythologischen Symbol kam, wird sich heute kaum noch ergründen lassen. Von Chr. Dientzenhofer oder P. Brandl kam da wohl keine Anregung.

In der heutigen Fassung des Hochaltars sind noch zwei große Engel, die den Stil Jäckels zeigen und Kopien sein könnten, die zu beiden Seiten der Altarmensa auf angefügten Sockeln stehen; sie sind auch auf verschiedenen Fotos und Bildern zu erkennen, auf einem Foto fehlen sie. Eben dieses Foto läßt die ursprüngliche Komposition des Altares eher erkennen, denn die beiden weiteren Engel flattern aus dem Gesamtkörper des Altares heraus. Gerade in dieser kompakten Breite und mäßigen Höhe entspricht er am besten dem von Dientzenhofer gegebenen Innenraum.

Ganz entscheidend für die Wirkung des Innenraumes der Kirche war der Aufbau der Seitenaltäre in den Kapellennischen, denn deren architektonische Konstruktion mit den über Eck gestellten Pfeilern, den konkaven Wänden zwischen ihnen, den Lünetten über ihnen, waren ganz wichtige Komponenten der gesamten Innenarchitektur. Da durfte kein Teil von ihnen durch plastisch reich geformte Altaraufbauten geschwächt oder gar verdeckt werden.[26] Sie wären hier ganz fehl am Platz gewesen. So hatte der Baumeister Chr. Dientzenhofer eine ganz schlichte einfache Form der Seitenaltäre dem Abt wie dem Maler Peter Brandl vorgeschlagen: fiktive, in Fresko gemalte, bis zu den Fenstern reichende Barockaltäre als Hintergrund für die ganz bescheidenen Altarmensen mit den davor angebrachten kastenartigen Antependien, darauf holzgeschnitzte, weiß gefärbelte sarkophagähnliche Reliquienschreine, die nur wenig die Kerzenleuchter überragen. Das Bild soll in einfachem, vergoldetem Zinnrahmen über den Reliquenschreinen in die Altarmalerei eingefügt werden. Der Abt ließ sich von diesem Vorschlag völlig überzeugen. Auch Peter Brandl stimmte zu, erkannte er doch, daß seine sechs bzw. sieben Bilder in dieser dekorativ zurückhaltenden Kirche umso stärker zu Wirkung kommen. So wurden in dieser gleichen Weise alle sechs Seitenaltäre ausgeführt. Wohl hatte M. W. Jäckel 1717 dem Abt einen Aufriß für die Seitenaltäre geliefert, aber der Abt hatte abgelehnt. Dafür durfte der Künstler die entsprechenden Statuen zu beiden Seiten der Altäre und die Reliquienschreine auf die Altäre liefern.

25a) SÚAP FBB kart. 365.
26) Vgl. i.T. S. 23.

So beauftragte der Abt den einstigen Lehrling und Gehilfen des Malers J. J. Steinfels, Ignaz Pešina, in jeder Kapelle einen Altaraufbau zu malen, um so den Hintergrund für den Altar und das Bild zu schaffen. Zum Teil hat auch Steinfels, der mit Brandl befreundet war, mitgewirkt. Über die Bilder und Statuen wird weiter unten gesprochen. Somit war an der Ausgestaltung der Kirche 1718–1723 ein gleichgerichtetes Team beschäftigt, das konnte den Ideen des Baumeisters nur zugute kommen.[27]

Alles überragt in der Innenauschmückung der Kirche St. Margaret die Reihe der sieben Brandl-Bilder.[28] Neumann hat den geglückten Versuch unternommen, die Bilder Brandls ikonographisch-ikonologisch zu deuten und mit dem besonderen Bau Chr. Dientzenhofers in eine Einheit zu bringen. Ihm ist gelungen, das Aufeinanderzugehen der drei, des Baumeisters, Malers und Bauherrn, bei deren Bemühen, dieser Kirche eine ihr gemäße Ausschmückung zu geben, aufzuzeigen.[29] Er schreibt: „Der strenge ordnungsliebende Abt hat den eingelade-

27) Bei der Renovierung der Kirche 1853 unter Abt Johann Nepomuk Rotter (1848 – 1886) durch den Maler August Hübner wurde durch Übermalungen und Ergänzungen und Hinzufügung der Apostelfiguren und der Grisailles das ursprüngliche Gestaltungskonzept der Künstler verfälscht. Bei der späteren Restaurierung der Kirche 1942 wurden die Übermalungen im Gewölbe entfernt und die Deckenfresken in den ursprünglichen Zustand zurückgeführt. In den fiktiven Altären (Scheinarchitekturen) der Seitenaltäre ließ man die Zumalungen stehen, weil deren Entfernung sehr schwierig gewesen wäre. O. Blažíček, ... Klášter v Břevnově aaO. S. 36.

28) Peter Brandl (1668 – 1735), der bedeutendste Maler des böhmischen Hochbarocks. Sein Vater, ein Deutscher, Schneider und Schankwirt in Prag, die Mutter eine Tschechin. Lernte bei Chr. Schröder, Hofmaler und Galeriedirektor in Prag, 1695 in die Malerzunft in der Altstadt-Prag aufgenommen. Ein Naturtalent, das die Anregung der Prager Bildergalerie, besonders die Italiener und Niederländer aufgriff und in sich verarbeitete. Er verachtete die Konvention seiner Zeit, die Reglementierung der Zunft; er liebte die Freiheit, den Genuß. So verfiel er einem betonten Individualismus. Es setzte sich über alle Schranken der Zunft hinweg und entwickelte sich zu einer künstlerischen Individualität. Der echt menschliche Zug bei den religiösen Bildern, frei von aller Theatralik und dem Pathos, sicherte ihm eine breite Anhängerschaft unter Adel und Geistlichkeit, kam aber gerade auch beim Volk gut an. Seine Porträts, Selbstporträts und Apostelköpfe, geprägt von einer unbedingten Ehrlichkeit und Wahrheit, sind Meisterwerke. In vielen Kirchen in Prag, in Böhmens Schlössern und Galerien hängen seine Bilder. Sie sind nun einmal die besten des Spätbarocks in Böhmen.
Charakteristik der Malerei Peter Brandls:
„Das Atmosphärische der Landschaft und die reiche Gliederung der Architektur, die ausgeprägten voluminösen Gestalten und das klar differenzierte Licht, die Farbenpracht der Gewänder und die Mimik der Gestalten formen in wirksamen Zusammenspiel ein dekoratives, in der Handlung fesselndes und im Ausdruck überzeugendes Ganzes. Zum erstenmal in der Entwicklung der böhmischen Barockmalerei werden hier Strömungen, die von verschiedenen Seiten in das Land, ins Herz Europas, drangen – italienischer Prunk, flämische Sinnlichkeit und holländische Innerlichkeit – zu einem neuen Stilgebilde umgewertet." (J. *Neumann*, Das böhmische Barock. Wien 1970. S. 80; *Erich Hubala*, Die Malerei, in: *Karl M. Svoboda*, Barock in Böhmen, aaO. S. 205 – 208; *J. Neumann*, Peter Brandl 1668 – 1735. Úvodní Studie a katalog. Národní Galerie. Praha 1968.

29) J. *Neumann*, Brandlovy obrazy aaO. S. 160.

nen Künstlern imponiert und alle fähigen unter ihnen wußten sich mit diesem anspruchsvollen und kritischen Prälaten zu vergleichen (die beiden Dientzenhofer, Brandl, Reiner, Asam, Jäckel u. a.) Wenn Brandl zu derselben Zeit, als er bei den Czernin gut bezahlt wurde (für ein Bild 600 fl., für das andere 1000, die im Ausmaß bedeutend kleiner waren), für Břevnov die schönste Kollektion seiner Altarbilder zu einem sehr niedrigen Preis, der tief unter dem Honorarniveau seiner gleichzeitigen Bestellungen lag (für vier Bilder 500 fl., für drei 300 fl.), gemalt hatte, wird dies zu einem von der Anziehungskraft der ganzen Aufgabe zeugenden Beleg. Die Möglichkeit, die ganze Kirche mit Altarbildern auszuschmücken, deren Architektur selbst schon eine Spitzenleistung darstellt, zog Brandl zu jener Zeit natürlich an. Daß Brandls Respekt hinsichtlich der Persönlichkeit des Abtes aufrichtig war, belegt das unanschauliche, sachlich nüchterne Portät des Abtes mit dem Namen Brandls signiert."[30] So hat Neumann neben dem Maler und Baumeister auch klar auf die Person des Abtes Othmar Zinke als dem dritten mitbestimmenden Mann am Gelingen des Ganzen, hingewiesen. Brandl mußte bei der Konzeption seiner Bilder nicht nur den Baumeister in seinem neuen einmaligen Werk anhören, sondern auch den Gedanken und Plänen des Bauherrn und Kunstmäzens nachgehen.

Auf dem Altar in der Mitte der Evangelienseite hängt das *Kreuzbild*. Es ist sehr bezeichnend für dieses Bild, daß es in den Akten von damals immer als Bild *„Mater dolorosa"* bezeichnet wird *(Bild 10)*. Das kann nicht anders gedeutet werden, als daß der Abt bei dessen Komposition durch den Maler wünschte, daß die „Schmerzhafte Muttergottes" als einziger mitleidender Mensch unter dem Kreuz stehend, kräftig herausgestellt wird. Sie ist die zweite, nicht nur teilnehmende, sondern mitopfernde Person. „Dieser ist bestimmt zum Fall und zur Auferstehung vieler in Israel und zum Zeichen des Widerspruchs. – Aber auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen, auf daß die Gedanken vieler Herzen offenbar werden." (Lk 2, 34 f.) Das Bild ist ernst und eindringlich gemalt. Das Kreuz durchmißt das Bild in seiner ganzen Höhe. Christus hat die Augen bereits geschlossen, die vorher auf Maria, seine Mutter, gerichtet waren. Ruhe, Frieden geht von diesem Toten aus. „Es ist vollbracht". Maria steht hoch aufgerichtet ganz nah beim Kreuz, die tränenden Augen blicken zu ihm empor, das Schwert des Schmerzes durchdringt ihre Seele. Erstarrt ist das Gesicht, der ganze Körper, Arme und Hände sind herabhängend in den Kleidern vergraben. *„Stabat mater dolorosa"*.

Zweifellos ist das Bild von den Gedanken und Wünschen des Abtes bei der Konzeption durch den Künstler beeinflußt worden. Sie entsprangen der Spiritualität und Marianischen Frömmigkeit des Abtes. Der Abt war mit der Ausführung des Bildes unzufrieden. Auch Brandl selbst war von seinem Werk unbefriedigt. Zinke hatte wahrscheinlich mit seinen Vorstellungen der Ausdrucksweise den Maler überfordert. So ging Brandl daran, das Bild auszubessern. Schließlich löschte er es aus und malte eine neues. Aber den Fachmann und Kunstsinnigen will es auch heute noch nicht überzeugen. „Auch in der neuen Fassung wirkt es

30) ebda. S. 160.

weniger günstig als die anderen Leinwände."[31] Vom rein künstlerischen Standpunkt aus stimmt das, aber vom Thema aus gesehen, ist es wahrhaft überzeugend, tief gläubig, menschlich empfunden und ohne Sentimentalität. Wir wissen nicht, wie das korrigierte Bild vom Abt aufgenommen wurde. Bei seiner Vorliebe für expressive Darstellungen, dürfen wir annehmen, daß dieses Kreuzbild bei ihm angekommen war und letztlich seinen Vorstellungen doch entsprach.

Motivisch entspricht das Bild ganz den Vorstellungen Zinkes: der sterbende Christus und die vom Schmerz durchbohrte Maria, groß unter dem Kreuz stehend. In dem Verzeichnis der gesamten Bilder Brandls, das J. Neumann in seinem Buch Peter Brandl 1668–1735. Úvodní studie a katalog. Praha 1968, ist es für das Jahr 1719 datiert und trägt den Titel „Der Gekreuzigte und die schmerzhafte Maria." Unter den 69 Bildern ist es das 39. In diesem Verzeichnis ist es das einzige Kreuzbild. Das Braunauer Kreuzbild hatte Neumann scheinbar noch nicht gekannt, oder hat es als umstrittenes Werk Peter Brandls nicht aufgenommen. Damit ist dieses Břevnover Kreuzbild das einzige in dem Verzeichnis.

Nun wäre da noch eine Bemerkung zu dem Hintergrund des Bildes rechts des Kreuzes anzubringen: J. Neumann meint, daß es sich hier um eine siegreiche Schlacht des kaiserlichen Heeres gegen die Türken unter Prinz Eugen handeln könne, der den glorreichen Frieden von Passarowitz 1718 herbeigeführt hat. Das wäre eine Benevolentia an Kaiser Karl VI., der gerade zu der Zeit in Prag zum König von Böhmen gekrönt wurde.[32] Diese symbolhafte Deutung will nicht überzeugen. Auffallend in diesem Teil des Bildes ist diese überbetonte Fahne im Siegeslauf des Fähnrichs. Hier scheint ein Symbol angedeutet zu sein. Sollte sie nicht Zeichen sein für den Sieg der Sache Gottes über alle bösen Mächte und über den Tod als die Frucht seines Sterbens am Kreuz, sein Sieg, hier auch der Sieg des Kreuzes über den Halbmond?

Das Thema des Bildes ist zutiefst religiös, als daß da noch eine solche politische Überlegung Platz hätte. Es handelt sich um den fundamentalen Akt im Erlösungswerk Jesu Christi: Der Mensch gewordene Sohn Gottes stirbt am Kreuz aus Liebe zu den Menschen, um sie zu erlösen und das Heil zu schenken, bei voller Mitwirkung der Muttergottes. Es kann weder im Sinne des Abtes noch des Malers gewesen sein, bei diesem Thema an politische Reminiszenzen zu denken. Der Kreuzestod ist nicht das Ende, sondern nach drei Tagen folgt die glorreiche Auferstehung. Die christliche Kunst hat in der Gotik wie im Barock dem auferstandenen Christus eine Fahne (wie die Prozessionsfahne) in die Hand gedrückt als Zeichen des Sieges über den Tod und die Macht des Bösen. Eher scheint man in diesem Symbol der Fahne eine Querverbindung zu dem Siege Christi gesehen zu haben.

Die Hauptheilige in der Kirche ist die Märtyrerin und Jungfrau Margareta, die als Attribut ein Kreuz in der rechten und einen Psalmzweig in der linken Hand hält. Ihr gebührt als Patronin der Kirche und Kloster der Vorrang am Hochaltar in der Gestalt einer Statue.

---

31) J. *Neumann*, Brandlovy obrazy aaO. S. 245.
32) ebda. S. 245.

An zweiter Stelle unter den Heiligen des Klosters und der Kirche steht der hl. Bischof Adalbert von Prag.[33] Dadurch, daß Brandl nach dem Wunsch des Abtes im Rahmen eine Darstellung der Gründungslegende den Bischof Adalbert zusammen mit dem Herzog Boleslaus II. als Mitgründer des Klosters gemalt hat, erhält das Bild den Charakter eines dokumentarischen Konterfeis. Für den Abt O. Zinke war es eine Selbstverständlichkeit, daß dem hl. Adalbert der erste Seitenaltar auf der Evangelienseite der Kirche eingeräumt wird. Gemäß der historisierenden Vorliebe des Abtes bot die Gründungslegende das beste Motiv für die Gestaltung des Altarbildes. Dann aber mußte der Herzog Boleslaus II. als Mitgründer gleichwertig als die zweite Hauptperson mit in das Bild hineingenommen werden. Er wird zwar in der Geschichte der ‚Fromme' genannt, war aber durchaus kein Heiliger.

Nach der Gründungslegende waren sich beide unschlüssig, wo das Benediktinerkloster erbaut werden soll. Es sollte nicht in der Stadt Prag geschehen, wohl aber in deren Weichbild. Beide hatten in der Nacht den gleichen Traum: Sie werden zu einer Quelle kommen, aus der ein Hirsch trinkt (Beleg für die Güte des Wassers), daneben liegt ein unbehauenes Baumstück (auch Balken genannt = tschechisch břevno) mit drei Aststümpfen; bei der Quelle steht ein Rosenstrauch mit wilden Rosen. Gott will, daß an dieser Stelle das Kloster errichtet werden soll. Beide gehen nach dem Gottesdienst im Veitsdom ohne jede Begleitung nach dem Westen der Stadt. Sie kommen zu einer Quelle und finden alles so, wie sie es im Traum gesehen haben.[34] Eine gute reiche Quelle (öfters auch Brunnen genannt) war immer die wichtigste Voraussetzung bei einer Klostergründung.

Brandl malte beide im Gespräch einander zugewandt. Adalbert weist mit der Hand auf die Quelle, den Blick fragend auf Boleslaus gerichtet: ‚Ist das nicht unser Traum?' Boleslaus zeigt mit der einen Hand auf den Baumstumpf, mit der

---

33) Vojtěch ist sein tschechischer Name; er entstammt aus dem Fürstengeschlecht der Slavnikinger auf Libice in Ostböhmen, ist dort 956 geboren. Sein Vater Slavnik stand in enger Verbindung mit den Ottonen. So lag es nahe, daß er seinen Sohn zur Erziehung und Bildung nach Magdeburg sandte, wo er an der Domschule des Bischofs Adalbert eine für die damalige Zeit gediegene Bildung erhielt. Bei seiner Firmung erhält der junge Vojtěch den Namen des Bischofs Adalbert, der als sein eigener Name in die Geschichte eingegangen ist. 983 zum zweiten Bischof von Prag geweiht, verließ er wegen unüberwindlicher Schwierigkeiten und persönlich gefährdet 988 Prag, wandte sich nach Italien, trat in Rom in das griechisch-römische Mischkloster San Alessio am Aventin ein, ein Benediktinerkloster, das sich zu einer hochangesehenen Schulungsstätte für Missionsbischöfe für den slavischen Osten entwickelt hatte. Damit wurde er mit dieser griechisch-römischen Missionsbewegung im Mittelosteuropa vertraut gemacht. Bei seiner Rückkehr nach Prag gründete er mit Mönchen aus diesem Kloster 993 das Kloster Břevnov in der unmittelbaren Umgebung von Prag. 996 ging er über Ungarn und Polen auf Mission zu den heidnischen Preußen. Hier starb er als Märtyrer zwischen Nogat und Elbinger Weichsel im Winter 896/97. *Literatur: Karl Bosel*, „Adalbert von Prag, Heiliger an einer europ. Zeitenwende". In: Tausend Jahre Bistum Prag 973 – 1973. München 1974; dort weitere Quellen und Literaturangaben.

34) Abt Othmar kannte diese Gründungslegende aus der „Böhmischen Chronik" des Wenzel Hájek. Nürnberg 1697, S. 152 f.

anderen auf sich selbst ‚Auch ich finde meinen Traum hier bestätigt.' Damit war das Problem gelöst. Links oben läßt Brandl sich den Himmel öffnen, und die Dreifaltigkeit erscheint. Zwei Mönche, von Engeln umgeben, knien zu ihren Füßen. Der Mönch im Vordergrund weist auf beide Gründer hinab und empfiehlt deren Anliegen der Dreifaltigkeit. Damit sollte die Gründung des Klosters als fromme Stiftung zu deren Ehren ausgedrückt werden. Wen die beiden Mönche in der himmlischen Herrlichkeit darstellen sollen, läßt sich heute kaum ermitteln. Der agierende Mönch dürfte wohl der Ordensvater, der hl. Benedikt selbst sein.

Legenden und Sagen enthalten immer einen Kern historischer Wahrheit. Der Balken mit den drei abgehauenen Ästen und die Rosen sind in das Wappen der Erzabtei Břevnov eingegangen *(Bild 11, Wappen)*, das auch in allen von der Erzabtei abhängigen Klöstern: Braunau, Politz, Wahlstatt, Raigern, in gleicher Ausstattung geführt wurde.[35] Tschechische Historiker meinen, der Balken sei das Zeichen für das vom König erlangte Rodungsrecht. Tatsächlich tragen alle Grenzsteine für die Gemarkung des Klosterlandes, die Gebäude, die Besitzgüter nur die eine Hälfte des Wappens mit dem Balken.[36] Die drei Rosen sollen auf den hl. Adalbert zurückgehen, weil das Geschlecht der Slavnikinger, aus dem Adalbert stammte, Rosen in ihrem Wappen trugen. Der Balken wurde immer als das Wappen des Konventes angesehen, während die Rosen dem Abt zugesprochen wurden. Die Břevnover Äbte haben kein eigenes persönliches Wappen geführt, sondern das ganze zweiteilige und fügten jeweils unter dem Wappen den Anfangsbuchstaben ihres Ordensnamens hinzu: z. B.: O. A. B. = Othmar Abbas Brevnoviensis (konnte aber auch als Braunensis gelesen werden, weil seit der Zerstörung von Břevnov 1420, der Sitz des Abtes bis zur Trennung 1938/39 in Braunau war.) Es scheinen aber zumindest im Mittelalter einzelne adelige Äbte noch ein eigenes Wappen, nämlich dasjenige ihrer Familie, verwendet zu haben, dem sie Stab und Mitra hinzugefügt haben.

Gegenüber erhielt der Niederaltaicher Mönch und Einsiedler des Böhmerwaldes Gunther seinen Altar, er ist auch in der Kirche begraben. Seine Grabplatte wurde in die Außenmauer der Südseite der neuen Kirche eingemauert. Sie stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.[37] Seltsamerweise hat dieser Altar

35) Beschreibung des Wappens: Gespalten von Rot und Blau; vorne ein schrägliegender silberner (auch naturfarbener) Baumstamm mit drei abgehauenen Ästen; hinten ein silberner, von zwei silbernen Schräglinksleisten begleiteter mit drei roten (auch goldenen) Rosen belegter Schräglinksbalken. In: Germania Benedictina Bd. II Bayern S. 265.

36) J. Neumann meint, daß dieser Baumstamm, der tschechisch Břevno = Balken genannt wird, der anfänglich kleinen Siedlung beim Kloster den Namen Břevnov gegeben habe. Heute ist die Siedlung als XVIII. Bezirk am westlichen Außenrand der Stadt Prag einverleibt.

37) Gunther von Niederaltaich, gest. 9.10.1045 in Hartmanitz-Gutwasser in Südböhmen, ist durch Herzog Břetislav I., der mit ihm befreundet war, nach Břevnov überführt und in der Abteikirche beigesetzt worden. Seine Gebeine waren bei der Zerstörung der Kirche 1620 durch die Hussiten der Vernichtung entgangen. Die nach Politz und Braunau flüchtenden Mönche hatten sie als Kostbarkeit mitgenommen. 1684 wurden sie in der Politzer Klosterkirche in der Mauer neben dem Maria Magdalenenaltar gefunden und im dortigen Wenzelaltar beigesetzt. Abt O. Zinke, dem

noch einen Aufsatz mit einem zweiten Bild erhalten. Der Abt wollte offenbar, daß dem zweiten Benediktinerheiligen von Böhmen, dem Abt Prokop von Sázava[38], zumindest ein Bild, wenn schon nicht ein ganzer Altar zukommt, weil dafür in der Kirche kein Platz mehr war. Denn ein siebenter Altar irgendwo in der Kirche hätte die ganze Harmonie und den Ideenaufbau des Innenraumes gestört. Wenn später unter Abt Friedrich Grundmann (1752–1772) noch ein Marienaltar im Chorraum im Rokokostil hinzukam, hat man sich achtlos über die ganze Komposition des Innenraums der Kirche hinweggesetzt. Da er diesen Heiligen auch in Braunau und in der Kirche in Wahlstatt untergebracht hat, wird erkennbar, daß er ihm für die Erzabtei eine besondere Bedeutung beigemessen hat. Er wollte auch die Verehrung zu ihm im Volke wieder aufleben lassen.

Auf der Epistelseite gegenüber dem Kreuzaltar steht der Altar zu Ehren des hl. Benedikt *(Bild 12)*. Brandl hat im Auftrag des Abtes Othmar Zinke den Heiligen in seinem Sterben gemalt, und zwar in einer Darstellung, wie sie Gregor d. Gr. im zweiten Buch seiner Dialogia XXXVII schildert.[39]

Es kann kein Zweifel sein, daß O. Zinke die Dialogia mit dem Leben des hl. Benedikt gekannt und daraus die Vorschläge zu Gestaltung des Todes des Benedictus genommen hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er die entscheidenden Sätze in deutscher Übersetzung den Malern Brandl und Reiner vorgelesen hat. Das gilt auch für die Vision des Benedictus von der leuchtenden Weltkugel.

Der Maler Brandl konnte eine Straße nicht recht gestalten, er wählte eine Stiege, sie gab viel mehr her. Auch die leuchtende Gestalt eines leuchtenden Mannes war nicht recht zu realisieren, er wählte einen großen Engel, der emphatisch mit dem Finger auf den Weg weist. Das Thema wird bei dem Benedictusaltar in Wahlstatt noch einmal zur Sprache kommen. Gregors Dialogia hat immer wieder Künstler zu Darstellungen des Benedictus angeregt, besonders in der Barockzeit. Der Heilige steht inmitten seiner Mönche in der Kirche und geht so dem Tod mit ausgebreiteten Armen entgegen. Aber das ist kein Sterben und kein Tod mehr. In der letzten Stunde seines Lebens erfährt er in einer Vision noch in

---

der Sachverhalt klar war, ließ sie in die neue Kirche St. Margaret überführen und auf den neuerrichteten Gunther-Altar unter großen Feierlichkeiten am 9. 8. 1726 in einer kleinen silbernen Tumba auf diesem Altar beisetzen. *Beda Franz Menzel*, Abt Othmar Daniel Zinke, aaO. S. 34, Anm. 46.

38) Vgl. i. T. S. 24 f.

39) „Kurz darauf überkam ihn das Fieber, ein heftiges, glühendes, ihn aufzehrendes Fieber: von Tag zu Tag wurde er schwächer. Am sechsten Tag ließ er sich von seinen Jüngern in die Kapelle tragen. Dort rüstete er sich zu seinem Heimgang durch den Empfang von Christi Leib und Blut; seine kraftlosen Glieder auf die Hände seiner Mitbrüder aufstützend, stand er da, die Hände gegen Himmel erhoben; und mitten in den Worten der Sterbegebete hauchte er seinen Letzten Seufzer aus. Am gleichen Tage erlebten zwei von seinen Brüdern genau dieselbe Vision. Sie schauten nämlich, wie eine mit Teppichen belegte und von unzähligen Lampen erhellte Straße gerade nach Osten lief, von seinem Kloster aus bis in den Himmel. Darüber stand die leuchtende Gestalt eines Mannes in ehrfurchtgebietender Haltung. Der fragte sie, wessen Weg es sei, den sie sähen. Sie bekannten, sie wüßten es nicht. Darauf sagte er: „Dies ist der Weg, auf dem Benedictus, der Gottgeliebte, zum Himmel aufgestiegen ist." Da wußten sie, daß der Heilige gestorben war." Dial. II, 37.

diesem Leib, der aber schon in die Verklärung übergeht, die Herrlichkeit des Himmels; er sieht die Stiege zum Himmel in himmlisches Licht getaucht, und ein Engel lädt ihn mit stürmischer Geste ein, die Himmelsstiege zu besteigen. In dem 5. Kapitel seiner Regel spricht er von den 12 Stufen der Demut als der Himmelsleiter. Diese ewige Seligkeit hat Christus denen verheißen, die an ihn glauben und ihm nachfolgen. „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt und jeder, der im Glauben an mich lebt, wird in Ewigkeit nicht sterben," (Joh 11,15 f.), eine Vision dieses Textes.

Den dritten Altar auf der Evangelienseite *(Bild 13)* gegenüber dem Kircheneingang hat der Abt dem hl. Herzog Wenzel von Böhmen zugeteilt. Der Abt ließ ihn sterbend darstellen, einen Tod, den ihm sein Bruder Boleslav und die heidnische Umgebung der Vršovici in Prag bereitet haben. Dieses Thema ist von einigen böhmischen Malern vor und nach Brandl immer wieder gemalt worden, aber keiner vor ihm und nach ihm hat dieses Thema so aussagekräftig und tiefdurchdacht – abgesehen von seinen malerischen Vorzügen – geschaffen als Peter Brandl. J. Neumann nennt dieses „das wirkungsvollste Bild auf dieses Thema in ganz Böhmen". Wieviel Symbole von tiefer Aussage wie etwa in der sorgfältig ausgeführten Tür mit dem Ringe, der brennenden Fackel, der zu Boden rollenden Herzogskrone u. a., hat der Maler hier eingebracht, auch wenn sie anscheinend Nebensächlichkeiten sind, die leicht übersehen werden können. So ist beispielsweise das Licht der Fackel, das einerseits auf das Gesicht des sterbenden Herzogs fällt, andererseits emporflackert zu dem von Engeln geöffneten Himmel, um den Märtyrer in Empfang zu nehmen und ihm die Märtyrerpalme entgegenzureichen, während das Zeichen der irdischen Herrlichkeit, die Herzogskrone, achtlos und wertlos über die Stufen rollt, Symbol und Hinweis für den ewigen Lohn, der ihm für seine Glaubenstreue winkt. „Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich." (Mt 5,10)

In dem dritten Bild auf der Epistelseite neben dem Eingang der Kirche bringt Abt Zinke sein persönliches Anliegen unter. Er widmet den Altar dem Abt Othmar von St. Gallen[40], seinem Namenspatron. Er hat ihn immer sehr hoch gehalten. 769 fand die Überführung seiner Gebeine nach St. Gallen statt. Auf dem Rhein war das Schiff in einen Sturm geraten, es blieb aber vom Sturm verschont, weil der selige Abt über es wachte. So sah der Abt Othmar Zinke in seinem Namenspatron seinen Schicksalsgenossen und Fürsprecher bei Gott. Er ließ von

40) Abt Othmar von St. Gallen, der dieses Kloster hatte neu erbauen lassen, wurde in späteren Jahren verfolgt, gefangengenommen und dann bis zu seinem Tode auf die Rheininsel Ward verbannt, weil er den Besitz des Klosters gegen die Ansprüche des dortigen Landadels verteidigte. Auch vom Bischof in Konstanz wurde er angefeindet, der die Exemtion des Klosters angriff. Der Namenstag des Abtes Othmar Zinke am 16. November war für die Abtei nicht nur ein hohes Kirchenfest, sondern auch in der Klosterfamilie aller vier Klöster ein festlicher Tag. Dazu kam noch, daß der darauf folgende Tag sein Wahltag war. Die Konvente von Břevnov und Braunau haben ihm immer ein großes Geschenk gegeben, das aus der Konventkasse bezahlt wurde (liturgische Gegenstände und Meßgewänder, Bilder). Der Gottesdienst an diesem Tag war höchsten Ranges. Zu dem Festmahl wurden eine Reihe Gäste kirchlichen und weltlichen Ranges eingeladen.

Brandl als Altarbild das Schiffswunder malen: Der Heilige segnet vom Himmel her das Schiff. Der Maler widmete auch dem Weinfaß auf dem Schiff ein besonderes Interesse. Die Legende erzählt, daß durch die Berührung des Fasses mit den Reliquien, sich dieses immer wieder aufs neue füllte. Das hätte dem Heiligen das Attribut des Fäßchens eingebracht. Nach anderer Überlieferung hätte Othmar als Abt von St. Gallen sich sehr der Pilger, die nach Rom und Santiago die Compostella zogen, mit Speis und Trank fürsorglich angenommen. Jedenfalls hat unser Abt den Heiligen mit dem Fäßchen auch in den Klosterkirchen in Braunau und Wahlstatt durch die Bildhauer M. W. Jäckel und K. Hiernle bei den Seitenaltären unterbringen lassen.

Nun bleibt noch übrig, ein Wort über die Statuen bei den Seitenaltären der Kirche zu sagen. Sie sind in Holz nach den Angaben des Abtes 1718 von M. W. Jäckel geschnitzt worden, für die er je 80 fl. erhielt. Die acht Statuen stehen zu je zwei bei den vier Altären des eigentlichen Hauptschiffes der Kirche im zweiten und dritten Joch. Im vierten Joch der Kirche hätten die Statuen die Raumkonzeption gestört. Interessant, nach welchen Gesichtspunkten der Abt die Heiligen für die Statuen auswählte: Beim Kreuzaltar *(Bild 14)* Johannes Ev. und Maria Magdalena. (Das wiederholt sich auch bei den Kreuzaltären in der Braunauer und Wahlstätter Kirche.) Beim Benediktaltar stehen die Mönche Maurus und Plazidus, die Schüler des hl. Benedikt (in Braunau und Wahlstatt bei den Benediktaltären die Benediktiner Othmar und Gunther bzw. Othmar und Maurus). Für den Wenzelsaltar bestimmte er als Statuen die Benediktinerinnen Scholastika und Gertrud, die zu der Zeit als die Repräsentantinnen des Benediktinerinnenordens angesehen wurden. Thematisch und personal besteht zwischen ihnen und Wenzel keine Beziehung. Es scheint fast so, als wäre es eine Verlegenheitswahl gewesen. Er wünschte offenbar die beiden Nonnen in der Kirche, hatte aber keinen anderen Altar mehr frei für sie. (In Braunau steht Scholastika neben ihrem Bruder Benedikt über dem Kirchenportal, Gertrud neben weiteren Benediktinerinnen in der Ecce Homo-Kapelle) und bei der Mariensäule am Braunauer Ringplatz.

Merkwürdigerweise ist es bei der Gesamtausstattung der Kirche unter Abt Othmar nicht zur Erstellung des Chorgestühls und des Abtsitzes gekommen, diese wurden erst unter seinem Nachfolger Benno II. Löbl (1738–1752) mit Schnitzereien vom Prager Bildhauer Richard Prachner 1748 nachgeholt. Sie ordnen sich durchaus in den Gesamtstil und die Gesamtidee des Innenraumes ein. 1741 wurde noch für das Oratorium auf der Nordseite des Kirchenchores ein reich geschnitzter Balkon von Karl Hiernle eingebaut, der dekorativ in die Kirche über der Sakristeitür hängt. 1757 erhielt die Kirche noch einen siebenten Seitenaltar, der der Mutter Gottes geweiht, mit einem Marienbild und den Statuen der Heiligen Bernhard und Gunther ausgestattet wurde. Beide, der Balkon wie der Altar, fügen sich nicht in das ursprüngliche Raumkonzept Christoph Dientzenhofers ein. –

Betrachtet man von der Südostecke des Vorhofes des Klosters aus die Kirche zusammen mit dem davor liegenden Klosterportal *(Bild 15)*, so erhält man unwillkürlich von der Kirche den Eindruck, eines unter der Standarte des Benedictuskreuzes fahrenden Schiffes mit seinen bauchig geprägten Rumpfgliederungen.

Von diesem Standort aus tritt der Klosterbau mit seinem Portal vor der Mächtigkeit der Kirche stark zurück. Sie ist der Längsachse der Südseite des Klosters angegliedert, und zwar so, daß zwei Quadraturen durch sie völlig verdeckt werden und gar nicht in Erscheinung treten. Die dritte Quadratur rückt wohl in die Achse der Kirche vor, bleibt aber doch bescheiden zurückversetzt.

Da erhebt sich die Frage: Warum wurde diese Längslagerung der Kirche gewählt? Der Grund dafür kann nicht eine Ungunst des Baugrundes sein, wie die Ausgrabungen durch Vladimír Píša 1964–1967 unter dem Ostchor der Kirche, die eine gut erhaltene frühromanische Krypta ans Licht brachten, gezeigt haben.[41] Chr. Dientzenhofer konnte unbekümmert seinen barocken Kirchenbau auf den noch weithin bestehenden romanischen und gotischen Fundamenten aufbauen. Es hat für den Baumeister keine Zwangssituation im Terrain gegeben. Es liegt also eine bewußte Idee des Baumeisters dem Bauplan zugrunde, die vom Bauherrn angenommen wurde. Er war eine radikale Absage gegen denjenigen des P. I. Bayer von 1708. Es kann nicht schwer fallen, diesen nach den Ergebnissen der Analyse des Innenraumes zu rekonstruieren.

Wir müssen zunächst einmal vom Klosterbau *(Bild 2)* ausgehen. Er ist ein einstöckiger, nüchterner, reiner Zweckbau mit drei Quadraturen, dem jede Gliederung und jeder Dekor fehlt. Zwei von ihnen, wie schon betont, liegen hinter der Kirche, werden von ihr völlig verdeckt. Die dritte mit dem schmucklosen Portal, das von einem flachen Dreiecksgiebel bedeckt ist und eigentlich nur ein Tor ist, tritt in die Verlängerung der Kirchenachse heraus, wagt aber nicht in diese einzutreten, sondern läßt den Halbbogen des Ostchors der Kirche frei ausklingen. Damit entsteht zwischen der Rundung des Ostchores und der dritten Quadratur ein toter unschöner Winkel, der dem ganzen Frontstück des Kloster etwas Unbewältigtes verleiht.

Die Ostfront dieses Traktes zeigt zwar eine zweistöckige Fassade, deren Mittelrisalit noch einen Halbstock aufweist, der ein gewalmtes Giebeldach trägt. In diesem Teil liegen der Asamsaal (Maria-Theresia-Saal) und die Zimmer der Prälatur. Das Erdgeschoß liegt wegen des tieferen Niveaus auf der Ostseite ein Stockwerk tiefer und ist nicht ausgebaut. Das primitive Holztor führt direkt in die Kellerräume.

Wenn man nun diesen nüchternen Zweckbau mit dem Prospekt des P. I. Bayer von 1708 vergleicht *(Bild 4 und 5)*, der zwar mit einem kräftigen Mittelrisalit und einer Rustika im Erdgeschoß auch einstöckig, aber reich gegliedert ist, dann muß man sich wundern, daß der Abt O. Zinke auf diese einfache Lösung eingegangen ist. Daß der Baumeister im Bewußtsein seiner besonderen Kirchenschöpfung keinen Klosterbau errichten konnte, der die Kirche irgendwie beeinträchtigt hätte, wird aus alledem verständlich. Daß der Bauherr im Hinblick auf den Bayerschen Plan darauf einging, kann man als Beleg für seine Aufgeschlossenheit Christoph

41) *Vladimír Píša*, Předrománský Břevnov, in: *Umění* Jg. XVI. (1968) S. 604 – 614; Derselbe, Zu den Anfängen des ersten Benediktinerklosters in Böhmen, in: *F. Seibt*, Bohemia sacra. Das Christentum in Böhmen 973 – 1973. Düsseldorf 1974 S. 475 – 481.

Dientzenhofers gegenüber deuten. So verhält sich der Klosterbau ganz indifferent dem Kirchenbau gegenüber.

Oben an der Spitze des Dachfirstes über dem Ostchor der Kirche *(Bild 15)* leuchtet weithin das aus Metallstäben geschmiedete vergoldete Benedictuskreuz, das gleich nach Abschluß des Baues 1715 aufgesetzt wurde. Unter dieser Flagge fährt gleichsam das Schiff durch alle Gefahren und trotzt den bösen Mächten. Abt Othmar hat dem Benedictuskreuz[42] eine besondere Vorliebe entgegengebracht. Für ihn war es ein Sakramentale, d. h. ein Gnaden vermittelndes Zeichen, das im Kreuzesopfer Christi seinen Urgrund hat. Somit ist es ein Schutz gegen die bösen Mächte und vermittelt Gottes Segen. Aus dem Grund ließ er es auch in all seinen Kirchen an beherrschender sichtbarer Stelle anbringen, wie hier auf der Kirche in St. Margaret. In Braunau steht es über dem Portal der Kirche zwischen den Heiligen Benedikt und Scholastika. Wenn es heute auch auf der Spitze des Hochaltars in der Kirche steht, dürfte es eine Maßnahme der Renovierung 1861 sein. In der Politzer Klosterkirche krönt es das Portal. Am ausdrucksvollsten aber wirkt es auf der Höhe der Fassade zwischen den beiden Türmen der Klosterkirche in Wahlstatt. Darüber wird noch im 4. Teil gesprochen. J. Neumann meint sogar: „Das Benediktuskreuz ist der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Systems der inneren Ausschmückung und der symbolischen Konzeption der Klosterkirche (St. Margaret) überhaupt..."[43]

Zur Vermittlung der Symbolik ‚Kirche als Schiff' gehört auch die ganze architektonische Formung der Südseite *(Bild 9 und 16)* der Kirche. Auch hier ist, wie im Innenraum, die Plastisierung der Architektur die Methode, die Symbolik ‚Schiff' zu realisieren. So fällt sie aus der sonst üblichen Gestaltung einer Südseite heraus, sie wird zu einer breiten Südfassade, die mit einem hohen und zwei niedrigen Giebeln rechts und links davon über die Dachzone weit hinausgreift. Da sie wie die Westseite ein gleiches Eingangsportal besitzt, hat sie der Westseite die beherrschende Fassadenstellung genommen, obwohl auch sie einen gleich hohen Fassadengiebel besitzt, und wird so zu einem Seiteneingang degradiert. Schließlich besteigt man auch ein Schiff nicht beim Heck, sondern auf der Backbordseite. Zu beiden Seiten des Mittleren Risalites ist die Kirchenwand je einmal unterbrochen. Die äußere Wandschicht ist an diesen Stellen samt Sockel ausgespart, ebenso das

---

42) Das Benediktuskreuz, aufgeprägt auf einem ovalen Medaillon mit dem Benediktusbild auf der Kehrseite, fand seit dem 11. – 12. Jh. weite Verbreitung als Schutz gegen alles Böse; es gründet in der altchristlichen Kreuzverehrung, die im Benediktinerorden besonders gepflegt wurde. In den Kreuzwinkeln die vier Anfangsbuchstaben von *C*rux *S*ancti *P*atris *B*enedicti. Auf den Balken die Anfangsbuchstaben des Reimverses: *C*rux *S*acra *S*it *M*ihi *L*ux, *N*on *D*raco *S*it *M*ihi *D*ux. Im Umkreis die Anfangsbuchstaben des Distichons: *V*ade *R*etro *S*atana, *N*unquam *S*uade *M*ihi *V*ana. *S*unt *M*ala *Q*uae *L*ibas; *I*pse *V*enena *B*ibas. Die Weihegebete über das Benediktuskreuz zielen auf seelischen undd leiblichen Schutz und Segen, namentlich gegen dämonische Einflüsse und Angriffe. („Das hl. Kreuz sei mir Leuchte, der Drache sei nicht mein Führer. Weiche zurück, Satan, niemals rate mir Eitles. Böse ist, was du gibst, trinke selbst das Gift." LThK II. Aufl. Sp. 162 f. Dort ist auch weitere Literatur angegeben.)

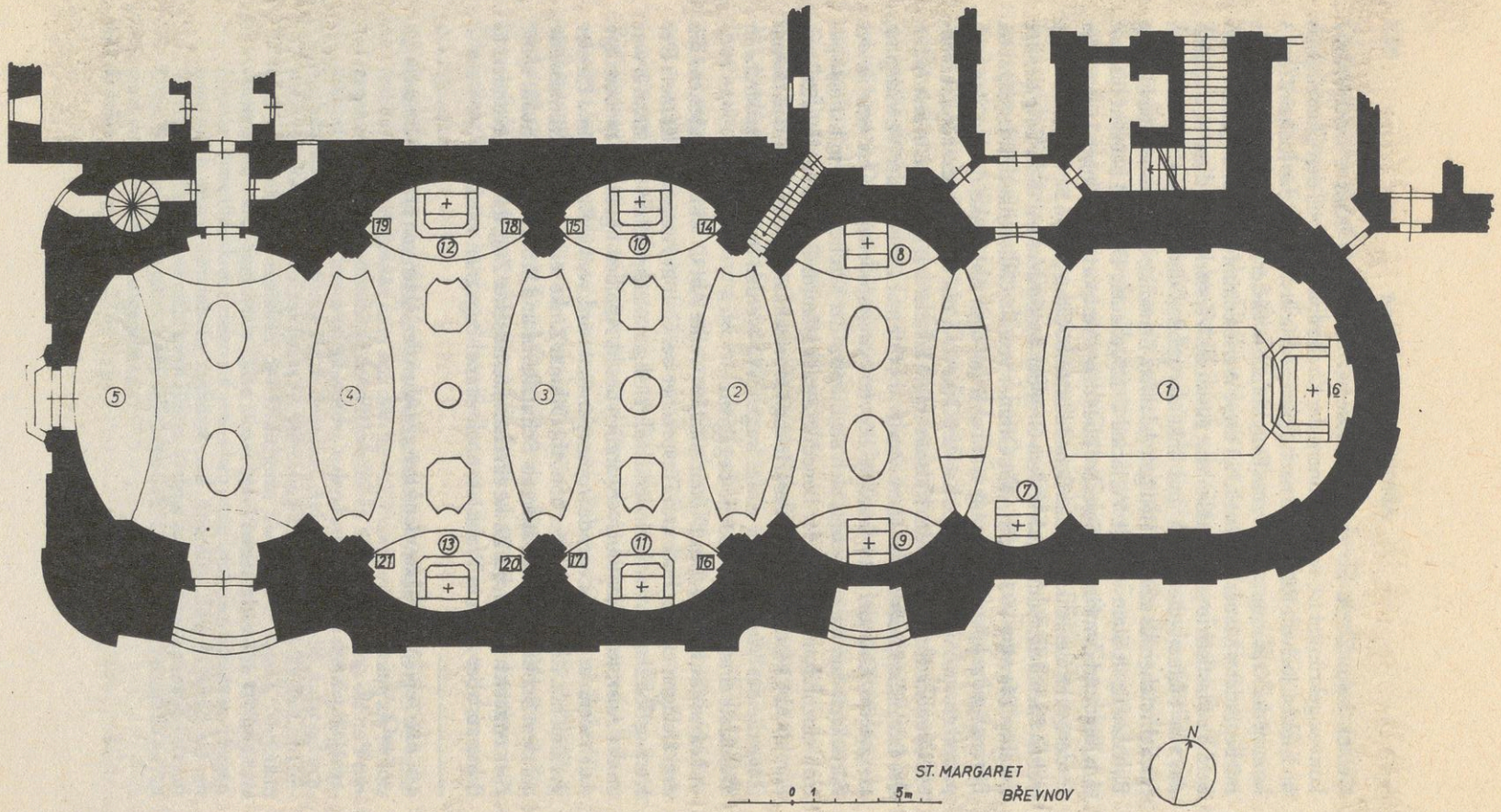
43) *Brandlovy obrazy* aaO. S. 277.

Gebälk beim Dach. So entsteht beidemal eine breite Nische, deren Wand konvex gekrümmt ist, weil im Innern der Kirche entsprechend den Querellipsen im 1. und 4. Joch die Rückwand nach außen gedrückt wird. Bei den Jochen 2 und 3 kommt die Krümmung nicht zum Durchbruch, weil der Meister diese Außenteile mit begradeter Mauer abgrenzt. Auf diese Weise kommt zusammen mit den Giebeln die Plastisierung der Außenhaut zustande. Verstärkt wird diese noch durch die vier Statuen, die rechts und links der großen Giebel oben auf niedrigen Sockeln stehen. Es sind die Heiligen Adalbert, Benedikt, Othmar und der Herzog Boleslav II., in Stein von M. W. Jäckel 1712 gehauen. Der Abt hat den Bischof Adalbert und den Herzog Boleslav über dem Westportal anbringen lassen, den Ordensvater Benedikt und den Benediktinerabt Othmar von St. Gallen auf dem hohen Giebel der Südfront. Mit dem Gründer des Ordens hat er die Gründer der Erzabtei Břevnov 993 geehrt. Abt Othmar von St. Gallen hat mit der Erzabtei Břevnov zwar keine Beziehung, wohl aber mit dem Abt Zinke, dessen Namenspatron er war. Auf diese Weise hat Abt Othmar Zinke sich indirekt als den zweiten Gründer und Erbauer des Klosters mit in Erinnerung gebracht. In den Akten des Exemtionsprozesses in Rom wurde Abt Othmar Zinke in der Verteidigung als zweiter Gründer der Erzabtei Břevnov angesprochen.[44] Das war in der Barockzeit durchaus gegeben, sich als Erbauer der Kirche mit dem Namenspatron einzuführen. So hat der Benediktinerabt Maurus Bächle von Weltenburg den hl. Abt Maurus mit auf den Hochaltar setzen lassen. Möglich, daß dessen Züge die des Weltenburger Abtes tragen. Wir werden bei der Klosterkirche in Wahlstatt einer gleichen Sache begegnen.

Neben der historischen Dokumentation wollte Abt O. Zinke mindestens die drei Heiligen zum Schutz und Fürsprecher bei Gott in Anspruch nehmen. Der Herzog Boleslaus II. wird schwerlich als Heiliger anzusprechen sein, denn er war an der Ausrottung der Blutsverwandten des hl. Adalbert irgendwie mitbeteiligt. Auch wenn er in der Legende fromm genannt wird, weil er Kirchen und Klöster gestiftet hat. Könnten die vier von Abt Othmar Zinke nicht auch als Mitreisende auf dem Schiff gewissermaßen als Schutzherrn und Protektoren gemeint sein? Hier zeigt sich bereits bei Zinke ein charakteristischer Zug, der uns besonders in Braunau, aber auch in Wahlstatt noch einmal begegnen wird.

---

44) *Beda Franz Menzel*, Exemtionsstreit zwischen den Äbten von Břevnov-Braunau ... aaO.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
N
0 1 5m
ST. MARGARET
BŘEVNOV

Abteikirche St. Margaret

(1) Deckenfresko Apotheose des hl. Benedikt

(2) Deckenfresko der hl. Adalbert mit den fünf böhmischen Brüdern

(3) Deckenfresko Verherrlichung des Kreuzes und die Heiligen Alexius, Bonifatius (Patrone von San Alessio) und Margareta

(4) Deckenfresko eine Gruppe von Benediktinerheiligen, die zum Kloster in Beziehung stehen: Anastasius, Gaudentius, Gunther, Prokop von Sázava

(5) Deckenfresko die Böhmischen Patrone

[6] Hochaltarstatue hl. Margareta, Patronin der Erzabtei

(7) Muttergottesaltar „Dilitiae Benediktinae (Wonne der Benediktiner)"

(8) Darstellung der Gründungslegende: Bischof Adalbert, Herzog Boleslav

(9) Tod des hl. Gunther, darüber: der hl. Abt Prokop

(10) Kreuzaltar (übermalt)

(11) Tod des hl. Benedikt

(12) Martyrium des hl. Herzogs Wenzel

(13) Rückführung der Reliquien des hl. Abtes Othmar von der Rheininsel Ward nach St. Gallen (Weinwunder)

[14] Holzstatue hl. Maria Magdalena

[15] Holzstatue hl. Johannes, Ev.

[16] Holzstatue hl. Placidus

[17] Holzstatue hl. Maurus

[18] Holzstatue hl. Scholastika

[19] Holzstatue hl. Gertrud

[20] Holzstatue hl. Bonifatius

[21] Holzstatue hl. Alexius

III.

Die Klosterkirche St. Adalbert in Braunau Der frühbarocke Kirchenbau 1685–1688

Auf dem Triumphbogen der Klosterkirche steht in großen lateinischen Buchstaben AEDIFIC TAB und EXORNAV OAB, das will heißen, daß Abt Thomas Sartorius (1663–1700) die Kirche 1685 erbaut und Abt Otmar Zinke (1700–1738) sie 1724 ausgestattet hat *(Bild 17)*. Der eine ist der Erbauer, der andere der Vollender. So verbindet sich in diesem Kirchenbau durch den Einsatz der beiden Äbte das Frühbarock mit dem Hochbarock, gestützt auf die Fundamente der Gotik, zu einem passablen geschlossenen rechteckigen Raum.

Durch den Brand von 1684 war das Gewölbe eingestürzt und dabei wurde auch ein Teil der gotischen Säulen zerstört.[45] Abt Thomas Sartorius sah sich gezwungen, die Kirche so rasch als möglich wieder aufzubauen. Er legte am 1. Juni 1685 den Grundstein. Der Konvent, der Magistrat und die Bürger der Stadt nahmen daran teil. Er gewann für den Aufbau den Prager Baumeister Martin Allio.[46]

Das Kirchenschiff wurde ein völliger Neubau im Stil des römischen Frühbarocks, eine Wandpfeilerkirche aber ohne Querschiff und Kuppel *(Bild 18)*. Unter Einbeziehung der alten Fundamente richtete Allio an Stelle der einstigen schmalen Seitenschiffe hohe Kapellen ein, die mit einer Quertonne überwölbt wurden. Darüber wurde beiderseits je eine Emporenreihe eingezogen. Ein Tonnengewölbe überdeckte den ganzen Raum, in das Stichkappen der Obergadenfenster einschnitten. Durch die zu zweien gebündelten Gurtenpaare als Fortsetzung der ebenfalls gebündelten Pilaster der Pfeiler wurde es in einzelne Felder gegliedert. Die alten gotischen Fenster wurden in zwei übereinander liegende, kleinere Fenster mit flachen Segmentbögen geteilt. Der polygonale Ostchor ist vom Baumeister unverändert übernommen, ausgenommen die Decke, die als Tonnengewölbe über einen Triumphbogen dem Gewölbe des Kirchenschiffes angegliedert wurde. Auch im Ostchor wurden die gotischen Fenster in gleicher Weise und in gleicher Höhe wie die des Schiffes unterteilt. Weil auf der Nordseite der Konventbau direkt an die Mauer der Kirche stößt, fehlen hier die Fenster. Das eine in der Mitte der Ostseite wird durch das Retabel verdeckt. Weil die tieferliegenden

45) Der frühgotische Bau ging zurück auf Abt *Bavor Nečtín* (1290–1332), der aus der Burg des Vogtes ein Propsteigebäude, ein Kloster gründete, das er mit Mönchen von Břevnov zu einem vollen Konvent besiedelte. Dazu errichtete er auf der Südseite des Burgklosters diese Kirche.

46) *Martin Allio* (1654–1701) stammte aus einer lombardischen Baumeisterfamilie, die in Wien und Prag tätig war. Er gehörte dem Kreis der frühbarocken Baumeister Carlo Lurago und Orsi de Orsini in Prag an.

Fenster der Emporen nur ein indirektes Licht zulassen und die relativ kleinen Obergadenfenster zwar frei das Licht vermitteln, so reicht es doch nur für das Gewölbe, was zwar dem Stuck zum großen Vorteil gereicht, aber sie vermögen den unteren Teil des Kirchenschiffes nicht ensprechend aufzuhellen. So steht der Hauptraum nicht in einer Lichtfolie wie sonstige Wandpfeilerkirchen, sondern vor einem dunklen Hintergrund. Dazu kommen noch die farblichen Wirkungen. Um die ganze Kirche zieht sich innerhalb des Raumes ein etwa zwei Meter hoher dunkelbrauner Sockel. Auch das Chorgestühl und die Kanzel sind in demselben Dunkelbraun gehalten. Alle drei zusammen verstärken so die Lichtbrechung. Hier vermag sich nur noch das Gold der Ornamente und Reliefs zu behaupten.

Nicht anders ist es im Ostchor. Auf der Nordseite fehlen die Fenster ganz, auf der Ostseite wird das Licht durch den Altaraufbau gedämpft. Die Fenster auf der Südseite vermögen auch nicht die volle Lichtfülle zu vermitteln. Weil der Stuck erst bei den vergoldeten Kapitellen der Pilaster bzw. der Bögen über den Kapitellen beginnt, erhält er, je höher hinauf umso stärker, doch die nötige Lichtfülle. Diese Lichtverteilung ist ein bestimmender Faktor für die intime Wirkung des Innenraumes.

„Das Innere der Kirche war 1688 so weit wieder hergestellt, daß am 25. April d. J. der erste feierliche Gottesdienst gehalten werden konnte."[47]

Nach Fertigstellung des Baues mußte sich Abt Thomas Gedanken über die Innenausstattung der Kirche machen. Ihre Ausgestaltung übertrug er praktisch nur zwei Künstlern, dem Stukkateur und dem Freskanten. Zunächst trat der Abt mit den Italienern, den Stukkateuren Tomaso Soldati (1665–1743) und dessen Bruder Antonio in Verbindung.[48]

Die beiden Brüder schlossen mit dem Abt einen Kontrakt am 25. November 1687, der die ganze Kirche betraf, also nicht nur deren Wände und das Gewölbe, sondern auch den Hochaltar, die sechs Seitenkapellen und den Orgelchor.[49] Beide Brüder huldigten einem überreichen schweren Stuck in den Formen des italienischen Stils. Alles, was nur an Formen und Motiven denkbar ist, findet sich im Gewölbe der Kirche: Frucht- und Blattkränze, Akantus- und Lorbeerranken, verschiedene Stabformen und Wulste als Umgrenzungen ovaler und polygonaler Stuckrahmen für die Freskobilder. Dazu kommt der figurale Schmuck von

---

47) *Vinzenz Maiwald*, Geschichte des Benediktinerstiftes Braunau und seiner Pfarreien im Braunauer Ländchen. Ms. hsl. 1944. S. 174. Original im Rohrer Klosterarchiv. V. Maiwald, Naturwissenschaftler, hat sich später ganz der Braunauer Heimatgeschichte gewidmet. Als Nichthistoriker ermangeln seine historischen Arbeiten der Quellenangaben, großer Übersichten und Zusammenhänge; sie sind auch nicht frei von Fehlern; als Quelle sind sie nur bedingt brauchbar.

48) Die beiden Brüder *Tomaso* und *Antonio Soldati* hatten sich in Prag eingebürgert; große Werkstatt; hatten in Prag und auf dem Lande viele Plafonds und Deckengewölbe mit reichem ornamentalen wie figuralen Dekor ausgestattet, u.a. Kreuzherrnkirche und Palais Lobkowitz in Prag, auf dem Land die Prälaturen der Zisterzienserklöster Plass und Königssaal (Zbraslav), das Schloß Ploschkowitz.

49) Einst im Braunauer Klosterarchiv, Schrank I. Nach der Klosteraufhebung 1950 wahrscheinlich in das Prager Zentralarchiv verlagert, Signierung unbekannt; lag dem Verfasser als selbst getätigte Abschrift vor.

unzähligen Engeln, Putten und Heiligen. Im Kirchenschiff selbst beginnt die Stukkatur erst über den vergoldeten Kapitellen der Pfeiler und zwischen den Rundbögen der Kapellen. Über den Kapitellen ruht ein den Pfeilern entsprechend breiter Sockel, auf dem je zwei agierende Heilige postiert sind, deren Name auf den blau gefärbten Schildern beidseits verzeichnet ist. Darüber ziehen sich übereinander durch die ganze Kirche Würfel-, Kugelfries und Konsolengesimse, auf denen dann das Gebälk zu liegen kommt.

In den Zwickeln zwischen den Rundbögen der Kapellen und Emporen sitzen auf den Bögen einander gegenüber je zwei Heiligengestalten. Auch hier erscheinen deren Namen auf kleineren Schildern, die nach dem Wunsch des Abtes Beziehung zu den Themen des darunterliegenden Altares haben. Demnach stehen auf den Pfeilern oben 24 lebensgroße Statuen und auf den Kapellenbögen zwölf kleinere. Die Vielzahl der Engel und Putten in den Obergaden, im Gewölbe und in den Kapellen ist kaum zu erfassen.

Auf dem Triumphbogen, der dekorativ geformt ist, halten zwei Engel das Klosterwappen, zwei andere Stab und Mitra, und zwei weitere je ein Emblem mit den Buchstaben TAB und OAB.

In den Kapellen sind die Stukkaturen von Soldati flächiger, aber von gleicher fülliger Wand- und Gewölbebedeckung; z.T. sind sie gefärbelt und vergoldet. Zwischen ihm und dem Maler Johann Jakob von Steinfels kam es in den Kapellen zu einer gemeinsamen Kleinarbeit, indem Soldati die verschiedenen Stuckrahmen für die fünf bis sieben Kleinbilder schuf.

Die Gestaltung der Kapellen ist von den beiden Künstlern in gleicher Art durchgeführt: Ein Altarbild von Steinfels, mit Stuckrahmen und Ornamentik, auf den Seitenwänden und im Gewölbe immer je fünf bis sieben, in der Benediktkapelle sogar zwölf, Medaillonbilder mit Stuckrahmen, von beiden ausgeführt. Die Themenwahl hat Abt Thomas wohl von den einstigen Seitenaltären der gotischen Kirche übernommen. Die sechste Kapelle zur hl. Margareta ist, wie wir noch sehen werden, von Soldati ohne den Maler ganz eigen ausgeführt worden.

Wir wissen heute nicht, wie diese Altäre unter der Regie des Abtes Thomas ausgesehen haben, weil sie unter Abt Othmar dann völlig neu gestaltet wurden. Trotzdem soll versucht werden, an Hand der vorhandenen Quellen sie einigermaßen zu rekonstruieren, weil nur so der spätere hochbarocke Eingriff durch Abt Othmar ermessen werden kann. Die Bilder und der Stuckdekor an den Seitenwänden und Gewölbebögen der Kapellen ist bis heute unverändert geblieben.

Beginnen wir mit dem Kreuzaltar. Er steht nach alter gotischer Tradition in den meisten Kirchen als erster Altar auf der Epistelseite (Südseite). Er wird im Kontrakt Soldatis „Zu unser lieben Frau unterm Kreuz" genannt. Steinfels hatte ein Kreuzbild mit der Schmerzhaften Muttergottes in einem Stuckrahmen geschaffen. Von dem Bildschnitzer aus Bad Reinerz wurden die Holzstatuen Johannes und Magdalena geschnitzt, sie standen unter dem Kreuzbild.

Gegenüber liegt die Kapelle von der „Familia Christi", wie sie von Steinfels genannt wurde. In der gotischen Zeit gab es an dieser Stelle den Marienaltar. An anderer Stelle wird vom Josefsaltar gesprochen. Offenbar war das Bild so gemalt, daß der hl. Josef bei der Hl. Familie als sorgender Nährvater die Hauptperson dar-

stellte. Zu dieser Zeit hatte der Abt Bernhard Rosa von Grüssau eine Josefskirche 1690–1696 für die von ihm gegründete St. Josephsbruderschaft bauen lassen und Michael Willmann hatte in den Seitenkapellen Szenen aus dem Leben des hl. Josef gemalt, darunter auch das sehr ansprechende Bild „Ruhe auf der Flucht". Beide Äbte hatten guten Kontakt zueinander und haben sich gegenseitig besucht. Die beiden Klöster liegen nur 20 km voneinander entfernt. Abt Thomas kannte offenbar diese Kirche. Er hatte auch zu der Zeit der dortigen St. Josephsbruderschaft ein Josefsbild geschenkt. Hier liegen hinsichtlich des Altars Verbindungen vor. Die mittlere Kapelle auf der Epistelseite war den hl. Märtyrern geweiht, über sie konnte nichts erfahren werden. Man kann wohl annehmen, daß sie die gleiche Ausstattung erfahren hat.

Die gegenüberliegende Kapelle wurde den Aposteln gewidmet, wieder in Anlehnung an den vorherigen gotischen Altar. Sie hat zu Ehren der Apostel von Steinfels ein Altarbild erhalten. Die Ausstattung wiederholte sich.

Die dritte Kapelle in dieser Reihe auf der Evangelienseite gehörte dem hl. Benedikt. Offenbar war, nach den Kontrakten Soldatis und Steinfels' zu schließen, auf den Dekor dieser Kapelle stärkeres Gewicht gelegt worden. Die Kapelle hatte zwölf Kleinbilder erhalten im Gegensatz zu den anderen Kapellen. In den Nischen zu beiden Seiten des Altars hatte Soldati die Stuckstatuen Benedikt und Scholastika gesetzt. Auch hier hat Steinfels das Altarbild gemalt. Welche Szene es dargestellt hat, wissen wir nicht. Immer wird bei den Kontrakten der beiden Künstler auf die beigelegten Abrisse hingewiesen, sie waren unauffindbar. Nachdem die Kontrakte aber erhalten geblieben sind, wurden jene wahrscheinlich als Kunstwerke erkannt und von Kennern entwendet. Somit bleibt die Rekonstruktion des Hochaltares und der Kapellen immer Stückwerk.

Steinfels erwähnt in dem Kontrakt die Bilder „Maria unterm Kreuz", „Familia Christi" und „St. Benedikt". Nachdem Soldati die drei Kapellen in gleicher Weise fertiggestellt hatte, müssen auch die Kapellen „Die Märtyrer" und „Die Apostel" von Steinfels Bilder erhalten haben, denn ein anderer Maler in dieser Schaffensperiode außer Steinfels ist nicht gut denkbar.

Für die Margaretenkapelle (die sechste) rechts am Eingang in das Kirchenschiff hat sich Abt Thomas eine besondere Ausstattung erdacht. Das geht aus dem Kontrakt des Tomaso Soldati vom 13. August 1694 hervor. Der betreffende Passus darin lautet: „.... von ihm Herrn Stuckatori eine Capellen sub Titulo Stae Margarethae folgender Gestalt zu verfertigen: Sol das Altar lauth Stuckatori gerfertiget werden und sollen unten zwey Tragengel den Wappenast und den großen Schild oder Einfassung tragen; in diesem Schild aber, welcher mit Lilien und Palmen stuckiert ist, soll das Bildnuß der hl. Margaretha von ihmo Stuckatori aus Gips formieret und von beiden Seiten mit oliven Laubwerk, so aus dem Astwerk entsteiget, gezieret, auch diesen über der Statua mit einem Lilienkranz gebunden, oberhalb dieses Kranzes aber wiederum von Laubwerk ein Schild und ein Schrein und darin der hl. Christ in der Glorie mit Cron gefertigt, auch daß der innere Teil dieser Kapelle proportioniert ausgeführt werden.

2. Auch sollen in den beiden Nischen von seiten des Altars die Statuen des hl. Adalbert und Herzog Boleslaus wohl und sauber von Stuckatorarbeith gefertiget

und der Bogen oder das Gewölbe der Capellen darüber mit Zieraten und einem Schildfeld zur Malerei.

3. Die äußeren Kolumnen oder Bogen aber mit Zierathen und vier Feldern gezieret ..."[50]

Man kann nicht übersehen, daß hier Abt Thomas ein besonderes Gewicht auf diese Margarethenkapelle gelegt hat. Er wollte schon beim Eingang in die Kirche deutlich die Verbindung der Braunauer Kirche mit der Erzabtei Břevnov hervorheben, bzw. präziser gesagt, sogar hervorkehren. Damit sollte zum Ausdruck kommen, daß alle Privlilegien und Rechte der Erzabtei St. Margaret auch der Kirche und dem Kloster Braunau zufallen. Er war nämlich bald nach Antritt seiner Regierung auch als Abt von Braunau in Konflikt mit dem Königgrätzer Bischof Matt. Ferd. Sobek von Bilenberg gekommen. Der Abt beanspruchte auf Grund der Exemtion die vollen Obrigkeitsrechte über die Pfarreien und Untertanen des Klosterlandes. Zu diesem Zweck schuf er sich ein eigenes Konsistorium. Er hat sich dem Königgrätzer Bischof gegenüber, der ja ein Břevnover Mönch gewesen war,[51] durchgesetzt und keine bis dahin gültigen Rechtsgewohnheiten der Äbte von Břevnov auf Grund der Exemtion zurückgenommen. Auch der Erzbischof Friedrich Graf Waldstein von Prag, der Nachfolger des Sobek von Bilenberg war, richtete bei Abt Thomas nichts aus. Es kam zu keinem Prozeß wie unter seinem Nachfolger Abt Othmar Zinke. Darüber wurde bereits berichtet.

1690 begann Steinfels mit der Ausmalung des Kirchengewölbes vom Ostchor bis zum Orgelchor. Es bot als Tonnengewölbe mit den durch die Gurte geteilten Einzelfeldern den geeigneten Platz für einen Zyklus von Bildern aus dem Leben des hl. Adalbert, des Gründers der Erzabtei und des Patrons dieser Kirche.[52]

Der größere Teil dieser sieben Fresken des Malers Steinfels aus dem Leben des hl. Adalbert sind konventionelle Standardmotive *(Bild 23)*. Ein Bild jedoch fällt aus dieser Reihe heraus, „Das Regenwunder". Dazu muß der Abt mit dem Maler einen entsprechenden Dialog geführt haben, denn dieses Kunstwerk überrascht

50) Original im einstigen Braunauer Klosterarchiv II, 1–4. Nach der Klosteraufhebung 1950 wahrscheinlich mit den anderen Beständen dem staatlichen Hauptarchiv in Prag übergeben. Vom Verfasser selbst in Braunau abgeschrieben.

51) Mattäus Ferdinand Sobek von Bilenberg, geb. 8. 11. 1636, Profeß in Braunau 1662, Prior in Braunau, Propst in Raigern, Abt von St. Nikolaus in Prag und St. Johann; 1659–1669 Bischof in Königgrätz, 1669–1675 Erzbischof in Prag; gestorben 29. 4. 1675, begraben in der Braunauer Klosterkirche.

52) Der hl. *Adalbert* hat bereits bald nach seinem gewaltsamen Tod 997 in Ostpreußen durch zwei Biographen seine ehrende Würdigung gefunden, Canaparius und Bruno von Querfurt. Auch eine Reihe zeitgemäßer Geschichtsquellen bringen nicht unwichtige Notizen über ihn. Kein Wunder, daß sich immer wieder Historiker mit seiner Person beschäftigen. Am interessantesten sind wohl die Veröffentlichungen von Prof. Dr. *Karl Bosl*, der den Heiligen in ein neues Blickfeld rückt. Es sei hier vor allem auf seine Abhandlung „Adalbert von Prag – Heiliger an einer europäischen Zeitenwende", in: Tausend Jahre Bistum Prag 973–1973, S. 93–106 hingewiesen. Dort findet sich am Schluß ein Verzeichnis der Quellen und Literatur. Kunstgeschichtlich von hoher Bedeutung sind die 18 Darstellungen aus dem Leben des hl. Adalbert am Bronzetor des Domes von Gnesen, die als Illustrationen zu den alten Quellenberichten gelten können. Vier Großfotos davon sind im Kloster Rohr als Schmuck in der Adalbertskapelle.

durch seine Invention, Komposition und in der Aussageweise. Ein Sturm braust über den verdorrten Hügel. Die hier dargestellten Mönche ducken sich nieder und klammern sich geradezu an die vertrocknete Hügelkuppe, einer von ihnen breitet die Arme weit aus zum flehenden Gebet. Und der hl. Adalbert, ein Himmelstürmer, drängt mit Kraft nach vorn. Sein weit ausgestreckter Arm unterstreicht noch dieses gewaltige, intensive Vorwärts. Er betet nicht zum Himmel, er bestürmt ihn, damit er seine Schleusen öffne und der lechzenden Erde sein belebendes Naß sende. Er tut dies als Bischof seines Landes in vollem Ornat. An dieser Stelle sei erlaubt, das gängige, unhistorische Bild des hl. Adalbert, der als schwärmerischer unrealistischer Bischof, vor jeder Auseinandersetzung in eine Mönchsklause Flüchtender, dargestellt wird, zu korrigieren. K. Bosl hat von ihm ein völlig anderes Bild gezeichnet. Er schildert ihn als große Persönlichkeit des damaligen christlichen Abendlandes, ein Mann voll Ideen und Wagemut. Im anschließenden Fresko „Martyrium des hl. Adalbert" ist er dieser mutige Bekenner. Abt Thomas hat dem Maler schon den richtigen Vorschlag gemacht. Auch dieses Bild ist voller Bewegung und Kraft.

Es folgt in der Freskenreihe die feierliche Übertragung der Gebeine des hl. Adalbert nach einem siegreichen Heereszug des Herzogs Břetislav I. nach Polen 1039, zusammen mit denen des ersten Erzbischofs von Gnesen, Gaudentius (Radim),[53] von Gnesen nach Prag. Nach dem Willen des Herzogs wurde vor den Stadtmauern Prags ein Reuebekenntnis und Treuegelöbnis der Diözesanen an ihren einstigen Bischof gefordert, ehe dessen sterbliche Überreste in den Dom der Stadt überführt wurden. Abt Thomas wählte dieses Motiv, weil damit die reumütige Umkehr des Volkes und sein Treuegelöbnis zur Kirche zum Ausdruck kommt.

Schließlich erleben wir im letzten Bild über dem Orgelchor eine Schlacht, zu der Maria und die böhmischen Landespatrone bei Gott den Sieg erbitten sollen. Es dürfte sich hier wohl um die Schlacht am Weißen Berge 1620 handeln. Dahinter steht der strenge Gegenreformator im Braunauer Klosterland, Thomas Sartorius.

Wenden wir uns nun dem Inventar der Kirche zu. Kanzel und Chorgestühl wurden zur gleichen Zeit geschaffen. Beide, in Holz geschnitzt, im Knorpelwerkstil und in tief dunkelbrauner Farbe gehalten, mit reichen Vergoldungen ausstaffiert, passen sich ganz dem hohen, dunklen Sockel an, der sich um das ganze innere Kirchenschiff zieht.

Das Chorgestühl wirkt durch seine plastisierten Formen, die aber in die Strenge der Vertikalen und Horizontalen des Chorgestühls völlig eingebunden sind. In die Rückwand einer jeden Stalle ist ein vergoldetes Flachrelief eingefügt, das je einem Heiligen gewidmet ist, während in der Vorderwand längliche ver-

53) Gaudentius (slav. Name: Radim auch Radlo) war Halbbruder des hl. Adalbert. Er war ständiger Begleiter des älteren Bruders. Eintritt in das röm. Kloster Alessio am Aventin, Rückkehr nach Prag, Mönch in dem neu gegründeten Kloster (993) in Břevnov, Missionsreise nach Ungarn, Polen und Ostpreußen, verschont von den Mördern, Rückkehr nach Gnesen, dort durch Bemühung Ottos III. erster Erzbischof in Gnesen 1002, Todesjahr unbekannt.

goldete Reliefs sind, die figurale Szenen zeigen. Die gedrehten korinthischen kleinen Säulen zwischen jeder Stalle winden sich in gebogener Form zur Attika hinauf und betonen so die Abgrenzung einer jeden Stalle, eine sehr originelle dekorativ-spielerische Art.

Die Kanzel wird zwischen korinthischen Doppelsäulchen von sechs Engeln umgeben, auch die Tür der Kanzel dekoriert ein Engelskopf. Ihre Rückwand wird von je einem Engel mit gefalteten Händen eingerahmt. Auf dem Schalldeckel steht schließlich der Erzengel Michael, der oberste aller Engel, in kraftvoller aufgereckter Gestalt, der mit einem Stabkreuz den Teufel in die Tiefe stößt. Rings um ihn sind weitere Engel gruppiert; einer hält Kreuz und Kelch, zwei weitere Nardengefäß und Turribulum, einer ein Schwert und einer ein Horn. Sie gehören mit den Putten zur Garde des Erzengels. Es bleibt unklar, woher Abt Thomas das Motiv der Engelskanzel genommen hat, was ihn überhaupt zu dieser Motivierung bewog. Tischler und Bildschnitzer sind weder für das Chorgestühl, noch für die Kanzel bekannt.

Hat Steinfels sich im Gewölbe ganz auf kleinformatige Fresken verlegt, die durch die Gewölbeform und die Stuckarbeiten vorgegeben waren, so konnte er an den Wänden des Ostchors die mächtigen Flächen, die durch dekorative Pilaster unterteilt, zwischen denen Blendarkaden eingeschaltet sind, großflächig bearbeiten. Die Nordseite besitzt keine Fenster, weil hier ein Klostertrakt direkt an die Kirchenmauer stößt, so daß auf dieser Seite die je drei Blendarkaden in zwei Etagen dem Maler den Rahmen für seine Bilder lieferten. Auf der Südseite lassen die Fenster nur in der unteren Etage drei Blendarkaden zu. Auch in diesen weitflächigen Feldern konnte Steinfels große Fresken entwickeln.

Interessant ist, welche Themen Abt Thomas dem Maler zur Ausarbeitung gegeben hat *(Bild 22)*. Unter den neun Bildern sind drei historisierende, die in Beziehung zum Leben des hl. Adalbert stehen. Sie sind in der oberen Etage der Nordwand untergebracht. Da ist zunächst die Darstellung der Gründungslegende von Kloster Břevnov mit dem hl. Adalbert und dem Herzog Boleslaus II., der Quelle, dem Hirsch, dem Aststumpf (Balken) und den drei Rosen festgehalten. Braunau ist ja das Tochterkloster dieser Abtei. Und seit diese durch die Hussiten zerstört wurde, ist das Braunauer Kloster der Träger der Břevnover Tradition und Sitz des Abtes. So gehört diese Darstellung an die Spitze der Bilder.

Das Fresko in der Mitte der oberen Etage weist auf die Ausrottung der Slavnikinger hin, der Fürstenfamilie, aus der der hl. Adalbert stammte; er war auch auf ihrer Burg Libice geboren worden.

Im dritten Bild wird die qualvolle Ermordung der fünf Böhmischen Brüder szenenhaft geschildert.[54]

In der unteren Reihe der Blendarkaden haben wir drei biblische Motive, ebenso gegenüber auf der Südseite des Ostchores.

---

54) Cosmas erwähnt sie in seiner Chronik als fünf polnische Einsiedler. Nach anderen Quellen wären sie mit dem hl. Adalbert aus Italien gekommen, Mönche in Břevnov gewesen, mit Adalbert nach Polen gereist, hätten sich dort als Einsiedler niedergelassen, seien dann aber geplündert und ermordet worden. Ihre Gebeine sind zusammen mit denen des hl. Adalbert 1039 nach Prag überführt worden. Sie wur-

Auf der Nordseite beginnt die Reihe mit der Anbetung der Hirten; die weitere Aufzählung wird wechselseitig jeweils mit dem gegenüberliegenden Bild fortgesetzt. Auf der Südseite wird die Anbetung der Hl. Drei Könige gezeigt. Als nächstes schließt sich wieder auf der Nordseite das Letzte Abendmahl an, gegenüber die Auferstehung Christi, dann wieder auf der Nordseite die Himmelfahrt und schließlich als letztes gegenüber die Sendung des Hl. Geistes.

Es stellt sich die Frage: nach welchen Gesichtspunkten hat Abt Thomas die Wahl der Motive vorgenommen, bzw. welche Ideen schwebten ihm dabei vor? Bei den drei historischen Bildern ist die Verbindung zu den Szenen aus dem Leben des hl. Adalbert der Deckenfresken gegeben, denn die fünf Brüder gehörten nach damaligem Geschichtswissen unverzichtbar zur Umgebung des Heiligen. Die biblischen Bilder spannen einen Bogen von der Geburt Christi bis zur Herabkunft des Heiligen Geistes, sie sind wichtige Akzente in der Heilsgeschichte Jesu Christi. Eine andere Erklärung für eine zusammenfassende Idee, die der Serie zugrundeliegt und die Auswahl der Motive bestimmt hat, kann kaum gefunden werden. Aber es ergeben sich dabei doch Ungereimtheiten. Die Passionsgeschichte gehört zum Thema „Heilsgeschichte" wesentlich dazu. Wir haben aber kein Bild der Kreuzigung Christi, dafür sind jedoch zwei Bilder der Kindheit Jesu gewidmet, die Anbetung durch die Hirten und durch die Könige. Die biblischen Bilder ergeben eine Biblia pauperum, wahrscheinlich eine Erneuerung der alten gotischen Fresken. Alle sind bei Renovierungen der Kirche zweimal übermalt worden. Einmal nach dem Klosterbrand 1779 durch Benedikt Weißer, einem Schüler des Prager Malers und Freskanten Johann Peter Molitor. Er hat alle Fresken, ausgenommen die des Gewölbes, „in schönen Farben" aufgefrischt. Weißer war wenigstens ein Fachmann, der von Freskomalerei etwas verstand. Die zweite Behandlung fand im Rahmen der Totalrenovierung der Klosterkirche 1861 statt, durchgeführt von einem Prager Maler Franz Maischeider, der stark mit Übermalung gearbeitet hat. Damit ist von dem ursprünglichen Kolorit nicht mehr viel vorhanden.

Unmittelbar nach Fertigstellung dieser Fresken im Ostchor erfolgte die Gestaltung des Hochaltars. Leider geben die vorhandenen Quellen (Kontrakte, Quittungen, die Notizen der Klosterhistoriker H. Růžiča und V. Maiwald), die lückenhaft und bruchstückhaft sind, ein unzulängliches Gesamtbild. Gerade bei der Hochaltarfrage wird noch ein zweites Problem akut, das ist die Frage nach einem Bild oder einer Statue des hl. Kirchenpatrons Adalbert. Die Sache ist dadurch erschwert, daß unter der Regie des Abtes Othmar 1721 der von Abt Thomas 1694 errichtete Hochaltar verdrängt und durch einen neuen ersetzt wurde.

V. Maiwald schreibt in seiner Geschichte des Benediktinerstiftes Braunau[55]

---

den mit unter die böhmischen Patrone aufgenommen. Nach neuerer Forschung (Karawasińska) waren es fünf Mönche, drei Italiener und zwei Polen. Möglicherweise waren jene auch aus dem Koster San Alessio in Rom gekommen, hatten dann in Polen zwei Polen in ihre Gemeinschaft aufgenommen.

55) *V. Maiwald* Geschichte des Benediktinerstiftes Braunau und seiner Pfarreien, aaO. S. 171.

„1680 hat Abt Thomas den Hochaltar, der bis dahin in der Mitte der Kirche stand, in die Ostseite des Presbyteriums verlegt und zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit geweiht". Der Brand von 1684 hatte auch den Dachstuhl der Kirche erfaßt. Als Folge davon stürzte in der Nacht zum 29. September die Wölbung des Kirchenschiffes ein und zertrümmerte einen Teil der Säulen. Der Ostchor blieb verschont. Er wurde durch die Barockisierung der Fenster und des Gewölbes in den barokken Umbau mit einbezogen. Aus diesen Notizen ist nicht erkennbar, ob der Dreifaltigkeitsaltar von 1680 erhalten geblieben ist, was aber wahrscheinlich sein dürfte. Am Schluß von Quittungen über Zahlungen vom 5. 2. 1689 wird für Soldati noch vermerkt: „Über diese verdingte Arbeit 1.) 6 Lünetten, 2.) 2 Statuen der Englische Gruß, 3.) item Gott Vater und der Hl. Geist ..." Wo diese Statuen aufgestellt wurden, darüber ist nichts vermerkt. Die Quittungen bestätigen den Empfang von Beträgen über verschiedene Stuckarbeiten im Gewölbe, Triumphbogen und Lünetten. Dann gibt es eine Quittung unter den Akten, die sich auf Soldati beziehen „Vor 90 fl., welche mir Endesunterschriebenen am Amte der Stiftskanzlei zu Braunau für die in der Klosterkirchen daselbst bei dem hohen Altar verfertigte Stuckatorarbeit, benannt die zwey großen Schilde und zwey Engeln samt dem Zierrat über dem Altar heute bezahlt worden. 4. Juni 1692." Sonst gibt es keinen Beleg über eine Arbeit von Soldati an einem fertigen Altar. Es liegt nahe, daß im gleichen Knorpelwerkstil wie das Chorgestühl und die Kanzel mit diesen zusammen auch der Hochaltar vom gleichen Tischler und Schnitzer ausgeführt worden war. Auffallend ist, daß nirgends etwas über ein Bild oder eine Statue des Kirchenpatrons Adalbert gefunden wurde. Der Hochaltar war nicht sehr hoch, das bestätigen die beiden Medaillonbilder auf der polygonalen Rückwand zu beiden Seiten des Hochaltars; sie sind Werke von Soldati und Steinfels, die zur Komposition des Hochaltars hinzugehören. Diese könnten noch einen Hinweis auf die Gesamtgestaltung geben. Wenn es befremdet, daß der hl. Adalbert nicht in irgendeiner Bildgestaltung am Hochaltar erscheint und wahrscheinlich darum dieser eben doch ein Dreifaltigkeitsaltar war, dann könnte es sein, daß sich Abt Thomas der gotischen Tradition der alten Kirche verpflichtet fühlte und den Dreifaltigkeitsaltar beibehielt. Das würde auch erklären, daß die Kanzel mit dem Erzengel Michael auf dem Schalldeckel nur mit Engeln gestaltet ist, deren Darstellung oft mit der der Dreifaltigkeit verbunden ist. Abt Thomas hat auch im Zusammenhang der Übertragung des Hochaltars aus dem Kirchenschiff in den Ostchor die „Thaumaturga" (eine wundertätige Muttergottesstatue aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts)[56] vom Seitenaltar „Zu den Märtyrern" auf den Hochaltar transportieren lassen, wo sie in halber Höhe des Altars noch heute unter einem baldachinartigen Rundbogen in einem Schrein steht. Weil die Statuette nur eine Größe von 60 cm hat, kann sie keine bestimmende Gestaltungsfunktion im Hochaltar besessen haben.

---

56) Diese Madonna gehört zu den Kostbarkeiten der böhmischen Hochgotik. Literatur: *Albert Kutal*, Ceské gotické sochařství 1350 – 1400, Praha 1962, S. 15; H. E. *Bachmann*, Gotische Plastik bis zu den Hussitenkriegen, in Karl M. *Svoboda*, Gotik in Böhmen, München 1969, S. 113.

Es scheint, daß der Hochaltar ein recht schlichtes Werk von bescheidener Höhe geworden ist. Dafür würden die Medaillons hinter dem heutigen Altaraufbau, der sie verdeckt, sprechen.

Nach 1694 machte dem alternden Abt Krankheit schwer zu schaffen, so daß er an weiteren Bauten keine Freude mehr hatte. Der bisherige Bau der Kirche konnte den neuen Abt Othmar Daniel Zinke, der am 25. Oktober 1700 gewählt worden war, nicht zufrieden stellen. Ihm war wohl klar, daß er Korrekturen werde anbringen müssen. Nun war er aber gleich von Anfang seiner Regierung an ganz auf den Bau in Břevnov konzentriert. Weil aber durch das Versäumnis des Baumeisters P. I. Bayer sich der Beginn des Baues hinauszog, ging er daran, auf dem *Braunauer Ringplatz eine Mariensäule* errichten zu lassen. Er hat dafür 1705 den Prager Bildhauer Johannes Brokoff in Dienst genommen.[57] Erich Bachmann schreibt über seine Bildwerke: „Zwar sind seine Figuren eher trocken und genau aufgefaßt, aber alles vollzieht sich ernst mit stiller Verhaltenheit und sparsamen Gebärden."[58] Interessant ist die von Brokoff sogenannte „Spezifikation", die eigentlich eine Rechnung für die von ihm geleistete Bildhauerarbeit an der Mariensäule am Braunauer Ringplatz ist, die Abt O. Zinke der Stadt geschenkt hat. Die Spezifikation läßt einen tiefen Einblick in die Bescheidenheit und Frömmigkeit des Meisters tun.[59]

Der architektonische Aufbau der Säule besteht aus vier diagonal gestellten hohen Sockeln, zwischen denen die rechtwinkeligen Nischen etwas tiefer liegen und zugleich zurückversetzt sind, welche die Sockel zu einem Baukörper verbinden *(Bild 24 und 25)*. Aus ihrer Mitte ragt ein kräftiger, unterteilter Sockel heraus, der die gedrehte Säule trägt. Auf seinem korinthischen Kapitell liegt eine Plinthe, die für die Madonna die Basis bildet. Sie ist eine überlebensgroße Nachbildung des alten gotischen Votivbildes vom Hochaltar der Klosterkirche: die Muttergot-

57) *Johann Brokoff* (1652 – 1718) kam aus Georgenberg in der Zips, Bildhauer, Lehrzeit wahrscheinlich in Wien, arbeitet zuerst als Meister auf böhmischen Adelssitzen am Land, wird Bürger in Prag. Erstes bekanntes Werk ist sein Modell zum Guße des hl. Johannes Nepomuk (Erzgießer Herold in Nürnberg), das ihn bekannt machte. Nach O. Blažíček hat auch der ältere Sohn Michael Johann Josef an der Mariensäule mitgearbeitet. O. J. Blažíček, Barockkunst in Böhmen, Praha 1967, S. 109.

58) E. *Bachmann*, Architektur und Plastik, in M. *Svoboda*, Barock in Böhmen, aaO. S. 140.

59) Spezifikation, „Was die Bildhauerarbeit kostet bei der Braunauer Säulen ohne das Frauenbild. Erstlichen 4 großen Statuen, eine jegliche vierthalb Ellen hoch. Eine solche Statue in nächstem Preyss accordierter massen 45 fl, alle 4 Statuen machen ... 180 fl. Dann 4 Statuen in den Muscheln, jegliche hoch 2 Ellen und 15 Zoll, eine vor 30 fl. Ich will mich aber contentiren lassen vor eine 25 fl und eine von diesen schenke ich dazu dem hl. Vater Benediktus zu Ehren, dahero kommen nur 3 solcher Statuen zu bezahlen, welche betragen ... 75 fl. Nachmals 4 Engel, welche mir zwar nicht sind anbefohlen worden zu machen. Weilen ich aber ersehe, daß solche nothwendiger Weise darzu erfordert werden, einen solchen Engel von 6 Viertel hoch kostet 15 fl. Ich will mich aber noch contentiren lassen vor einen mit 10 fl alle 4 machen ... 40 fl. Dan vor die Schrift an den Postamenten vor allen Seiten einzuhauen, befinden sich in allem 48 Buchstaben. Ein Buchstaben kostet vor ordinari 3 kr, das machet 24 fl. Ich bezahle aber auch nur vor eine Buchstaben 1 kr, das ist ... 8 fl. Summa ... 300 und 3 fl."

tes mit dem am Arm sitzenden Jesuskind, beide mit einer Krone bedeckt, Maria ein Zepter in der Rechten, das Jesuskind einen Brotstöpsel[60] in der Linken.

In den Nischen sind vier Statuen untergebracht, die Heiligen Benedikt und Scholastika als die Begründer des Ordens, und zwei Repräsentanten des Ordens in Böhmen, der hl. Gunther, der Benediktiner-Einsiedler des Böhmischen Waldes, und der hl. Abt Prokop, dessen Statue immer wieder dazugehört.

Auf den Sockeln stehen die hl. Margareta, die Patronin des Mutterklosters Břevnov, der hl. Adalbert, der Stifter der Erzabtei, und ihm zur Seite der böhmische Herzog Boleslav II., der Förderer der Abtei. Die hl. Hedwig, die Herzogin von Schlesien, fällt aus dieser böhmischen Gruppe heraus. Das hat seinen Grund. Othmar Zinke hatte 1703 den Besitz des ehemaligen Benediktinerklosters Wahlstatt (eine einstige Gründung der hl. Hedwig) mit der Absicht erworben, dort wieder ein Kloster zu errichten, und sie sollte ja die Patronin dieser Neugründung sein. Im späteren Teil IV wird auf diese Neugründung näher eingegangen. Somit sind also Gründer und Patrone der Erzabtei Břevnov und ihrer Tochterklöster in dieser Gruppe um Maria versammelt.

Zwischen den vier großen Statuen sitzt je ein Putto mit einem beschrifteten kleinen Schild. Auf dem überhöhten Postament der Säule sind auf allen vier Seiten Tafeln angebracht mit vergoldeter Schrift. Bei diesem Bauwerk hat O. Zinke zum erstenmal mit einem Künstler den ganzen Plan besprochen und seine Ideen nach seinen Anweisungen vom beauftragten Meister realisieren lassen. In diesem Werk offenbart sich erstmals die Spiritualität des Abtes und seine der Tradition der Abtei verbundene Einstellung. Deshalb ist es notwendig, die Texte der Beschriftungen der Säule anzuführen und dann auf die von Zinke gewollte ikonographische Aussageweise einzugehen.

Inhalt der vier steinernen Schrifttafeln: Auf der Nordseite wird auf die Gründung der Stadt und auf deren Errettung durch die THAUMATURGA Bezug genommen.[61] „Patriam hanc Urbem anno 1171 extrui excepta per Te ab Hussitis obsedentibus excidio anno 1421 servatam, Maria aeternamque protege. Ita precantur Abbas, conventus et populus semper Tui". Es ist der Dank an Maria für die Bewahrung vor der Zerstörung der Stadt durch die belagernden Hussiten. Maria möge sie schützen, „so bitten die Deinen: der Abt, der Konvent und das Volk." Besonderer Akzent liegt auf der Tafel an der Ostseite, die der Klosterkirche mit der Thaumaturga am Hochaltar zugewandt ist: „Magnae Matri in Ecclesia claustrali Status Gratus coel. Beneficae augendae dein pietatis ergo gratum affectum suum testebatur hac columna et Ektypo Deiparae Othmarus Abbas. („Um die Dankbarkeit der erhabenen Gottesmutter in der naheliegenden Klosterkirche zu bezeugen und um die Anhänglichkeit an die himmlische Wohltäterin zu mehren,

60) In dieser Zeit für Kleinkinder als eine Art „Schnuller" verwendet.

61) Das hier angeführte Gründungsjahr 1174 wird von der neueren Forschung abgelehnt. *J. V. Šimák* stellt fest, daß um 1250 der Abt Martin von Břevnov im Rahmen der Besiedlung des Braunauer Ländchens die Gründung der Stadt vorgenommen hat. České dějiny I. 5. S. 895. Er nennt die älteren Historiker, die mit diesem Datum im Irrtum waren: Tomek, Lippert, Schramm, Wintera (die Letztgenannten berufen sich alle auf Tomek).

hat Abt Othmarus diese Säule mit dem Abbild der Gottesgebärerin errichtet.") Er setzt hinter seinen Namen ganz offiziell Othmarus, um damit anzudeuten, daß er als Grundherr an die Untertanen diesen Apell richtet. Auf der Westseite liest man „Esto tutrix et Adiutrix Christiani Populi, pacem praesta, ne molesta nos perturbent saecula. (Sei Schützerin und Helferin des christlichen Volkes; schenke Frieden, mögen keine schlimmen Zeiten uns verwirren.)". Auf der Südseite ließ Zinke den alten Marienruf einhauen „Maria voll der Gütigkeit und Mutter der Barmherzigkeit, Pest, Hunger, Krieg von uns abwend, erbitt uns auch ein selig End."

Die ikonographische Aussageweise in Bezug auf Zinke ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Daß er als Vorbild für die Votivsäule, die er der Stadt widmete, das Muttergottesbild (Thaumaturga) der Braunauer Klosterkirche wählte, hat seinen Hintergrund. Offenbar wollte er die Verehrung dieses wundertätigen Votivbildes aus der gotischen Zeit bei der Braunauer Bevölkerung wieder erneuern. Das geht deutlich aus den Texten auf der Säule hervor. Er setzt sich als Grundherr dafür ein, daß die Verehrung beim Volk wieder gepflegt werde. Deswegen wählte er auch einen anerkannten Bildhauer, der durch sein Können die Identifizierung der neuen Statue mit dem alten Votivbild auszuführen hatte.

Merkwürdig ist, daß der Abt nach 23 Jahren diese Statue 1727 durch eine Doppelfigur von dem Bildhauer Gottfried Bösewetter ersetzen und die von Brokoff auf den mächtigen Pfeiler der Ostfront des Klosters umsetzen ließ, welche dann nach 1945 herabgestürzt wurde und zertrümmerte. Nach einer Volkstradition hätten sich die Bürger der Stadt beim Abt beschwert, daß die Madonna nach dem Kloster ausgerichtet wäre und der Stadt den Rücken zukehre, obwohl sie doch ein Geschenk des Abtes an die Stadt ist. Zwischen beiden Figuren der Doppelstatue, die mit dem Rücken aneinandergefügt stehen, leuchtet ein vergoldeter Strahlenkranz. So ist die heilige Muttergottes sowohl dem Norden als auch dem Süden der Stadt zugewandt. Auch bei dieser Doppelstatue blieb die genaue Ähnlichkeit mit der Thaumaturga gewahrt, aber sie war keine Identifikation mehr, sondern eine Variante. Faktisch stand die Mariensäule dann immer bei Wallfahrten im Mittelpunkt. In der Barockzeit wurde der Hauptteil der Fronleichnamsprozessionen, die von der Stadtpfarrkirche über den Ringplatz in die Klosterkirche zog, bei dieser Marienstatue am Ringplatz gefeiert. Im Rahmen dieser Feier spielten die Schüler des Gymnasiums ein religiöses Weihespiel. Die großen sogenannten Feldmessen wurden bei besonderen Anlässen immer bis in die letzte Zeit bei dieser Ringsäule gefeiert. Bis zur Vertreibung 1945/46 brannte immer vor Marienfesten und am Samstag Abend bei der Statue ein Öllicht. Die Tatsache, daß das Votivbild in das religiöse Bewußtsein des Volkes doch eingegangen war, beweisen einige Marienstatuen im Braunauer Land. Immer ist es eine Nachbildung der Madonna mit dem sitzenden Jesukind am Arm, beide tragen eine Krone, Maria hält das Zepter und der Jesusknabe den Brotstöpsel in der Hand. Gerade Letzteres belegt den Zusammenhang mit der Originalstatue. Es waren Bauernfamilien, die im 18. und 19. Jahrhundert diese auf ihren Fluren gestiftet haben. –

Das Allernotwendigste, das bei der Braunauer Klosterkirche vom Abt in Angriff genommen werden mußte, war der völlig unzulängliche Zugang zur

Kirche von der Stadt her. Es ist durchaus möglich, daß ihm Christoph Dientzenhofer mit Rat zur Seite stand, denn 1709 erhielt dieser die erste Bestallung als Baumeister. In diesem Jahr begann O. Zinke mit der Anlage des Vorhofes vor der Kirche und schuf den neuen Eingang. Nach einer Notiz im Diarium Policense vom 11. August 1710[62] hatte der Baumeister Christoph Dientzenhofer auf der Rückreise von Braunau nach Prag in Politz Station gemacht und war an diesem Tag mit den PP. Wenzel und Lukas nach Prag zurückgekehrt. Offenbar war es dem Abt um Baupläne von Politz gegangen. Es liegt auf der Hand, daß er mit dem Abt über den Bau in Břevnov und ebenso auch über den Vorhof von Kloster und Kirche in Braunau konferiert hat.

Von der Stadt und vom Eingangstor her gesehen, lag die Kirche ein Stockwerk tiefer. Die Westfassade der Kirche steckte in der Erde und schloß direkt an den Klosterbau an. Infolge des abschüssigen Geländes vor der Kirche war hier ein Eingang nicht möglich. Man gelangte durch das obere Tor, das für das Kloster wie für die Kirche den Zugang bot, in das Innere der Kirche. Dabei mußte man dann noch durch ein altes gotisches Tor innerhalb des Klosterbaues gehen und stieg auf einer schmalen steilen Treppe hinunter in den Vorraum der Kirche. Das war für das Volk beschwerlich und umständlich. Es scheint, daß bis dahin weder einem Abt noch dem Konvent viel an einer größeren Beteiligung des Volkes am Gottesdienst in der Klosterkirche gelegen war. Für das Volk gab es ja die große frühbarocke Stadtkirche von St. Peter und Paul. Abt O. Zinke wollte offenbar die Klosterkirche für das Volk zugänglicher, ja zu einem religiösen Mittelpunkt machen. So hat er zunächst eine notwendige Ausgleichung des Terrains vorgenommen. Zu diesem Zweck ließ er eine breite bequeme Treppe mit flachen Sandsteinstufen in drei Absätzen auf den an der Südseite der Kirche gelegenen Vorplatz hinunter anlegen. Die Südabgrenzung dieser Treppe wurde mit einer hohen weiß getünchten Mauer erreicht, zur linken nördlichen Seite wurde ebenfalls eine Mauer errichtet, die aus glatt gehauenen Sandsteinquadern bestand und sich rechtwinklig zur Kirche und zum Kloster zog. Dadurch war der obere Teil zu einer Terrasse zusammengefaßt, die von einer Sandsteinbalustrade abgeschlossen wurde. Nach dem Osten gegen den Bergabhang der Stadt kam zur gleichen Zeit zwischen Kirche und eben erst errichtetem Wirtschaftsgebäude das Gymnasium zu stehen. Davor wurde noch eine Mauer mit Tor und schmiedeeisernem Gitter eingezogen. Auch diese Mauer erhielt zu der ihr parallel gegenüberliegenden eine steinerne Balustrade. So war ein allseits umfriedeter Platz vor der Kirche entstanden, der eine imposante Raumgliederung bot.

Wo sich im Innern der Kirche die Vorhalle befand, wurde die Außenmauer durchbrochen und ein neuer Kircheneingang geschaffen. So entstand das Portal *(Bild 20)*, das der Steinmetz Kaspar Leisek aus Prag 1709 schuf, an der Südseite der Kirche. Es zeigt noch konservative Gestaltung, wie sie ja für den konservativen barocken Umbau gegeben ist. Und doch läßt das Werk schon erkennen, daß der Bauherr bereits weitgehend mitbestimmt hat. Das rechteckige Kirchentor

62) Diar. Polic. SÚAP FBB A XVII 7.

wird von einem profilierten Steinrahmen gefaßt. Eine Kartusche leitet über zu einem kreisförmigen Emblem, das die Namen OAB (Otmar Abbas Brevnoviensis) und darunter die Jahreszahl 1709 trägt. Darüber liegt ein quadratisches bescheidenes Portalfenster, über ihm das zweiteilige Wappenrelief (Balkenstück mit drei Aststümpfen und drei Rosen). Mitra und Stabkopf verkünden, daß es sich um eine Abteikirche handelt. Zwei Putten am unteren Rand machen unmißverständlich auf das Wappen aufmerksam. Umrahmt wird das Kirchentor durch zwei korinthische Säulen, die einen kräftigen Segmentbogen tragen. 1723 ließ der Abt auf dem Segmentgiebel das Benediktuskreuz aufpflanzen.

Mit dem Portal war zwar ein starker, dekorativer Akzent in diesem Vorgelände der Kirche geschaffen, aber sollte es gleichsam zu einem „Paradies" werden, dann mußte es figural belebt werden. Hier konnte der Abt noch weit mehr als in Břevnov seine Ideen und Vorstellungen durch Statuen zum Ausdruck bringen. Es dürfte dabei auch der Baumeister Kilian Ignaz Dientzenhofer, der die Nachfolge seines 1722 verstorbenen Vaters in der Führung der Bauarbeiten angetreten hatte, seinen Rat zur Verfügung gestellt haben. Man war inzwischen zum Ende der zwanziger Jahre zur weiteren Ausgestaltung des Vorhofes, dem nach dem Willen des Abtes eine einführende Funktion zum Gottesdienst in der Kirche und eine einführende in die Geschichte des Klosters durch die entsprechende Anordnung von Statuen zukommen sollte, vorgeschritten. Im Zusammenhang mit dem Bau der Kirche in Wahlstatt (1723–1731) und dem Baubeginn des Klosters in Braunau 1727 war Kilian Ignaz Dientzenhofer immer wieder einmal in Braunau.[63]

Jedenfalls verrät die ganze Anlage, wie sie heute noch vor uns steht, eine kühne, geniale Komposition, welche die verschiedenen Gegebenheiten des Terrains zu diesem „Paradies" zusammengebunden hat. Das vermochte nur ein Architekt.

---

63) Nach Eintragungen in das Diarium Braunense und Brevnoviense der einstigen Klosterarchive in Břevnov und Braunau, jetzt SÚAP, ist Kilian I. Dientzenhofer an folgenden Tagen von Prag nach Braunau und Wahlstatt gefahren: 14. 3. 1727; 21. 6. 1727; 25. 11. 1727; 27. 2. 1728; 16. 4. 1728; 6. 7. 1728; 29. 9. 1728; 6. 10. 1728; 12. 4. 1729; 27. 6. 1729; 12. 7. 1730; 28. 12. 1737. Meist fuhren ein oder zwei Mitglieder des Konventes von Břevnov mit nach Braunau, ebenso von Braunau nach Wahlstatt. Die Reise erfolgte mit Klosterkutsche, desgleichen auch bei der Rückfahrt nach Prag, wobei die Pferde immer in dem Klostergut Sloupno bei Königgrätz gewechselt wurden. Sie dauerte drei Tage mit zweimaliger Übernachtung. Dientzenhofer bekam pro Fahrt 10 fl. für Diäten, der Knecht 34 kr. Nach der Berichterstattung über die Fahrt von Prag nach Braunau am 28. 12. 1737, erfolgte die Rückkehr erst wieder am 27. 1. 1738. Das wäre ein Beleg dafür, daß der Aufenthalt Dientzenhofers in Braunau und Wahlstatt immer einige Tage gedauert hat. Hinter diesen Ziffern stehen die ausgiebigen Gespräche des Abtes mit dem Baumeister und Berater. K. I. Dientzenhofer verfügte immer über einen vorgestreckten Geldbetrag von einigen tausend Gulden, mit dem er die von Abt und Konvent bestellten Einkäufe in Prag bestritt. Dazu ein Beispiel in einer Notiz: Für die Grundsteinlegung der neuen Wenzelskirche am 21. 6. 1727 in Braunau „dem Domino Kiliano aedili nostro und für Früchte und anderes aus Prag mitgebrachte Sachen 77 fl 55 kr". Darüber gibt es einen dicken Fazsikel.

Auf die Mauern um den Vorraum der Kirche und bei der Treppe wurden steinerne Balustraden mit Balustern gesetzt *(Bild 19)*. Karl Josef Hiernle[64] hat mit Sicherheit die sechs Statuen (signiert am Sockel des Engels) auf den unteren Balustraden 1730 geschaffen. Die sechs Statuen auf der oberen Balustrade über dem Portal sind flächiger, schwächer im Ausdruck und in der Bewegung etwas steif. Eine Notiz des Braunauer Klosterrentamtes besagt, daß dem „hiesigen Bildhauer Gottfried Bösewetter für zehn Statuen in der Kirche 510 fl. ausgewiesen wurden."[65] Nachdem in der Kirche zwölf Statuen nach vorliegendem Kontrakt 1722 M. W. Jäckel geschnitzt hat, die in den Nischen bei den sechs Seitenaltären stehen, könnten auch einmal diese sechs steinernen auf der Balustrade dazu gehören und die vier in der Ecce-Homo-Kapelle in der Kirche. Diese wurden 1727 polychromiert.[66] Gottfried Bösewetter wurde bereits schon als Bildhauer des Kruzifixes an der Mauer gegenüber dem Kircheneingang genannt. Das zweite Mal war er 1727 an der Veränderung der Mariensäule am Ringplatz tätig. Da wären die 10 Statuen gut einzuordnen.

Im folgenden soll nun versucht werden, das ikonographische Programm des Abtes Othmar Zinke an diesen 15 Statuen abzulesen. Für diesen Mann ist es einfach unvorstellbar, ohne ein System, ohne ein Programm, die Figuren nur machen und hinstellen zu lassen. Zwei davon sind Christus, eine Maria, zwei Engeln und zwei kirchlich symbolischen Figuren gewidmet. Die anderen sind Heilige oder historische Persönlichkeiten, die mit der Geschichte des Klosters in Verbindung standen.

Tritt man durch das rechte Tor in den Vorhof von Kirche und Kloster ein, dann hat man die Stadt, die Welt hinter sich gelassen und befindet sich im „Paradies", um von den Heiligen und klosternahen Persönlichkeiten empfangen und zu den Geheimnissen des Erlösungsmysteriums geführt zu werden. Man hört auf, Tourist zu sein, man ist ja gekommen, um mit den Mönchen das „Opus Dei" zu feiern, dessen Höhepunkt die gemeinsame Eucharistiefeier ist. So schreitet man vor zur großen breiten Stiege. Da begegnet uns als erster auf der Balustrade der große Schweiger und Verteidiger der Rechte der Kirche, der hl. Johannes Nepomuk *(Bild 40)*. Othmar Zinke hat ihn nicht mit dem Finger am Mund darstellen lassen, wie ihn uns die Alten sonst zeigen, sondern mit der Märtyrerpalme im rechten Arm und mit der linken hält er hoch erhoben das beschwörende Kreuz empor. Für Zinke ist er der Verteidiger und Märtyrer der Rechte der Kirche gegen die oft brutalen staatlichen Übergriffe durch König Wenzel IV. Sollte man darin nicht die Not des bedrängten Verteidigers der Exemtionsrechte und der von den Päp-

64) Karl Josef Hiernle stammte aus Bayern, wahrscheinlich Landshut, war Schüler der beiden Brokoffs und des M. W. Jäckel, in Prag 1723 das Bürgerrecht erworben. Sowohl O. *Blažíček* wie *E. Bachmann* sprechen von „Verkörperung sensitiven Reizes" oder „weltlich heiterer Beseeltheit, ätherischer Zartheit und lyrischer Empfindsamkeit in seiner Kunst" (O. *Blažíček*, Barockkunst in Böhmen aaO. S. 121; *E. Bachmann*, Plastik, in M. *Svoboda*, Barock in Böhmen aaO. S. 158.

65) Obl. Archiv Zámrsk, Velkostatek Broumov, knika 736.

66) Der Bildhauer des Kruzifixes ist Gottfried Bösewetter, Signierung am unteren Rand des Hintergrundreliefs 1723. Die beiden Symbolgestalten (Hoherpriester und Papst) versinnbilden den Alten und den Neuen Bund, Werke von M. W. Jäckel.

sten verliehenen Privilegien der Erzabtei sehen, der sich um überirdische Helfer bemüht? Jedenfalls wollte der Abt in Johannes Nepomuk nicht in erster Linie den frommen Schweiger sehen, wie ihn der gleiche Bildhauer Hiernle zwei Jahre vorher in Wahlstatt dargestellt hat, sondern den energischen kraftvollen Streiter Gottes.

Nun geht es ein paar Stufen weiter die Treppe hinab. Auf der linken Seite steht auf der Balustrade der hl. Abt Prokop von Sázava, der Gründer des gleichnamigen Klosters südöstlich von Prag *(Bild 26 und 27)*, in vollem Ornat mit Pluviale, Stola, Handschuhen, Mitra und Stab (Versinnbildlichung der kirchlichen Weihe und Gewalt gegenüber dem Teufel und seiner Gewalt). In der Hand hält er gleichzeitig das Kreuz, das er gegen den Bösen wendet, und die Kette, mit der er ihn gefesselt hat, ihn, der seinem Kloster immer wieder Schaden zufügte. Nun zwingt er den Herrn der Unterwelt, mit allen geistlichen Mitteln und großer Kraft ausgerüstet, das Feld zu pflügen. Mit der rechten Hand, ergreift er ganz oben bei der Krümmung kraftvoll den Abtstab. Der Ausdruck des gespannten Gesichtes, der Körper voll Kraft und Energie sollten wohl eine Darstellung des Abtes Othmar Zinke sein und seine Entschlossenheit versinnbildlichen, mit der er gegen die Feinde seiner Abtei kämpfen will. Der Christ, der hier vorbei zum Gottesdienst eilt, soll sich bewußt werden, daß er alle weltlichen bösen Gedanken und Begierden bezwingen muß. Wenn man diese beiden Statuen mit den identischen in Wahlstatt vergleicht, die zwei Jahre früher vom gleichen Meister geschaffen wurden, so bestätigen die Wahlstätter Kunstwerke zwar die oben beschriebene Charakterisierung der Plastiken Hiernles, erreichen aber niemals das Niveau der in Braunau stehenden Figuren. Da hat offenbar Othmar Zinke nicht nur das Thema angegeben, sondern weitgehend den Künstler beeinflußt und eine andere, seiner Vorstellung gemäße Interpretation verlangt. Darum trägt eben der hl. Prokop die Züge des Abtes und handelt in dessen Geist. Die letzten 20 Jahre, also seit 1710, waren für den Abt voller Aufregungen, heißer Gefechte und bitterer Enttäuschungen. So zurückblickend in diesem Jahr 1730 konnte er sich sagen, ich habe gesiegt. Abt Wenzel Koschin mußte resignieren und der römische Exemtionsprozeß war zum Stillstand gekommen. Es blieb alles sicut antea, vorläufig wenigstens. Abt Zinke hatte keines der Rechte aufgegeben und auf kein Privilegium verzichten brauchen, die die Päpste von allem Anfang an der Erzabtei Břevnov zugestanden und die seine Vorgänger durch Generationen bewahrt hatten. Weit schmerzlicher aber waren die Enttäuschungen, die er durch seine Mitbrüder hatte erleiden müssen. Schon P. Beda Feistl hatte dem Abt seit Beginn seiner Regierung nur größte Schwierigkeiten bereitet. Er verklagte den Abt gar beim Prager Erzbischof und an der Kurie in Rom. Gerade 1729/30 war im Břevnover Konvent eine Revolte im Gange, die durch P. Rafael Berger noch verschärft wurde.Wiederum kam es zu Anklagen beim Nuntius und in Rom. Die Sache war noch nicht ausgestanden. –

Steigt man die letzten Stufen hinab, so gelangt man auf die eigentliche Plattform des Vorhofes und steht nach wenigen Schritten beim „Steinernen Kruzifix"[66], das vor dem Hintergrund eines großen als Altarrelief gestalteten Bildes aufragt und dies ganz ausfüllt *(Bild 29)*. Der breite Sockel, auf dem es steht, nimmt

die Form eines Altares mit Antependium an. Christus ist bereits gestorben, sein Haupt ist tief auf die rechte Brustseite gesenkt, das Sühn- und Erlösungsopfer für die Menschen ist vollbracht. – Eingerahmt wird dieser Altar durch zwei toskanische Pilaster, über denen sich ein Segment wölbt, das über die hohe Mauer hinausragt. Daran schließt sich links und rechts je eine hohe Nische, in der der Hohepriester mit Ephod, Aaronstab und Rauchfaß als Repräsentant des Alten Bundes einerseits und der Papst mit Tiara, Stabkreuz, Kelch mit Hostie als Repräsentant des Neuen Bundes andererseits stehen. Im großen Relief ist links Moses, der mit einem erhobenen Stab auf die eherne Schlange auf der Stange weist; davor lagert das Volk Israel auf dem Wüstenzug, das von einer Schlangeninvasion heimgesucht wird. Viele starben an ihrem Biß. Wer aber nach dem Geheiß des Moses die eherne Schlange in vollem Gottvertrauen ansieht, wird nicht sterben, sondern gesunden. Rechts vom Kreuz ist eine mittelalterliche Stadt mit Kirche angedeutet. Auf dem ‚Antependium' wird ein weiteres Symbol gezeigt, das geopferte Paschalamm. An den Seiten sind schreinartige Gebilde, in denen die Marterwerkzeuge Christi ausgestellt sind.

Die Sprache, in der die ganze Szenerie, die Figuren und Symbole reden, ist zu deutlich, als daß man sie nicht verstehen könnte im Sinn des Othmar Zinke. Die Szene neben dem Kreuz mit der ehernen Schlange ist ein prophetischer Hinweis auf den kommenden Welterlöser, zugleich aber auch ein Ruf an die Christen: Wer gläubig und vertrauend zu Christus aufblickt, wird nicht sterben, sondern das ewige Leben haben durch dessen Sühneopfer. Die Stadt mit Kirche auf der rechten Seite soll nicht Jerusalem sein, sondern der Tempel des Neuen Bundes. Das Paschalamm, dessen Blut die Israeliten in der Nacht vor dem Auszug aus Ägypten an die Türpfosten gestrichen haben, hat sie vor dem Tod bewahrt und von der Knechtschaft befreit. Die symbolhafte Gleichstellung des Lammes mit Jesus Christus bedeutet, daß er durch sein Blut und seinen Tod die Menschen vor dem ewigen Tode und aus der Knechtschaft der Sünde befreit hat. Dieses Kruzifix bekundet das Zentrum der ganzen Heilsbotschaft, es ist aber auch der Mittelpunkt dieses Atriums, zu dem die Statuen hinführen wollen. Adoramus te Christe et benedicimus tibi, quia per sanctam Crucem tuam redemisti mundum. Christus hat mit dem Opfer seiner selbst die Tieropfer des Alten Bundes ein für allemal und für alle Zeiten abgelöst. Er ist zugleich auch der Hohepriester, der am Abend vor seinem Leiden im Saal das Abendmahl feierte und es als immerwährende unblutige Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers einsetzte. In jeder Eucharistiefeier (hl. Messe) bringt er sich selbst als Sühne- und Dankopfer Gott dem Vater dar, das der Priester in seinem Auftrag „Tut dies zu meinem Andenken" zusammen mit dem Volk Gottes des Neuen Bundes vollzieht. Dies wollte Abt Othmar Zinke den Gläubigen mit der ganzen Szenerie gegenüber dem Eingang der Kirche veranschaulichen und zum Bewußtsein bringen. Wenn dann auf der Balustrade rechts vor dem Eingangstor in die Kirche die Verkündigungsgruppe zu stehen kam, dann wollte der Abt damit doch sagen, daß ohne das Mysterium der Menschwerdung des Sohnes Gottes unter der Mitwirkung der Jungfrau Maria das Opfer am Kreuz nicht hätte dargebracht werden können *(Bild 30)*. Gewiß hätte Gott, der Vater, jeden anderen nur denkbaren Weg der Erlösung

wählen können, da er es aber in dieser Weise gewollt hat, erfüllte Jesus den Willen seines Vaters. „Meine Speise ist es, den Willen des Vaters zu erfüllen." Das mag der Hintergrund sein, daß der Abt auf der Balustrade oben am Vorplatz des Klosters die Ölbergszene anbringen ließ *(Bild 28)*. Sie bringt zum Ausdruck, daß Christus sich in erschütternder Todesangst im Gebet zum Vater durchrang: „Vater, wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von mir. Aber nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Und es erschien ein Engel vom Himmel und gab ihm Kraft." (vgl. Lk 22, 42). Viel Theologie und viel Meditation steckt in diesem ganzen Arrangement des Vorhofs. Dann erst ist der Gläubige nach Zinke vorbereitet, in die Kirche einzutreten, um mit den Mönchen die Eucharistiefeier, das Abendmahl, zu vollziehen. Nur wenn man die barocke Kirche und ihre Kunstwerke von der Weltanschauung und der Gläubigkeit der Menschen jener Zeit her sieht, versteht man sie erst in ihrer Bezogenheit aufeinander.

Nicht in den Gesamtrahmen des Atriums, wie man den Vorhof auch nennen könnte, gehören die sechs Statuen auf der Balustrade über dem Kirchenportal längs der Südseite des Kirchenschiffes *(Bild 31)*. Hier spricht gleichsam Othmar Zinke als Abt seines Klosters durch die Figuren zu den Beschauern. Nur zum Teil stellen die Figuren Heilige dar. Sie alle haben in irgendeiner Weise Anteil an der Geschichte seiner Erzabtei Břevnov mit ihren Klöstern, und damit ja auch an diesem Braunauer Kloster. Mit dieser Galerie wollte er aber auch das Kloster Braunau, in dem er residierte, in die Geschichte und Tradition des Benediktinerordens eingebunden wissen. Deshalb haben über dem Eingang in die Kirche die Heiligen Benedikt und Scholastika ihren vorrangigen Platz erhalten *(Bild 20)*. Sie assistieren beim Benediktuskreuz. Trotz dieser Betontheit fällt die Gruppe aus der Gesamtgestaltung nicht heraus, sondern wird vielmehr zum dekorativen organisch verbundenen Detail. Der hl. Benedikt ist für Abt Othmar Zinke nicht nur der Begründer des Ordens, also eine geschichtliche Persönlichkeit allein, sondern vielmehr noch der Schutz und Segen bringende Ordensvater, insbesondere gegen alle feindlichen Mächte. Wieder werden die Gedanken zu den großen Kämpfen hingelenkt, die O. Zinke auszufechten hatte. Links davor ist der hl. Bischof Adalbert von Prag, der Gründer der Erzabtei Břevnov postiert. Ihm ist auch die Braunauer Klosterkirche als ihrem Schutzpatron geweiht. Auf der rechten Seite steht selbstbewußt Herzog Boleslav II. mit der Schenkungsurkunde vom Jahr 993 in der Hand. Weiter reiht sich rechts außen Papst Johannes XV. mit der Bestätigungsbulle vom gleichen Datum ein. Links außen steht noch ein zweiter Papst. Nach den Attributen Buch und Stabkreuz mit drei Querbalken ist es Papst Gregor d. Gr. Zunächst löst das Befremden aus, weil von ihm gar keine Beziehung zu Břevnov feststellbar ist, nur daß er auch ein überzeugter eifriger Benediktiner war. Er hat auch im 2. Buch der Dialogia die Vita des ehrwürdigen hl. Ordensvaters Benedikt geschrieben, die in feinfühliger Weise die Charakterart Benedikts schildert. O. Zinke hat offenbar diese Dialogia gekannt und sie geschätzt. Immer, wenn er den hl. Benedikt in Statue oder Bild darstellen läßt, ist auch Gregor d. Gr. dabei. Charakteristisch dafür ist besonders das Benedictusaltarbild in Wahlstatt.

Nachdem Herzog Boleslaus und Papst Johannes XV. durchaus keine Heiligen waren, hatte der Abt mit ihrer Präsentierung zunächst rein historische Reminis-

zenzen im Auge. Das schließt aber nicht aus, daß er von den Heiligen unter ihnen auch Schutz und Segen für seine Abtei erwartete.

Abt Othmar hatte als Novize, Kleriker und junger Pater im Braunauer Konvent die gesamten Vorgänge des Neubaues und der Ausstattung der Klosterkirche einschließlich des Brandes vom 29. 9. 1684 unter Abt Thomas Sartorius mitgemacht. Als Provisor (Zellerar) war er wohl auch mit Soldati und Steinfels persönlich in Verbindung gekommen. Er kannte nichts anderes, als er schießlich 1700 Abt wurde. Es war in allem ein konservativer Barockbau italienischen Formgefühls in rechteckiger Zusammensetzung von Wänden und Räumen. Nun hat sich in O. Zinke durch den Bau der Kirche St. Margaret in Břevnov unter der Führung des Baumeisters Christoph Dientzenhofers ein völliger Wandel der Stilauffassung vollzogen. Er hat den Baumeister in dessen Raumvorstellung und -gestaltung verstanden. Sicher hatte der Neubau von St. Margaret vor den Toren Prags bei den zeitgenössischen Künstlern und Bauherren Eindruck gemacht, war ins Gespräch gekommen. Das mußte das Selbstbewußtsein des Bauherrn, des Abtes von Kloster und Kirche in Břevnov, sehr gestärkt haben.

Die Braunauer Klosterkirche stand in ihrer architektonischen Bauart, ihrer Ausstattung der Břevnover diametral gegenüber. Nun war aber das Kloster Braunau seine eigentliche Residenz, in Břevnov war er immer nur einige Tage und das in größeren Zeitabständen. (Die beiden Klöster lagen drei Tagreisen auseinander.) Er mußte vom künstlerischen Standpunkt aus – er war Ästhet – damit fertig werden. Ein nochmaliger Umbau war ausgeschlossen im Hinblick darauf, was er sonst noch an Bauvorhaben plante: das Wahlstatter und das Braunauer Kloster. Der üppige Dekor an Stuck und Fresken ergab die gleiche Situation. Wenn er jemals mit K. I. Dientzenhofer über eine Modernisierung der Klosterkirche in Braunau diskutiert hat, so erwies sich jeder Plan irgendeiner Neugestaltung als unreal. Anders war es beim Kloster. Hier hat Kilian Ign. Dientzenhofer den Abt von der Notwendigkeit eines völligen Neubaues überzeugen können. Es war bisher ein zusammengestoppelter Umbau, der mit dem Hochbarock Dientzenhofers nichts gemeinsam hatte. In der Innenausstattung der Kirche störte ihn die üppige Stuckierung. Seine Abneigung gegen zu viel Stuck kommt auch in dem Briefwechsel, den er mit Cosmas Damian Asam wegen eines Freskos im Festsaal (Maria-Theresia-Saal) im) Břevnover Kloster 1728 führte, zum Ausdruck. Er lehnte darin eine Mitarbeit von dessen Bruder Egid Quirin Asam ab, weil er keine Stuckierung wünsche. Schließlich kam es zum Kompromiß. Die Hohlkehlung der Decke wurde vom Bruder des Malers stuckiert, um so dem Freskogemälde einen geziemenden Rahmen zu geben. Diese Arbeit ist vom Abt auch zugestanden worden. Er konnte freilich den Stuck in der Braunauer Klosterkirche nicht herunterschlagen. Aber er konnte den Hochaltar und die Seitenaltäre in den Kapellen neugestalten, was er auch bald in Angriff nahm.

Wie der Hochaltar ursprünglich eigentlich ausgesehen hat, wissen wir heute nicht mehr. Was die Quellen darüber hergeben, wurde bereits berichtet. Es scheint so zu sein, daß der alte, an die Wand des polygonalen Abschlusses im Ostchor gerückte Dreifaltigkeitsaltar, mit den wenigen Stuckarbeiten des Soldati und den zwei Medaillonfresken an der Wand einen sehr bescheidenen Hochal-

tar hergegeben hat. Das Prunkstück war ein silberner Tabernakel, den Abt Thomas einmal eigens aus Wien für den Hochaltar mitgebracht hatte. Im Jahre 1705 aber mußten alle Silbergeräte zur Finanzierung der Kriegskasse (Türkenkrieg, Spanischer Erbfolgekrieg) abgeliefert werden, somit auch dieser Tabernakel. Abt Othmar nützte die Gegenwart von Johann Brokoff aus, der 1705/1706 sich in Braunau aufhielt und, wie bereits berichtet, an der Mariensäule am Ringplatz arbeitete. Der Abt beauftragte den Bildhauer Ergänzungen am Hochaltar vorzunehmen. Sie sind auch als Ergänzung in der Spezifikation der Arbeiten an der Mariensäule mit angeführt.[67] Die zwei Büsten der hl. Hedwig und der hl. Margaret, die 16 größeren und kleineren Reliquienkästchen konnten auch nur eine Ergänzung sein. Der Kragstein zur Exponierung der Monstranz und die beiden Engelchen setzten voraus, daß man statt des silbernen Tabernakels bald einen holzgeschnitzten angeschafft hat. Damit war die Unzulänglichkeit des Hochaltars nicht beseitigt, ein neuer hochbarocker war fällig. Seit 1717 waren in der neuen Kirche St. Margaret in Břevnov Maler, Bildhauer, Schreiner, Staffierer an deren Innenausstattung beteiligt. Dieselben verpflichtete der Abt für Arbeiten in der Braunauer Klosterkirche. Man trat mit den gleichen Künstlern in Verbindung, die in St. Margaret den Hochaltar geschaffen hatten, daß sie nach dessen Vorbild auch den Hochaltar in der Braunauer Klosterkirche neu erbauen sollten. Das waren der Tischlermeister Ignaz Dobner, der Bildhauer M. W. Jäckel und der Staffierer Andreas Röpfel. Alle drei haben mit den Břevnover Patres Kolumban Heinisch und Raphael Berger im Juni 1721 Kontrakte abgeschlossen.[68] Am 23. 4. 1724 hatte der Abt den neuen Hochaltar zu Ehren der Heiligen Herzog Wenzel und Bischof Adalbert geweiht.[69] Bei der großen Renovierung der Klosterkirche 1856–1861 ist auch der Hochaltar stark verändert worden. Damit war

67) „Item 8 Reliquiarien Kastl, es wäre eins seine 6 fl. träulich wert, will aber auch geschehen lassen eins vor 4 fl. Alle 8 machen zusammen 32 fl. Dan ein Brustbild S. Hedwigis und S. Margaret kostet ein jeglich 3 fl, alle beide zusammen machen 6 fl. Und weilen noch spacium genug am Altar ist, diese 2 Brustbilder anzubringen, dahero habe ich auch noch 2 Postamenter dazu gemacht, alle beide vor 6 fl. Summa 44 fl. Dan widrumb 8 kleine Reliquien Kastl, dafür nichts, item ein Krakstein mit 2 zusammen geflochtenen Kindln zum Tabernakel, allwo die Monstranz zu stehen kombt, dafür auch nichts. Item die Statua zu Politz unser Lieben Frauen 30 Thaler, macht 45 fl. Das Kaptäl kostet der Statue gleich in einem Preyss, begehre aber nur 20 fl.

68) Im Kontrakt des Johann Ignaz Dobner heißt es „einen zweiteiligen Altar mit Säulen; im unteren Teil 4 ganze Säulen, davon 2 gebunden und 4 halbe; im oberen Teil 4 kannelierte Säulen, samt den dazu gehörigen Postamenten, Kapitellen, und Hauptgesimse und Baldachin." Nachdem der ursprüngliche Hochaltar nach der Kirchenrenovierung von 1856 – 1861 nicht mehr erhalten ist, vor allem der untere Teil ganz verändert wurde, besitzen wir doch infolge dieses Textes eine ungefähre Vorstellung vom ursprünglichen Zustand. M. W. Jäckel besorgte die plastische Ausgestaltung: alle Engel, Statuen, Putten, Kapitelle, Krakstein, Glorien, Vasen und Baldachin. Andreas Röpfel staffierte den ganzen Altar und überzog und polierte ihn mit spanischem Firnis: die Engel, Statuen, die Wolken wurden weiß poliert, die Kapitelle, Zierleisten, Strahlen, Schmiedearbeiten und der ganze Baldachin wurden vergoldet. SÚAP FBB kart. 50 XVIII.

69) Diarium Braunense 23. 4. 1724.

dann die einheitliche Barockkomposition, die sich an die Grundformen des Hochaltars von St. Margaret gehalten hatte, sehr beeinträchtigt worden. Der Unterbau erhielt eine veränderte Architektur. Er wurde um ein Viertel überhöht und vor allem verbreitert, so daß die alten Medaillonbilder von Steinfels, die noch auf den ersten Altar des 17. Jahrhunderts zurückgehen, dessen Erbauer Abt Thomas war, fast total verdeckt wurden. Zinke hatte verlangt, daß die Medaillons in den neuen Altar einbezogen werden. Während der jetzige Unterbau faktisch neu konstruiert wurde, scheint der Aufsatz auf Jäckel zurückzugehen. Er zeigt die alte barocke Konstruktion mit seiner leichteren, beschwingteren Art. Zwischen Ober- und Unterteil besteht keine Übereinstimmung mehr. Der halbkreisförmige Segmentbogen auf dem Gebälk der unteren Säulen wirkt schwer und unförmig. Die Engel, die Dreifaltigkeit und der sonstige plastische Schmuck stammen offensichtlich noch vom Jäckelschen Altar. Das alte Altarbild (es muß hier früher ein barockes, aber kein Adalbertbild gewesen sein) wurde entfernt, dafür kam 1870 ein Bild, Apotheose des hl. Adalbert, von Maler Anton Lhota im Nazarenerstil an seine Stelle. Nun war auch die Statue des hl. Adalbert von Jäckel am Hochaltar überflüssig geworden, sie wanderte ins Depositorium der Sakristei, wo sie noch als morsche Figur bis zuletzt stand. An seine Stelle setzte man eine von einem Holzbildschnitzer der Provinz geschaffene Johannes-Nepomuk-Statue im üblichen Standardtyp. Der hl. Wenzel scheint wohl auch eine neue Statue vom gleichen Schnitzer erhalten zu haben. Sie stehen beide auf einer brettartigen Platte zwischen den Säulenpaaren. Unter der Platte ist je ein Engel als Karyatide vom gleichen Bildschnitzer angebracht worden. Das Ganze wirkt sehr unzulänglich. –

Abt Othmar Zinke war in seiner Frömmigkeit und Spiritualität stark von der Verehrung des Leidens Christi und seines Sterbens am Kreuz getragen. Bei der Ausschmückung seiner drei Kirchen fand er immer wieder Möglichkeiten, von Künstlern, Malern oder Bildhauern, dies realisieren zu lassen. Dafür gibt es genug Zeugnisse, vor allem die drei Kreuzbilder auf den Seitenaltären der Kirchen in Břevnov (Peter Brandl), in Braunau und Wahlstatt (Wenzel Lorenz Reiner) sind mächtige Zeugen. Eine besondere Bedeutung kommt in dieser Hinsicht dem Steinernen Kreuz im Vorhof (Atrium) der Kirche in Braunau gegenüber dem Eingang zu. In diese Reihe gehört auch die Votivkirche zum hl. Kreuz mit dem Kalvarienkreuz, vom Abt persönlich gestiftet und unter großer Beteiligung der Bevölkerung 1728 feierlich eingeweiht. (Aufgehoben von Josef II.; die Stadt besaß damals sieben Kirchen! Sie verfiel mit der Zeit und wurde später abgetragen; das Kreuz wurde in die Ölberg-Kapelle übertragen, wo es sich noch befindet.)

Am ergreifendsten hat dieses Thema *Peter Brandl in dem Kreuzbild* zum Ausdruck gebracht *(Bild 32)*, das sich in dem ehemaligen Kloster in Braunau (Broumov) befindet. Es hing an der Stirnwand des Saales in der Prälatur. Nach der Aufhebung des Klosters 1950 war es das wertvollste Bild im Braunauer Heimatmuseum.[70]

---

70) Brandlovy obrazy aaO. S. 156 Anm. 13 (tschechisch) übersetzt: Peter Brandl, Der Gekreuzigte, Öl auf Leinwand, 310 x 177 cm, nicht signiert, ehem. Kloster Braunau.

Die Überlieferung schreibt dieses Bild dem Maler Peter Brandl zu. Bis jetzt konnte in archivalischen Quellen kein Beleg dafür gefunden werden. Jaromir Neumann, der derzeit beste Kenner der Werke Peter Brandls, betont: „An der Richtigkeit dieser Tradition, das Bild mit dem Namen Brandls zu verbinden, braucht aber nicht gezweifelt zu werden."[71] Der Stil des Bildes ist realistisch, expressiv. Neumann charakterisiert es als „eine ausdrucksvolle düstere strenge Kreuzigung.... Die Gestalt Christi ist robust, aber edel. Auf den Betrachter wirkt Christus vor allem durch den suggestiven Blick, der aus tiefer Angst und Verlassenheit kommt".[72] Offenbar lag dem Abt viel daran, daß sein in Auftrag gegebenes Kreuzbild keine historisierende Szenerie bringt, sondern ausdrucksvoll Kunde von der aufopfernden hingebenden Liebe des Herrn gibt. „Niemand hat eine größere Liebe, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde". So ist kein Platz für Volk und Soldaten, auch nicht für die frommen Frauen. Das alles würde nur von dem ergreifenden Geschehen ablenken. Auch kein Engel wird von Gott als Tröster gesandt wie am Ölberg, siehe Ölberggruppe beim steinernen Kreuz im Atrium der Kirche von Braunau. Ja, auch Johannes und Maria sind nicht beim Kreuz. Wie soll sonst die absolute Einsamkeit und Verlassenheit zum Ausdruck gebracht werden, die ihn knapp vor seinem Tode noch in den klagenden Ruf ausbrechen läßt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Guardini schreibt dazu: „Niemand lüftet das Geheimnis, wie Gottes Sohn von Gott verlassen sein kann. Ganz bloß und einsam ist er, von allen verlassen steht er allein mit unserer Schuld der göttlichen Gerechtigkeit gegenüber."[73]

Mag sein wie immer, auch wenn dieses Bild der Entwurf zu einem Kreuzbild gewesen ist, oder es wäre ein Geschenkbild des Braunauer Konventes an den Braunauer Abt, so müßte es doch eine Möglichkeit gegeben haben, daß Zinke seine Vorstellung vom Kreuzestod Jesu dem Maler darlegen konnte. Es ist unwahrscheinlich, daß Brandl diese Ausführung in eigener Invention konzipieren konnte. Freilich, ohne sein eigenes Todeserlebnis in seiner schweren Krankheit 1718, die ihn an den Rand des Todes gebracht hatte, wäre er zu so einer Darstellung kaum fähig gewesen. Das Todestrauma seiner Krankheit hat ihn noch während seiner Genesung von der Krankheit verfolgt. Als Auftraggeber hat hier Zinke stark die Inventionen Brandls zu den Bildern beeinflußt. Weil Zinke seine ganz bestimmten Vorstellungen der Themen und deren Gestaltung Brandl mitgeteilt hat, muß man annehmen, daß der Abt auch Entwürfe, Skizzen, Bozettos als zu prüfende Vorlage verlangt hat. Er hatte in seiner religiösen Einstellung offenbar eine besondere Vorliebe für den einsam sterbenden Christus mit der unter dem Kreuz stehenden Schmerzhaften Mutter Gottes. Bei dem Steinernen Kreuz im Atrium der Braunauer Klosterkirche fehlt auch sie; und so auch bei dem Braunauer Kreuzbild. Brandl mußte sein Todestrauma in seiner Kunst zu bewältigen suchen. Gerade in den Jahren 1718/19 hat der im Auftrag des Abtes Zinke die sieben Altarbilder in der Břevnover Kirche St. Margaret gemalt. Vier davon sind

---

71) Brandlovy obrazy aaO. S. 159.
72) Brandlovy obrazy aaO. S. 129 (tschechisch)
73) *R. Guardini*, Der Kreuzweg unseres Herrn und Heilandes, Mainz 1985 (Neuauflage).

Darstellungsszenen des Sterbens, darunter das dortige Kreuzbild am Kreuzaltar mit der Schmerzhaften Mutter Gottes, dann der Tod der Heiligen Benedikt und Gunther und die Ermordung des hl. Wenzel.

Bei dem Braunauer Kreuzbild nahm Brandl in das einsame Sterben Jesu auch die ganze Umwelt mit hinein: das wuchtige Kreuz, mit groben unbearbeiteten hohen Pflöcken in die Erde gerammt, füllt den ganzen Bildraum aus. Die kahle wüste Landschaft hat Anteil an dem grausamen Geschehen, nur angedeutet lassen sich ganz im Hintergrund zwei Palmen erkennen. Im Vordergrund links vom Kreuz liegen Totengebeine (Golgotha!). Kein Wesen, kein Mensch, nicht einmal Maria, seine Mutter, sind in die Szene aufgenommen. Es gibt nichts Hoffnungsvolles. Der zaghafte silbrige Lichtstreifen am Horizont und auch der schwache Lichtstrahl von links oben sind zu wenig, um auf die kommende Auferstehung hinzuweisen. Der Tod mit seiner alles zerstörenden Macht des Sterbens scheint hier zu siegen. Jesus erhebt das Haupt mit halb geöffneten Mund und blickt zu dem Lichtstrahl hinauf. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen".

Aber Jesus hatte es ganz klar und eindeutig den Aposteln vorausgesagt: „Wir ziehen jetzt nach Jerusalem hinauf; dort wird der Menschensohn den Hohenpriestern und Schriftgelehrten ausgeliefert, sie werden ihn zum Tode verurteilen und den Heiden übergeben, damit er verspottet, gegeißelt und gekreuzigt wird; am dritten Tag aber wird er auferstehen". (Mt. 20, 17 ff.).

Und gerade durch diesen schweren Tod und seine Verherrlichung durch die Auferstehung hat Jesus den Tod für alle, die an ihn glauben, das ewige Leben erworben. „Denn jeder, der lebt und an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt" (Jo 11, 25). Wie gut hat Brandl das Sterben im Glauben bei Benedikt und Gunther darzustellen verstanden! Das ist kein Sterben in den biologischen Tod, da konnte keine Angst aufkommen, sondern der Himmel öffnet sich, Boten vom Himmel, Engel bieten sich als Begleitung an, hinüber in die Ewigkeit. „Tod, wo ist dein Sieg; Tod, wo ist dein Stachel?". Strahlende Glückseligkeit entmaterialisiert das Gesicht des hl. Benedikt und himmlisches Licht überströmt die Mönche. Hier hat, wie auch beim Tode des seligen Gunther, Brandl seine Sprache der Lichtgebung voll zur Geltung bringen können. Verflogen war das Todestrauma. So realistisch auch die Ermordung des Herzogs Wenzel dargestellt ist – die Herzogskrone rollt zu Boden, der Körper bricht zusammen, das Leben erlischt – so öffnet sich auch hier der Himmel, Engel fliegen herbei und einer überreicht ihm die Märtyrerpalme.

So verständlich das persönliche Engagement Brandls bei diesem Braunauer Kreuzbild ist, so frappierend ist zunächst, daß der Abt Othmar Zinke, ein Mann von großer Aktivität und Schaffenskraft – eigentlich eine Managernatur – das Bild in dem ursprünglich kleineren Format, angenommen hat und sich gewissermaßen damit identifizierte; das ist doch sehr verwunderlich. Man kann daraus aber auch den Schluß ziehen, daß er eine weite Spannkraft besaß, um die Gegensätzlichkeiten in sich auszutragen, die ihn auch schöpferisch befruchteten. Aber sein Wirken als Auftraggeber ist auch stark von seiner Religiosität und persönlichen Frömmigkeit bestimmt. Er hat alle Altarbilder in seinen Kirchen nicht als einmal notwendiges beziehungsloses frommes Inventar mit gängigen Motiven

und Heiligendarstellungen bei den Künstlern bestellt, sondern dabei immer seine ganz persönliche Vorstellung zur Geltung gebracht. Das geht auf seine Ordensspiritualität und -asketik, wie auf eigene Bibelinterpretation zurück. Gelegentlich hat er auch eine ganze Theologie entwickelt, wie das bei den 15 Statuen im Atrium der Klosterkirche in Braunau der Fall ist.

Marginalien zu dem Bild. Auffallend an dem Bild ist, daß die Leinwand an den Rändern manipuliert ist, als wäre das Bild mit 5 Leinwandteilstücken vergrößert worden. In dem Foto, das dieser Arbeit zugrunde liegt, handelt es sich um die Größenveränderung auf 310 x177. Wann ist diese Manipulation vorgenommen worden? War es Brandl selbst, der diese Veränderung vorgenommen hat? J. Neumann datiert die Entstehungszeit des Bildes um das Jahr 1710.[74] Andererseits erwähnt er auf der vorhergehenden Seite, daß der Name Brandl im Herbst 1715 zum erstenmal in den Břevnover Archivalien auftaucht. Dazu wäre folgendes zu bemerken: Wenn man die Verhältnisse in diesen Jahren in den beiden Klöstern Břevnov und Braunau kennt, dann läßt sich das Bild zu der Zeit in keinem der beiden Klöster unterbringen. In Břevnov steht der Bau erst vor der Vollendung. In Braunau sind für künstlerische Interessen oder Tätigkeiten noch keine Voraussetzungen gegeben. Der Abt ist noch vollauf mit Břevnov beschäftigt, der Konvent ist noch nicht in der Lage mit Künstlern Kontakte aufzunehmen. Der Dientzenhoferische Klosterbau ist noch nicht einmal in der Planung vorgesehen. Es steht noch der frühbarocke Klosterbau von Martin Reiner, der unter Abt Thomas 1665–1675 errichtet wurde. Erst nach der Vollendung der Kirche in Břevnov 1715 und des Klosters mit den Wirtschaftsräumen 1717 in Břevnov, konnte der Abt an die Erneuerung und Vollendung der Innenausstattung der Braunauer Klosterkirche hergehen. Das war erst ab 1719 möglich. Sie erfolgte ab 1720, die Einweihung des Hochaltares erfolgte 1724 zu Ehren der Heiligen Adalbert und Wenzel. In diese Zeit wäre das Braunauer Kreuzbild anzusetzen, weil Brandl auch seine schwere Krankheit im Winter 1718 durchgestanden hat, die ihm die seelische Disposition zu den Todesthemen eingebracht hat.

Was nun die Jahreszahl 1715 anbelangt, könnte es sich um einen Zusammenhang mit der Weihe der ersten beiden fertiggestellten Quadraturen des Břevnover Klosters handeln, die vom Abt feierlich geweiht worden waren. Im gleichen Jahr war auch der Bau der Kirche vollendet worden. Es liegt nahe, daß beide Konvente durch Vermittlung von Christoph Dientzenhofer einen oder beide Apostelköpfe v. Brandl (47 x 61) erworben und dem Abt zum Namenstag am 16. November aus Dankbarkeit und Freude geschenkt haben. Beide hingen bis 1950 in der Bildergalerie der Braunauer Prälatur[75]. Möglicherweise sind in dem Zusammenhang auch die sieben Altarbilder in der Kirche St. Margaret mit unter den drei Männern Zinke, Dientzenhofer und Brandl verhandelt worden.

---

74) Brandlovy obrazy aaO. S. 159

75) *A. Cechner.* Soupis historických a uměleckých památek v politickém okresu Broumovském, Praha 1930 (= Inventarium geschichtlicher und künstlerischer Denkwürdigkeiten im Braunauer Bezirk). S. 88, Bild 90, 2 Greisenbrustbilder (genannt Apostelbilder) 47 x 61 cm, Öl auf Leinwand.

Unser Braunauer Kreuzbild paßt entstehungsgeschichtlich in die von Neumann angenommen Jahre nicht hinein. Es wäre doch möglich, daß sich Zinke von Brandl bei dem für ihn so wichtigen und heiklen Thema einen Entwurf malen ließ. Das könnte dann unser Kreuzbild gewesen sein. Vielleicht wäre das Bild dem Abt zu ernst gewesen, vor allem fehlte die Schmerzensreiche Mutter Gottes als die Mitwirkende am Erlösungswerk. Das hat er dann deutlich von dem Maler in dem durchgeführten Kreuzbild am Kreuzaltar der Břevnover Kirche zum Ausdruck bringen lassen.

Irgendwann wäre dieser Bildentwurf in die Abtkapelle der Braunauer Prälatur geraten. Walter Sommer bringt in seinem Buch, Königreich Böhmen,[76] bei der Beschreibung der Dekanalkirche Peter und Paul die Bemerkung: Der Hochaltar hat ein treffliches Gemälde „Der Sterbende Heiland" von Peter Brandl. Er beruft sich auf Bienenberg, der in seinem Buch Altertümer ausdrücklich betont, das Bild selbst dort gesehen zu haben. Dieser Satz würde nahelegen, daß das Bild 1836 nicht mehr in der Dekanalkirche hing. Sicher wäre es aber dann spätestens aus der Dekanalkirche bei der in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts durchgeführten Renovierung unter dem Pfarrer Jakob Lenk entfernt worden. Der Hochaltar mit den beiden Seitenaltären wurde dabei im neubarocken Stil errichtet.

Wie war nun das Bild in die Dekanalkirche gekommen? 1757 war infolge der Kriegshandlungen des Siebenjährigen Krieges durch die preußischen Truppen Braunau eingeäschert worden. Auch die Pfarrkirche war völlig ausgebrannt. Ab 1765 ließ Abt Friedrich Grundmann die Kirche neu einrichten. Sie erhielt einen neuen Hochaltar. Da dürfte Abt Friedrich Grundmann das Kreuzbild für den Hochaltar zur Verfügung gestellt haben, nachdem der Maler, wahrscheinlich Josef Hager[77], ein bedeutsamer Prager Freskant, der die Pfarrkirche mit zwei Fresken zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus ausgestattet hat, dürfte durch Anstückelung von Leinwandstreifen und entsprechende Bemalung die Ergänzung ausgeführt haben, damit es für den Altar die richtige Größe hatte.

Abt Friedrich Grundmann war als Prior von Břevnov ein treuer Anhänger des Abtes Zinke gewesen. Er war ein frommer, ganz monastisch ausgeprägter Abt, der keine Aufklärung kannte und noch ganz dem Barock verhaftet war. Man könnte annehmen, daß er, aus der Schule seines großen Abtes hervorgegangen, diese Schenkung des Brandlschen Bildes als Pietätsakt seinem einstigen Abt und Meister gegenüber tat. In den Konflikten seines Abtes mit den Konventen hat er immer treu auf dessen Seite gestanden.

Interessant ist die Eintragung im Braunauer Diarium, vom 17. 11. 1726 (Abtweihetag), daß dem Abt Othmar Zinke vom Konvent ein Ecce-Homo-Bild und sechs silberne Leuchter für die von ihm in dem gleichen Jahr errichtete Ecce-Homo-Kapelle der Klosterkirche links beim Eingang geschenkt wurden.[78] Bei der

76) *Walter Joh. Gottfr. Sommer,* Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt, 4 Bde. hier, Königgrätzer Kreis, Prag 1838 S. 1177.

77) Josef Hager (1726 – 1781), Schüler der Wiener Akademie; Lit.: *E. Hubala,* Die Malerei, in: *K. M. Svoboda,* Barock in Böhmen, München 1964. S. 222 – 225.

78) *A. Cechner* Soupis ... aaO. S. 88. Brandl Peter Ecce homo, Brustbild Öl auf Leinwand, 73 x 100 cm; unten signiert Peter Brandl pinx,. Bild S. 106

Restaurierung der Klosterkirche 1856–61 war das Bild entfernt worden und an seine Stelle eine gleichnamige Statue gesetzt worden. Der Abt hatte 1726 diese Kapelle einrichten lassen. In die Ecken der Kapellen kamen auf Konsolen die Statuen Mechthild, Gertrud, Scholastika, Hildegard zu stehen. Nach einer Notiz des Diarium Braunense wurden diese Statuen 1726 polychromiert. Der Bildhauer war aller Wahrscheinlichkeit nach Gottfried Bösewetter.

Ein Beleg für die besondere Verehrung der Schmerzhaften Mutter Gottes beim Abt O. Zinke ist die von ihm veranlaßte besondere Ausstattung der Kapelle rechts beim Eingang in die Klosterkirche. Für die Statue der Schmerzhaften Mutter Gottes, durchbohrt vom Schwert des Schmerzes, ließ er eigens den Bildhauer M. W. Jäckel nach Braunau kommen, um mit ihm das Werk zu besprechen. Er bezahlte ihm die Reise.[79] Die Statue wurde ganz versilbert und steht trauernd unter einem Kruzifix, an dem Jesus, bereits verstorben hängt. Ringsherum bis auf die abschließende Wand sind größere und kleinere polychromierte Engel angebracht, die Marterwerkzeuge Christi tragen und seinen Tod betrauern. In den beiden gegenüberliegenden Ecken auf Konsolen stehen die polychromierten Statuen der Heiligen Magdalena und Veronika als mitfühlende Frauen, die Zeuginnen des großen Leidens Christi gewesen sind. „O, ihr alle, die ihr auf dem Weg vorübergeht, achtet und sehet, ob ein Schmerz wie mein Schmerz" ist. So hatte es der Abt gewünscht. Die Kapelle ist eindrucksvoll.

Abt Othmar Zinke in seiner religiösen Einstellung und Frömmigkeit, in seiner Verehrung des hl. Kreuzes und der Schmerzhaften Mutter Gottes, darf nicht isoliert gesehen werden, wenn sie auch bei ihm besonders ausgeprägt waren. Diese Verehrung hatte in der Erzabtei Břevnov-Braunau eine besondere Tradition.

In der Barockzeit lebte die Verehrung des Kreuzes, des Leidens Christi, der Schmerzhaften Mutter Gottes, die vom Schwert des Schmerzes durchbohrt unter dem Kreuz steht, wieder auf. Die großen Nöte und Drangsale des Dreißigjährigen Krieges und die schweren Pestepidemien hatten den Anstoß dazu gegeben. Sie kam auch den Bedürfnissen des Volkes nach einer mehr gefühlsbetonten Frömmigkeit gegenüber dem nüchternen reformatorischen Gottesdienst entgegen. Konkret hat Abt Benno I. Falkenberg (1621–1646) von Břevnov mit dem Sitz in Braunau, Generalvisitator der Benediktinerkongregation von Böhmen-Mähren-Schlesien auf dem Provinzialkapitel 1631 in Emaus-Prag bestimmt, daß jeder Professe verpflichtet ist, außer dem Brevier privat täglich auch das Kreuzoffizium zu beten. Außerdem sollte jeden Freitag im Konventamt die Votivmesse vom hl. Kreuz im Festrang „secundae Classis" gefeiert werden. Beides wurde jedem der vier Konvente zur Pflicht gemacht. Begründet hat das der Abt damit, „daß man in diesen bösen Zeiten zu Jesu Christi Leiden Zuflucht suchen soll, um so unter den Flügeln des gekreuzigten Herrn vor Gott Gnade zu finden und seinen Schutz zu erlangen". Enthalten ist dieses Kreuzoffizium in dem Vademecum „Pietas Benedictina", das freilich erst später gedruckt wurde.[80]

---

79) SÚAP FBB kart 365.

80) Pietas Benedictina, olim in officio et preces ad Sanctos ordinis nostri distributa et

Aus den einzelnen Kapiteln dieses Buches ist zu ersehen, daß es der Niederschlag einer seit langem gepflegten Frömmigkeit und verschiedener anderer Ordensgewohnheiten ist. (Zur oben genannten Kongregation gehörten zu dieser Zeit Břevnov mit den Klöstern Braunau, Politz und die Propstei Raigern, Kladrau in Westböhmen, St. Johann unter dem Felsen – südwestlich von Prag, St. Prokop an der Sázava – südöstlich von Prag, Emaus in Prag [trat 1634 aus,] dafür wurde St. Nikolaus in Prag-Altstadt im gleichen Jahr aufgenommen).

Abt Augustinus Seifert (1652–1673), der wegen der unruhigen Zeiten erst wieder 1653 ein Provinzialkapitel der Böhmischen Benediktinerkongregation einberufen konnte, bestimmte dann, daß das Kreuzoffizium als „officium parvum" jeder Hore des großen Offiziums im Chorgebet vorgesetzt werden soll. An Sonn- und Feiertagen und an Festen ab „secundae classis" aber entfällt es.[81] Daraus ersieht man, welche Bedeutung der Kreuzverehrung in den Konventen der Erzabtei zukam. Abt Othmar hat aus dieser Tradition heraus bei der Ausschmückung der drei von ihm gebauten bzw. renovierten Kirchen dem Rechnung getragen. Für das Volk hatten die Äbte aus den gleichen Gründen die Bruderschaft zu der Schmerzhaften Muttergottes gegründet und durch ihre Unterstützung sehr gefördert. Diese Bruderschaft gab es auch in Politz, Břevnov und Wahlstatt. In Braunau war sie in zwei selbständige Gruppen geteilt, in eine lateinische, der die Gymnasiasten und Mitglieder des Klosters angehörten, und in eine deutsche für die Bürger der Stadt. Sie erfreute sich großer Beliebtheit und hatte keinen geringen Einfluß auf die Gestaltung des religiösen Lebens bei Festen und Prozessionen. So zogen die Schüler des Gymnasiums am Karfreitag als Geißler durch die Stadt, führten bei der Mariensäule am Ringplatz an Fronleichnam ein Weihespiel auf, u. a. m. Für den lateinischen Zweig war die Kapelle in der Klosterkirche der Mittelpunkt, während der deutsche Teil in der Laurentiuskirche seine Versammlungen und Gottesdienste abhielt. Es gab auch ein umfangreiches Bruderschaftsbuch; für die Lateiner wurde es im Klosterarchiv aufbewahrt. Auch Abt Othmar Zinke hat die lateinische Bruderschaft sehr gefördert, ihr zuliebe hat er auch die Kapelle Mater dolorosa in der Klosterkirche so schön ausgestaltet.[82]

Die Umgestaltung der Seitenaltäre

Die Art und Weise der Konstruktion und des Aufbaues der Seitenaltäre in St. Margaret in Břevnov muß Abt Othmar so überzeugt haben, daß er entschlossen war, in diesem Stil auch Änderungen an den Seitenaltären der Braunauer Klosterkirche vorzunehmen. Diese konnten sich ja nur auf die Altäre selbst beziehen und die sie flankierenden Heiligenstatuen. An den Kapellen selbst hat er nichts geändert; er hat weder ihre Namen gewechselt, noch an ihren Stuck- und Freskoausstattungen wie sie von Soldati und Steinfels ausgeführt worden waren,

---

tertio in lucem edita ... pro commoditate per Bohemiam, Moraviam et Silesiam laboriose collectore *P. Bonaventura Piter* Liberi et Exempti Monasterii Brevnoviensis. Venetis 1751. 70 – 75.

81) Ebd. S. 73. Heute noch wird von dem Benediktinerkonvent in Braunau-Rohr dieser Brauch beibehalten, aber begrenzt auf die Tage, die de ea sind.

Veränderungen vorgenommen. Die Heiligen blieben gleich und ebenso die fünf bzw. sieben Miniaturfresken an den Wänden und in den Gewölben. Aber die Altäre wurden anders gestaltet, auch die Sonderausstattung des Margaretenaltares durch Soldati verschwand. Auf die Steinmensa kam kein Retabel, sondern M. W. Jäckel schnitzte überhöhte Reliquienschreine wie in St. Margaret. Desgleichen lieferte er für die Nischen zu beiden Seiten der Altäre neue geschnitzte Statuen, die im Elfenbeinton gefaßt wurden. Er war nach Vollendung seiner Arbeiten in Břevnov 1721 nach Braunau gekommen, wo er nach Fertigstellung der Schnitzereien für den Hochaltar 1722 seine Arbeiten in den Kapellen fortsetzte. Die eigentliche Neuerung war die Behandlung der Rückwand der Kapellen. Wie in St. Margaret hat J. Steinfels in Fresko die Scheinarchitektur eines bis in den Scheitel reichenden Retabels gemalt. Dazu war der Maler Steinfels vom Abt von St. Margaret weggeholt worden. In wenigen Wochen hat der Meister auch hier sein Werk vollendet. Zusätzlich malte er noch auf der Rückwand der Eingangshalle das große Fresko „Vertreibung der Händler aus dem Tempel". Damit setzte der Abt seine Mahnungen an den Kirchgänger fort, alle Gedanken an das geschäftige Treiben des Alltages im Gottesdienst abzulegen. Da dieser Vorraum keine Fenster hat und die Lichtzuführung sehr mangelhaft ist, vermag das Bild im Dunkel nicht recht zum Tragen zu kommen.

Über den Seitenaltären kam zwischen den Akanthusranken der Illusionsmalerei das nach oben halbbogig abgerundete Altarbild, das einen ganz einfachen vergoldeten Rahmen erhielt. Weil Othmar Zinke die alten Kapellennamen beibehielt, waren die Arbeiten von Soldati und Steinfels als Dekor eine gute Illustration zum Thema des jeweiligen neuen Altarblattes. Wegen der kleinen Formen und der Menge dieser Bildchen wurden sie bisher vom Beschauer kaum beachtet. Wahrscheinlich war es dem Abt nicht gelungen, auch für diese Altarbilder wieder Peter Brandl zu gewinnen, der zu dieser Zeit viel zu sehr von Gönnern und honorigen Auftraggebern begehrt war. Der Abt mußte schon mit dem zufrieden sein, was ihm Peter Brandl in der Kirche St. Margaret gemalt und, man kann wohl sagen, ihm halb geschenkt hat. So hat K. I. Dientzenhofer dem Abt den zweiten großen Maler des Hoch- und Spätbarocks, Wenzel Lorenz Reiner[83], für die Braunauer Klosterkirche und einige Jahre später auch für die Wahlstätter Kirche

---

82) Auch in Politz gab es eine solche Bruderschaft, die sich großer Beliebtheit erfreute. Es ist auffallend, daß O. Zinke bei der vierten Klosterkirche in Politz, die noch im spätgotischen Stil erhalten geblieben war, nur wenig barocke Änderungen vorgenommen hat; darunter die unglückliche Barockisierung der Fassade 1723, in die er das frühgotische Portal hereingenommen hat, und ein Seitenaltar zur „Schmerzhaften Muttergottes." Es mag wohl daran liegen, daß er hier eine kräftige Barockisierung scheute. Man kann wohl annehmen, daß dieser Barockprälat zu dem frühgotischen noch gut erhaltenen Bau kein Verhältnis hatte. Zu dieser Zeit war K. I. Dientzenhofer bereits der beratende Baumeister. Wie soll man aber für diese Form einer simplen Barockisierung eine Erklärung finden?

83) Wenzel Lorenz Reiner (1686 – 1743). Sein Großvater Martin Reiner war bereits als Maurermeister von Abt Thomas nach dem Klosterbrand im Juni 1664 zum Aufbau des Klosters eingesetzt worden. Sein Vater war Bildhauer. In Prag geboren, begann Reiner als Maler nach niederländischen Vorbildern, entwickelte sich

vermittelt. Er schloß auch im Auftrag des Abtes mit ihm einen Kontrakt.[84] Aus Punkt drei des Kontraktes geht hervor, daß K. I. Dientzenhofer und der Abt vom Maler W. L. Reiner „ein Modell in moderierter Größe ordentlich koloriert, wie das Original künftig kommen sollte, zu entwerfen und was etwa in der Skizze verändert werden sollte, auch im Original verändert wird", erhalten sollte. So dürfte wohl der Abt bei seiner kritischen Einstellung auch weitgehend bei der Durchführung des Themas mitgesprochen haben.[85]

---

wahrscheinlich bei Steinfels zum Freskomaler. Literatur: *Pavel Preiss* Václav Vavřines Reiner, Praha 1970, Braunau (Broumov) S. 27 f. Deutsches Resumé S. 113 – 117; *Erich Hubala*, Malerei in Böhmen, in M. *Svoboda*, Barock in Böhmen, aaO. S. 218 – 220.

84) Kontrakt SÚAP FBB kart. 365

85) Es lohnt sich den Kontrakt zu lesen. „An heundt zu Endt gesetzten Jahr und Tag ist zwischen dem Herrn Kilian Dientzenhofer, Bürgerl. Bau Meistern der Königl. Residentz Kleinern Stadt Prag an Einem, dan dem Wohl Edlen und Kunstreichen Herrn Wenzel Rainer an andertem Teil von wegen Verfertigung 6 Altarblätter nachfolgender Contract ordentlich verabredet undt unwiderruflich beschlossen worden. Als Pro 1 mo. Verspricht und gelobt eingangs bedachter Herr Wenzel Reiner sechs folgende Altarblätter, jedes der Breite von 2 Ellen, 22 ½ Zoll und 5 Ellen, 18 Zoll der Höhe mit einem halben Zirkelbogen. Als in das Erstere solches Stückl ein Crucifix Bildt mit der unterm Creutz stehenden Schmerzhaften Mutter. 2. Mariam undt Josef das Kindlein führend, beyde mit einem Prospekt, letzteres mit einer Glori. 3 tio die Theillung deren heyl. Aposteln solcher gestalten, daß Christus mit ausgestreckter Handt unter denen selben, so in alle Welt zu gehen schon geschickt. Als wollt er sagen: geht in alle Welt. 4 to die hl. Patrone des Königreiches, von Martyrer vor Martyrer vorgestellt worunter Primarius kommen soll St. Wenceslaus. Hernachgehents Vitus, Adalbertus, Johannes Nepomucenus, Sigismundus, Ludmilla und die 5 Brüder. 5 to und 6 to Stück wird nach Verfertigung der 4 ersten angegeben. Obbedachte alle sechs Stück mit gutt und tauerhafter Colorith und Farben fleißig plaissant und der Kunst gemäß zu mahlen und hiezu die Requisita, als Farben, Leinwandt, Bildtrahmen etc. aus eigenem zu verschaffen hat. Wir dann Pro 2 do. Hiervon zwey Altarblättl als die Apostelltheilung und die Patronen des Königreiches auf nächst kommende höchst heilige Ostern, die letzten 4 aber dato contractus ut infra binnen Jahresfrist unfehlbar zu verfertigen. Ferner auch
Pro 3 o. Verobligieret sich obmentionierter H. Wentzel Reiner zu jedem solchen Altar Blatt ein ordentliches Model oder Scizo in moderirter Größe ordentlich colloriter wie das Original hinkünftig kommen sollte, zu entwerfen und was etwa in der Scizo aber soll Herr Kilian Dientzenhofer zusamt den Originalen übergeben werden. Undt weilen berührter H. Kilian Ignati Dientzenhofer vor gute Verfertigung zu caviren obligiert ist, als
Pro 4 to. Versprechet sich selbter von seithen des Herrn Wentzel Reiner auf gutt trewen und Glauben auf ehrlichen und gewißen von wegen des Fleißes mentionierter Arbeyth umb bey (com pleno titulo) seinem H. H. Principalen kein Gefahr zu laufen. Letzlichen
Pro 5 to. Soll veraccordirter maaßen nach voll conditionirter Verfertigung zusamb vor alle sex Altär Blätter H. Kilian Ign. Dienzenhofer Ihm, Herrn Wentzel Reiner 1300 fl. reinl. in guter gangbarer Müntz also zwar zu zahlen, daß bei Verfertigung jeden solchen Stüks pro Rata jedes solches Blatt mit 216,40 fl als gleicher Weis Ueberlieferung baar entrichten soll.
Prag 30. Novembris 1721"
Vom Maler zweimal quittiert, zuletzt mit dem Beisatz: „Dieser Contragt ist felig bezalt, das ist 1300 fl."
SÚAP FBB kart. 50; Zahlungsquittungen kart. 356.

Das erste Bild Reiners auf der Epistelseite (Südseite) in der Klosterkirche in Braunau ist die Kreuzigung Christi mit der Schmerzhaften Muttergottes unter dem Kreuz *(Bild 33)*. Auch hier treten beim Kreuz außer Maria keine weiteren Personen auf.

Maria steht allein aufrecht dicht beim Kreuz, die Hände ringend, blickt sie mit schmerzerfüllten Augen zu ihrem verstorbenen Sohn hinauf aufs Kreuz. Das Schwert ist nur schwach angedeutet. Im Hintergrund rechts hinter dem Kreuz ist eine Frauengestalt erkennbar, am Boden kniend, die Hände gefaltet, es könnte die hl. Magdalena sein. Noch weiter im Hintergrund sind ganz schwach noch Figuren angedeutet. Sie alle gehören bewußt nicht zur Szene. Bei Mt 27, 55 steht: „Von ferne schauten dort auch viele Frauen zu ... Unter ihnen befanden sich Maria Magdalena, Maria, die Mutter von Jakobus und Josef, und die Mutter der Söhne des Zebedäus." Zinke zog den Text bei Mt dem des Johannes vor (Joh 19, 25-27). Danach standen unter dem Kreuz die Mutter Jesu, Maria, die Frau des Kleophas, Maria Magdalena und Johannes. Zinke liebte die Darstellung des sterbenden oder verstorbenen Jesus. Das vom Himmel hereinbrechende Licht fällt auf Jesus und Maria, während alles übrige in einem dräuenden Dunkel steht. Im Braunauer Klosterland war seit dem Dreißigjährigen Krieg die Verehrung der MATER DOLORIS durch die Benediktiner sehr verbreitet worden. 1649 hat Abt Alexius Hübner die „Bruderschaft von der Schmerzhaften Muttergottes" in der Stadt gegründet. Nach und nach ist diese Bruderschaft auch auf den Klosterpfarreien der Dörfer eingeführt worden: Märzdorf 1675, Schönau 1682, Hermsdorf 1688, Barzdorf 1693, Wernersdorf 1714, Politz 1715. Abt O. Zinke hat sie stark gefördert und auch die schöne Kapelle zur Mater doloris für die lateinische Kongregation einrichten lassen.

Auf dem Altar der gegenüberliegenden Seite hängt das Bild „Familia Christi", so genannt nach der alten Kapelle, sie trägt aber auch den Titel „Flucht nach Ägypten" *(Bild 34)*. Diese Unterschiedlichkeit in der Benennung war schon beim Bild des Steinfels gegeben. Gelegentlich erscheint auch der Name „Josefsaltar". Sicher ist auf diesem Gemälde Josef die Hauptfigur, wenn er auch platzmäßig zurücktritt. Reiner formuliert es so: „Maria und Josef, das Kindlein führend." Vielleicht können wir darin die Worte des Abtes sehen, mit denen er das Bild bei Reiner bestellte. Vor einer schönen Szenerie schreitet die Hl. Familie mit kräftigem, eilendem Schritt aus. Dieses Gefühl der Eile wird noch durch den starken Wind, der die Kleider aufbläht und die Palmen beugt, unterstrichen. Die ausgeprägten Diagonalen und die zerbrochene Tempelsäule im Hintergrund der Landschaft verstärken noch das Bewußtsein von der lauernden Gefahr. Die drei Köpfe, die aufeinander bezogen sind, bilden ein Dreieck inmitten des Bildes und drücken so die innere Sicherheit und Gefaßtheit aus, denn die drei Schutzengel schweben über ihnen. Der hl. Josef ist der führende besorgte Vater. Der Hintergrund ist düster gehalten, der Vordergrund dagegen strahlt im hellen klaren Tageslicht. Man merkt, die drei sind in großer Hast der Gefahr entronnen. Ein Bild, das gefangen nimmt und überzeugt. Das sonst leicht verkitschte Thema Hl. Familie ist auf diese Weise akzeptabel dargestellt.

Altarbild drei ist den Böhmischen Landespatronen gewidmet, deren Namen

sind der Reihe nach: Die fünf Böhmischen Brüder, Johannes von Nepomuk, der Burgunderkönig Sigismund, Bischof Adalbert, Herzog Wenzel, Herzogin Ludmila, Veit. Alle 11 sind Märtyrer, zwei davon sind keine böhmischen Landsleute: der burgundische König Sigismund, 624 ermordet vom fränkischen König Chlodomir, und der römische diokletianische Märtyrer Vitus um 304 *(Bild 35)*.

Bemerkungen zur Ikonographie: Zinke konnte hier sein Lieblingsthema einbringen. Es ist ein frommes und zugleich auch ein patriotisches Thema. Der Landespatriotismus hatte in der Barockzeit an Kurs gewonnen, bot er doch die Möglichkeit, gegen die Zentralisierung in Wien einen Affront in der Kunst zum Ausdruck zu bringen. Im Mittelpunkt steht der hl. Wenzel voll von himmlischem Licht umstrahlt. Aber er bleibt doch der Herzog mit dem Schwert umgürtet, von porträtähnlichen Gesichtszügen geprägt. Ein Engel unter ihm hält ihm die Herzogskrone entgegen, ein anderer die Märtyrerpalme. Der hl. Bischof Adalbert bleibt ganz am linken Rand im Dunkel. Nur die Mitra bekommt einen Lichtstrahl, während das Gesicht dunkel bleibt und kaum erkennbar ist. Er sitzt zu Füßen des hl. Wenzel. Der Bischofstab lehnt in seinem rechten Arm, nur mit einem Finger berührt. Ob Abt Zinke ihm diese Position gegeben hat bei der Konzeption des Malers? Was sollte ihn dazu veranlaßt haben? Wie anders hat ihn Reiner auf dem Bild des Adalbertaltars in Wahlstatt gemalt, ein kraftvoller Bischof, den Arm weit ausgestreckt mit der den Himmel beschwörenden Hand. Oder ist das alles eine Notwendigkeit, die sich aus der Gesamtkomposition von Bewegung, Verteilung von Licht, Farbe und Gruppenbildung ergab?

Der hl. Johannes von Nepomuk ist das ganze Gegenteil. Das ist derselbe energische Mann, wie er auf der Balustrade bei der Treppe vor der Kirche steht. Als Silhouette im Lichtkegel, noch genügend Licht von der Seite bekommend, stellt er mit den Handbewegungen die ganze Gruppe der Heiligen dem himmlischen Vater vor, empfiehlt sie ihm. Sicher ist er der Sprecher von allen. Und mit welchem Einsatz, das zeigen die Gesten seiner Hände. Es sei noch einmal auf die Porträtähnlichkeit der Köpfe hingewiesen. Sie könnten alle irgendwo als Modell existieren. Warum sollten nicht Mönche des Klosters und andere Personen Modell gestanden haben? Daß der hl. Adalbert ohne jede Aktivität so im Schatten sitzt, kann nicht ohne Zustimmung des Abtes geschehen sein, jedenfalls hat er sein placet gegeben. Wenn ihm dieser Adalbert mißfallen hätte, dann hätte ihn Reiner erneuern müssen, wie Steinfels in der Kirche St. Margaret einen Teil des Gewölbes noch einmal malen mußte und Brandl das Kreuzbild. Da hat wohl die damalige Auffassung über die Person dieses Heiligen eine Rolle gespielt, nach der er der passive, fromme, demütige Heilige war, der sich aber für das Prager Bischofsamt nicht bewährt hat. Die moderne Geschichtsschreibung erst sieht in ihm die überragende Persönlichkeit im christlichen Abendland.[86] Nach Zinke sollte in den Heiligenbildern und -statuen nicht irgendein sich immer wiederholender Menschen- oder Heiligentypus dargestellt werden, sondern der Heilige, wie er ihn sah in seiner Persönlichkeit und Individualität, so sollte er charakterisiert wer

86) *Karl Bosl*, Adalbert von Prag – Heiliger einer europäischen Zeitenwende, in Tausend Jahre Bistum Prag 973–1973, Beiträge zum Millenium, München 1974, Ackermann-Gemeinde S. 93–106.

den. Dem wird in diesem Bild der Maler W. L. Reiner in besonderer Weise gerecht.

Der hl. Vitus, angetan mit einem Hermelin, bedeckt mit einem Herzogshut, zeigt wohl eine recht seltene Darstellungsweise. Er war der Familienheilige der sächsischen Kaiser, die dessen Verehrung von Corvey aus gefördert und verbreitet haben. Auch der premyslidische Herzog von Prag, Wenzel der Heilige, hat die von ihm errichtete Burgkirche am Hradschin zu Ehren des hl. Vitus weihen lassen. Als Familienheiliger der Premysliden erhielt er gewissermaßen fürstlichen Herzogsrang. Darauf also ist diese Adjustierung zurückzuführen. Der andere nichtböhmische Heilige ist der König Sigismund. Er trägt Zepter und Königskrone. Kaiser Karl IV. hat mit Vorliebe Reliquien aus Italien und Frankreich erworben, so auch einen Teil der Reliquien dieses Heiligen, die 1354 im Veitsdom beigesetzt wurden. Der Kaiser veranlaßte, daß er in die Reihe der böhmischen Landespatrone aufgenommen werde. Er ist, wie leicht zu verstehen ist, beim Volk nicht recht angekommen.

Das vierte Bild verlangt von Zinke ein Zugeständnis, was das Motiv anbelangt, denn das Apostelbild rührt nicht von seinem religiösen Ideenkreis her; an dieser Stelle war in der gotischen Kirche der Apostelaltar und in der barock umgebauten Kirche die Apostelkapelle. So fühlte er sich dieser Tradition verpflichtet. In diesem Bild hatte der Maler selbst einen Vorteil. Mit Ausnahme der Person Christi, die in der Mitte der Apostel stehen mußte, hatte Zinke an den anderen Gestalten kein Interesse. So hatte Reiner freies Spiel, das Bild blieb seiner Invention und Phantasie überlassen. Die Schar der Apostel ist in verschiedenen Körperhaltungen dicht um den Herrn versammelt, der mit innerer Emotion, das Gesicht von himmlischem Feuer umstrahlt, ihnen den Auftrag gibt: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen." Von ihm geht die Erregung auf alle Apostel über, auch sie sind von dem himmlischen Feuer erfaßt und tief bewegt. Für den Maler sind die Apostel alle konkrete Individualitäten. Eine besondere Funktion kommt in diesem Bild der Architektur zu. Mächtige Säulenreihen ergeben die Bildachse. Es ist der Herr, der König, der von seinem Palast die Boten in die Welt sendet, das himmlische Reich zu verkünden.

Beim fünften Bild wünscht der Abt seiner Klöster – könnte es anders sein –, das Bild der hl. Margaret, der Patrona der Erzabtei Břevnov und der Siegerin über den Drachen, den Teufel *(Bild 36)*. Dem Besucher wird gleich beim Eingang in die Kirche kundgetan, daß dieses Gotteshaus als Tochtergründung zu der Erzabtei St. Margaret in Břevnov gehört. Schon in der alten Kirche war hier am Pfeiler der Altar der hl. Margaret geweiht. Sie war im Mittelalter eine große Volksheilige, Patronin des Nährstandes. Für Abt Othmar ist sie die Schützerin dieses Tochterklosters von Břevnov. Somit kommen dem Braunauer Kloster auch alle Rechte und Privilegien des Mutterklosters zu, die Othmar so zäh verteidigt gegen alle Übergriffe und böse Gewalten. So kann man verstehen, daß er sie in dieser Weise als mutige starke Frau im Kampf gegen den Drachen darstellen ließ. Es ist dasselbe Thema wie beim hl. Prokop an der Treppe zur Kirche auf der Balustrade. Mit Kraft und Temperament tritt sie, das Kreuz hoch erhoben, dem Drachen entgegen. Wiederum hat das bloße Kreuz die Kraft, dem Bösen, wenn er es erblickt,

die Macht zu brechen. Man spürt, er hat keine Chance gegen diese heilige Jungfrau, sie kämpft in der Kraft Gottes. Interessant ist die Landschaft. Man sieht keine düstere beängstigende Höhle, sondern eine heroisch-romantische Gegend, nichts wirkt klein und unwichtig, alles ist groß und mächtig. Das belebende farbliche Zusammenspiel des braunen wie flaschengrünen Farbtones der Felsen einerseits und der leuchtenden ungebrochenen Farben der Kleider mit dem kräftigen Inkarnat andererseits, der Durchblick in die gebirgige Landschaft von Dunst erfüllt, läßt die Furcht vor dem Bösen in ein Nichts zerrinnen. „Wenn Gott mit mir ist, was kann da wider mich sein?"

Der sechste Altar gehört dem hl. Ordensvater Benedikt; dargestellt ist sein Tod inmitten seiner Mönche. Sein Bild darf in keiner Benediktinerkirche fehlen. In dem Kontrakt wird das Bild nicht genannt, wohl aber ist sein Preis mit eingerechnet. Im Kontext des Kontraktes wartet der Meister noch auf nähere Angaben des Abtes. Ohne Zweifel sind sie nachgeliefert worden. Pavel Preiss nennt es das schlechteste Bild Reiners in der Reihe der sechs Braunauer Gemälde. Er meint, es sei Werkstattarbeit. Er kritisiert die kalte Farblosigkeit des ganzen Werkes und die fehlerhaften Verzeichnungen in den Verkürzungen der Mönchsgestalten. War die Arbeit unter Zeitdruck entstanden, weil O. Zinke unangenehm sein konnte, wenn Termine grob versäumt wurden? War das Thema dem Künstler nicht gelegen, so daß es zwischen ihm und dem Abt zu keiner fruchtbaren Übereinstimmung kommen konnte? Der Tod des hl. Benedikt war ein sehr häufiges Motiv aus dem Leben des Heiligen entsprechend der Erzählung des Papstes Gregor d. Gr. in seiner Dialogia XXXVII. Auch das könnte ein Grund für die schwache Leistung des Meisters sein, weil das Motiv kaum irgendwie Varianten der Gestaltungsmöglichkeit bot. Es zeigt den Heiligen betend inmitten seiner Mönche, er sieht zum Himmel, der offen steht und zu dem eine lange Treppe mit Lichtern auf jeder Stufe hinaufführt. So übergab er seine Seele Gott. Dieses Bild hält mit dem Bild Brandls in der Klosterkirche in Břevnov keinen Vergleich aus.

Dem Abt gefielen die aus der Ära des Abtes Thomas Sartorius stammenden Stuckfiguren in den Nischen der Seitenaltäre nicht. Zu dieser Zeit begnügte man sich allseits nicht mehr mit Stuckfiguren, sondern ließ nur noch geschnitzte oder gemeißelte Bildwerke gelten. Der Abt hatte in St. Margaret die gesamte Innenausstattung der Kirche durch Matthäus Wenzel Jäckel ausführen lassen. Er war offenbar mit den dortigen acht holzgeschnitzten Statuen sehr zufrieden. Sie waren auch preiswert, jede Figur kostete ihm nur 25 fl. Sobald der Meister seine Arbeit am Braunauer Hochaltar beendet hatte, schuf er 1722 die zwölf Statuen für die Nischen in den Seitenkapellen.[87] Die Wahl der Heiligenfiguren war für O. Zinke jeweils durch das Motiv des Altarblattes bestimmt. Am Kreuzaltar der hl. Johannes Ev. mit Buch und Schreibfeder *(Bild 39)*, und die hl. Magdalena mit Nardengefäß; Flucht nach Ägypten: Johannes der Täufer und Zacharias; die Böhmischen Patrone: Stephanus mit Steinen und Laurentius mit dem Rost; Aussendung der Apostel: Markus mit einem Buch und Lukas; Altar der

87) Kontrakt SÚAP FBB 365 kart. 50 (Jäckel, Statuen, Klosterkirche).

hl. Margareta: Adalbert und Wenzel; und am Benediktsaltar: der hl. Othmar mit Abtstab und Faß und der hl. Gunther mit Fürstenkrone, Urkunde, Stab und Lilie.

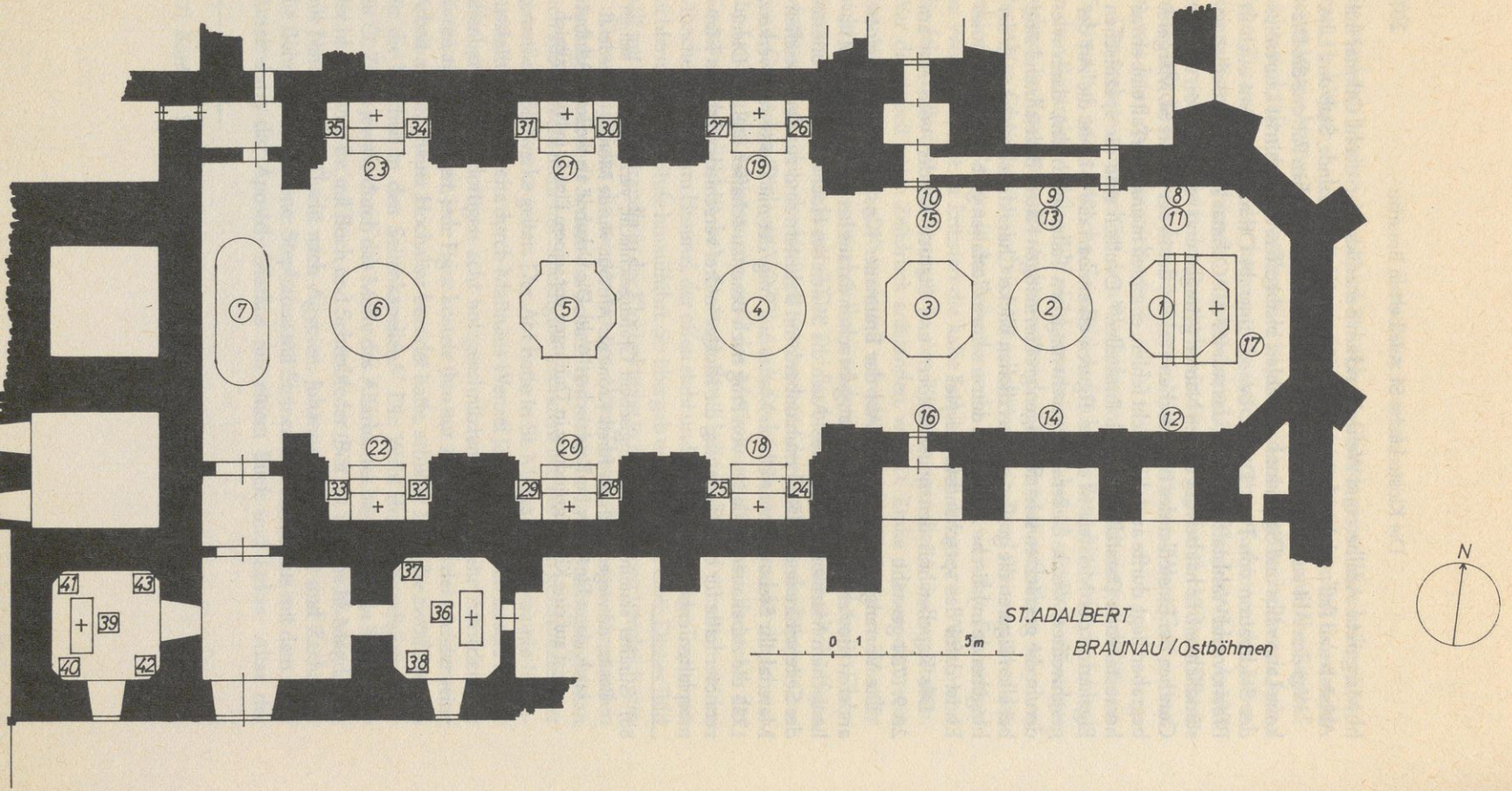
Was den Abt veranlaßte, bei dem Altarbild der Böhmischen Patrone die Diakone Laurentius und Stephanus zu wählen, bleibt offen. Immerhin ist Laurentius der Stadtpatron von Prag. Der hl. Benediktinerabt Othmar erscheint auch in Břevnov und Wahlstatt als Statue, das war für Abt Othmar Zinke eine Selbstverständlichkeit. Er hat bewußt diesen Namen getragen und seinen Patron verehrt. Gunther, der Einsiedler des Böhmischen Waldes, der in der Kirche St. Margaret begraben liegt, durfte auch hier nicht fehlen; er erhielt in unserem Fall eine etwas herausfallende Darstellung als hl. Einsiedler.[88] Deutlich sind die spezifischen Eigenarten des Meisters in diesen Figuren erkennbar: die S-Linie, die Art der geschweiften, weich fließenden, geschwungenen Falten (Othmar), dann wiederum die geknickten scharfkantigen großformatigen Falten. Bezeichnend sind bei allen Figuren die großen schmerzlichen Blicke. Charakteristisch ist auch der hingebende mystische Ausdruck, den er seinen Gestalten gibt. Der hl. Johannes Ev. ist dafür das sprechendste Beispiel.

Die Kapellen mit den neuen Bildern und Statuen wurden vom Abt am 26. 9. 1724 geweiht.

Die Vorrangstellung, die der Abt der Braunauer Klosterkirche vor seinen anderen Klosterkirchen gegeben hat, geht schon daraus hervor, daß er sie mit italienischem Marmor pflastern ließ. Auch die Stufen des Hochaltars, die Podeste der Seitenaltäre und die Kommunionbank mit Balustern sind aus dem gleichen Material. Ihr Steinmetz war Ulrich Manes aus Prag, der mit Klosterfuhrwerken 1722 die zubehauenen Platten von Prag nach Braunau schaffen ließ. K. I. Dientzenhofer hatte für die Pflasterung die Muster in drei verschiedenfarbigen Marmorplatten entworfen.

---

88) Gunther stammte aus thüringischem Grafengeschlecht, verzichtete auf seinen Besitz, deswegen auch die fürstl. Krone als Attribut, wurde Mönch in Niederaltaich, dann Einsiedler im Bayerischen Wald. Die Urkunde als weiteres Attribut weist auf eine Klostergründung in Thüringen vor seinem Eintritt in Niederaltaich.


ST.ADALBERT
BRAUNAU / Ostböhmen
0 1 5m
N

Abteikirche Braunau

(1) Deckenfressko hl. Adalbert im Elternhaus auf der Burg Libice
(2) Deckenfresko Bischofsweihe des hl. Adalbert in Prag
(3) Deckenfresko Profeß des hl. Adalbert im Kloster Alessio
(4) Deckenfresko der hl. Adalbert fleht um Regen
(5) Deckenfresko Martyrium des hl. Adalbert in Ostpreußen
(6) Deckenfresko Übertragung der Adalbertsreliquien nach Prag
(7) Deckenfresko Schlacht am Weißen Berg
(8) Wandfresko Gründung der Abtei Břevnov
(9) Wandfresko Ermordung der Slavnikinger auf Libice
(10) Wandfresko Ermordung der fünf Brüder des hl. Adalbert
(11) Wandfresko Anbetung der Hirten
(12) Wandfresko Anbetung der Hl. Drei Könige
(13) Wandfresko letztes Abendmahl
(14) Wandfresko Auferstehung Christi
(15) Wandfresko Himmelfahrt Christi
(16) Wandfresko Geistsendung
(17) Hochaltarbild — Apotheose des hl. Adalbert
(18) 1. Seitenaltar Epistelseite — Kreuzigung Christi
(19) 1. Seitenaltar Evangelienseite — Flucht nach Ägypten
(20) 2. Seitenaltar Epistelseite — Böhmische Patrone
(21) 2. Seitenaltar Evangelienseite — Aussendung der Apostel
(22) 3. Seitenaltar Epistelseite — hl. Margareta
(23) 3. Seitenaltar Evangelienseite — Tod des hl. Benedikt
[24] Holzfigur hl. Johannes, Apostel
[25] Holzfigur hl. Maria Magdalena
[26] Holzfigur hl. Johannes der Täufer
[27] Holzfigur hl. Zacharias
[28] Holzfigur hl. Stephan
[29] Holzfigur hl. Laurentius
[30] Holzfigur hl. Markus
[31] Holzfigur hl. Lukas
[32] Holzfigur hl. Adalbert
[33] Holzfigur hl. Wenzel
[34] Holzfigur hl. Othmar
[35] Holzfigur hl. Gunther

Kapelle „Mater Dolorosa"

[36] Altargruppe Holz
[37] Holzfigur hl. Magdalena
[38] Holzfigur hl. Veronika

Kapelle „Ecce Homo"

[39] Altargruppe Holz
[40] Holzfigur hl. Mechthild
[41] Holzfigur hl. Gertrud
[42] Holzfigur hl. Scholastika
[43] Holzfigur hl. Hildegard

IV.

Propsteikirche zum hl. Kreuz und der hl. Hedwig in Wahlstatt

Nach der unglücklichen Schlacht gegen die Mongolen im Jahre 1241, in der Herzog Heinrich II. von Schlesien, Sohn der hl. Herzogin Hedwig von Schlesien, gefallen war, ließ die Mutter eine Votivkirche zu Ehren des hl. Kreuzes errichten und übergab sie zur Betreuung den Benediktinern von Opatovice (Opatowitz) bei Königgrätz in Ostböhmen. Diese errichteten ein Kloster mit Kirche, das als Propstei Opatovice unterstellt wurde. Als 1421 die Hussiten die Abtei völlig zerstörten, flüchteten die Mönche rechtzeitig in die Propstei Neumarkt und Wahlstatt in Niederschlesien. Beide Klöster wurden in der Reformationszeit 1535 und 1536 aufgehoben. Wahlstatt ging in der Folgezeit durch verschiedene Hände; der letzte Besitzer war der evangelische Ritter Sigismund von Braun.[89]

Christoph Johann Mayer, Propst von Liegnitz, besaß schon unter Abt Thomas Beziehungen zum Braunauer Kloster. Er hatte erfahren, daß der derzeitige Besitzer des einstigen Klostergutes Wahlstatt, Sigismund von Braun, wegen großer Schulden verkaufen müsse. Propst Mayer war sehr daran interessiert, daß der Besitz wieder in die Hände der Benediktiner käme und diese dann dort wieder ein Kloster gründen würden. Die alten Klostergebäude waren inzwischen verfallen, wohl aber existierte noch eine steinerne bescheidene gotische Kirche, die als evangelische Pfarrkirche diente. Er wandte sich 1702 an den jungen Abt Othmar Zinke von Braunau und trug ihm das Anliegen vor. Der Abt war sofort einverstanden und entschlossen, alles zu tun, um das Gut im Hinblick auf eine Klostergründung zu erwerben. Das ganze Gebiet war evangelisch, nur in Liegnitz gab es eine kleine Diasporagemeinde mit einem Benediktinerinnenkloster. Um sicher zu gehen, reiste der Abt nach Wien zu Kaiser Leopold I. Zu dieser Zeit gehörte Schlesien seit der Erwerbung durch Karl IV. im 14. Jh. noch zu den Erbländern der Böhmischen Krone. Seit 1526 waren diese auf Grund des Erbvertrages des ungarischen Königs Ludwig II., der auch König der Böhmischen Erbländer war, mit Ferdinand I. in Österreich, den Habsburgern zugefallen und damit auch Schlesien. Dem Kaiser lag viel daran, die katholische Position in Niederschlesien

89) Literatur: *Gotthard Münch*, Kloster und Kirche Wahlstatt, Breslau 1941; *Günther Grundmann*, Das ehemalige Benediktinerkloster Wahlstatt, in: Führer zu großen Baudenkmälern. Berlin 1944 H. 28; *Günther Grundmann*, Kunstwanderungen in Schlesien, München-Pasing 1966; S. 128–136; *G. Münch*, Wahlstatt, Schlesiens barockes Ehrenmal, in: Archiv f. schles. Kirchengesch. Bd. 14 (1956) S. 174–190; *B. F. Menzel* Abt Othmar Daniel Zinke. Ein Prälat des Böhmischen Barocks: Der Bau von Kloster und Kirche der Propstei Wahlstatt, in: StMB 89 (1978); S. 236–247; *Ambrosius Rosa*, Silesia Benedictina, in: „Schlesien" Zschr. 25 (1980) *Werner Bein*, Urkunden zur Geschichte der Braunauer Benediktiner in Schlesien, in: Archiv f. Schles. Kirchengesch. Bd. 40 (1982);

zu stärken. Er setzte bei Braun den Verkauf durch. Der Kaufvertrag zwischen Sigismund von Braun und Abt Othmar Zinke wurde am 11. 12. 1703 auf dem Liegnitzer Schloß abgeschlossen.

Nicht geringe Schwierigkeiten gab es beim Breslauer Bischof, der keine Ordenskirche wünschte, die unter der Jurisdiktion eines exemten Abtes stünde. Irgendwie war wohl auch etwas von dem laufenden Exemtionsstreit des Braunauer Abtes nach Breslau gedrungen. Die Verhandlungen zogen sich 20 Jahre hin. Auch mit den Ständen in Liegnitz wurde lange wegen des Besitzes der alten gotischen Kirche verhandelt. Der Abt mußte sie auf Grund der Altranstädter Bestimmungen an die Stände in Liegnitz zurückerstatten, damit dort ein evangelischer Pfarrer angestellt werden könne. Inzwischen hatte der Abt in der näheren und weiteren Umgebung in Niederschlesien einige Güter gekauft, die er von den verschuldeten Landadeligen erwerben konnte.

Abt Othmar Zinke war es klar, daß nach diesen erschwerenden Umständen der Bau von Kloster und Kirche einige Probleme mit sich bringen würde, die er dabei zu bedenken hätte. Da Schlesien damals noch zu den Ländern der Böhmischen Krone gehörte und mit diesen auch zur habsburgischen Donaumonarchie, waren die habsburgischen Kaiser in Wien als Könige von Böhmen auch zuständig für Schlesien. Diese erwarteten, daß zur Festigung ihrer Herrschaft in den evangelischen Teilen des Landes die katholischen Orden im Sinne der Gegenreformation wirken. Die Braunauer Äbte haben katholische Braunauer Bürger als Handwerker, Kaufleute und Dienstpersonal in Wahlstatt und auf den Gütern angesiedelt. Für Othmar Zinke war es aber viel wichtiger, durch eine imponierende Kirche, schönen Gottesdienst und das monastische Leben (Ora et labora!) einen heilsamen Einfluß auszuüben, als Umsiedlungen vorzunehmen. Gerade in dieser Hinsicht hat er sich mit Erfolg bemüht. Unter ihm war das Braunauer Klosterland wirtschaftlich eng mit Schlesien verbunden. Die Baumaterialien Holz, Kalk, Eisen und Handwerkszeug für zahlreiche Braunauer Bauten bezog man aus Schlesien. Die von ihm hochentwickelte Tuchmacherei und Leinenweberei waren aufs engste mit den Märkten in Breslau, Schweidnitz, Landeshut, Hirschberg verknüpft; Garn und Wolle wurden wegen der besseren Qualität lieber in Schlesien als in Böhmen eingekauft. Für die Schlesier war Böhmen mit Prag sonst fast wie Ausland. Ihre Verbindungen gingen mehr über das Marchland nach Wien.

Am 17. 7. 1723 konnte mit dem Bau von Kloster und Kirche in Wahlstatt begonnen werden. Der Baumeister war, wie konnte es anders sein, Kilian Ignaz Dientzenhofer.[90]

90) Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689 – 1751); nach Besuch v. Gymn. u. Univ. in Prag, Ausbildung als Architekt b. J. B. Fischer v. Erlach u. Lukas v. Hildebrand im Wien. Reiche Tätigkeit in Prag und Böhmen. Zahlreiche Kirchen, Klöster und Palais. Lit.: vgl. i.T. Anm. Nr. 10 S. 17. Es ist nicht zuviel gesagt, daß Abt Othmar Zinke ohne K. I. Dientzenhofer das Braunauer Kloster in dieser Stattlichkeit nie gebaut hätte. Das gleiche kann wohl auch von der Kirche in Wahlstatt gesagt werden. K. I. Dientzenhofer genoß beim Abt eine einmalige Vertrauensstellung. Er war nicht nur sein Baumeister, sondern auch sein Berater, Einkäufer, auch sein wichtiger Verbindungsmann zu den Prager öffentlichen Stellen und Ämtern. Er wickelte auch

Nach dem Tode seines Vaters Christoph 1722 hatte ihn der Abt sofort als dessen Nachfolger eingesetzt. Nun begann eine enorme Bautätigkeit im Braunauer Land.[91] Die hölzernen Dorfkichen aus dem 15. und 16. Jh. wurden abgerissen und nach den Plänen Dientzenhofers neue steinerne errichtet; dazu auch einige in der Stadt. 1727 weihte der Abt den Grundstein für das neue Kloster in Braunau, 1735 war es im Rohbau fertig. Das Braunauer Land war ein großer Bauplatz geworden. Die Bautätigkeit in Braunau lief neben der Erbauung von Kloster und Kirche in Wahlstatt einher *(Bild 41)*.

K. I. Dientzenhofer wird sich klar gewesen sein, daß er mit diesem Bau in ein Land vorgedrungen ist, wo zwar sein Vater bekannt war (Johannes-Kirche in Liegnitz), aber von ihm noch niemand etwas wußte. Er hatte hier kaum Konkurrenz zu befürchten. Dem Abt aber lag viel daran, hier in Niederschlesien eine vom Typ her interessante Kirche des böhmischen Spätbarocks entstehen zu lassen. Der Kirchenbau ging rüstig vorwärts, der Klosterbau wurde zurückgestellt. Am 7. 10. 1731 erfolgte durch den Breslauer Bischof Elias von Sommerfeld die Weihe. Dafür hatte der Abt alles aufgeboten, um die Bevölkerung einen feierlichen Gottesdienst mit Benediktinermönchen erleben zu lassen. Er sandte die Prioren von Břevnov und Braunau, sechs Patres, zwei Diakone und einige Kleriker (Theologie studierende Fratres) von Braunau nach Wahlstatt. Er selbst nahm in Mozetta an den Feierlichkeiten teil. Es war das erstemal, daß die Mönche in Erscheinung traten. Bald nachher setzte man den Bau des Klosters fort. 1735 war er so weit gediehen, daß zwölf Patres und einige Kleriker aufgenommen werden konnten. Somit begann das benediktinische Leben wieder auf altem benediktinischen Boden,

---

den Einkauf von Paramenten und Pretiosen in Prag ab, vermittelte den Bedarf an Feinkost und Wein nach Braunau. Für all diese Geschäfte erhielt er immer einen Betrag von einigen tausend Gulden als Vorschuß, mit dem er die Einkäufe tätigte und rechnete sie dann in der Klosterkanzlei in Břevnov ab. Zum erstenmal tritt seine Name in dem Kontrakt auf, den er im Auftrag des Abtes mit W. L. Reiner bezüglich der sechs Altarbilder für die Braunauer Klosterkirche schloß, 30. 11. 1721. (SÚAP FBB kart. 50, Zahlungsquittungen kart. 356.).

91) Pf. Ki. St. Michael 1719 Wernersdorf, Pf. Ki. St. Anna Wiesen 1724; Pf. Ki. St. Jakob, Ruppersdorf 1721; Pf. Kir. Allerheiligen Hermsdorf 1722; Pf. Ki. St. Adalbert, Počaply b. Leitmeritz 1724; Pf. Ki. St. Prokop, Bösig b. Politz 1724; Filial Ki. St. Barbara, Ottendorf 1726; Pf. Ki. St. Margareta, Schönau 1728 – 1730; Marien-Sternkirchlein, Weckersdorf 1734; Pf. Ki. St. Magdalena, Barzdorf 1734, vollendet 1744. Diese Kirchen sind alle auf ehemaligem Klosterland erbaut. So weit nicht eine weitere Ortsbezeichnung angegeben ist, liegen sie alle im Braunauer Klosterland. Dazu kommen noch zwei Kirchen in der Stadt Braunau: die Kreuz- und die Laurentiuskirche.
Abt O. Zinke übergab K. I. Dientzenhofer den Großbau, das Kloster St. Wenzel in Braunau. Nach dem Baubuch Bauzeit 1727 – 1735. Weihe 30. 10. 1735. (In der Literatur über das Böhmische Barock sind die Angaben für die Bauzeit unrichtig). Das Klosterland Braunau ist auf diese Weise zu einem ausgesprochenen Barockland geworden, wie es sich uns heute noch darbietet. Verstärkt wird das noch durch die zahlreichen gemeißelten Sandsteinkruzifixe, Marien- und Heiligen-Statuen auf Feldwegen, Straßen und Plätzen. Sie sind ihrer Quantität und Qualität nach zweifellos eine Nachwirkung der großen Bautätigkeit in der Barockzeit. Es gibt nur wenige Landstriche mit dieser Reichhaltigkeit; die Stifter waren Bürger, und auch zahlreiche Bauern.

wieder betete man das Chorgebet, sang die lateinischen Hymnen und Psalmen, feierte die Liturgie. Freilich mußten die Religiosen zunächst noch große Opfer bringen, denn an innerer Ausrüstung fehlte noch viel. Die Weihe des Klosters hatte der Abt deshalb noch bis 1738 hinausgeschoben. Der Prior Raphael Berger von St. Margaret schrieb am 13. Jänner 1730 an P. Karl von Weihenstephan, daß Wahlstatt für den Benediktinerorden zurückgewonnen ist und eine von der Erzabtei Břevnov abhängige Propstei wird. „Der Kloster- und Kirchenbau werde an Schönheit den besten in Böhmen gleichkommen."[92] In diesen Worten spiegelt sich die ganze Einstellung Zinkes wieder, die er auch auf seine Mitbrüder übertragen hat *(Bild 42)*. Es galt also ein Kloster zu bauen, das schlicht und einfach ist, aber vornehm und den Stil des böhmischen Barocks verrät. So entstand ein zweiflügeliger einstöckiger Bau mit Walmdach. Die Kirche kam in die Achse zwischen den beiden Flügeln zu liegen, wobei jeder Trakt mit einem Eckrisalit abschloß, dessen Ecken zum Portal der Kirche gekehlt wurden, so daß der Blick zur Fassade der Kirche frei gegeben wurde. Jeder Flügel besitzt in der Mittelachse ein barock gegliedertes Portal.

Die Fassade der Kirche ist durch zwei Besonderheiten charakterisiert: die eine ist die starke plastische Gestaltung der Fassade, die andere sind die beiden Türme *(Bild 43)*. Indem die Architektur in die Plastik übergeht, geschieht jene Verschmelzung, die von beiden Dientzenhofern bevorzugt wurde. Auch die konvexe Vorwölbung der Fassade, der in der Kirche ein ovaler Eingangsraum entspricht, ist typisch dientzenhoferisch.

Der Unterbau ist zwar durch die plastische Gestaltung und die Biegung der Wand bewegt, aber doch streng architektonisch gebaut, wobei das kräftige Gesimse und die Pilaster eine bestimmende Rolle spielen. Der Giebelaufbau und die Turmhelme werden bis zum Spielerischen geformt. Das Zentrum bildet die große tiefe Nische mit der hl. Hedwig (270 cm hoch), zu deren Füßen sich Engel auf Wolken tummeln. Ihr zu Rechten steht der hl. Benedikt mit Stab, Buch und Becher, und zur Linken die hl. Scholastika mit Stab, Regelbuch und Taube, die auf dem Buch steht. Nach oben zu löst sich die Architektur in Figuren auf. Auf zwei liegenden Voluten knien zwei Engel, betend vor dem Benedictuskreuz; Kupfer vergoldet, leuchtet es weit ins Land *(Bild 44)*. Bei den Türmen *(Bild 43)* ist die gleiche Struktur festzustellen. Bei ihnen ist die strenge Architektur noch mehr ausgeprägt, jede Biegung und Krümmung der Wände ist vermieden. Erst die Turmhelme, die ins Achteck übergehen, werden zur Plastik, die frei gewordenen Ecken sind mit Prunkvasen besetzt. Die Helme laufen dann über kräftigen Knäufen in Herzogshüte aus, die auf Polstern mit Quasten ruhen, auf denen bekrönend je ein Kreuz steht. Mit den Heiligen Benedikt und Scholastika wollte der Abt dokumentieren, daß der Bau eine Benediktinerkirche ist. Schließlich hatte die Herzogin, die hl. Hedwig, die Kirche, die sie nach der unglücklichen Schlacht gegen die Mongolen als „Seelengerät" (fromme Stiftung) für ihren gefallenen Sohn erbaut hatte, schon damals den Benediktinern übergeben. Das dritte von Zinke gewählte Signum der Fassade ist das Benedictuskreuz *(Bild 44)*. Wir ken-

92) SÚAP FBB kart. 64 C III. 15.

nen es bereits von den anderen drei Kirchen und wissen, was Zinke ihm für eine Funktion zusprach: Schutz vor den feindseligen Mächten. Die seltsamen Herzogshüte als Helmabschluß sind keine Spielerei, sondern auch ein Hinweis auf die historische herzogliche Vergangenheit. Das plastisch reich geformte Hauptportal der Kirche soll mit seiner Kesselpauke, den Siegestrophäen auf den Sieg über die Türken durch Prinz Eugen und den Frieden von Passarowitz 1718 hinweisen, während die beiden Hermen, die Putten mit Morgenstern und Helm die Mongolenschlacht ins Gedächtnis rufen. Was sich hier der Abt alles als Motive für die Fassadengestaltung ausgedacht hat, dürfte er zuvor auch mit dem Baumeister besprochen haben, ehe er damit den Bildhauer Karl Hiernle beauftragte, den wir bereits von Břevnov und Braunau her kennen.

Die Kirche ist der von St. Margaret in Břevnov sehr verwandt. Auch Kilian Ignaz geht wie sein Vater von der Wandpfeilerkirche aus, aber er geht in der Ausbildung des Zentralraumes noch einen kräftigen Schritt weiter. Die konvexen sechs Pfeiler dringen noch weiter in den Kirchenraum vor. Sie sind von je drei Dreiviertelsäulen ummantelt und wirken optisch beinah wie freistehende Bündelpfeiler. Die Wände zwischen den Pfeilern werden konkav nach außen geschwungen und ziehen sich ungebrochen als neutrale Schale bis in das Gewölbe. Sie haben wie die in der Kirche St. Margaret die tragende Funktion verloren, sie sind nur füllende abgrenzende Mauer. Von den Pfeilern führen die bei den Dientzenhofern obligatorischen gekrümmten Gurte bis ins Gewölbe und schneiden auf diese Weise je einen Sektor aus dem längsovalen Gewölbe an den vier Seiten heraus, die damit zu sphärisch begrenzten Lünetten über den bogigen Fenstern werden. Durch die Kombination der Pfeiler und der Gurte wird die längsovale Stutzkuppel mit den hochgezogenen Pendentivs zu einem ausgesprochenen Pendentivgewölbe *(Bild 46 und 47)*. Dem optischen Eindruck nach kommt diese Konstruktion den spätgotischen Hallenkirchen recht nahe. Auf diese Weise wird eine sehr effektvolle Raumwirkung ausgelöst. In der Konstruktion aber ist sie eine getreue Fortbildung des guarinesken spätbarocken Kirchenbaues. Das hat Kilian Ignaz in der Weise erreicht, daß er, wie sein Vater Christoph, als Eingangsraum und als Übergangsraum vom Kirchenschiff zum Ostchor noch je ein querovales Joch einschaltet, die beide in den Zentralraum hineingreifen. Auf diese Weise entsteht eine Verschmelzung von Zentral- und Longitudinalraum. Die vier Seitenräume sind nicht mehr Kapellen, sondern weit geschwungene Nischen, die von Lünetten überdeckt sind.

Der Ostchor ist bis in die Einzelheiten von der Břevnover Kirche übernommen. Er wird von einem Rechteck gebildet, an das sich eine halbkreisförmige Apsis anschließt. Das verkröpfte Gesims, das im Hauptschiff nur als Kämpfer seine tragende Funktion ausübt, zieht sich geschlossen um den ganzen Ostchor und teilt den Baukörper in einen Unterbau mit etwas niedrigeren Bogenfenstern und einen Oberbau mit senkrechten Ovalfenstern. Man vergleiche das mit dem Ostchor der Kirche in Břevnov. Es nimmt wunder, daß der Baumeister diese Břevnover Lösung des Ostchors gewählt hat, nachdem er doch etliche andere Varianten kennt. Wäre es so falsch, anzunehmen, daß Abt O. Zinke bei der Besichtigung und Besprechung der Baupläne mit dem Baumeister diese Břevnover

Lösung wählte, um so zu betonen, dieser Bau ist eine Tochtergründung der Mutterkirche in Břevnov? Das Spiel der Zusammenhänge war dem Abt ja sehr vertraut.

Bei den Überlegungen, wie die innere Ausstattung der Kirche durchgeführt werden soll, waren die Voraussetzungen wesentlich günstiger als bei den anderen beiden Kirchen. Bei der Břevnover Kirche mußte sich alles nach der Architektur richten, die sehr selbstherrlich war und keine Konkurrenz vertrug. Bei der Braunauer war wieder die Tradition sehr entscheidend, die nur ein sehr engmaschiges Netz an neuen Möglichkeiten bot. Bei der Kirche in Wahlstatt war die Architektur so mächtig und klar, daß sie keine Konkurrenz zu fürchten brauchte. So konnten die Seitenaltarbilder mit großen, reich geschnitzten Barockrahmen ausgestattet werden. Die Vielgestaltigkeit der Kuppelschalen boten wieder dem Maler geradezu erwünschte Möglichkeiten zur Entfaltung seiner reichen Phantasie. Da mußte ein ganz großer Meister daran gehen.

Wer waren die Künstler? Es sind für uns bekannte Meister aus Prag: der Maler Wenzel Lorenz Reiner ist der Schöpfer der vier Bilder auf den Seitenaltären, und der Bildhauer Karl Josef Hiernle der Schöpfer aller plastischen Arbeiten außen und innen. Beide sind eingespielte Mitarbeiter des Baumeisters K. I. Dientzenhofer. Der Freskant der Decke, Cosmas Damian Asam, aus München war sowohl dem Baumeister wie dem Abt bekannt durch sein großartiges Deckengemälde im Maria-Theresia-Saal im Kloster St. Margaret in Břevnov, 1728. Er stand damals auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Er und sein Bruder Egid Quirin Asam waren die bekanntesten Künstler Süddeutschlands und darüber hinaus in der Schweiz, in Tirol, Böhmen und nun auch in Schlesien tätig.

Wenn damit außer dem Maler Franz de Backer kein Künstler von Rang aus dem schlesischen Raum mit zur Ausschmückung des Raumes herangezogen wurde, so lag das am Baumeister, der kein Risiko bei einem solch repräsentativen Bau eingehen wollte und sich lieber auf die Leute verließ, die schon mit ihm zusammengearbeitet hatten. Zinke kannte Schlesien kaum und war bezüglich der Künstler im Lande unsicher. Die Themen für die Altäre, die Statuen, die Fresken im Gewölbe konnte ja wieder nur allein der Abt bestimmen. Wir können wohl annehmen, daß er an Hand von Entwürfen und Skizzen mit dem Baumeister die Art der Gestaltung durchgesprochen hat.

Der Hochaltar (Baldachinaltar) macht die Rundung der Apsis mit und schmiegt sich der Wand an *(Bild 47)*. So geraten die Sockel der beiden Säulen, die den Altar einrahmen, und die Verkröpfung oben, in die Schräglage. Der Segmentgiebel wird zum Bogen geformt. Bekrönt ist der Altar von einer bewegten Dreifaltigkeitsgruppe inmitten von Engeln und Wolken. Das Kreuz des Herrn ist sehr betont. Die beiden Statuen Petrus und Paulus neben dem Altar stehen auf eigenen Voluten vor je einer Säule der Mauerarchitektur *(Bild 48 und 49)*. Sie sind wie die Dreifaltigkeit ein Werk des Karl Josef Hiernle. Für Zinke waren die beiden Apostel die Verkünder und Garanten der wahren christlichen Lehre, eine gegenreformatorische Geste. Die Tischlerarbeiten des Altars wird ein heimischer Meister gemacht haben.

Franz de Backer, der flämische Hofmaler des Breslauer Bischofs Ludwig

v. Pfalz-Neuburg, ist der Meister des Hochaltarbildes. Das Thema ist die Auffindung der Leiche des gefallenen Herzogs Heinrich II., dem die Mongolen das Haupt abgeschlagen haben. Die junge Frau des Herzogs, Anna, eine Tochter des böhmischen Königs Přemysl Ottokar I., hat ihn in der großen Zahl der gefallenen Ritter an den sechs Zehen am Fuß erkannt, auch an der weißen Schärpe, die sie für ihren Mann eigens gearbeitet hatte. Sie beugt sich trauernd über ihn, während Herzoginmutter, Hedwig, den Blick zu dem Kreuz am Himmel richtet. In der rechten Hand hält sie eine Statuette, Maria mit dem Jesuskind.

Abt O. Zinke hat auch, wie in den beiden anderen Klöstern, die geschichtliche Tradition der Erzabtei Břevnov, deren Tochterkloster Braunau nun einmal war, das jetzt die Propstei Wahlstatt gegründet hatte, in den Bildern und Statuen so manche Hinweise und Aussagen über die gemeinsame Verbundenheit eines Gesamtkonventes der vier Klöster untergebracht. Die einzelnen Professen wurden auch vom Abt in den vier Klöstern immer wieder ausgetauscht. Die Stabilitas loci bezog sich auf alle vier Klöster. Das wurde erst anders nach den ersten beiden Schlesischen Kriegen und noch ausgeprägter nach der Angliederung Schlesiens an den preußischen Staat 1763. Jetzt drang die preußische Regierung darauf, daß nur Schlesier in Wahlstatt wohnen und wirken dürfen. Břevnov blieb ein fremder Begriff, der Abt war eben Abt von Braunau. Damit blieben aber alle Rückgriffe auf die böhmische Kirchengeschichte unverständlich. Das führte dann bei den Abhandlungen und Artikeln über Wahlstatt immer wieder zu falschen Interpretationen der Bilder und Statuen. Die Zeit war durch die politischen Entwicklungen zu kurz gewesen, als daß eine böhmische Tradition in Wahlstatt hätte Fuß fassen können.

In den breiten Kapellennischen des Hauptschiffes hat O. Zinke vier Seitenaltäre einbauen lassen. Auch hier sind keine Retabel aufgebaut worden, weil auch bei dieser Kirche die konkave Rückwand dieselbe architektonische Funktion hat, wie in der Břevnover Klosterkirche. So besteht auch hier der Altar aus einer kastenartigen Mensa, auf der mäßig hohe Reliquiarien stehen. Darüber hängt ein mächtiges bogiges Altarbild an der Wand, das freilich von einem reich geschnitzten Holzrahmen mit Engeln und üppigen Festonmotiven aus der Werkstatt des K. J. Hiernle geschmückt ist. Das Bild greift bis in das Fenster hinein. Man muß gestehen, daß diese Kirche die reichen Bildrahmen verlangt, sonst würden die übermächtigen leeren Wände kahl wirken und die Gesamtstimmung des Raumes beeinträchtigen.

Beginnen wir mit dem Benedictusaltar: W. L Reiner ist bei diesem Bild ganz von den Ideen und Gedankengängen des Abtes O. Zinke geleitet worden *(Bild 51)*. Die Thematik des Bildes ist ungewöhnlich. Wohl wird am unteren Rand des Bildes ganz im Hintergrund in schwacher Beleuchtung die Szene des Todes des hl. Benedikt angedeutet, wie wir sie schon groß dargestellt im Břevnover wie im Braunauer Altarbild kennengelernt haben. Benedikt hat, auf zwei Mönche gestützt, eben die hl. Kommunion empfangen. Er schaut die mit Lämpchen bestückte Stiege, die in den Himmel führt. Auf diese Szene hier weist der hl. Benedikt im Bilde oben mit ausgespreizter Hand. Über ihnen tragen zwei Engel auf einer Wolkenbank, die die untere Szene überdeckt, den hl. Benedikt; zwei weitere

tragen Stab und Mitra. Über dieser Partie von Wolken und Engeln baute der Meister die Hauptszene auf: Benedictus inmitten von sechs Heiligen; es sind nach ihren Attributen folgende von rechts nach links: Papst Gregor der Große, der Abt Prokop, Bischof Adalbert von Prag, Erzbischof Norbert von Magdeburg, Scholastica und Gunther. Gregor sitzt in vollem Licht auf der rechten Seite. Er stützt mit der rechten Hand von oben her ein aufgeschlagenes Buch auf seinem Schoß und zeigt mit dem Finger der linken auf die untere Ecke des Buches. Dabei blickt er im Gespräch auf Prokop, der ein kleines hölzernes Kreuz dem Gegner vorhält. Der hl. Benedikt weist mit der linken ausgestreckten Hand auf die gleiche Stelle des Buches, auf dem deutlich eine ganzseitige Szene gemalt ist. Alle drei sind im Hinblick auf das Bild in dem Buch in ein Gepräch verbunden. Das Buch dürften die Dialogia Gregors sein, etwa eine mittelalterliche Handschrift, die ein Wunder des hl. Benedikt berichtet. Es scheint die Vertreibung des Teufels von dem großen Stein zu sein, mit dem er den Weiterbau des Klosters verhindert hat.[93] Jedenfalls wird das Geschehen von Benedikt bestätigt. So bezeugt auch Prokop die wunderbare Kraft des Kreuzes gegen den Bösen, wie er sie selbst auch erfahren hat. (Vgl. die Prokopstatue auf den Klosterstiegen im Braunauer Vorhof der Kirche.)

Zwischen Prokop und Benedikt steht der Bischof Adalbert, der mit der linken Hand das Schwert vor der Brust hält; fast möchte man meinen, daß es in der Brust steckt. Links über Benedikt sind die anderen drei Heiligen untergebracht. Der erste ist wiederum ein Bischof; mit der linken hält er das Pedum, in der rechten wie Prokop ein kleines Holzkreuz. So ist es ein Bischof, der auch den Teufel mit dem Kreuz bezwungen hat. Dann kann es nur der Erzbischof Norbert sein, der ja auch zu den böhmischen Landespatronen gehört. Er wird auch öfters mit dem Teufel zu Füßen dargestellt, so als Altarfigur in der Prämonstratenserkirche in Tepl (Böhmen).

Der zweite in dieser Dreiergruppe dürfte der Mönch Gunther sein. Er hält in der weit ausgestreckten Hand einen Palmzweig, gewissermaßen als Sieger über die Versuchungen der Welt. Auch Nichtmärtyrern wird gelegentlich ein Palmzweig als Attribut zugewiesen (Elisabeth, Walburga, Aurelia u. a.). Die dritte Gestalt, eine Nonne mit Taube vor der Brust, ist die hl. Scholastika, die Schwester des hl. Benedikt. Sie ist zum Zeichen ihrer Demut oben ganz am Rande des Bildes untergebracht. Hat der Abt ihr diese Position zugedacht?

Was mag den Abt Othmar Zinke veranlaßt haben, als Grundthema für den Benedictusaltar in Wahlstatt gerade dieses Thema der Teufelsaustreibung durch

---

93) „Eines Tages, als die Brüder dabei waren, Wohnräume für ihr Kloster zu bauen, war ihnen ein Steinblock im Weg, den sie emporzuheben beschlossen. Zwei oder drei Mann konnten ihn nicht von der Stelle rücken; auch als weitere Brüder mithalfen, blieb er so unverrückbar liegen, als hätte er in den Erdboden Wurzel geschlagen. Offensichtlich hatte sich der Erbfeind in eigener Person darauf gesetzt, weil so viele ihn nicht zu verrücken vermochten. Als sie sich keinen Rat mehr wußten, schickten sie nach dem Mann Gottes, er möge den Feind mit seinem Gebet vertreiben, damit sie den Block hochwuchten könnten ... Er kam sogleich, betete und gab seinen Segen. Sie hoben nun den Steinblock so schnell hoch, als hätte er jetzt kein Gewicht gehabt." (Gregor d. Gr. Dial. II, 9).

den hl. Benedikt gewählt zu haben? Es wurde schon darauf hingewiesen, welche Bedeutung für Zinke das Benedictuskreuz hatte, in dem er den wirksamsten Schutz gegen den Bösen sah. Wenn man diese Erklärung des Bildes gefunden hat, dann ordnet sich alles in dem Bilde zu einer Einheit zusammen, das sonst viele Rätsel für die ikonographische Deutung aufgibt.

Was die Komposition und den Ausdruck des Bildes anbelangt, so leidet sie trotz einer Reihe von Vorzügen an Gedrängtheit der Personen und Engel und der oft falschen Lichtverteilung. Ob nicht Zinke zu viel Wünsche und Winke über die Thematik im Ganzen wie im Einzelnen dem W. L. Reiner zugemutet hat? Was mußte nach Zinke da nicht alles auf kleinem Raum untergebracht werden! Aber schließlich muß man doch sagen, daß der Maler mit den vom Abte vorgegebenen Aufträgen fertig geworden ist. Seine Altarbilder in der Braunauer Klosterkirche übertreffen die in Wahlstatt bei weitem.

In dem Fresko auf der Lünette über dem Benedictusbild sieht man eine Szene der Verabschiedung von Mönchen unter Führung des hl. Maurus vor dem Kloster Montecassino, die der hl. Benedikt zur Mission nach Gallien aussendet. Benedikt übergibt dem jugendlichen Maurus Brot, Wein und eine Dose mit Hostien; andere Brüder mit Reisehut und Stab tragen weiteres Gepäck. Als Klosterbau Monte Cassino im Hintergrund dient der Prospekt des neuen Braunauer Klosterbaues.

In den Säulennischen stehen die Statuen Placidus und Maurus als Äbte mit Pedum ohne Mitra. Maurus hält eine Sonnenblume vor der Brust. In den Nischen an den Pfeilerköpfen stehen Johannes d. Täufer und Stephanus mit Buch, auf dem Steine liegen. Sie haben beide keine Beziehung zu dem Altarbild. Die Diakone Stephanus und Laurentius haben wir auch in der Braunauer Klosterkirche vorgefunden. Sie haben auch keine historische Beziehung zur Erzabtei. Sie könnten in der persönlichen Frömmigkeit des Abtes verankert sein.

Gegenüber liegt traditionsgemäß der Kreuzaltar. In unserem Falle ist nicht die Kreuzigung Jesu oder sein Tod am Kreuz dargestellt, sondern die Kreuzabnahme, und die vom Schwert des Schmerzes durchbohrte Mutter Jesu, die den toten Leib in Empfang nimmt.

„Es war bereits Abend, zudem Rüsttag vor dem Sabbat. Da kam Joseph von Arimathäa, ein angesehener Ratsherr, der auch das Reich Gottes erwartete. Er ging entschlossen zu Pilatus und bat um den Leichnam Jesu. Pilatus wunderte sich, daß er schon tot sein sollte. Er ließ daher den Hauptmann kommen und erkundigte sich, ob er schon tot sei. Als der Hauptmann ihm das bestätigte, schenkte er Joseph den Leichnam. Der kaufte Leinwand, nahm ihn ab und wikkelte ihn in Leinwand. Dann legte er ihn in das Grab, das in den Felsen gehauen war." (Mk 15, 42–46). Lukas berichtet weiter: „Es war Rüsttag und der Sabbat brach schon an. Die Frauen, die mit ihm aus Galiläa gekommen waren, gingen mit und sahen sich das Grab und die Bestattung seines Leichnams an. Hierauf gingen sie zurück und bereiteten wohlriechende Öle und Salben an." (Lk 23, 54–56).

Zwei Leitern, eine von vorn und eine von hinten sind auf der rechten Seite des Bildes betont ins fahle Abendlicht gestellt, auf denen zwei Männer stehen, die

den zerschundenen Leichnam Jesu in einer Leinwand hängend herablassen. Ein Mann links, wohl Joseph von Arimathäa, stützt ihn, indem er dessen Füße umklammert. Während ein letzter Lichtstrahl den zermarterten Körper bestrahlt, bleibt das Gesicht Jesu im Dunkel verhüllt. Nur das Haupt wird von einer Lichtgloriole umhüllt, die die Dornenkrone brennen läßt. Maria, vom Schwert des Schmerzes durchbohrt, bleibt ganz dem Willen Gottes ergeben.

Bei diesem Bild scheint außer der Themenangabe Zinke die Ausführung ganz dem Meister W. L. Reiner überlassen zu haben. Es liegt nahe, daß er eine Gedankenverbindung zum Hochaltarbild wollte. Die Herzoginmutter, Hedwig, findet auf dem Schlachtfeld den verstümmelten Leichnam ihres Sohnes.

In dem Fresko der Lünette über dem Altarbild hat Asam die Kreuzigung Christi sehr dramatisch und aussagekräftig gemalt. Er hat Zinke gut verstanden und interpretiert *(Bild 60)*.

Der Herr ist eben gestorben, hinter dem Kreuz die strahlende Riesensonne, ein Zeichen für die Gnade der Erlösung durch Jesu Opfertod von Sünde und Schuld, von Tod und Untergang, die sich über die ganze Welt auf alle Menschen ausbreitet, die sie annehmen wollen. Sie drängt das Dunkel zurück, es muß der Erlösergnade Raum geben, ausgedrückt durch Strahlen, die vom Kreuz nach links zu Soldaten, einem Mann und einer Frau reichen; im Vordergrund ist eine Schüssel mit umgestürzter Kanne, aus der der Rest des Wassers fließt. Könnte das nicht auf Pilatus und seine Frau hinweisen, die reuig in sich gehen? Als der Hauptmann das sah, was geschah, pries er Gott und sprach: „Wahrlich dieser Mann war gerecht." (Lu 23,45). Der Strahl geht auch hinüber zu den Gräbern. Auf einem steht der Name dessen, dem es gehört: COSMAS DAMIAN ASAM, der sich mit dem Begrabenen identifiziert. So bekannte der große gefeierte Künstler seinen Glauben an die eigene Auferstehung, die Jesus Christus durch seinen Tod und seine Auferstehung auch ihm erworben hat.

Zur Bestätigung der Zugehörigkeit der Propstei zur Erzabtei Břevnov ist der Margaretenaltar in dieser Kirche genau so unerläßlich, wie er es in der Braunauer Abteikirche ist. In diesem Altarbild ließ Zinke die Břevnover Patronin als Märtyrerin malen. Das ganze Bild wird von dem Regierungspalast (eine Säulenhalle) des römischen Präfekten Olybrius, der links überhöht auf einem Baldachinthron zu Gericht sitzt, voll ausgefüllt. Er wollte sie wegen ihrer Schönheit ehelichen und suchte sie zum Abfall von Christus zu bringen. Ein heidnischer Priester (der ihr Vater gewesen sein soll, der sie auch verstoßen hatte) hält ihr eine heidnische Götzen-Statuette vor, vor der sie niederfallen sollte. Sie wies mit energischer Kopfbewegung das Ansinnen zurück. Deshalb gab der Präfekt den Befehl, die Martern zu vollziehen und wies auf die Marterwerkzeuge rechts unten hin. Die hl. Margareta blickt nach oben. Über ihr in der Halle sieht sie eine Vision, wie sie in hartem Kampf mit dem Kreuz in den Händen vor einer Höhle den Teufel besiegt hatte. Diesen Höllenkampf vor der Höhle hatte Reiner bereits auf dem Bild des Margaretenaltars der Braunauer Klosterkirche zum Ausdruck gebracht.

Im Bogenrund des Bildes öffnet sich der Himmel, ein Engel reicht ihr die Märtyrerpalme, ein zweiter das Siegeskreuz. Beide sind Attribute der Heiligen. Um die Verbundenheit der Propstei mit der Erzabtei noch zu unterstreichen, wurden

in den beiden Säulennischen rechts und links vom Altar die Statuen der hl. Ludmila und Agnes aufgestellt[94] *(Bild 52 und 53)*.

In der darüber liegenden Lünette *(Bild 59)* ist die Szene des Einzuges des Abtes mit seinen Mönchen in das neue prächtige Heiligtum in Wahlstatt festgehalten. Da schwebt auf einer Wolke vom Himmel her die hl. Hedwig herbei. Der Abt grüßt sie vornehm und lädt sie ein, mit in die neue Kirche einzuziehen, die auch ihr geweiht ist. Mit diesem Bild in der Kirche dürfte Asam dem Abt Othmar Zinke eine große Freude bereitet haben. Es paßt ganz in das übliche Programm Asams bei seinen Fresken.

Den vierten Altar ziert das Bild des hl. Bischofs Adalbert von Prag. Der darf auch in dieser Kirche nicht fehlen. Zinke wählte dasselbe Motiv, wie er es als Fresko in dem Gewölbe des Ostchores der Kirche St. Margaret von Maler J. J. Steinfels hatte anbringen lassen: Das Regenwunder auf dem Grünberg in Südböhmen bei seiner Rückkehr aus Rom in sein Bistum Prag. Böhmen war durch eine jahrelange Trockenheit für seinen Ungehorsam seinem Bischof gegenüber bestraft worden. So berichtet die Legende. Reiner hat das Bild von Steinfels geradezu wiederholt, er kannte es ja von Prag her. Das muß wohl auf den Wunsch des Abtes zurückzuführen sein. Diese Ähnlichkeit gerade auch beim Bischof Adalbert bis in Einzelheiten von Komposition, Bewegung und Ausdruck ist nicht zu übersehen. Auch die dräuenden Wolken, die geduckte Haltung der Mönche vor dem Sturm sind hier wiederzufinden. Daß der hl. Adalbert auch in dieser Kirche einen Altar erhält, war selbstverständlich, aber für diese Parallelität der beiden Bilder läßt sich keine Begründung finden, sie war wohl von Zinke gewünscht. In den Nischen zu beiden Seiten dieses Altars stehen die Statuen der heiligen Äbte Othmar und Prokop. In den drei Nischen der Säulenköpfe im Kirchenschiff wurde den Heiligen Josef, Laurentius und Johannes Nepomuk ein Platz eingeräumt. Sie gehören zu den bevorzugten Heiligengestalten des Abtes O. Zinke. Eine Ausnahme bildet der hl. Gunther in der Säulennische beim Eintritt in das Kirchenschiff auf der Evangelienseite vor dem Margaretenaltar *(Bild 52)*. Er ist, wie schon erwähnt, in der Kirche St. Margaret in Břevnov begraben. Ihm sind hier die Attribute Lilie, Kreuz und Fürstenkrone beigegeben.

Die Fürstenkrone zu seinen Füßen führte in den Erklärungen der Figur zu Fehlurteilen. Mit den Statuen am Hochaltar und den beiden auf der Fassade umfaßt das plastische Programm Hiernles insgesamt 18 Statuen, alle in gleicher Größe, 270 cm. Ob die große Zahl der Figuren auf den Willen des Abtes zurückzuführen ist oder der Baumeister ein notwendiges Erfordernis im Hinblick auf die

---

94) Ludmila, Großmutter des hl. Herzog Wenzel, war von der heidn. Opposition unter der Führung ihrer Schwiegertochter in der Burg durch Erdrosselung mit ihrem Halstuch ermordet worden; ihr Attribut ist der Halsschal.
Agnes, Tochter des böhm. Königs Přemysl Ottokar I. gest. 1282, Gründerin des Kreuzherrn- und Klarissinnenklosters in Prag, nahm sich sehr der Armen und Kranken an, erhält für Böhmen die Züge der hl. Elisabeth von Thüringen; sie war Klarissin. Die Herzogin Anna, Gemahlin des i. d. Mongolenschlacht gef. Herzogs Heinrich II. war Agnes Schwester. So erinnert Zinke an die Verwandtschaft der hl. Hedwig mit dem böhm. Königshaus der Přemysliden.

besondere Wirkung der Innenarchitektur erblickte, bleibt dahingestellt. Auffallend ist, daß die Statuen überlang und die Köpfe zu klein für ihre Größe sind. Die fast bis zum Kapitell hochgezogenen Nischen im Kern der Säulenbündel scheinen die überlangen Figuren zu erfordern, um dem Höhendrang der gesamten Raumkonstruktion zu entsprechen. Welcher Gegensatz besteht da zwischen diesen Statuen und denen im Atrium (Vorhof) der Braunauer Klosterkirche. Es ist derselbe Meister Josef Hiernle[95], der zur gleichen Zeit die Figuren 1728–1730 in Wahlstatt und Braunau gemeißelt hat. Die Ausdrucksformen der beiden Gruppen unterscheiden sich wesentlich, während die bildhauerische Formung bei beiden die gleiche ist. Charakteristisch sind die einerseits weichfließenden Längsfalten besonders bei den Kukullen (Gunther), oder die geknickten bauschigen anderseits (Paulus). In Braunau hat der Bauherr in gedanklicher Ideenkonzeption der Figuren weit mitgewirkt, in Wahlstatt offenbar gar nicht, außer in der Wahl der Heiligen und deren Standort. Es scheint, daß der Abt während der Bauzeit kaum einmal in Wahlstatt gewesen ist, denn bei den mehrmaligen Reisen des K. I. Dientzenhofer wird der Abt als Mitreisender nie erwähnt. Im Braunauer Diarium findet sich keine Spur davon, das Wahlstatter ist nicht auffindbar. Man betrachte noch einmal zum Vergleich die Statuen der Johannes Nepomuk und Prokop im III. Teil der Arbeit S. 54/55, Text und Bilder.

Das hervorragende Kunstwerk der Kirche sind die Deckenfresken von Cosmas Damian Asam[96] in ihrer großartigen Verschmelzung von Raumarchitektur, Farbigkeit und Lichtwirkung. Asam glänzt wiederum nicht nur durch seine schon damals sehr geschätzte Freskomalerei, sondern vermag auch durch seine Darstellungsweise eine ansprechende Aussagemächtigkeit zu vermitteln, weil ihm eine reiche Phantasie und Erzählkunst zur Verfügung stehen. Das gilt für die Lünettenbilder genau so, wie für das große Kuppelgemälde. Seine souverän beherrschende Malkunst im Fresko, Perspektivenmalerei, Verkürzungen, Illusionismen haben auch in dieser Kirche wieder Triumphe gefeiert. „Seine künstlerische Gestaltungskraft verfällt an keiner Stelle in eine blasse mühsame Erzählung. Die Vorgänge spielen sich fesselnd und anschaulich ab; immer neue Einfälle erregen die Aufmerksamkeit und die Freude an den malerischen Motiven. Die

95) Der Kontrakt mit den Zahlungsquittungen des Karl Josef Hiernle ist erhalten geblieben: SÚAP FBB; Auszahlungen in Raten vom 6. April 1728 bis 16. Jänner 1730, im Ganzen 4826 fl. Aus dem Kontrakt erfahren wir, daß er in Wahlstatt eine Bauhütte besaß und dort mit sechs Gehilfen gearbeitet hat. Die Steine dazu wurden mit Klosterfuhrwerken (zumeist Braunauer Bauern als „Frächter") aus dem Braunauer Sandsteingebirge herbeigeschafft.

96) Nach dem Kontrakt, den C. D. Asam mit P. Prior Fr. Grundmann am 5. 7. 1733 im Kloster Břevnov geschlossen hat, ist gleich im Anschluß daran mit der Malerei begonnen worden. Er war am nächsten Tag bereits über Baunau nach Wahlstatt gereist. Im Kontrakt wird ausdrücklich betont, daß der Břevnover Prior zum Kontraktpartner vom Abt bestimmt worden ist. Wenn nicht schon früher, dürfte er auf der Hinreise in Braunau dem Abt die Entwürfe vorgelegt und Wichtiges bezüglich der Ausführung besprochen haben. Er verlangt darin auch für seine Person einen Diener, dann Maurer und Handlanger für die Arbeit. Auf dem gleichen Papier hat er dann auch am 10. 10. 1733 bestätigt, daß er die ausbedungenen 3000 fl. in St. Margaret erhalten hat.

geniale Erfindungsgabe Asams läßt eine gewaltige Szenerie entstehen, die Himmel und Erde umfaßt... über Jahrhunderte spannt sich der Bogen menschlicher Erinnerungen, zu der sich zwanglos die eigene Zeitgeschichte gesellt".[97]

Das erste Fresko über dem Hochaltar ist thematisch mit der Plastikgruppe in der Bekrönung des Hochaltars, der Heiligen Dreifaltigkeit, verbunden, die, optisch gesehen, in das Bild hineingreift. Zwei Engel im Vordergrund rollen ein Spruchband auf, das zur Verehrung der Dreifaltigkeit aufruft. In der Mitte sitzt Maria mit gefalteten Händen vor einer Weltkugel, auf der der Christusknabe mit einem kleinen Kreuz in der Hand steht. Links oben wird ein zweites Spruchband von Engeln gehalten: Sancta Maria ora pro nobis peccatoribus. Damit ist die Menschwerdung des Wortes Gottes, der zweiten Person der Dreifaltigkeit, angedeutet: Gottes Sohn kam in die Welt, um sie zu erlösen. Darin erkennen wir wieder Zinkes Idee, das Geheimnis des Glauben von der Menschwerdung Christi und der Erlösung der Menschen, wie er es bereits im Vorhof der Klosterkirche in

---

In dem Briefwechsel des Břevnover Priors P. Raphael Berger und C. D. Asam zwischen 1726 bis in den Jänner 1728 sind einige erwähnenswerte Vermerke enthalten. Darnach hat Egid Quirin Asam, der Bruder, gegen anfängliches Widerstreben des Abts in der Kehlung des Plafonds einen zierlichen feinen Stuckrahmen im Februar 1728 für das Bild geschaffen. Interessant: In dem Brief v. 5.12.1727 schreibt C. D. A. auch, daß er hoffe, die vier Wahlstatter Altarblätter malen zu dürfen. „Wir dürfen uns freuen, wenn ein solches Werk in solcher Kirche gemacht werden dürfe. Ist also nur die Frage, wann und wo die Blätter gemacht werden. Ist auch gemelt wesen, daß Kosten und Werk solcher Altarblätter noch in meinem Dasein gemalet würden, so wollte ich sie um ein billigs machen, das ist in einer solchen Größe um tausend Gulden." Gemeint ist damit wohl, daß sie noch in Břevnov im Anschluß an die Arbeit am Deckenfresko gemalt werden. In dem Briefe des C. D. Asams vom 1.1.1728 fordert er P. R. Berger auf, er möchte ihm wegen der Wahlstatter Bilder Bescheid geben, damit nicht durch „Patrone" ein anderer Maler rekomandiert wird. (SÚAP FBB kart 139 G I, 49). In der Zusage des Abtes stehe, daß er die vier Seitenaltarbilder in der Wahlstatter Kirche malen solle; jedes Bild soll 9 Ellen hoch und 4½ Ellen breit sein. Er müßte ja rechtzeitig die Leinwände dafür bestellen, denn für diese Ausmaße gäbe es nur eine Firma in Augsburg (Diese großen Ausmaße hat wohl K. I. Dientzenhofer bestimmt). Er verlange bei dieser Größe 1000 fl. für ein Bild. Warum es zur Ausführung der Bilder durch ihn nicht kam, wissen wir nicht. Jedenfalls hat dann der Abt die Ausführung der vier Bilder dem W. L. Reiner übergeben, der nur 400 fl. je Bild verlangte.
In dem Zusammenhang ist noch eine andere Begebenheit wichtig: Der Kladrauer Abt, Maurus Fintzgut, hatte Othmar Zinke eingeladen, in die von Santini Aichel eben fertig gestellte Kirche die feierliche Introductio vorzunehmen. Der Abt O. Zinke reiste nach dem Břevnover Diarium am 13. 9. 1726 mit zwei Mitbrüdern dahin. Dort traf er auch mit Cosmas Damian Asam zusammen, der die Kirche mit Fresken gerade ausgestattet hatte. Eine entscheidende Begegnung! Das Deckenfresko „Pfauenwunder" in Břevnov und die Deckenfresken in der Kirche in Wahlstatt sind die fruchtbaren Auswirkungen dieser Begegnung.
Literatur: *E. Hubala*, Malerei: C. D. Asam. In: *K. M. Svoboda*, Barock in Böhmen aaO. 285 – 287. München 1964; *Erika Hanfstaengel-Walter Hege*, Die Brüder Asam, München 1950; *Bernhart Ruprecht-Wolf Christian v. d. Mülbe*, Die Brüder Asam. Sinn und Sinnlichkeit im bayerischen Barock, Regensburg 1980, 242 – 245.

97) *E. Hanfstaengel u. W. Hege*, Die Brüder Asam aaO. 53.

Braunau durch die Plastikgruppe Maria Verkündigung und den Kreuzestod Christi hat darstellen lassen, durch die Kunst zu versinnbilden. Auch in anderer Hinsicht macht sich Zinkes Einfluß hier bemerkbar: In der alten Kirche war der Hochaltar auch der Dreifaltigkeit und der Muttergottes geweiht.

Das Bild über dem Querovaljoch zwischen Hauptschiff und Chor läßt uns die Vision des hl. Benedictus und die Entfaltung seines Ordens schauen *(Bild 55)*. Der Abt hat zugleich eine Dokumentation mit Statistik anbringen lassen, die freilich historisch nicht immer richtig ist. Aber eins steht fest, dem Orden gehörten im Lauf der Zeit Vertreter aus allen Ständen an, von den einfachsten Leuten (zur Zeit des hl. Benedikt wahrscheinlich auch Sklaven und Analphabeten) bis hinauf zu Bischöfen und Päpsten, Fürsten und Königen. Benedictus breitet über alle seine Hände aus und weist auf seine Regula hin. Wir lesen die Worte aus dem Prolog: „Ausculta mi fili praeceptis magistri." (Lausche, mein Sohn, auf die Lehren des Meisters). Und wieder ist im strahlenden Licht die Weltkugel der Vision gezeigt, die Welt, die durch den hl. Benedikt und seinen Orden viel Licht empfangen hat. Der Maler veranschaulicht die auf der Tafel angeführten Stände und Ordenszweige in verschiedenen Ordenstrachten, ohne damit bestimmte Heilige zu meinen.

In dem Hauptbild der Kuppel *(Bild 56)* konnte Asam seine Fabulierkunst und Phantasie voll einsetzen und großartige Belege der Perspektiven- und Illusionsmalerei, Kabinettstücke von Verkürzungen und Arrangements von Kompositionen und Gruppenbildungen entwickeln. Er verliert sich dabei nie, sondern vermag alles immer wieder in Verbindung zum Hauptthema zu bringen. Dabei wird keine Geschichte erzählt, sondern alles, was im Lauf der Geschichte der Kirche mit dem Kreuz Christi zusammenhängt, zu einer großartigen Gesamtschau zusammengefaßt. Alles ist voll Leben, Bewegung und Aktion.

Nun soll doch noch auf einige Einzelheiten hingewiesen werden. Im Mittelpunkt steht in himmlischem Licht Christus der Auferstandene, die Weltkugel zu seinen Füßen, die er durch den Kreuzestod und seine Auferstehung von Schuld und Sünde erlöst hat. Engel spannen hinter ihm ein großes weißes Tuch aus, auf dem die Buchstaben seines Namens stehen.

Im Vordergrund hält ein Engel den Holzpfahl, auf dem die eherne Schlange vom Engel gezeigt wird, das Heilszeichen der Israeliten bei ihrem Zug durch die Wüste. Wer den tödlichen Biß von der Giftschlange erhalten hatte und sterben sollte, wurde nach dem Geheiß des Moses gesund, wenn er voll Gottvertrauen seinen Blick auf die Schlange richtete. Das ist der Hinweis auf die Hauptszene (Wir erinnern uns an das Kruzifix im Vorhof der Braunauer Klosterkirche). Die hl. Helena hatte am Kalvarienberg den Venustempel niederreißen und nach dem Kreuz graben lassen. Man fand drei Kreuze, welches ist das echte Kreuz Christi? So ließ man zwei Todkranke, einen Mann und eine Frau, die Kreuze berühren. Nur vom echten Christuskreuz kann die Heilung ausgehen.

Asam hat die ganze Szene voll Spannung und Erregung ausgedrückt. Es sieht so aus, als wollte er klar machen, daß die Kreuze erst in Würde stehen sollen, um dann die Probe ausführen zu können. Jedenfalls schauen die beiden Kranken voll Hoffnung und Verlangen nach dem Kreuz.

Was hat Asam alles da zur Ausführung und Illustration des Themas Kreuzauffindung – Kreuzverehrung untergebracht! Natürlich dürfen wir das alles, was Asam hier gemalt hat, nicht als historische Dokumentation auffassen, alles zusammen ist Gesamtschau der Heilsgeschichte durch das Kreuz, durch den Kreuzestod Jesu Christi in Jerusalem und in der Welt. Man kann das als Schilderung auffassen, die zeigen will, welchen Glauben die Kreuzverehrung bei den Christen durch alle Jahrhunderte bewirkt hat. Paulus hat das im Philipperbrief in gläubiger Schau ausgedrückt: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod am Kreuze. Darum hat ihn Gott auch so erhoben und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Im Namen Jesu sollen sich beugen die Knie aller im Himmel, auf Erden und unter der Erde." (Phil 2, 8-10). Es wurde mehrmals darauf hingewiesen, daß O. Zinkes Frömmigkeit von der Kreuz- und Marienverehrung stark bestimmt war. Welche Aktivitäten hat in der Geschichte der Kirche das Kreuz ausgelöst, denken wir nur an die Kreuzzüge, Kreuzorden und Kreuzritter, die Asam in dem Bild stark hervorgehoben hat. Wir dürfen sie freilich nicht mit unseren heutigen Augen ansehen, sondern mit denen des Bernhard von Clairvaux. So haben sie auch die Barockmenschen noch gewertet. Ja, sie bekamen neuen Auftrieb durch die siegreichen Kämpfe gegen die muselmanischen Türken. Konstruktiv sind bei Asam die Gruppenszenen zwischen den Gebäuden, die mit einer Aussage verbunden sind. So ist die Grabeskirche ein sehr effektvoller Kompositionsteil. Für Asam und natürlich auch für Zinke gehört sie wesentlich zum Thema. Die Kaiserin Helena hat sie erbauen lassen. Sie bestand im Wesentlichen noch so zur Zeit des Barocks. Der theologische Bogen führt von der ehernen Schlange im Vordergrund über die Kreuzauffindung und Grabeskirche bis hinauf zum auferstandenen Christus. In diese Gedankenreihe gehören auch der Turm einer Kreuzritterburg, das Hl. Land, die hl. Stätten, die hl. Stadt Jerusalem *(Bild 57)*. Haben doch die Kreuzritter den Weg wieder frei gemacht von dem Druck der Muselmanen. Was das damals den Christen bedeutete, können wir heute mit unserem säkularisierten Glauben gar nicht ermessen. Das gilt mutatis mutandis auch für die Türkenkriege in der Barockzeit. Daß Asam im Hintergrund auch noch eine ägyptische Pyramide erkennen läßt, gehört nach seiner Meinung mit zur Charakterisierung des orientalischen Kolorits. Den Venustempel hatte Helena wegreißen lassen, um so nach dem Kreuz graben zu können. Aber mehr im Hintergrund auf der rechten Seite hatte sich noch eine Venusstatue halten können. Da geht man nun daran, sie mit großem Hammer und Keule zu zerschlagen. Ihr gegenüber neben dem gotischen Turm steht auf einem Sockel eine marmorne Statue *(Bild 57)*, die apokalyptische Frau mit dem Kind, mit Adlerflügeln und Sternenkranz; zu ihren Füßen ringelt sich eine Schlange um den Sokkel. Die Frau zertritt ihr den Kopf. Zur Erklärung müssen wir die Hl. Schrift aufschlagen, Genesis 2,15: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe. Sie wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse nachstellen." Die andere Stelle im NT, Apokalypse 12, 13 f. lautet: „Als der Drache sich auf die Erde hinabgestürzt sah, verfolgte er die Frau, die den Knaben geboren hatte. Der Frau aber wurden zwei große Adlerflügel gegeben, damit sie in die Wüste an ihren Ort fliegt, wo sie, fern von der Schlange, eine Zeit ernährt werden sollte." Mit der Ver-

heißung dieser Frau und ihrem Sohn beginnt die Heilsgeschichte, die ihren Höhepunkt im Kreuzestod findet und in der Auferstehung die Vollendung. Wieder eine theologische Aussage, die durch die Kunst kundgetan werden soll, die aber nicht Asam gibt, sondern O. Zinke; Asam hat sie geschickt hineingeflochten.

Auf dem Sockel steht ein alter Gebetsruf zur Muttergottes: „Zaige dich eine Muetter zu sein", der ist von Asam hinzugefügt worden. Darunter hat er sich in kleinerer Schrift verewigt: „Cosmas Damian Asam von Pairisch M(i)nchen."

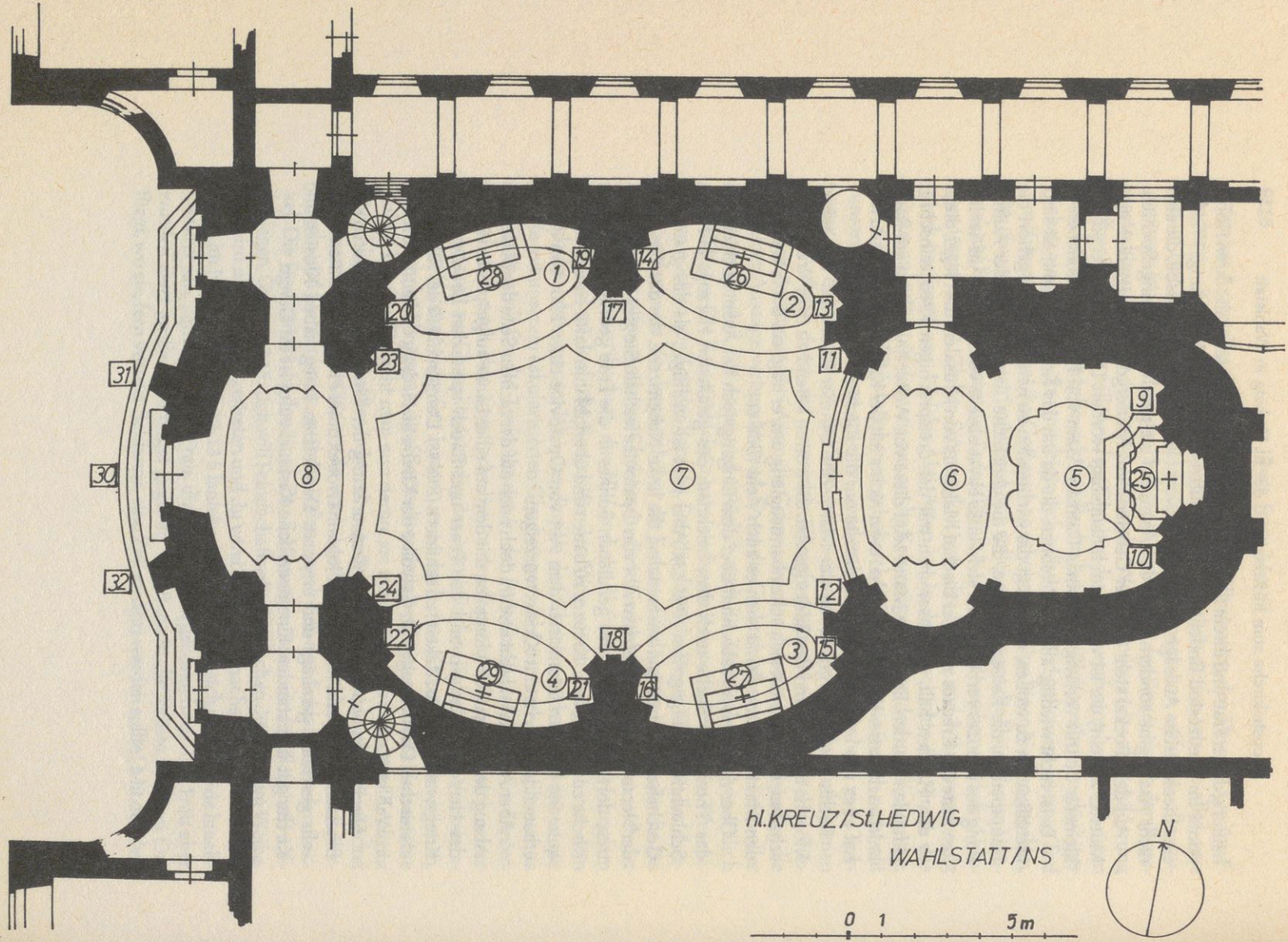
Es ist nicht wichtig, alle die Personen, die da um das Kreuz versammelt sind, identifizieren zu wollen, es genügt die wichtigsten zu nennen. Dazu gehört die Hauptperson, die Kaiserin Helena, die die christliche Tradition mit der Auffindung des Kreuzes verbindet. Sie steht links etwas abseits vom Kreuz. Auf der linken Seite des Kreuzes zeigt der Bischof Makarius von Jerusalem die Nägel, die er in den Händen hält, die zusammen mit der dreisprachigen Kreuzesinschrift gefunden wurden. Ein junger Mann zeigt diese vor. Weiter links unten am Rand kniet auch Kaiser Konstantin; er hat zwar nichts mit der Kreuzauffindung zu tun, hat aber, wie bekannt, große Verdienste um die Kirche.

Rechts im Vordergrund hat der Maler Abt Othmar Zinke mit vier seiner Mönche an den Rand des Bildes gesetzt, die fromm betend zu dem Kreuze aufschauen; einer wendet sich scheinbar neugierig um, er trägt ein Buch, er schlägt den Mantel zurück, damit man es auch sieht *(Bild 60)*.

Über dem Gewölbeabschnitt über dem Eingangsjoch hat Asam noch einmal das Thema der Suche nach dem Leichnam des gefallenen Herzogs auf dem Schlachtfelde aufgegriffen *(Bild 58)*. Aber jetzt ist wichtiger, als das grausame Geschehen noch einmal auszumalen, die linke Nebenszene, die das Gespräch der Herzogin Hedwig mit dem Abt von Opatovice festhält. Sie gibt ihm den Auftrag, dort, wo das Blut des gefallenen Sohnes in die Erde gedrungen ist, eine Kirche zu Ehren des hl. Kreuzes zu bauen und übergibt ihm dafür eine Kreuzreliquie. Sie läßt den Baumeister dem Abt von Opatovice einen Plan von der zu erbauenden Kirche mit Kloster vorzeigen.

Aber Asam kann nicht umhin, doch noch auf der rechten Seite des Bildes den Abzug der grausamen Mongolen mit dem auf einer Lanze aufgespießten Haupt des Herzogs zu zeigen und den Feuer und Rauch speienden Drachen (eine Kriegswaffe, eine Art Rakete) zu schildern *(Bild 58)*. Damit schließt der Reigen der szenischen Darstellungen im Gewölbe der Kirche St. Hedwig und zum hl. Kreuz in Wahlstatt.

Die Fresken wurden bei einer Restaurierung der Kirche 1932/33 durch den Breslauer Maler und Konservator Johann Drobek unter Pfarrer Dr. Roman Reisse sehr geschickt gereinigt und erneuert. Den letzten Krieg haben Kloster und Kirche gut überstanden. Eine neuerliche Restaurierung ist im Gange.


hl. KREUZ / St. HEDWIG
WAHLSTATT / NS
N
0 1 5m

Propsteikirche zum hl. Kreuz zur hl. Hedwig in Wahlstatt

(1) Der hl. Benedikt sendet den Maurus mit Mönchen auf Mission nach Gallien

(2) Abt Zinke empfiehlt seine Propstei der vom Himmel herbeigeschwebten hl. Hedwig

(3) Kreuzigung Christi

(4) Gründungslegende von Břevnov

(5) Marienfresko über dem Hochaltar

(6) Benediktusfresko

(7) Kuppelfresko: Kreuzauffindung durch die hl. Helena

(8) Auffindung des Leichnams des hl. Herzogs Heinrich, der in der Mongolenschlacht gefallen war

[9] hl. Petrus

[10] hl. Paulus

[11] hl. Johannes der Täufer

[12] hl. Josef

[13] hl. Placidus

[14] hl. Maurus

[15] hl. Johannes Evangelist

[16] hl. Magdalena

[17] hl. Laurentius

[18] hl. Stephanus

[19] hl. Ludmila

[20] sel. Agnes

[21] hl. Prokop

[22] hl. Othmar

[23] hl. Gunther

[24] hl. Johannes Nepomuk

(25) hl. Hedwig

(26) hl. Benedikt

(27) Kreuzaltar

(28) hl. Margaretha

(29) hl. Adalbert

[30] hl. Hedwig

[31] hl. Benedikt

[32] hl. Scholastika

Rückblick

Rückblickend auf die Tätigkeit des Abtes Othmar Daniel Zinke als Auftraggeber für die Künstler bei der Ausstattung seiner drei Kirchen lassen sich in seiner Spiritualität des Glaubens und der Frömmigkeit drei für ihn charakteristische Grundzüge erkennen. Der eine ist seine Kreuzesmystik. Immer wieder läßt er von den Malern und Bildhauern den einsam sterbenden oder schon verstorbenen Jesus am Kreuz darstellen. Am konsequentesten in dieser Art ist das Kreuzbild von Peter Brandl im Braunauer Kloster. Kein Mensch ist beim Kreuz, auch Maria nicht, die er sonst als Schmerzhafte Muttergottes, als einzigen Menschen dazu malen ließ. Dasselbe gilt auch für das steinerne Kreuz im Vorhof der Braunauer Kirche.

Der andere Grundzug in seinem religiösen Leben ist das ständige Bewußtsein, immer von bösen Mächten umdroht zu sein, realisiert im Vorstellungsbild des Drachen oder Teufels. Immer wieder läßt er in seinen Kirchen von Heiligen in Bild oder Plastik mit dem hölzernen Handkreuz den Bösen beschwören, so die hl. Margareta, der hl. Abt Prokop, die Heiligen Alexius und Bonifazius. In Wahlstatt hat er sogar das Altarbild des hl. Benedikt unter dieses Motto gestellt.

Ostentativ und weithin sichtbar pflanzte Othmar Zinke in seinen vier Klöstern (Břevnov-Braunau-Politz-Wahlstatt), die zusammen ja die Erzabtei Břevnov bildeten, das Benedictuskreuz auf. Für ihn ist es ja ein Sakramentale, von dem Segen und Heil ausgehen, das aber auch das Böse bannt. „Vade retro Satanas". So bieten die drei Kirchen eine unverwechselbare Aussage über ihren Stifter.

Anhang

Prager Erzbischöfe zur Zeit Zinkes:

Matthäus Ferdinand Sobek von Bilenberg OSB	1669–1675
Johann Friedrich Graf Waldstein	1675–1694
Johann Friedrich Graf Breuner	1694–1710
Ferdinand Graf Khüenburg	1713–1731
Daniel Joseph Mayer von Mayern	1731–1733
Johann Moritz Graf Manderscheid-Blankenheim	1733–1763

Äbte von Břevnov-Braunau, die in dieser Arbeit genannt werden:

Bavarus de Nečtin	1290–1336
Thomas Sartorius	1663–1700
Othmar Zinke	1700–1738
Benno II. Löbl	1738–1751
Friedrich Grundmann	1752–1772
Stephan Rautenstrauch	1773–1786
Jakob II. Chmel	1786–1806
Fortunat Böhm	1806–1818
Placidus Benesch	1818–1844
Johannes Nepomuk Rotter	1844–1886

Die Künstler

Allio, Martin: 146f, 168;
Asam, Cosimas Damian: 186, 209, 215ff;
Bayer, Paul Ignatz: 144f, 163, 177;
Baker, Franz de: 209f;
Bösewetter, Gottfried: 179, 182, 193;
Brandl, Peter: 137, 142, 148f, 154ff, 160f, 188ff, 195, 222;
Dobner, Ignaz: 153, 187
Dientzenhofer, Christoph: 141f, 145ff, 154, 162f, 179, 186, 191, 206, 208f;
Dientzenhofer, Kilian Ignaz: 142, 145, 181, 186, 195f, 208f, 215;
Fischer, v. Erlach: 145;
Guarini, Guarino: 145f;
Hiernle, Karl Josef: 148, 162, 182, 208ff, 214f;
Jäckel, Mattäus Wenzel: 148, 153f, 162, 165, 187f, 195;
Lhota, Anton: 188;
Lurago, Carlo: 144;
Pešina, Iganz: 155;
Prachner, Richard: 148, 154, 162;
Reiner, Martin: 191;
Reiner, Wenzel, Lorenz: 144, 148, 188, 195ff, 209f, 212ff;
Röpfel, Andreas: 187;
Soldati, Tomaso: 169, 171, 176, 186, 195;
Steinfels, Johann, Jakob: 142, 148ff, 174, 176, 195, 214;

Fotonachweis

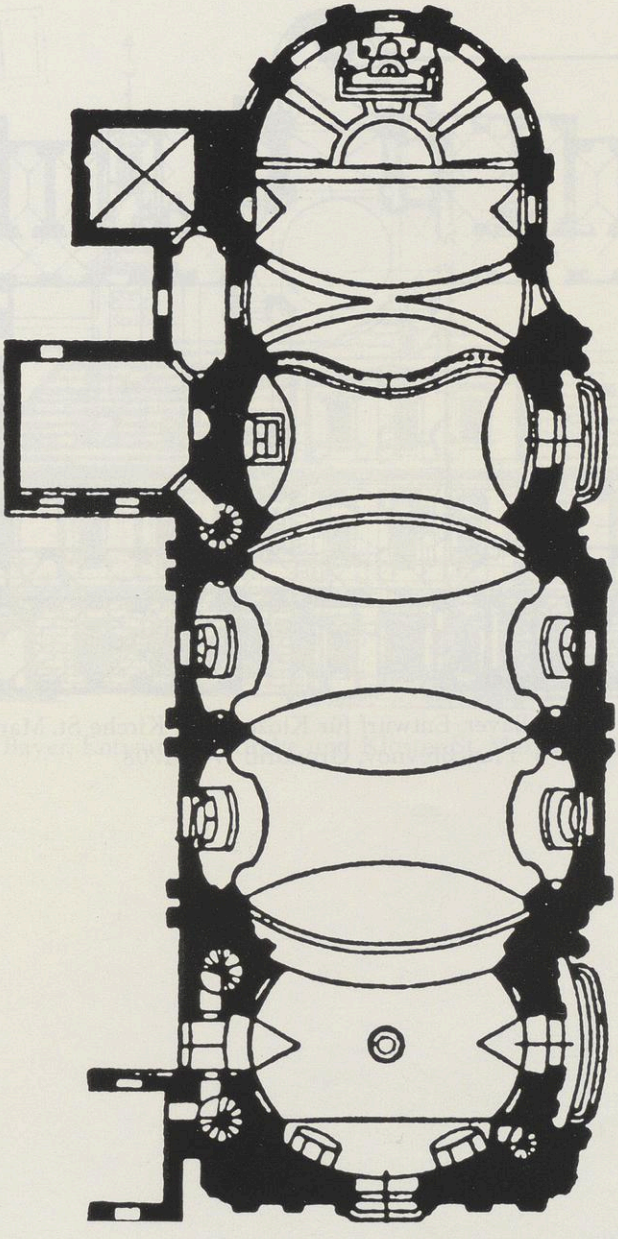
Just Reinhold, (Braunau), Diez: 19. – Meissner Herbert, (Braunau) Wolfsburg: 24. – Neumeister Werner, München: 11, 46, 54, 55, 56, 58, 59, 60. – Paul Alexander, Prag: 6, 7, 10, 12, 13, 16. – M. O.; 32. – Poklekovski Paul, Breslau: 26, 43, 44, 45, 47, 48, 49, 50, 52, 53, 57. – Dr. Ringel Gustav, (Braunau) Grafenau: 20, 25, 27, 29, 30, 40. – Fr. Schilling Thomas, Rohr: 51. – Schreck Helmut, Peterswaldau-Schlesien: 14, 22, 23, 28, 38. – Státní ústav památkové péče a eochrany přírody v Praze; Fotograf Čestmír Šíla, Prag: 15, 21, 33, 36. – Die Planskizzen der drei Kirchen und die Strichzeichnungen der Grundrisse zeichnete Fr. Thomas Schilling, Rohr. – Die Herkunft der übrigen Fotos ist teilweise unbekannt, teils ist Nennung des Namens nicht erwünscht.



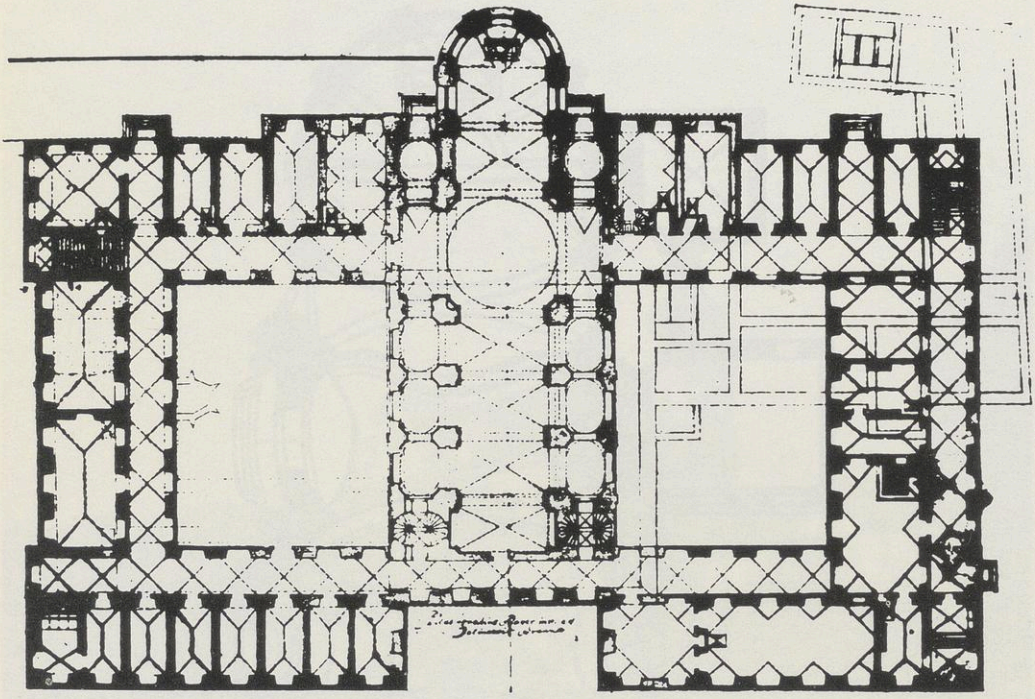
1 Othmar Zinke, Abt der Erzabtei St. Margaret Břevnov-Braunau (1700 - 1738)



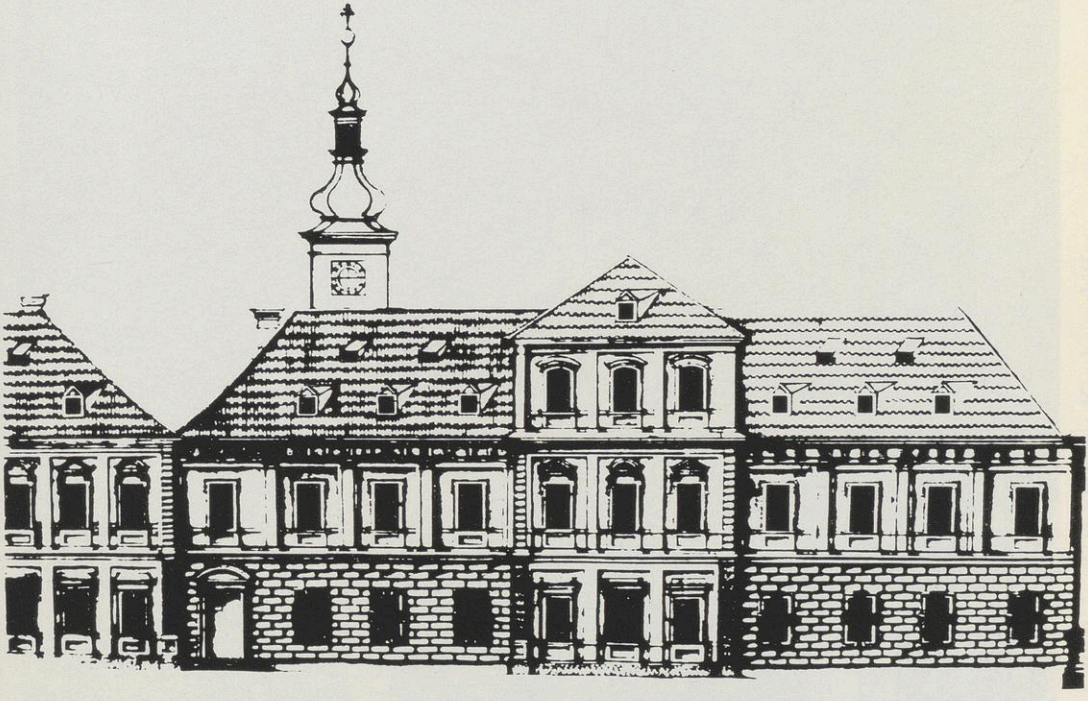
2 Benediktinerabtei St. Margaret, Prag-Břevnov
Christoph Dientzenhofer 1708-1715



3 Grundriß der Abteikirche St. Margaret in Břevnov



4 Paul Ignaz Bayer, Entwurf für Kloster und Kirche St. Margaret, Prag-Břevnov, Grundriß 1703-1708



5 Paul Ignaz Bayer, Entwurf für Kirche und Kloster St. Margaret, Aufriß. 1703-1708



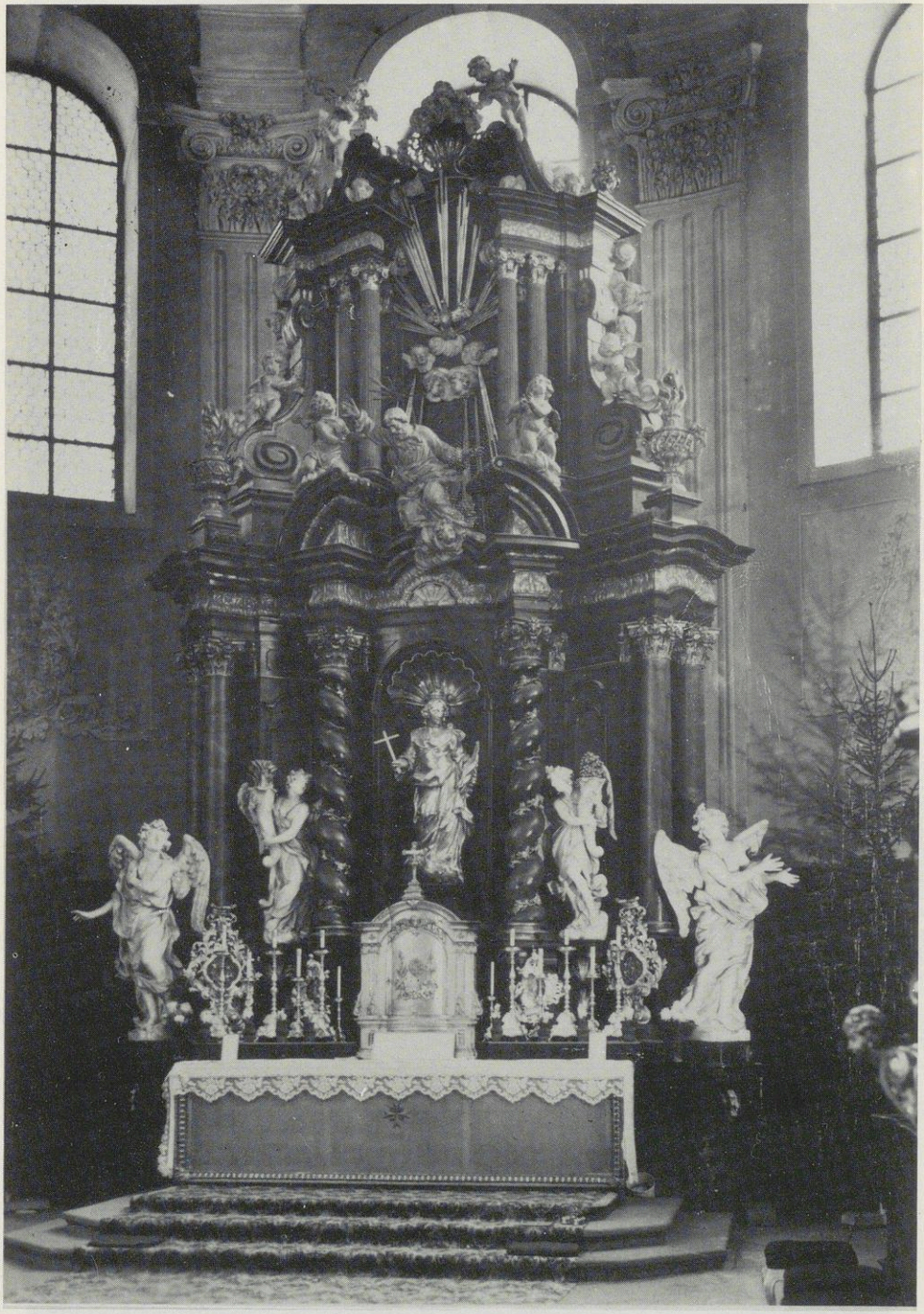
6 Klosterkirche St. Margaret in Prag-Břevnov; Blick zum Hochaltar
Christoph Dientzenhofer 1708 - 1715



7 Klosterkirche St. Margaret. Blick ins Gewölbe des Kirchenschiffes



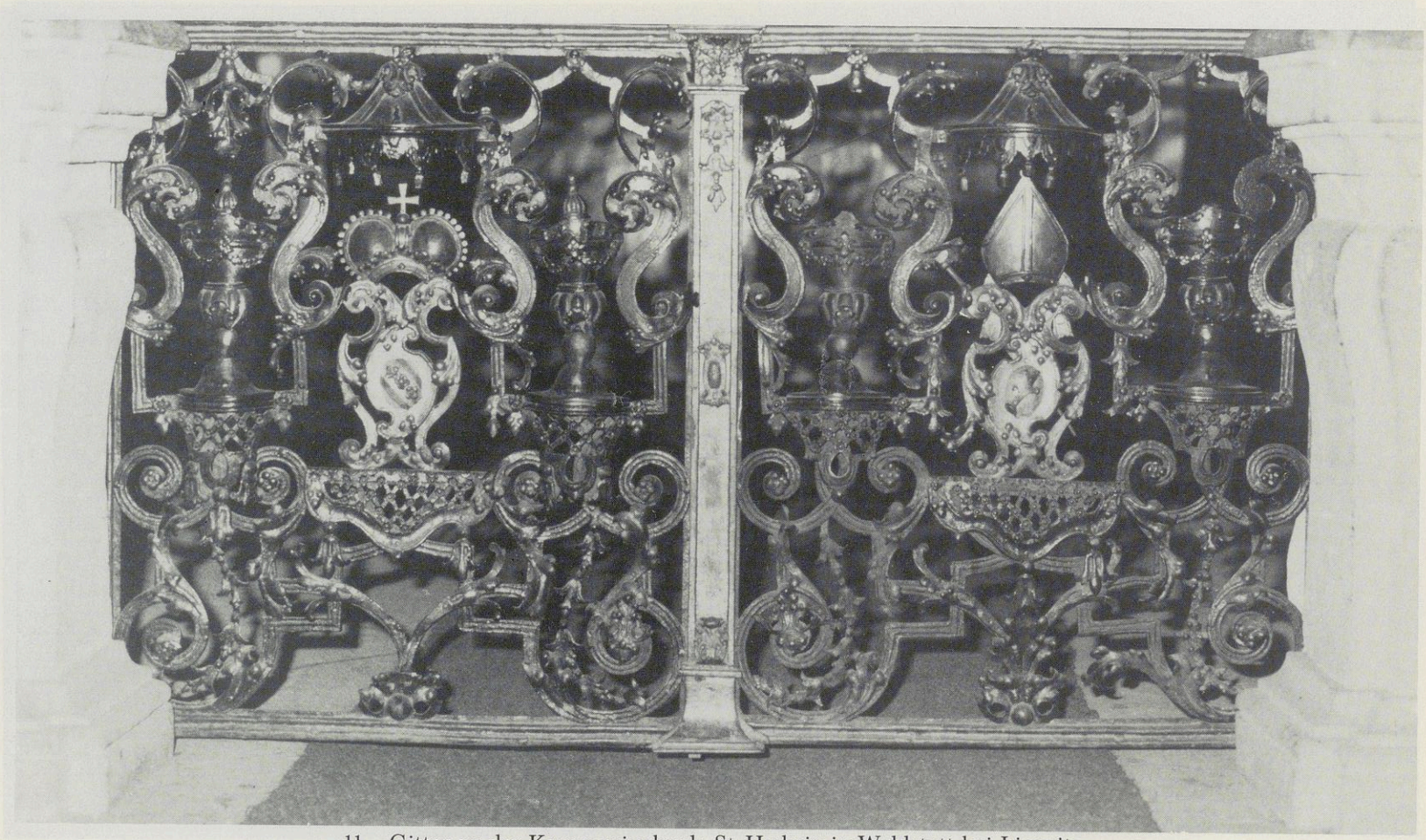
8 Klosterkirche St. Margaret, Deckenfresko im Chorraum, Johann Jakob Steinfels 1721: Vision des hl. Benedikt nach Dialogia II, XXXV



9 Klosterkirche St. Margaret in Prag-Břevnov, Hochaltar



10 Klosterkirche St. Margaret
Peter Brandl: Tod Jesu am Kreuz und Schmerzhafte Muttergottes, 1719, (Seitenaltar)



11 Gitter an der Kommunionbank, St. Hedwig in Wahlstatt bei Liegnitz



12 Klosterkirche St. Margaret in Prag-Břevnov
Peter Brandl: Vision des sterbenden hl. Benedikt, 1719 (Seitenaltar)



13 Klosterkirche St. Margaret
Peter Brandl: Ermordung des hl. Herzogs Wenzel, 1718 (Seitenaltar)



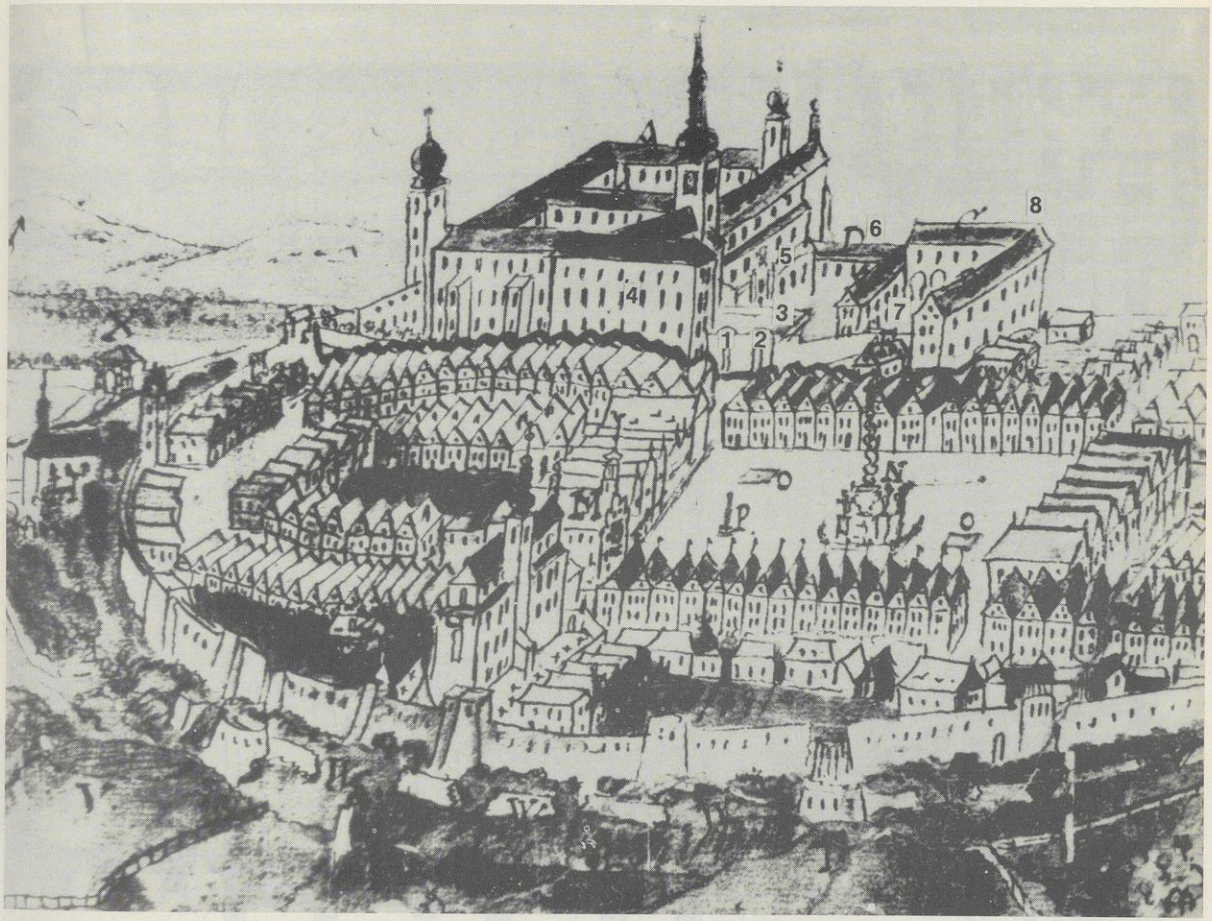
14 Klosterkirche St. Margaret, Mathias Wenzel Jäckel:
hl. Johannes Evangelist, Kreuzaltar



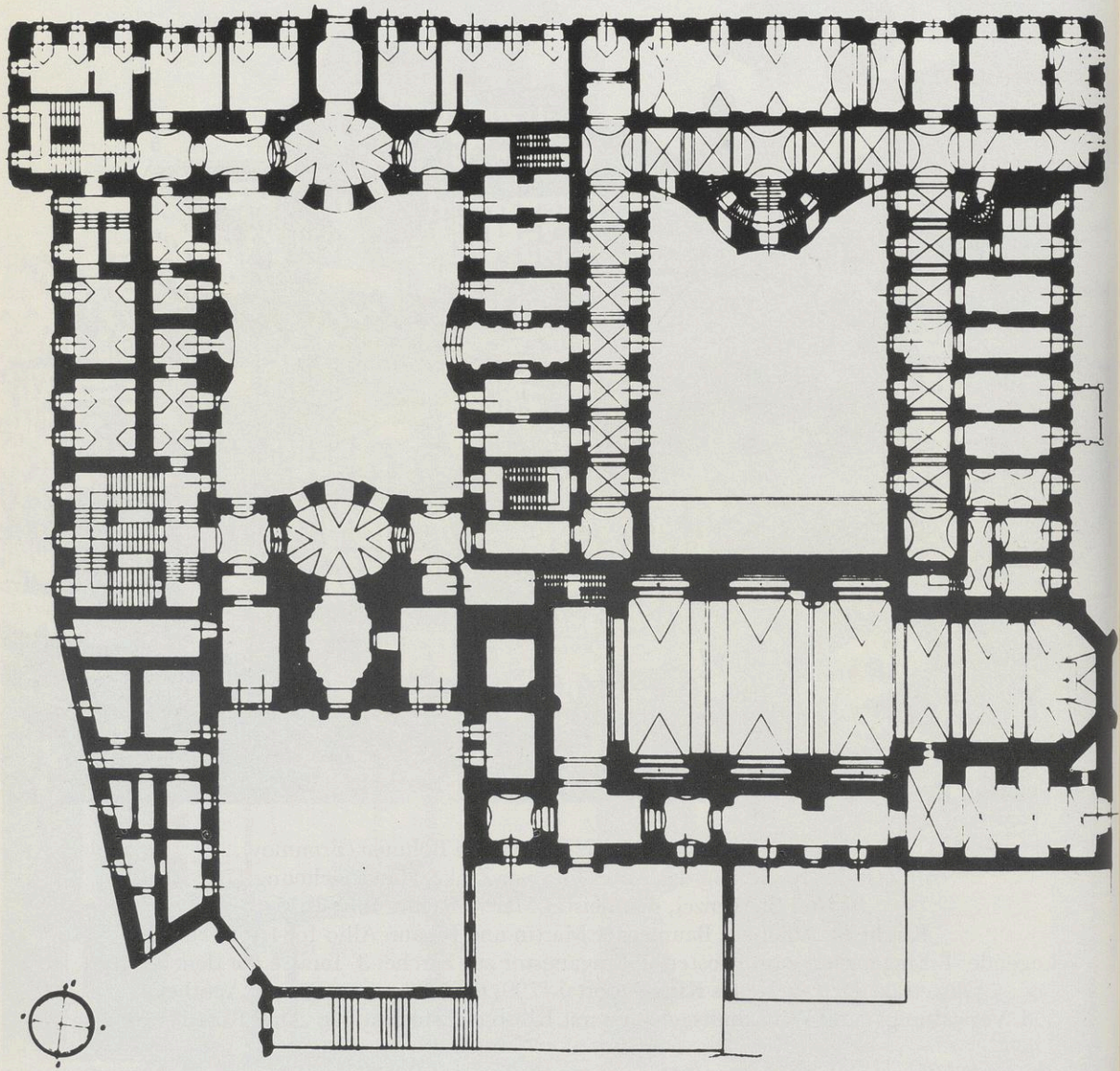
15 Klosterkirche St. Margaret in Prag-Břevnov. Ostchor mit Benediktus-Kreuz
Christoph Dientzenhofer 1708-1715



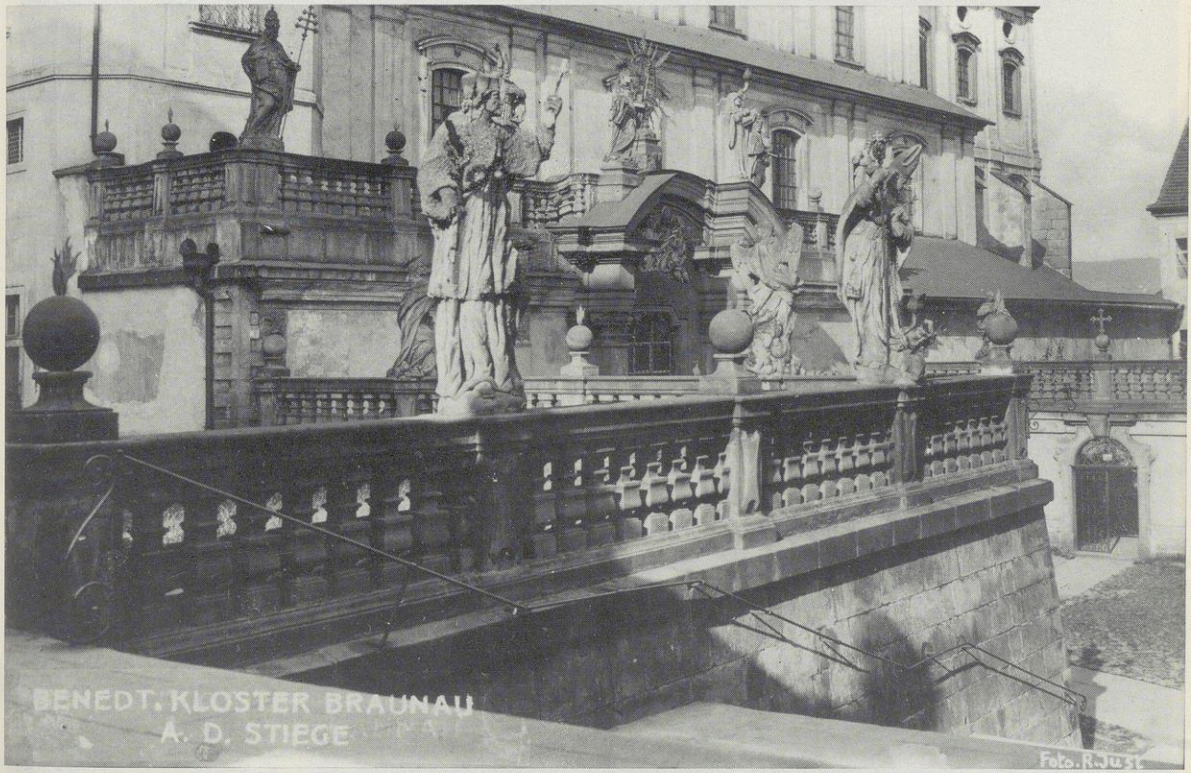
16 Klosterkirche St. Margaret in Prag-Břevnov. Südseite
Christoph Dientzenhofer 1708-1715



17 Kloster, Kirche und Stadt Braunau in Böhmen (Broumov)
zur Zeit der Regierung des Abtes Othmar Zinke, Handzeichnung 1715
Kloster St. Wenzel, Baumeister Martin Reiner 1665-1675
Kirche St. Adalbert, Baumeister Martin und Johann Allio 1684-1688
Legende: 1. Eingangstor zum Kloster; 2. Eingangstor zur Kirche; 3. Terasse vor dem Kloster;
4. Gästetrakt 1710; 5. Neues Kirchenportal 1709; 6. Gymnasium 1711; 7. Apotheke;
8. Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude mit Klosterschenke zu den „Drei Rosen" 1708;



18 Grundriß von Kirche und Kloster in Braunau in Böhmen
Kirche St. Adalbert, Martin und Johann Allio 1684-1688
Kloster St. Wenzel, Kilian Ignaz Dientzenhofer 1727-1735



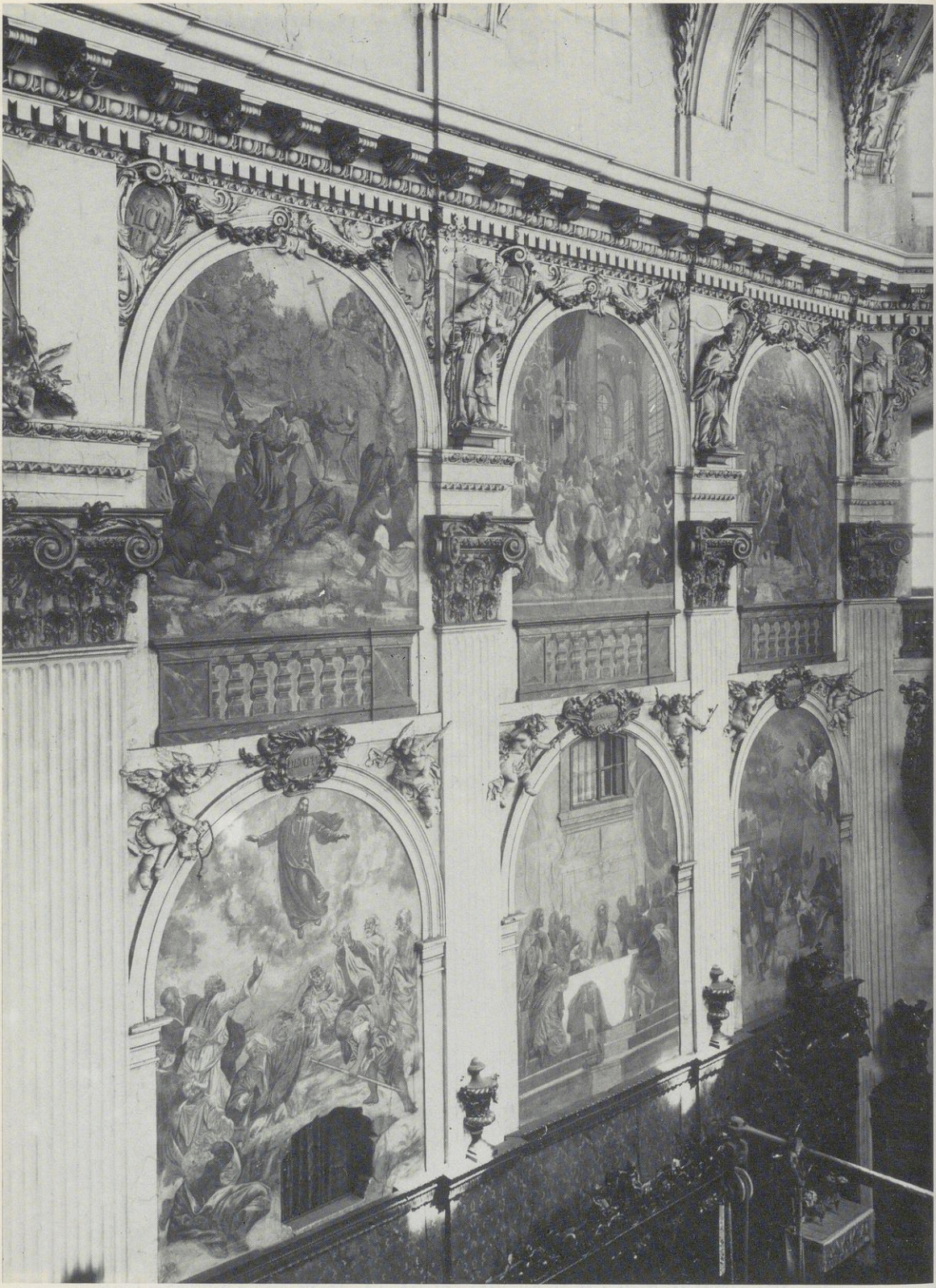
19 Südseite der Klosterkirche mit Vorhof (Atrium) und Balustraden



20 Klosterkirche St. Adalbert, Portal, Kaspar Leisek, 1709



21 Klosterkirche St. Adalbert, barocker Umbau durch Martin Allio 1684–1688



22 Klosterkirche St. Adalbert. Wandfresken von Johann Jakob Steinfels 1697



23 Klosterkirche St. Adalbert. Stuck von Tomaso Soldati 1687–1691



24 Mariensäule am Braunauer Ringplatz, Johann Brokoff, 1706



25 Mariensäule am Braunauer Ringplatz, Detail



26 Propsteikirche St. Hedwig, Wahlstatt
St. Prokop beschwört den Teufel, Karl Josef Hiernle, 1728



27 Klosterkirche St. Adalbert, Atrium, St. Prokop beschwört den Teufel
Karl Josef Hiernle, 1730



28 Klosterkirche St. Adalbert, Vorhof (Atrium): Todesangst Jesu am Ölberg



29 Klosterkirche St. Adalbert, Vorhof (Atrium)
Jesu Tod am Kreuz, Gottfried Bösewetter.
Alter und Neuer Bund, Mathias Wenzel Jäckel, 1723



30 Klosterkirche St. Adalbert, Atrium, Maria Verkündigung
Karl Josef Hiernle, 1730



31 Klosterkirche St. Adalbert, Figurenprogramm über dem Portal
Von links nach rechts Papst Gregor der Große, Adalbert v. Prag,
Benedikt, Scholastika, Herzog Boleslaus II., Papst Johannes XV.
Gottfried Bösewetter, 1727 (?)



32 Kloster St. Wenzel, Braunau
Peter Brandl, Der sterbende Jesus am Kreuz, 1723



33 Klosterkirche St. Adalbert, Seitenaltar
Jesus stirbt am Kreuz, Schmerzhafte Mutter Gottes



34 Klosterkirche St. Adalbert, Seitenaltar
„Familia Christi", Flucht nach Ägypten
Wenzel Lorenz Reiner 1721-1722



35 Klosterkirche St. Adalbert, Seitenaltar
Die Böhmischen Landespatrone



36 Klosterkirche St. Adalbert, Seitenaltar
St. Margaret beschwört den Drachenteufel mit dem Kreuz
Wenzel Lorenz Reiner, 1721–1722



37 Klosterkirche St. Adalbert
St. Gunther mit Krone, Lilienstab und versiegelter Urkunde
Karl Josef Hiernle



38 Klosterkirche St. Adalbert, Maria Magdalena,
Mathias Wenzel Jäckel, 1723



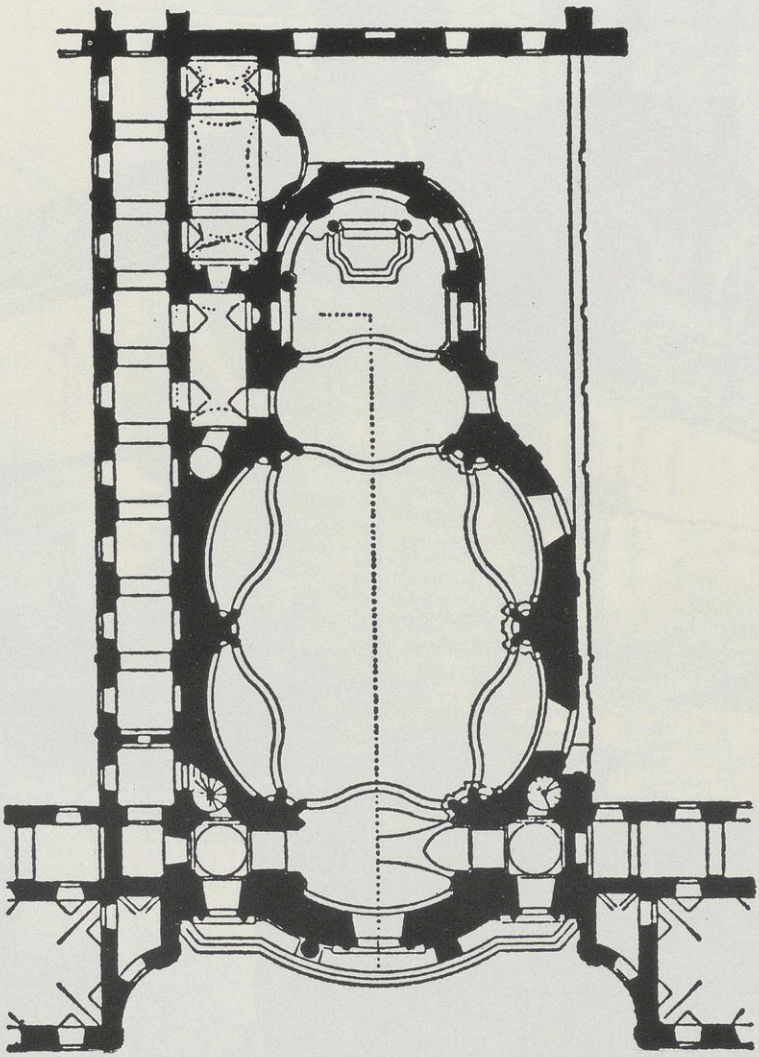
39 Klosterkirche St. Adalbert
Johannes Evangelist, Mathias Wenzel Jäckel, 1723



40 Klosterkirche St. Adalbert, Vorhof
St. Johannes von Nepomuk, Karl Josef Hiernle, 1730



41 Benediktiner-Propstei in Wahlstatt bei Liegnitz (Legnické Pole)
Kilian Ignaz Dientzenhofer, 1723



42 Grundriß der Propsteikirche in Wahlstatt



43 Propsteikirche in Wahlstatt, Fassade mit Türmen



44 Propsteikirche in Wahlstatt, Fassade, Benediktuskreuz



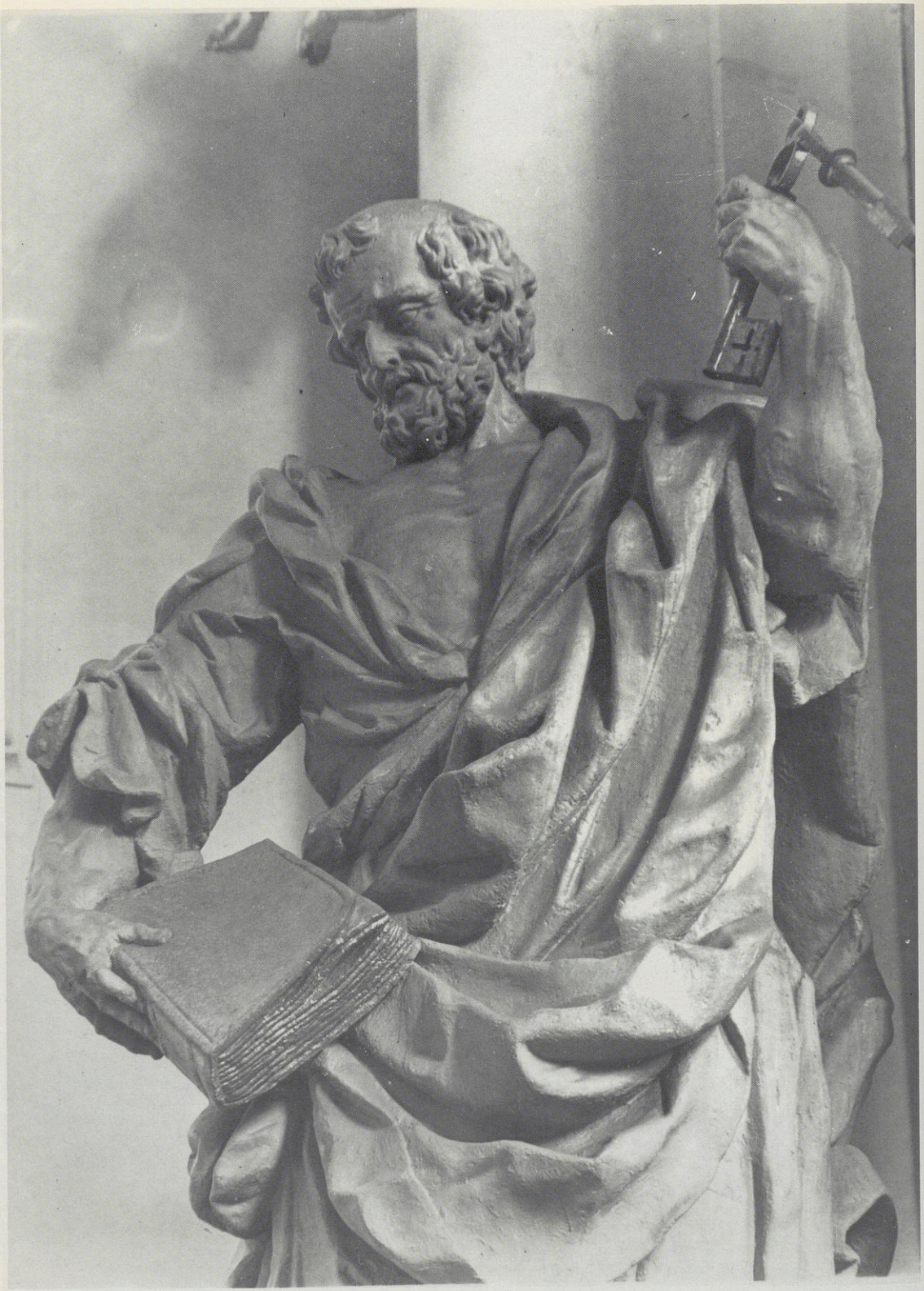
45 Propsteikirche St. Hedwig, Kirche und Klostergebäude



46 Propsteikirche in Wahlstatt, Blick zum Hochaltar



47 Propsteikirche in Wahlstatt, Chorraum mit Hochaltar



48 Propsteikirche in Wahlstatt, Apostel Petrus am Hochaltar, Karl Josef Hiernle, 1728



49 Propsteikirche in Wahlstatt, Apostel Paulus am Hochaltar, Karl Josef Hiernle, 1728



50 Propsteikirche in Wahlstatt
Die hl. Hedwig am Schlachtfeld vor dem Leichnam Herzog Heinrichs



51 Propsteikirche St. Hedwig, Benedictusaltar, Wenzel Lorenz Reiner



52 St. Gunther und die selige Agnes von Böhmen. Karl Josef Hiernle, 1728



53 Propsteikirche Wahlstatt, St. Ludmila, Karl Josef Hiernle 1728



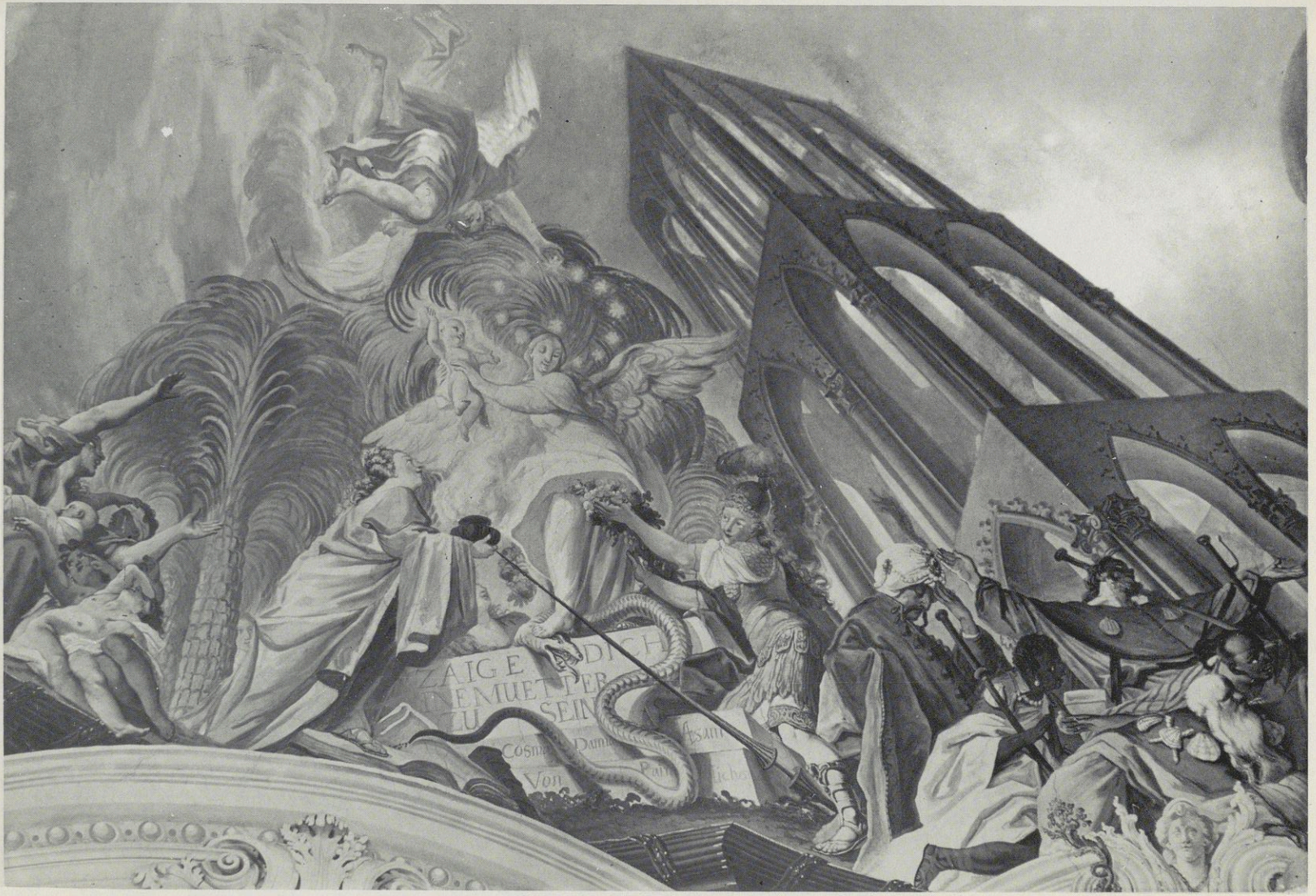
54 Wahlstatt, St. Hedwig, Chorfresko, Die Madonna und das Jesuskind, Cosmas Damian Asam, 1733



55 Wahlstatt, St. Hedwig, Die Vision des hl. Benedikt, Gewölbefresko, Cosmas Damian Asam, 1733



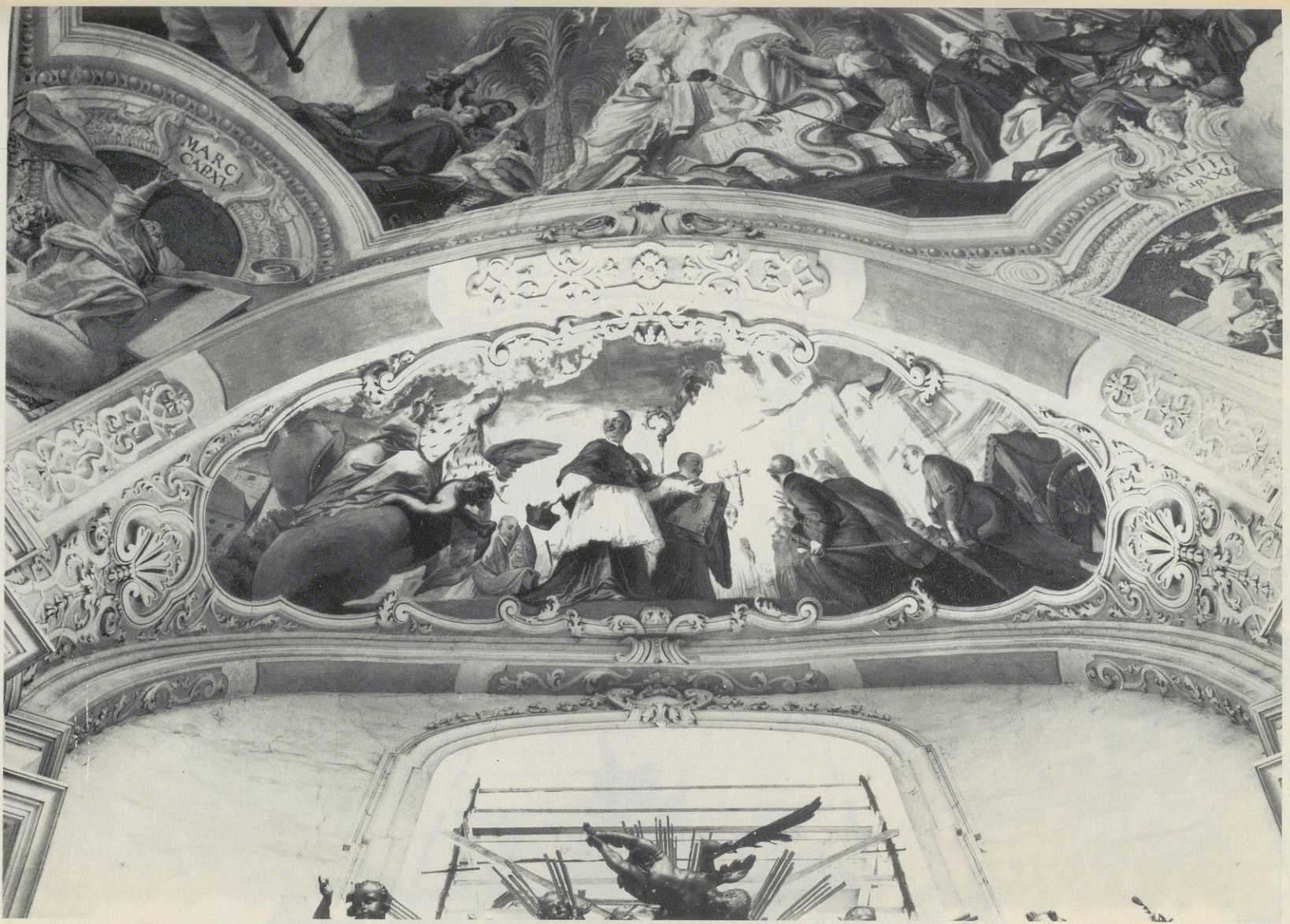
56 Wahlstatt, St. Hedwig, Langhausfresko, Kreuzauffindung, Cosmas Damian Asam



57 Langhausfresko, Ausschnitt: Das apokalyptische Weib, Cosmas Damian Asam, 1733



58 Fresko über der Orgel, Die Auffindung des gefallenen Herzogs Heinrich II. von Schlesien nach der Mongolenschlacht, Cosmas Damian Asam, 1733



59 Lünette über dem Margaretenaltar: Einzug des Abtes Othmar mit seinen Mönchen in die neue Kirche von Wahlstatt
Fresko von Cosmas Damian Asam, 1733



60 Lünette über dem Kreuzaltar, Christus am Kreuz, Fresko von Cosmas Damian Asam, 1733

Mechithar von Sebaste – Spiritualität zwischen Ost und West

Ein „Ökumeniker" der Vergangenheit aus der benediktinischen Tradition

Von M. Kristin Arat – Wien

Abkürzungsverzeichnis

B	Bazmavep, Zeitschrift der Mechitharisten, Venedig.
DHGE	Dictionnaire d'Historie et de Géographie ecclesiatique, IV, Paris 1930.
DS	H. Denzinger/A. Schönmetzer, Enchiridion Symbolorum, Freiburg[32] 1963.
HA	Handes Amsorya, Zeitschrift der Mechitharisten, Wien.
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien.
KK	K. Rahner/H. Vorgrimler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg[17] 1984.
LThK	Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. M. Buchberger, 10+3 Bde, Freiburg 1957 – 1968.
NB	Nationalbibliothek (= Azgayin Matenadaran), Mechitharisten Wien.
NR	J. Neuner/H. Roos, Der Glaube der Kirche in Urkunden der Lehrverkündigung, Regensburg[8] 1971
OCA	Orientalia Christiana Annalecta, Rom.
OCP	Orientalia Christiana Periodica, Rom.
ÖD	Ökumenisches Direktorium, Paderborn 1967
ZfKG	Zeitschrift für Kirchengeschichte, Gotha.

Wenn wir von Spiritualität sprechen, so meinen wir die Art und Weise, wie ein Mensch seine Beziehung zu Gott in der Welt lebt; und Mechithar ist hierin seinen ganz persönlichen und für damals sehr ungewöhnlichen Weg gegangen. Mechithar hat in einer Zeit gelebt, in der die strukturelle Kirche nicht nur gespalten, sondern auch das Kirchenverständnis derart eingeengt war, daß die katho-

1) Über ihn vgl. V. Inglisian, Der Diener Gottes Mechithar von Sebaste, Stifter der Mechitharisten (Der armenischen Benediktiner) und Kulturapostel des Armenischen Volkes, Wien 1929; Kurzbiographie Mechithars (arm.), ed. V. Inglisian, in: Mechithar Festschrift. HA 63 (1949) 321–362; M. Nurikhan, Il Servo die Dio Abate Mechitar, Fondatore dei PP. Mechitharisti (Padri Armeni Benedettini) di Venezia, die Vienna. Sua vita e suoi tempi (Fatti storici e questioni dogmatiche in Oriente), Roma 1914; N. Akinian, Mechithar von Sebaste, sein Leben und Wirken (arm.), in: Mechithar Festschrift. HA 63 (1949) 371–434.

lische Kirche mit der lateinischen gleichgesetzt wurde. Die Begriffe „katholisch sein" und „lateinisch sein" waren zusammengefallen und „Einheit" war ein Synonym für „Uniformität" geworden. Heute ist die Uniformität als Zeichen der Einheit nicht nur überflüssig geworden, sondern man betrachtet sogar die getrennten Kirchen als Schwesterkirchen. Damals durften sie nicht einmal den Anspruch erheben Kirche zu sein, denn die Kirche Christi sah man in der katholischen Kirche verkörpert und diese war die römisch-katholische Kirche, eine abendländisch-lateinische Institution. Selbst wenn die strukturelle Kirche auch heute noch gespalten ist, ist man sich jetzt viel stärker bewußt, daß die „geistige Ekklesia", die unsichtbare Kirche Christi eine Einheit ist.[2] Prinzip dieser Einheit ist der heilige Geist.[3] Er bewirkt, daß die Einzelkirchen trotz ihrer Trennung nicht beziehungslos nebeneinanderstehen. Abgesehen davon, sind gerade die Ostkirchen keine nachträglich entstandenen und von der „lateinischen Norm" abgefallenen Kirchen, sondern uralte Bildungen. Im frühen Christentum gab es zunächst nur bischöfliche Einzelkirchen,[4] von denen manche aufgrund ihres apostolischen Ursprungs eine besondere Bedeutung besaßen. Diese völlig gleichrangigen Bischofskirchen wurden durch die Autorität des Bischofs von Rom zusammengehalten. Noch innerhalb der ersten fünf Jahrhunderte vollzog sich in- und außerhalb des Römischen Reiches eine Zentralisierung dieser Einzelkirchen unter der Führung eines Patriarchen, wobei die im Osten bestehenden Kulturkreise bei dieser Zusammenfassung berücksichtigt, und gerade durch diese Zusammenfassung herauskristallisiert wurden. Es entsanden neben Rom die Patriarchate Alexandrien, Antiochein, Konstantinopel und Jerusalem. Es gab damals noch keine zentralisierte Gesamtkirche und die Autonomie der Patriarchate war die Fortsetzung der selbständigen Bischofskirchen, die durch die Autorität von Rom zusammengehalten wurden. Dogmatische Uneinigkeiten auf den ersten Konzilen verursachten jedoch ab dem 4. Jahrhundert die Trennung mancher dieser Kirchen von Rom. Trotz dieser, seit allen Anfang bestehender kultureller Unterschiede, ist die Kirche nicht nur eine Einheit, sondern auch eine Gemeinschaft, die lebt. Jedes wahre Leben ist aber ein Leben in Liebe und so ein Leben vollzieht sich im Geben und Nehmen. So kann auch die Gesamtkirche nur leben, wenn alle ihre Teile kommunizieren, von einander nehmen und geben. Mechithars Leben ist ein Beispiel für diese lebendige Kirche. Heute hat man angefangen, sich wieder auf den Osten zu besinnen. Vielfach werden Gesänge der Ostkirche verdeutscht und in die Liturgie aufgenommen und man denkt an eine eventuelle Wiederverheiratung der unschuldig Geschiedenen nach dem Beispiel der Ostkirchen.[5] Gerade weil in den Ostkirchen urchristliche Praxis sich bis

2) M. K. Krikorian, Die eine Kirche und die vielen Kirchen (aus altorientalischer Sicht), in: Ökumene, Konzil, Unfehlbarkeit. Hrsg. v. Pro Oriente, Wien, 1979, 164.
3) Art. 2 des Ökumenismusdekrets „Unitatis Redintregatio", in: K. Rahner, H. Vorgrimler, Kleines Konzilkompendium, Freiburg/Br.[17] 1984, 231.
4) Zur Frage der Kirchen im frühen Christentum, vgl. W. de Vries, Die Patriarchate des Ostens; Bestimmende Faktoren bei der Entstehung; in: I Patriarcati orientali nel primo Millenio (=OCA., Bd. 181, Rom 1968) 14–36.

heute erhalten hat, kann man immer wieder auf sie zurückgreifen. Unter diesem Gesichtspunkt scheint auch die Aufhebung des Zölibats – wahrscheinlich zunächst in den katholischen Ostkirchen – nicht als unmöglich, besonders dann, wenn man xedenkt, daß das II. Vatikanische Konzil im Dekret für die Ostkirche ausdrücklich die Wiederherstellung der alten Gebräuche anordnet.[6] Auch das in der frühen Kirche bekannte Diakonat der Frau[7] hat sich gerade in der armenischen Kirche am längsten erhalten[8] und könnte dem Westen vielleicht eine Anregung bei der Beurteilung dieser Frage sein. So lebt die Kirche von einem ständigen Geben und Nehmen.

Auch Mechithar hat diese lebendige Kirche gelebt. Er, der unter der Spaltung der Kirche stark gelitten hat, hat gerade dadurch das damals vergessene alte Kirchenverständnis weiderentdeckt, in dem zwar jede Kirche ihre nationale Eigenart, ihren Ritus beibehält, aber nicht von Rom getrennt ist. Diese Kirchenauffassung Mechithars ist deswegen interessant, weil sie den Grundsätzen des II. Vatikanums sehr nahe kommt. Mechithars Kirchenverständnis gründet auf zwei fundamentalen Einsichten. Erstens bildete die armenische Kirche, die damals noch keine eigene katholische Hierarchie hatte, aber dennoch in zwei Gruppen gespalten war, eine Einheit und war katholisch, d. h. rechtgläubig. Zweitens bestand die katholische Kirche nicht allein aus der lateinischen Kirche. Daher war sein Ziel, die alte Einheit mit Rom herzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, gründete er einen Orden, der später Mechitharisten-Congregation genannt wurde.[9]

Dabei wandte sich Mechithar an den Westen und scheute sich nicht, gewisse Elemente des abendländischen Mönchtums zu übernehmen, weil gerade diese seiner Reformidee am besten geeignet schienen. Diese beiden Momente, das abendländisch geprägte Mönchtum und das wiederentdeckte alte Kirchenverständnis, dessen Wurzeln im Osten liegen, waren Voraussetzung bei der Entstehung des Ordens, dessen nicht nur die Spiritualität, sondern auch der Wirkungsbereich zwichen „Ost und West" liegt.

Als der junge Mönch Mechithar gegen Ende des 17. Jahrhunderts suchend und leidend in Anatolien von einem Kloster zum anderen zog, hat er sicher nicht

---

5) Zur Geschiedenenpastoral vgl. P. M. Zulehner, Scheidung – was dann? Fragment katholischer Geschiedenenpastoral, Düsseldorf 1982, 60 ff.
6) Art. 6 des Ostkirchendekrets „Orientalium Ecclesiarum", in: KK, 208.
7) Vgl. Diakonissinen, in: LThK, 3, 326–327.
8) J. Mecerian, Histoire et Institutions de l'Eglise Arménienne, Beyrouth 1965, 220; V. Hatzouni, Frauenklöster in Armenien (arm.), in: B (1923) 72–73; Georg-Mesrop, Geschichte der armenischen Kirche (arm.), Istanbul 1913/14, 226–227. Die Existenz von Diakonissinen noch im 18. und im beginnenden 19. Jh. wird im armenischen Frauenkloster in Tiflis bezeugt. Vgl. dazu Ch. Choutzian, Geschichte des Nonnenklosters zum hl. Stephanus in Tiflis (arm.), Tiflis 1914.
9) Vgl. V. Inglisian, Hundertfünfzig Jahre Mechitharisten in Wien 1811–1961, Wien 1961; M. K. Arat, Die Wiener Mechitharisten-Congregation von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Msch. Diss. Wien 1983. Zur Benennung vgl. N. Akinian, Wiederum zur Benennung der Mechitharisten, in: HA 43 (1929) 759–764; ders., Ein Beitrag zur Geschichte der Mechitharisten (arm.), in: HA 43 (1929) 520–532.

geahnt, daß er der Gründer eines Ordens sein wird, welcher später eine große Rolle beim Austausch der Kultur und Spiritualität zwischen „Ost und West" spielen sollte. Dieser armenisch-katholische Orden, der 1701 in Konstantinopel gegründet wurde und zur benediktinischen Familie gehört, besteht aus zwei Abteien in Venedig und Wien und hat nicht einmal 100 Mitglieder. Trotz dieser Tatsache aber stellt er eine einzigartige religiöse und kulturelle Instanz dar, sowohl für die Armenier als auch für die Europäer. Seine Bedeutung für die armenische Nation besteht darin, daß es Mechithar und seinen Nachfolgern gelang, die europäischen Kultur und Gelehrsamkeit vor allem auf religiösem Gebiet aufzunehmen und als Prediger und Lehrer in den eigenen Schulen im Nahen Osten zu verbreiten. Der geistige und religiöse Wiederaufbau des armenischen Volkes war Mechithars Hauptanliegen, denn gerade in seiner Zeit erlebten die armenische Kirche und das Mönchtum einen Tiefstand. Mechithar war ein vielseitiger Mensch; Mönch, Priester, Erzieher, Literat und Wissenschaftler. Sein Matthäuskommentar, seine Bibelausgabe und sein armenisches Wörterbuch zählen zu den Meisterwerken dieser Art.[10] Daneben verfaßte er Grammatiken für die armenische Sprache und Katechismen für das Volk. Tatsächlich hat er eine armenische Renaissance eingeleitet und wird auch daher als „zweiter Erleuchter" der armenischen Nation bezeichnet.[11]

Umgekehrt hatte die Kongregation auch einen sehr großen Einfluß auf die westliche Welt. Durch die wissenschaftliche Tätigkeit und die Edition vieler armenischer Werke der Väterzeit, unter denen sich auch nur in Armenisch erhaltene Übersetzungen syrischer und griechischer Handschriften befinden, konnte das geistige Erbe des Ostens den Europäern zugänglich gemacht werden. Außerdem war die Schultätigkeit der Mechitharisten im Nahen Osten, besonders die der Wiener Mechitharisten ein Weg die deutsche Kultur in diesem Raum zu verbreiten, wodurch die Kongregation auch eine kulturpolitische Dimension gewinnt; letztlich wurden diese Schulen von Österreich nicht umsonst subventioniert.

Mechithar ist eine sehr interessante Persönlichkeit. Er war ein Mensch, der nicht nur unter den Verfallserscheinungen der armenischen Kirche litt, sondern vor allem unter der Spaltung. Als leidende Persönlichkeit ist er heute für uns alle aktuell, egal ob wir Armenier oder Österreicher, Katholiken, Orthodoxe oder Protestanten sind. Es ist sehr interessant, Mechithar von dieser Seite zu betrachten, aber auch sehr schwer. Erstens ist es schwer, eine eigene Distanz zu schaffen von einer Person, von der man begeistert ist; zweitens muß man achtgeben, damit man nicht die eigenen Vorstellungen von Einheit in ihn hineininterpretiert. Trotz

---

10) Zu seiner wiss. Tätigkeit vgl. N. Akinian, Der Kommentar zum Matthäusevangelium von Abt Mechithar (arm.), in: B (1949) 289–295; ders., Die Literarische Tätigkeit Mechithars (arm.) in: B (1949) 396–412; S. Djemdjemian, Literarische Mission des Abtes Mechithar (arm.), in: B (1977/3–4) 437–481; (1977/1–4) 5–182; ders., Die Juwelen der literarischen Mission von Mechithar. Die Bibel, der Kommentar zum Matthäusevangelium, das armenische Wörterbuch. (arm.), in: B (1977/1–2) 37–96.

11) G. P. Agagianian (Kard.), Der Katholizismus Mechithars (arm.), in: B (1949) – Sonderdruck, Beirut 1950, 3.

aller Versuche, objektiv zu sein, wird man eine gewisse Subjektivität nicht verhindern können. Die dritte Schwierigkeit liegt darin, daß man das Heilige und das Profane trennen soll. Mechithar wurde zwar nicht heiliggesprochen, wird aber wie ein Heiliger verehrt. Vielleicht ist es auch nicht notwendig, so eine Trennung vorzunehmen, wenn man davon ausgeht, daß ein Heiliger eigentlich nur ein Mensch ist, der versucht, in der Welt Gottes Auftrag zu erfüllen. Die allergrößte Schwierigkeit ist aber die Quellenlage. Nicht weil man keine Quellen hätte, sondern weil man als nichtordenseigene Person keinen Zugang zu ihnen hat und die Lebensbeschreibungen ausschließlich von seinen Anhängern stammen. Mechithar hat selbstverständlich nicht nur Anhänger gehabt. Aber die Kritikpunkte seiner Gegner ergeben kein genaues Bild von ihm, denn diese betreffen den Kern der Sache nicht. Der Hauptangriffspunkt ist natürlich sein katholisches Bekenntnis. Manche behaupten, er sei nur deswegen katholisch geworden, weil er Hilfe von Rom erhofft habe, oder er sei kein echter Armenier gewesen, sondern ein Lateiner, der so tat als ob er sein Volk liebte.[12] Diese Angriffspunkte können leicht widerlegt werden. Denn als er das katholische Glaubensbekenntnis ablegte, war er noch kein Priester und hatte vermutlich noch keine Absicht, eine Kongregation zu gründen. Aus den Quellen geht dies zumindest nicht hervor. Zweitens hat ihm sein Bekenntnis zur katholischen Kirche keinen Nutzen gebracht, denn er wurde weder von den Armeniern verstanden, noch von den Katholiken, die damals nicht viel für die Orientalen übrig hatten. Ein vorgetäuschter Übertritt wäre sowieso nicht lange verborgen geblieben, da er sogar in Rom erscheinen und seine Ansicht dort verteidigen mußte.[13] Über sein Verhältnis zu seiner Nation und zur Kirche in Rom schreibt Mechithar im Nachwort seiner Bibelausgabe folgendes; er sagt: „Obwohl ich mein Volk liebe und für seinen Nutzen arbeite, leidet mein Glaube an die Heilige Römische Kirche niemals darunter."[14] Diesem mittlerweile sehr berühmt gewordenen Satz fügt er hinzu, daß er darin stets Gregor den Erleuchter, den Gründer und Organisator der armenischen Kirche, zum Vorbild genommen habe.

Mechithars Kirchenverständnis ist nur aus seiner Lebensgeschichte verständlich, in der uns eine dreistufige Entwicklung vor Augen tritt.[15] Diese drei Stufen sind: Suche nach einem geistlichen Lehrer in der östlichen Heimat, Wunsch nach einem Studium im westlichen Rom und zum Abschluß Gründung eines eigenen Ordens für die orientalischen Armenier nach abendländischem Muster, wobei aber nicht ausgeschlossen werden kann, daß die Entscheidung zur Ordensgründung bereits nach der ersten Phase im Kloster auf der Insel Sewan gefallen ist, wie uns die Muttergotteserscheinung Mechithars vermuten läßt.

---

12) Vgl. Leo, Geschichte der Armenier, 3, Erewan 1946, 993 ff. Diese Autoren sind: G. Ayvazovski, Grundzüge des Wesens und der Verhältnisse der Mechitharisten-Congregation in Venedig (arm.), Paris 1857; M. Nalbandian, Lieder (arm.), 3, Rostof 1906; A. Erizianz, Die Mechitharisten von Venedig (arm.), Tiflis 1883; Schiarimenti e Documenti, oO.oJ, Nr. 42, S. 77.

13) Vgl. H. Tchantayan, Abt Mechithar auf dem Weg von Venedig nach Rom. Nach seinen Briefen (arm.), in: B (1977/1–2) 112–138.

14) Mechithar. Bibelausgabe. Venedig 1733, 1279.

15) Vgl. dazu Arat, die Wiener Mechitharisten, 1–56.

Als er 1691[16] mit 16 Jahren ins Kloster in seiner Heimatstadt Sebaste eintrat, war sein Ziel, einen geistlichen Lehrer zu finden. Auf der Suche nach einem solchen, pilgerte er von einem Kloster zum anderen, ohne jedoch den Menschen zu finden, der ihm den Weg zur Bildung und zu Gott zeigen konnte. Die Vardapets, wie die Mönchspriester heißen, und Bischöfe, denen er sich anvertraute, erwiesen sich als ungeeignet oder behandelten ihn als persönlichen Diener. So war es auch in Edschmiatzin und auf Sewan. Das einzige, was ihm gelang, war das eifrige Studium der alten Handschriften in den Klöstern. Mechithar lebte in einer Zeit, die nicht nur durch den Verfall des Mönchtums gekennzeichnet war, sondern in der auch die Auseinandersetzungen zwischen den katholischen und nichtkatholischen Armeniern ihren Höhepunkt erreicht hatten, was er in Ostanatolien besonders stark miterlebte. Grund dieser Auseinandersetzungen war die Tätigkeit lateinischer Ordensleute, die seit der Gründung der Propaganda Fide im Jahre 1622 bestrebt waren, die Orientalen zur katholischen Einheit zurückzuführen.[17] Vor allem handelte es sich um Jesuiten, die auch eine Schule für armenische Kinder in dieser Gegend eröffnet hatten.[18] Mit diesen Jesuiten machte Mechithar in Erserum Bekanntschaft und war von ihrem Glauben und ihrer Gelehrsamkeit tief beeindruckt. Als ehrlich suchender und nicht historisch vorbelasteter Mensch konnte Mechithar in ihnen keine „Zwangsbekehrer" erblicken, sondern vorbildliche Priester. Da aber damals jede Einheit auch eine totale Latinisierung bedeutete, ist die damalige Verfolgung der Jesuiten durch den armenischen Klerus nicht unverständlich. Einige Zeit später legte Mechithar in Aleppo bei den Jesuiten das katholische Glaubensbekenntnis ab.[19] Die Jesuiten waren von seiner Gelehrsamkeit tief beeindruckt und fanden sein Wissen ausreichend für eine Tätigkeit unter den Armeniern. Doch Mechithar wollte nach Rom und bat um Empfehlungsschreiben, die er auch bekam. In diesem ersten Empfehlungsschreiben das vom Jesuiten P. Anton Beauvollier am 30. Mai 1695 ausgestellt ist, wird sein Glaubenseifer für die katholische Kirche und seine Gelehrsamkeit hervorgehoben.

Ego infrascriptus Sacerdos Societatis Jesu fidem facio, Mekitar Armenum Religiosum, et Diaconum Petri Filium Sebastenum, Catholicae Fidei, quam a puero conquiserat, et Catholicorum Armenorum, ac librorum antiquorum lectione didicerat, sed nondum professus erat, quia nullum hactenus Missionarium ad id in patria sua receperat, hic demum in sacello nostro professionem emisse apud me, juxta Sacrae Congregationis Propaganda fide Decreta. Cumque optimus juvenis maximo zelo ardeat propagandi Fidem, et unionem cum Ecclesia Romana inter suos, atque ad id exequendum, tum propter morum innocentiam, ac pietatem singularem, tum propter ingenuam indolem, et cognitionem operum Sanctrum Patrum Armenorum, quorum testimonia in promptu habet contra Haereticos aptissimus mihi videatur; ... Itaque enixissime rogo, et obsecro

16) Kurzbiographhie, 326.
17) Vgl. J. Villot, Voyages d'un missionaire de la Compagnie de Jesus en Turquie... de 1688 à 1709, Paris 1730.
18) P. Ter-Poghossian, Mechithar (arm.) in: Mechithar Festschrift (= NB., Bd. 225, Wien 1977) 15.
19) Kurzbiographie, 333; Akinian, Mechithar. Sein Leben und sein Wirken, 381.

eos omnes, qui has Literas visuri sunt, ut ejus tam sancto desiderio obsecundantes, non solum tamquam Fratrem benigne eum recipiant, sed et adjuvent, ut propositum suum ad majorem Dei gloriam, et Sanctae Romanae Ecclesiae exaltationem valeat adimplere. In horum fidem has ei Literas manu propria subscriptas, et sigillo Societatis nostrae munitas, quibus et Superiores generales Syriae tamquam Testes subscriperunt, dedi. Alepi die 30 Majo anno 1695.

Antonius Beauvollier Societatis Jesu.
Joannes Verzeau Superior Generalis Societatis Jesu in Syria.
Frater Josephus Engeriacensis Missionum Orientalium Capuccinorum Provincae Turonensis Custos licet immeritus.

Fr. Ferdinandus a Sancta Liduvina Provincialis Missionum Carmelitarum Discalceatorum in Syria, et Palestina.[20]

In den Biographien Mechithars wird hervorgehoben, daß dieser Übertritt ohne Abschwörung des eigenen Glaubens stattgefunden habe.[21] Wieweit diese Angabe stimmt, können wir nicht feststellen, weil im Empfehlungsschreiben gesagt wird, daß Mechithars Glaubensbekenntnis „laut den Dekreten der heiligen Kongregation der Glaubensverbreitung" erfolgt sei. Da jedoch damals das einfache Glaubensbekenntnis nicht die Regel war, bleibt die Frage ungeklärt. Ebenso ungeklärt bleibt die Frage nach der Kirchenzugehörigkeit der Eltern Mechithars. Seine Biographen wollen die Eltern katholisch sehen.[22] Amadouni bringt sogar einen Akt aus dem Archiv der Propaganda, wo es heißt: „Mechithar Pietro, nato da parenti cattolici..."[23] Weil es aber damals noch keine offizielle armenisch-katholische Kirche gab, müssen wir diese Angabe so verstehen, daß seine Eltern entweder romfreudlich, zumindest nicht gegen Rom eingestellt waren, oder, was noch wahrscheinlicher ist, daß sie als einfache Bürger keine Stellung zu diesem Problem nahmen und einzig und allein aus ihrem Glauben lebten.

Wie denn es auch gewesen sein mag, Mechithar hatte die Bestätigung seines Glaubensbekenntnisses auch schriftlich bekommen. In dieser zweiten Phase stand Rom als Studienort im Mittelpunkt seines Interesses, vermutlich mit dem noch nicht ausgereiften Wunsch einer Ordensgründung. Ausgestattet mit diesen Schreiben der Jesuiten machte er sich auf den Weg, aber verschiedene Schwierigkeiten und seine Krankheit auf Zypern ließen diesen Plan unvollendet. Er kehrte mühselig, weite Strecken zu Fuß zurücklegend, in seine Heimat zurück und wurde als Zwanzigjähriger am 17. Mai 1696 zum Priester geweiht.[24]

In der 3. Phase seiner Entwicklung richtete Mechithar sein Interesse auf die

---

20) Schiarimenti e Dokumenti, Nr. 3, S. 1.
21) Kurzbiographie, 333; Nurikhan, 69.
22) Nurikhan, 25, Anm. 1.
23) G. Amadouni, Mékithar, le Réformateur du Monachisme Arménien, in: B (1949) 206.
24) Kurzbiographie 336, 337 bringt die Weiheurkunden; Nurikhan, 78; J. Thorossian, Leben des Abtes Mechithar (arm.), Venedig 1901, 112, Anm. 1; Akinian, Sein Leben und sein Wirken, 384–385.

Gründung eines Ordens, der im Dienst der armenischen Nation stehen sollte. Er sollte der armenischen Wissenschaft und der religiösen Bildung des Volkes dienen. Vor allem sollte das Ziel der Kongregation sein, die alte Einheit mit Rom herzustellen, was durch ein viertes Ordensgelübte zur Pflicht der Ordensmitglieder gemacht wurde.[25] Mechithar gelang es, bald Anhänger zu finden und am 8. September 1701 den Orden als gegründet zu erklären.

Nach diesen drei Abschnitten seines Lebens sehen wir Mechithar unterwegs in den Westen. Enttäuscht von den Verfolgungen der nichtkatholischen Armenier, suchte er im Westen einen geeigneten Platz, um sich dort niederzulassen. Zunächst baute er in Methone ein Kloster, aber diese erste Gründung fiel den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Türken und Venezianern zum Opfer. Von dort übersiedelte er nach Venedig. Nach langen Verhandlungen wurde ihm die Laguneninsel S. Lazzaro, eine alte Aussätzigeninsel, 1717 zur Benützung als Unterkunft überlassen, die später vom Orden angekauft wurde.[26]

Nun sollen die grundlegenden Ideen Mechithars – Reform des Mönchtums und die Vorstellung von der Einheit der Kirche – genauer betrachtet werden. Zunächst zur Reform des Mönchtums. Wir wissen, daß die wechselseitige Wirkung der Kongregation nur deshalb möglich war, weil Mechithar von Anfang an das östliche und das westliche Element vorteilhaft zu verbinden wußte, wie wir es auch an seiner Reform des Mönchtums sehen.

Das Mönchtum ist in der armenischen Kirche eine sehr alte Einrichtung,[27] wobei es Anachoreten in Armenien schon vor der offiziellen Einführung des Christentums gegeben haben soll. Ob das Mönchtum vom syrischen Raum oder aus Kappadokien in Armenien eingedrungen ist, ist noch nicht hinreichend geklärt.[28] Die Organisation des Mönchtums, die Gründung vieler Frauen- und Männerklöster und anderer karitativer Anstalten im 4. Jahrhundert durch den heiligen Katholikos Nerses den Großen (353 – 373) sind jedoch eindeutig vom griechischen Geist geprägt.[29] Sowohl in Großarmenien, als auch in Kilikien hatte das Mönchtum eine Blüte erlebt, und die Zahl der Klöster wird auf etwa 750 geschätzt.[30] Diese Klöster waren Stätten der Bildung und der Gelehrsamkeit, und manche unter ihnen hatten den Ruf einer theologischen Lehranstalt erworben. Im

---

25) Schiarimenti e Dokumenti, Nr. 39, S. 67; Nr. 44, S. 81; vgl. auch Amadouni, Mékithar, le Réformateur, 213.

26) G. Hofmann, Investigationes ad Vitam Servi Dei Mechithar Spectantes, in: B (1949) 166; Thorossian, Leben des Abtes Mechithar, 298–301.

27) Zum Mönchtum vgl. V. Inglisian, Armenisches Klosterleben, in: Morgenländisches Christentum. Hrsg. P. Krüger, J. Tyciak, Paderborn 1940, 261–274; H. Topdschian, Die Anfänge des armenischen Mönchtums mit Quellenkritik, in: ZfKG. 25 (1904) 1–32; G. Amadouni, Le rôle historique des Hiéromoines arméniens, in: Il Monachesimo Orientale, (= OCA., Bd. 153, Rom 1958) 279–305.)

28) Topdschian, 14 ff.

29) Amadouni, Hiéromoines arméniens, 284.

30) Vgl. P. Krüger, Die armenischen Mechitharisten und ihre Bedeutung, in: Ostk. St. 16 (1967) 6; F. Tournebize, Arménie, in: DHGE 4 (1927) gibt eine Liste der Klöster; Amadouni, Hiéromoines arméniens, 289.

17. Jahrhundert jedoch erlebte das monastische Leben, wie auch der zeitgenössische Historiker Arakel von Täbriz bezeugt,[31] einen Tiefstand. Der Tätigkeitsbereich der Mönche war auf eine strenge Askese und das siebenmalige Beten des Offiziums zusammengeschrumpft. Trotz vieler Versuche, wie z. B. die Kürzung des Offiziums unter Katholikos Chrimian im Jahre 1901,[32] konnte dieses Leben, das auch bis zum Ersten Weltkrieg in den Klöstern Lim und Sewan praktiziert wurde,[33] nicht reformiert werden. Jedes dieser armenischen Klöster bestand als eine eigenständige Einheit, und die Mönche konnten von einem Kloster in das andere ziehen, da sie alle einem einzigen Orden, dem „Ordo Monachorum" zugehörig betrachtet wurden.[34] Diese Art von Mönchtum, die in allen Ostkirchen geläufig ist, hat heute die armenisch-apostolische Kirche, jedoch nur mehr auf einige Zentren in Edschmiatzin, Libanon und Jerusalem beschränkt.

Eine Eigenart der armenischen Kirche sind die Vardapets, die Mönchspriester. Wie im Westen, so auch in der armenischen Kirche, sind Möchtum und Priestertum zusammengefallen. Aus diesem Stand, der etwa einem Magister oder Doktor der Theologie entspricht, kommen seit dem 5. Jahrhundet die Bischöfe und alle anderen Würdenträger höherer Kirchenämter. Das seit Gregor dem Erleuchter in der Familien erbliche Amt eines Katholikos wird auch nur mehr von diesen Vardapets bekleidet. Als erster Vardapet in der armenischen Kirchengeschichte wird hl. Mesrop († 439)[35] erwähnt, der auch das armenische Alphabet erfunden und dadurch die Schaffung einer nationalen Kirchenliteratur ermöglicht hat.

Diese Vardapets waren nicht nur Priester, sondern auch Ausbildner der nächsten Generation. Jeder Vardapet hatte das Recht, Schüler zu sammeln, diese auszubilden und als Vardapets wieder zu entsenden, damit auch diese andere ausbilden können. Zeichen dieser Autorität war und ist auch heute der Vardapetsstab. Ein solcher Vardapet war auch Mechithar. Er sah jedoch, daß diese Methode der Ausbildung durch Einzelpersonen nicht sehr günstig war und führte deshalb das abendländische Möchtum unter der Leitung eines Abtes ein. Als er 1701 am Tag Mariä Geburt seinen Orden gründete,[36] sagte er in einer Ansprache an seine Schüler:

„Ihr wißt, daß ich nicht dem Beispiel der Vardapets unseres Volkes gefolgt bin, die für einige Jahre Schüler sammeln, denen sie ein paar Stellen der Bibel erklären

---

31) Arakel von Täbriz, Geschichte (arm.), Vagharschapat 1896; vgl. auch Inglisian, Armenisches Klosterleben, 265.
32) Inglisian, Armenisches Klosterleben, 268.
33) H. Oskian, Das Kloster auf der Liminsel am Wansee (arm.), in: HA 52 (1938); Bischof Güt, Das Kloster von Sewan (arm.), (= NB., Bd. 121, Wien 1929).
34) Amadouni, Mékithar, le Réformatuer, 214.
35) B. Altaner, A. Stuiber, Patrologie, Freiburg, Basel, Wien ⁹1978, 350 f.; Koriun, Biographie des Vardapets Maschtotz. (arm.,) ed., N. Akinian, in: Mechithar Festschrift. HA 63 (1949) 171–320.
36) Seine Anwesenheit im Kapuzinerkloster wird durch die Akten des Archivs von St. Louis in Pera/Konstantinopel belegt, die von einem „Doktor, der sich seit 10 Monaten im Kloster zurückgezogen hat" sprechen. Vgl. A. Djari, Le Pélérin de Venise, Mechithar l'Arménien, Venezia 1974, 36.

und sie mit einem Vardapetsgrad entlassen, damit sie ohne eigenliches Ziel nach Belieben predigen können.

Ich habe euch zusammengerufen, um nach den Regeln der hl. Väter und insbesondere unseres hl. Abtes Antonius, in Befolgung der evangelischen Räte eine ewige Kongregation zu gründen, deren Ziel es sein soll, der geistigen Not unseres Volkes abzuhelfen und für die Rettung der Seelen zu arbeiten. Und das Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist der Unterricht aller nötigen Wissenschaften."[37]

Die Mitglieder dieses neuen Ordens nannten sich in der Zukunft „Adoptivsöhne der Jungfrau, Lehrer der Buße". Zunächst waren die Mechitharisten Antonianer. Erst später, 1711, als die Kongregation bestätigt wurde, mußten sie die Benediktinerregel annehmen.[38] Es ist nicht zu bezweifeln, daß die benediktinische Stabilitas sehr viel zum Erfolg der Durchführung der Ziele Mechithars beigetragen hat. Durch diese, wahrscheinlich durch das Vorbild der Jesuiten beeinflußte Klosterorganisation haben die Benediktiner einen östlichen Zweig ihres Ordens bekommen, wobei nicht abendländische Mönche orientalische Spiritualität aufgenommen haben, sondern ein Orientale selbst diese Gründung durchgeführt hat.

Das zweite wichtige Moment in der Spiritualität Mechithars ist sein Verständnis der Einheit der Kirche. Bevor man aber sein Kirchenverständnis anschaut, ist es angebracht, einen kurzen Überblick über die Geschichte der armenischen Kirche zu geben und ihre Stellung innerhalb der Kirchen zu betrachten.

Insgesamt gibt es in der Kirche zwei Arten von Trennungen, nämlich die Spaltungen im Westen durch die Reformation und die Spaltungen im Osten, die zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben. Wenn wir von der Kirchenspaltung im Osten sprechen, denken wir meistens an das Jahr 1054, in dem Kardinal Humbert die päpstliche Bannbulle in der Hagia Sophia niedergelegt hat. Doch das war nicht die erste Spaltung in der Kirche. Mit der Verurteilung des Nestorius auf dem dritten ökumenischen Konzil in Ephesus im Jahre 431 war der Anlaß zur ersten Trennung gegeben; es entstand die nestorianische Kirche. Weitere Spaltungen entstanden nach dem Konzil von Chalkedon, das 451 den Monophysitismus verurteilte; es entstanden die armenische, die koptische, die syrische und die äthiopische Kirche. Gewöhnlich werden diese Kirchen konfessionskundlich „monophysitisch" bezeichnet, wobei man hinzufügen muß, daß sie sich selber gegen diese Bezeichnung wehren. Gelegentlich werden sie auch „orthodox" genannt, aber auch dieser Terminus ist nicht geeignet, da diese Kirchen im Unterschied zur griechisch-othodoxen Kirche nicht sieben, sondern bloß drei und die Nestorianer gar nur zwei ökumenische Konzile anerkennen. Die exaktere Bezeichnung ist altorientalische oder vorchalkedonensische Kirchen. Eine weitere Eigentümlichkeit dieser Kirchen ist ihr ausgesprochener Charakter als Nationalkirchen.

---

37) St. Agontz, Lebensgeschichte des Abtes Mechithar v. Sebaste (altarm.), Venedig 1810, 149, 150, 151.

38) Schiarimenti e Dokumenti, Nr. 14, S. 10; Nurikhan, Il Servo di Dio, 144.

Eine dieser Kirchen ist die armenisch-gregorianische Kirche. Sie nennt sich nach ihrem Gründer und ersten Patriarchen, dem hl. Gregor den Erleuchter[39] (240 – 332). Eine andere Bezeichnung ist armenisch-apostolische Kirche, weil der Überlieferung nach die Heiligen Thaddäus und Bartholomäus in Armenien gepredigt haben sollen.[40] Manche Forscher indes bezweifeln die Richtigkeit dieser Überlieferung.[41] Da der hl. Gregor und seine unmittelbaren Nachfolger ihre Weihe in Cäsarea in Kappadokien erhielten, war die Kirche zunächst von da abhängig. Trotz dieser Tatsache meint de Vries, daß die zentrale Zusammenfassung der Kirche in Armenien im Rahmen eines Nationalstaates eine natürliche Gegebenheit war.[42] Die Trennung von der Reichskirche verdanken die Armenier eigentlich nicht der monophysitischen Lehre, sondern einem König. Als der hl. Nerses (353 – 373) die kirchlichen und monastischen Ideale Basilius des Großen in Armenien einführen wollte, rief er den Widerstand des Königs hervor, der die armenische Kirche von Cäsarea für unabhängig erklärte.[43] Nach Aufteilung Armeniens im Jahre 387 zwischen dem byzantinischen und persischen Reich und dem Erlöschen des Königtums 428, blieb die Kirche die einzige Stütze des Volkes. Als 451 in Chalkedon das 4. ökumenische Konzil tagte und die monophysitische Lehre verwarf, waren die Armenier damit beschäftigt, ihre nationale und religiöse Identität gegenüber den zoroastrischen Persern zu verteidigen. Nach dem Krieg, als sie wieder Gelegenheit hatten, sich mit der Theologie zu befassen, war ihre Antwort auf die zwei-Naturen-Lehre des Konzils eine klare Absage. Bevor Chalkedon 552/554 auf der II. Synode von Dwin endgültig verurteilt wurde,[44] hatte man schon 525/527 die Lehre des Konzils in Dwin abgelehnt, wo auch dem Trisagion der Zusatz: „der für uns gekreuzigt wurde" hinzugefügt und Geburts- und Tauffest Christi am 6. Jänner zusammengelegt wurden. In der Folgezeit änderte sich nichts, und mehrere Nationalsynoden verurteilten wiederholt die Beschlüsse Chalkedons. Aus diesem Grund wird die armenische Kirche zu den monophysitischen Kirchen gezählt, obwohl weder sie selber so genannt werden will, noch in irgend einer Form der Lehre zustimmt.[46] Fachgelehrte sind sich heute einig, daß die armenische Kirche bezüglich der Gottheit und der Menschheit Christi im Prinzip denselben Glauben bekennt wie die

39) Legendäre Lebensbeschreibung bei S. C. Malan, Life and Times of St. Gregory the Illuminator, London 1868; N. Akinian, Der hl. Gregor der Erleuchter (arm.), in: Mechithar Festschrift. HA 63 (1949) 3–58.
40) Georg-Mesrop, 24–36.
41) S. Kogian, Die Kirche der Armenier (arm.), Beirut 1961, 30.
42) de Vries, Die Patriarchate des Ostens, Bestimmende Faktoren, 16.
43) Kogian, 119 ff.; Georg-Mesrop, 132, Heiler, Die Ostkirchen, München 1971, 376.
44) K. Algermissen, Konfessionskunde, Paderborn 8, 1966, 114–115.
45) A. Balgy, Historia Doctrinae Catholicae inter Armenos, Viennae 1878, 19; Heiler, 377.
46) V. Inglisian, Chalkedon und die armenische Kirche, in: Das Konzil von Chalkedon ..., 2, Hrsg. A. Grillmeier, H. Bacht, Würzburg 1953; vgl. auch B. Talatinian, Il monofisismo nella Chiesa Armena. (= Studium bibl. Franc. Analecta, Bd. 14, Jerusalem 1980).

katholische Kirche. Selbst die Christologie der syrischen Monophysiten wird nicht in „sachlich-inhaltlicher", sondern nur in „terminologischer" Hinsicht als monophysitisch bezeichnet.[47]

Zwar war die armenische Kirche immer in zwei Lager, die Chalkedonenser und Antichalkedonenser, gespalten, aber es gab schon früh Bestrebungen, die alte Einheit herzustellen. Die ersten Versuche wurden noch in Großarmenien unternommen, und zwar mit der noch mit Rom in Gemeinschaft stehenden byzantinischen Reichskirche.[48] Eine im 7. Jahrhundert zustandegekommene Union mit den Griechen wurde noch im selben Jahrhundert aufgelöst.[49] Zwei Jahrhunderte später, 862 wurde die Zweinaturenlehre Chalkedons auf der Synode zu Schirakawan zum Glaubenssatz erhoben und die Gegner anathematisiert. Im Kanon 7 wird fogendes festgelegt:

„Si quis non confitetur, humanatum Dei Patris Verbum esse perfectum Deum, et perfectum hominem; ex duabus naturis in uno supposito, et una persona compositum; consubstantiale Patri secundum divinitatem, et consubstantialem nobis in omnibus, excepto peccato, secundum humanitatem: anathema sit."[50]

Die nächsten größeren Versuche wurden in kilikisch-Armenien unternommen. Nach dem Einfall der Seldschuken im 11. Jahrhundert waren ein Teil der Armenier in den Süden geflüchtet und hatten in Kilikien ein Königreich gegründet (1080 – 1375). Auch der Sitz des Katholikos war in den Süden gewandert und befand sich zunächst in Hromkla (1147 – 1292) und dann in der neuen Hauptstadt Sis (1293 – 1441).[51] In Kilikien wurden die Verhandlungen sowohl mit den Griechen als auch mit den Lateinern geführt. Eine hervorragende Persönlichkeit, die durch die Gespräche sogar die Griechen beeindruckte, war der hl. Patriarch Nerses Schnorhali (1101 – 1175).[52] In Kilikien stand aber Armenien auch direkt

47) Heiler, 332; Georg-Mesrop, 194; Die Ablehnung der Beschlüsse des Konzils durch die Armenier wird entweder auf ihren Freiheitskampf gegen die Perser zurückgeführt oder auf ihre Unkenntnis der griechischen Sprache oder auf ihr Unabhängigkeitsbestreben gegenüber der Reichskirche. Vrej Nersessian lehnt in seinem Beitrag, Die christologische Position der armenisch-apostolischen Kirche, in: Die Kirche Armeniens (= Die Kirchen der Welt, Bd. 18, Stuttgart 1978) 76 alle politischen und sprachlichen Gründe ab und vertritt die Auffassung, daß die armenische Kirche lediglich bei der alten christologischen Formulierung bleiben wollte.

48) E. Ter-Mikaelian, Die armenische Kirche in ihren Beziehungen zur Byzantinischen Kirche vom 4.–13. Jh., Leipzig 1892.

49) Mecerian, 81; Heiler, 377; Georg-Mesrop, 244; Kogian 238 ff.

50) Georg-Mesrop, 265–66; Kogian, 279 ff. Text bei Balgy, 218. Anm.: die Vertreter der arm.-apost. Kirche finden die Annahme eines Glaubenssatzes auf einer Synode nicht hinreichend für eine Kircheneinheit, wenn sie nicht durch die Gesamtheit der armenischen Kirche rezipiert wird. Diese Feststellung beruht auf einer mündlichen Äußerung des Herrn Prälaten P. Dr. Mesrob K. Krikorian/Wien.

51) Krikorian, Kirche Armeniens, 37; Tournebize, DHGE, 313; Mecerian, 109.

52) E. Chr. Suttner, Eine „Ökumenische Bewegung" im 12. Jh. und ihr bedeutender Theologe, der armenische Katholikos Nerses Schnorhali, in: Kleronomia (1975) 87–98; V. Nersessian, Das Beispiel eines Heiligen: Leben und Werk des Hl. Nerses Clajensis mit dem Beinamen Schnorhali, in: Die Kirche Armeniens (= Die Kirchen der Welt) 59–69.

unter dem Einfluß des Westens, nicht nur kulturell, sondern auch politisch und religiös. Einerseits durch die Kreuzzüge, andererseits durch die Missionen der Franziskaner und Dominikaner waren die Armenier mit den Lateinern in Berührung gekommen.[53] Es kam auch tatsächlich zu einer Union, als am 6. Jänner 1198 König Leo II. vom päpstlichen Legaten, dem Erzbischof von Mainz, Kardinal Konrad von Wittelsbach gekrönt wurde, nachdem eine Synode von Bischöfen versprochen hatte, die lateinischen Bestimmungen bezüglich der Disziplin anzunehmen.[54] Diese Union dauerte bis zum Untergang des Reiches durch die Mameluken im Jahre 1375.

Die Zeit in Kilikien ist gekennzeichnet durch verschiedene Latinisierungsversuche. Rom schärfte bei jeder Palliumverleihung die Einhaltung oder Einführung lateinischer Bräuche ein, obwohl man den Armeniern bei der Union im wesentlichen ihren Ritus belassen hatte.[55] „Katholische" Synoden in Sis 1307, 1345 und Adana 1316 sorgten für große Aufregung unter dem armenischen Klerus und wurden sogar Anlaß zur Verselbständigung des Patriarchats von Jerusalem 1311.[56] Kilikien ist auch die Geburtsstätte eines extrem lateinerfreundlichen Ordens, der Unitoren, die armenische Dominikaner waren.[57] Die Unitoren gingen so weit, daß sie nicht nur latinisierten, sondern auch die Sakramente der armenischen Kirchen für ungültig erklärten. Einer von denen, Nerses Balientz, sandte im 14. Jahrhundert einen „libellus" mit „117 Fehlern der armenischen Kirche" an den Papst in Avignon.[58] Dieser „libellus" enthiehlt die typischen Streitpunkte des Mittelalters wie das Filioque, die Beimischung von Wasser in den Kelch, Fegefeuer usw.

Seit dem Bruch im Jahre 1054 bemühte sich auch Rom, die alte Einheit herzustellen. Nachdem das II. Konzil von Lyon (1274) die ersehnte Einheit nicht gebracht hatte, berief Papst Eugen IV (1431 – 1447) das Konzil Ferrara-Florenz ein. Diesmal wurden alle Kirchen des Ostens, auch die Armenier, eingeladen.[59] Nach langen Verhandlungen unterschrieb die armenische Delegation das Unionsde-

---

53) B. Altaner, Die Dominikanermissionen des 13. Jh. Forschungen zur Geschichte der kirchlichen Unionen und der Mohammedaner ... Habelschwerdt, Franke 1924; O. van der Vat, Die Anfänge der Franziskanermissionen und ihre Weiterentwicklung in den mohammedanischen Ländern während des 13. Jh., Werl i. Westf. 1934.

54) J. Aßfalg, Kleines Wörterbuch des christlichen Orients Wiesbaden 1975, 46; Mecerian, 108; Tournebize, DHGE, 315.

55) W. de Vries, Rom und die Patriarchate des Ostens, Freiburg 1963, 331; P. Tekeyan, Controverses christologique en Arméno-Cilicie dans la seconde moitie du XII. Siècle (= OCA., Bd. 124, Rom 1939) 69.

56) Tekeyan, 69; Tournebize, DHGE, 317–319, de Vries, Rom und die Patriarchate, 185, 190, 225 ff.

57) Tournebize, DHGE, 318; G. Petrowicz, Die Unitoren (arm.), in: HA 83 (1969) 357–370, 465–486; HA 84 (1970) 59–72; Georg-Mesrop, 345 ff.; Balgy, 78.

58) Mecerian, 113; Tournebize, DHGE, 318; Petrowicz, HA (1970) 59 ff.

59) Krouzian, Das Konzil von Florenz (arm.), in: B (1940); G. Hofmann, Die Einigung der armenischen Kirche mit der katholischen Kirche auf dem Konzil von Florenz (= OCP., Bd. 5, Rom 1939) 151–185.)

kret am 22. November 1439.[60] Diese Union wurde aber in der Heimat abgelehnt und führte zur Verdoppelung der Hierachie.[61] Ein Teil des Klerus wählte 1441 einen unionsfeindlichen Katholikos und erklärte den Sitz nach Edschmiatzin verlegt, weit weg vom Einflußgebiet der Lateiner. Einige Generationen später hatte man auch in Sis die Union vergessen. Obwohl die Kirchenoberhäupter in Großarmenien generell gegen die Einheit waren, gab es unter ihnen zeitweise, besonders im 16./17. Jahrhundert, Katholikoi, die ihre Zugetanheit zu Rom durch ein Schreiben an den Papst mit einem katholischen Glaubensbekenntnis bekräftigten.[62] Mitte des 17. Jahrhunderts schlossen die Armenier von Lemberg eine Teilunion,[63] aber diese blieb eine der traurigsten Ereignisse der armenischen Kirchengeschichte, weil das Erlöschen dieser großen Gemeinde eben auf diese teilweise sehr lateinisch geprägte und vermutlich von persönlichen Interessen begleitete Union zurückgeführt wird.

Nach dem gescheiterten Unionsversuch in Florenz, wo man noch ganze Kirchen zur Einheit zurückführen wollte, und der Zeit der Teilunionen, in der Teile von Kirchen zugunsten der katholischen Kirche abgespalten wurden, wurde 1622 die Propaganda Fide gegründet. Nun sollten die Orientalen durch Einzelkonversionen in die katholische Kirche aufgenommen werden.

Ost und West hatten sich völlig auseinanderentwickelt. Der lateinische Westen stand gegenüber dem orientalischen Osten. Dieser Osten war aber in den Augen der Lateiner nicht nur schismatisch, sondern auch häretisch; noch mehr: Rom versuchte sogar das Wort „Kirche" für sie zu vermeiden.[64] Da aber „außerhalb der Kirche kein Heil" möglich war, mußten diese Menschen „gerettet", also zur katholischen Kirche bekehrt werden. Dieses „Bekehren" bedeutete damals aber „Latinisieren" und der Osten wehrte sich selbstverständlich gegen diese Behandlung. Das alte Problem um das Konzil von Chalkedon und die zwei-Naturen-Lehre wurde durch die Armenier zur Polemik hochstilisiert, ohne die Lehre selbst oder ihre Rezeption in der armenischen Kirche durch die armenischen Kirchenväter zu beachten. So wurde eine ursprüngliche christologische Frage im Laufe der Zeit zum Zeichen der armenischen Identität, indem das Konzil abgelehnt und der Tomos Leonis verdammt wurde. In gleicher Weise vertanden die Armenier, die sich zur Einheit mit der katholischen Kirche bekannten, die Einheit so, daß sie aus diesem Gegensatz auf dogmatische Unterschiede schlossen

60) Decretum Pro Armenis „Exultate Deo" in: Balgy, 102–131; Mansi, Sanctissimorum conciliorum nova et amplissima collecta, 31, 1047–1060; H. Denzinger, A. Schönmetzer, Enchiridion Symbolorum, Freiburg[32] 1963, 1310–1317; J. Neuner-H. Roos, Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung, Regensburg 1917, 501-504, 528-531, 552 ff., 564 ff., 566, 630, 695, 705, 730.

61) Zu den Folgen, Balgy, 156 ff.; Kogian, 481 ff.; Tournebize, DHGE, 321–322.

62) G. Amadouni, L'Eglise Armenienne et la Catholicité, Venezia 1978, 37 ff. Tournebize, DHGE, 322, 323.

63) G. Petrowicz, L'Unione degli Armeni in Polonia con la Santa Sede (1626–86) (= OCA., Bd. 135, Rom 1950); R. Hambardzowmian, Die armenische Freiheitsbewegung und die Union der polnischen Armenier mit Rom in der polnischen Gechichtsschreibung (arm.), in: HA. 99 (1985) 247–314.

64) de Vries, Rom und die Patriarchate, 338 ff.

und die armenischen Kirchen mieden, weil sie Angst hatten, eine Todsünde zu begehen.[65] Manche lateinischen Missionare bestärkten sie sogar in ihrer Meinung.[66] In dieser Weise lebten die Armenier getrennt in zwei feindlich gesinnten Gruppen, ohne jedoch zwei formelle Kirchen zu bilden. Eine Kommunikation war nicht mehr möglich, weder zwischen den lateinischen Katholiken und den Orientalen, noch zwischen den katholischen und nicht katholischen Armeniern, denn die Kirche hatte auf beiden Seiten das Verständnis für die Katholizität und Universalität verloren. Gerade in dieser Zeit lebte Mechithar.

Mechithar war selbst davon überzeugt, daß es einerseits nur eine armenische Kirche gab und diese katholisch war, andererseits die katholische Kirche nicht nur aus der lateinischen bestand. Diese Ansichten konnte er nur vertreten, weil er seine Kenntnisse nicht aus der jahrelangen Polemik geschöpft hatte, sondern aus ganz anderen Quellen. Seine ersten Kenntnisse über den katholischen Glauben verdankte er den Jesuiten, denen er noch als Diakon begegnet war. Als er im Osten herumirrte, um einen geistlichen Lehrer zu finden, machte er unter anderem auch die Bekanntschaft eines Armeniers, der gerade aus Rom gekommen war. Dieser hatte auch das Buch des Theatiners Clemens Galanus mitgebracht mit dem Titel: Conciliationis Ecclesiae Armenae cum Romana, ex ipsis Armenorum Patrum et Doctorum testimoniis, erschienen in Rom 1658. Dieses Werk des Armeniermissionars in Lemberg wurde die zweite Quelle, aus der Mechithar sein Wissen schöpfte. Seine dritte Quelle bildeten die alten armenischen Handschriten, die er unterwegs in den Klöstern studiert hatte. Nach der Biographie fand er im Kloster Basen eine Handschrift, in der die Geschichte des Konzils von Chalkedon enthalten war.[67] Nach Akinian wurde dieses Werk bis heute nicht gefunden. Es gibt auch verschiedende Vermutungen darüber, was diese Schrift eigentlich war.[68] Jedenfalls war es Mechithar klar, daß die armenischen Kirche mit der römisch-katholischen Kirche denselben Glauben teilte, insbesondere bezüglich der Menschheit und Gottheit Christi. Mechithar war von der Katholizität der armenischen Kirche so überzeugt, daß er sagte: „Wer sich vom Glauben der römisch-katholischen Kirche entfernt, der entfernt sich gleichzeitig auch vom Glauben der armenischen Kirchenväter."[69]

Die katholische Lehre bestand für Mechithar aus zwei wesentlichen Grundsätzen; der zwei-Naturen-Lehre und dem Primat. Weil Mechithar davon überzeugt war, daß der wahre Glaube der Armenier der katholische war, bestand seine Mission in der Verbreitung dieser Lehren. Noch als junger Mönch hatte er

---

65) C. de Craon, Le projet d'Union de 1701 entre les Arméniens catholiques et les Arméniens dissidents, in: B (1949) 64.
66) G. Hofmann, Il Vicariato Apostolico die Costantinopoli (1453–1830)(= OCA, Bd. 103, Rom 1935) 23, 95 ff.
67) Akinian, Mechithar. Sein Leben und sein Wirken, 379.
68) Ter-Poghossian, 17.
69) Agagianian, Der Katholizismus Mechithars, 7. Über den ökumenischen Geist Mechithars vgl. auch. N. Ter-Nersessian, Das Licht Mechithars (arm.), in: B (1977/1–2) 27.

sich in einem Kloster auf Zypern geweigert, das Konzil von Chalkedon zu verdammen.[70] Seinen Missionaren trug er später auf, die Lehre von den zwei Naturen Christi unter den Armeniern bekannt zu machen. Schon sechs Jahre nach seiner Ordensgründung schrieb einer seiner Missionare über einen Mitbruder, wie unerschrocken er den katholischen Glauben verbreitet und über die zwei-Naturen-Lehre gepredigt hatte.[71] Der Missionserfolg war groß,[72] und man hatte Bedarf an weiteren Missionaren.[73]

Heute sind die zwei Naturen Christi kein Streitpunkt mehr. Erstens weil das nicht mehr Gegenstand der Polemik und Zeichen der armenischen Identität ist, zweitens weil sich die Theologen darüber einig sind, daß die Armenier mit den Katholiken denselben Glauben teilen.

Die Konsequenz, die Mechithar davon zog, sehen wir in der Art seines Übertrittes. Gewöhnlich mußte man bei einem Übertritt zur katholischen Kirche der Häresie abschwören. Wenn die Überlieferungen stimmen, so hat Mechithar in Aleppo bei den Jesuiten nur ein einfaches Glaubensbekenntnis abgelegt, wie es auch heute bei einem Übertritt der Fall ist. Artikel 3 des Ökumenismusdekrets des II. Vatikanischen Konzils sagt ausdrücklich, daß den in getrennten Gemeinschaften geborenen „die Schuld der Trennung nicht zur Last" gelegt werden darf. Aus diesem Grund werden im „Ökumenischen Direktorium" neue Richtlinien festgesetzt, wo es heißt: „Deshalb brauchen sie, wenn sie ohne diese Schuld aus eigenem Antrieb den katholischen Glauben annehmen wollen, nicht von der Strafe der Exkommunikation losgesprochen werden, sondern dürfen nach Ablegung des Glaubensbekenntnissens, ..., in die volle Gemeinschaft der katholischen Kirche zugelassen werden".[74] Artikel 25 des Ostkirchendekrets wiederholt diesen Gedanken, wo es steht: „Von getrennten Ostchristen, die unter der Gnadenwirkung des Heiligen Geistes zur katholischen Einheit kommen, soll nicht mehr verlangt werden, als das einfache katholische Glaubensbekenntnis fordert."[75]

Neben der zwei-Naturen-Lehre gehört auch der Primat zur Lehre der katholischen Kirche. Der Matthäuskommentar Mechithars wird gewöhnlich als eine hervorragende Apologie des Primats und der Unfehlbarkeit des Papstes betrachtet.[76] Sein Primatverständnis ist natürlich von seiner Zeit geprägt und wird sicher dem heutigen Verständnis nicht gerecht. Wesentlich ist aber seine Treue zu Rom, als Zeichen der sichtbaren Einheit. Weil die armenische Kirche katholisch war, sollte ihre Bindung zu Rom auch sichtbar gemacht werden. Wir wissen, daß Mechithar dieses durch das vierte Gelübde erreichen wollte. Nach Mechithar

---

70) Kurzbiographie, 335; Arat, 19.
71) Schiarimenti e Dokumenti, Nr. 10, S. 8.
72) Brief vom 24. 4. 1718 in Schiarimenti e Documenti, Nr. 37, S. 64–65.
73) Brief vom 30. 6. 1717 ebd., Nr. 39, S. 33–39.
74) Ökumenisches Direktorium, Paderborn 1967, 47, 110.
75) Art. 25 des Ostkirchendekrets in: KK, 214.
76) J. Willebrands (Kard.), Méchitar et l'union des Chrétiens, in: Proche-Orient Chrétien, 28 (1978) 7.

war die armenische Kirche von der katholischen Kirche nicht völlig getrennt, sondern es handelte sich hier um eine „geschwächte Union".[77] Während früher die lateinische Kirche die Ostkirchen nicht einmal als „Kirchen" bezeichenen wollte, spricht man heute seit dem II. Vatikanischen Konzil von „getrennten Ostchristen" und nennt sie „Brüder der getrennten Ostkirchen".[78] Auch Papst Paul VI. bezeichnete den Zustand der Kirchen wie Mechithar als eine „unvollkommene Einheit". Er schrieb am 8. Februar 1971 an Patriarch Athenagoras: „Zwischen unserer Kirche und den ehrwürdigen orthodoxen Kirchen bestehe schon eine fast allseitige, wenn auch noch nicht vollendete Gemeinsamkeit."[79] Denselben Gedanken finden wir auch im Ökumenismusdekret, wo es in Artikel 3 heißt: „Denn wer an Christus glaubt und in der rechten Weise die Taufe empfangen hat, steht dadurch in einer gewissen, wenn auch nicht vollkommenen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche."[80]

Aus dem Grundsatz, daß die armenische Kirche im Glauben mit der römisch-katholischen Kirche übereinstimmt und ihre Trennung von Rom eine „geschwächte Union" ist, folgt auch Mechithars Stellung zur Frage der communicatio in sacris (c.i.s.), der Sakramentengemeinschaft.

Normalerweise ist die Teilnahme am Gottesdienst der Nichtkatholiken, die c.i.s. nicht erlaubt, da einerseits diese Kirchen mit Rom nicht in Gemeinschaft stehen und andererseits der gemeinsame Gottesdienst, insbesondere die gemeinsame Eucharistiefeier Zeichen der Einheit ist. Im Mittelalter war die c.i.s. noch möglich.[81] Man erlaubte zwar den im Osten tätigen Missionaren die c.i.s. zu üben, aber sah es doch nicht besonders gern. Das erste Verbot wurde im 15. Jahrhundert ausgesprochen, als 1462 den lateinischen Katholiken der Insel Kreta verboten wurde, bei den Orthodoxen die Sakramente zu empfangen.[82] In der Neuzeit wurde die Frage nach der Gründung der Propaganda Fide im 17. Jahrhundert wieder aktuell. Die Lage der Christen trug zusätzlich zur Verschärfung der Problematik bei. Im Osmanischen Reich waren alle Nichtmuslime im Millet-System[83] zusammengefaßt. Ihnen war eine autonome Selbstverwaltung eingeräumt, wobei das geistliche Oberhaupt gleichzeitig Haupt der Nation war. Unter

---

77) Amadouni, Le Reformateur, 175; Willebrands, Mékhithar, 16; Nurikhan, 110.
78) Art. 28 und 29 des Ostkirchendekrets, in: KK, 215–216.
79) Osservatore Romano vom 7. 3. 1971, zitiert in: J. Höffner (Kard.), Interkommunion, 12 Fragen und 12 Thesen (= Themen und Thesen, Heft 2, Köln ^{5}1975) 6.
80) Art. 3 des Ökumenismusdekrets „Unitatis Redintegratio", in: KK, 232.
81) de Vries, Rom und die Patriarchate, 374.
82) G. Hofmann, Papst Pius II und die Kircheneinheit des Ostens (= OCP., Bd. 12, Rom 1946, 219.
83) Vgl. Lexikon der arabischen Welt. Hrsg. St. und N. Ronart, Zürich 1972, 743–745. Vgl. auch K. Binswanger, Dimma. Untersuchungen zum Status der Nichtmuslime im Osmanischen Reich des 16. Jh., München 1977; A. Fattal, Le statut l'égal des non musulmans en pays d'Islam, Beyrouth 1958; Christians and Jews in the Ottoman Empire. The Functioning of a Plural Society, ed. B. Braude/B. Lewis, New York 1982; Zum armenischen Patriarchat vgl. K. Bardakjian, The Armenian Patriarchat of Constantinopel, Princeton 1978.

Umständen konnte ein vom Staat anerkanntes Millet auch andere kleinere Nationalitäten umfassen, welche zu klein waren, um eine eigene Nation zu bilden. Die lateinischen Christen bildeten kein Millet, hatten jedoch aufgrund der Kapitulationen gewisse Privilegien. Da sie aber bloß kleine Kirchen und Kapellen besaßen, war es den zum katholischen Glauben übergetretenen Orientalen bald nicht mehr möglich, in diesen Kirchen am Gottesdienst teilzunehmen. Aus diesem Grund blieb ihnen nichts anderes übrig als in ihren nicht katholischen Nationalkirchen die Sakramente zu empfangen. Das zweite Problem ergab sich wieder aus dem Millet-System. Weil das geistliche Oberhaupt auch das Oberhaupt der Nation war und diese vor dem Sultan vertrat, waren gemäß der autonomen Verwaltung, Taufe, Eheschließung und Begräbnis bürgerliche Rechtsakte, die für den Sultan nur dann gültig waren, wenn diese vor dem zuständigen geistlichen und nationalen Oberhaupt durchgeführt wurden. Dadurch ergab sich zwangsläufig eine c.i.s. Da die katholischen Armenier im Osmanischen Reich erst Mitte des 19. Jahrhunderts als ein eigenes Millet anerkannt wurden, gingen bis dahin alle Armenier in dieselben Kirchen.[84] Diesen Zustand bezeugt für das 17. Jahrhundert auch Galanus. Er schreibt: „Alle Armenier nehmen gemeinsam an einem Ort am Kult teil, auch wenn sie nicht denselben Glauben teilen. Man kann nicht einmal sagen, daß die armenische Kirche in zwei geteilt ist, so daß eine katholisch die andere häretisch wäre."[85]

Im 18. Jahrhundert erreichte das Problem der c.i.s. den Höhepunkt. Entscheidungen des Hl. Offiziums aus den Jahren 1709 – 1711 sprechen von Meinungsverschiedenheiten unter den Missionaren in Persien und Georgien über die Frage, ob die Katholiken den Gottesdienst der Schismatiker besuchen dürften oder nicht. Es kamen Fälle vor, wo das Sakrament des Altares mit den Füßen getreten wurde, weil man das armenische Priestertum und die Sakramente für ungültig hielt.[86] Andere ließen wieder die Kinder ungetauft, bevor sie einen nicht katholischen armenischen Geistlichen um die Taufe baten.[87] Diese falsche Haltung der katholischen Armenier wurde oft durch die lateinischen Missionare verstärkt.[88] Es gab aber auch vernünftige Geistliche, sowohl auf der Seite der Armenier, als auch der Lateiner. Der Superior der Kapuziner im Kloster von Saint Louis P. Hyacinthe-Francois, der in Rom ausgebildete armenisch-katholische Priester Chatschatur Vardapet, Mechithar und der französische Konsul Marquis de Ferriol arbeiteten einen Friedensvertrag aus.[89] Dieser Text trägt das Datum 22. Oktober 1701; es waren noch keine zwei Monate her, daß Mechithar seine Klostergemeinschaft gegründet hatte.
Die wesentlichen Forderungen dieses Abkommens waren:

---

84) Mansi, 46, 109.
85) C. Galanus, Conciliationis Ecclesiae Armenae cum Romana, ex ipsis Armenorum Patrum et Doctorum Testimoniis, I, Romae. II/VIII; vgl. Nurikhan, 60, 69.
86) Schiarimenti e Dokumenti, Nr. 42, S. 78.
87) Craon, Le projet d'Union, 64.
88) ebd., 51.
89) Text des Vertrags, ebd., 54–55.

die orthodoxen Armenier, die in ihre eigenen Kirchen gingen, sollten:
- von jenen, die in die Kirchen der Lateiner gingen, kein Glaubensbekenntnis fordern;
- sollten diese nicht zwingen, Papst Leo, das Konzil von Chalkedon und die römisch-katholische Kirche zu verdammen;
- diese sollten überhaupt unterlassen, das Konzil von Chalkedon zu verdammen, wie es in der Kirche zu bestimmten Zeiten geschah.

die sich katholisch bekennenden Armenier, die in die Kirchen der Lateiner gingen, sollten:
- in ihre eigenen Kirchen gehen;
- dort an Feiertagen die Sakramente empfangen;
- das Fastengebot nach dem eigenen Ritus beobachten;

und beide Parteien sollten wissen,
- daß jeder, der den anderen als häretisch bezeichnete, zu bestrafen sei.

Diese Abkommen sollten sowohl von der Propaganda Fide als auch vom Katholikos in Edschmiatzin unterschrieben werden. Leider wurden diese Hoffnungen nicht erfüllt, denn auf beiden Seiten gab es genug Gegner. Mechithar und seine Anhänger wurden beschuldigt, den Katholiken die c.i.s. zu erlauben und als nicht vom lateinischen Bischof beauftragt im Gegensatz mit ihm zu stehen.[90] Besonders in Konstantinopel herrschte ein Chaos. 1702 schrieb der apostolische Vikar von Konstantinopel an die Propaganda Fide: „Die Armenier, die die Kirchen der Jesuiten besuchen, beleidigen oft die Mitglieder ihrer Nation als häretisch, exkommuniziert und verdammt."[91] Ein Jahr vorher hatte der Obere der Kapuziner gesagt: „Diese Nation ist so zerspalten, daß es keine Mittel gibt, deren sie sich nicht bedient, um sich selbst zu zerstören."[92] Um dem Chaos ein Ende zu setzen, ordnete der Patriarchalvikar Gasparini allen Armeniern an, in ihre Kirchen zu gehen.[93]

Radikale Gegner der c.i.s. waren aber mit solchen Entscheidungen nicht zufrieden und verlangten von der Propaganda Fide ein offizielles Verbot dieser Praxis. Das Heilige Offizium verwies diese Missionare aber an „rechtschaffene, erfahrene und gelehrte Geistliche, die lange in jenen Missionen gearbeitet haben". Durch dieses Schreiben vom 12. Jänner 1719 hatte das Offizium eine weise Entscheidung getroffen,[94] denn nicht sie konnten aus der Ferne die Zustände im Nahen Osten, speziell im Osmanischen Reich einschätzen, sondern die dort täti-

---

90) Brief des Missionars an Kard. Sacripanti, Prefekt der Propaganda Fide vom August 1718 in: Schiarimenti e Documenti, Nr. 42, S. 75–80 insbesondere S. 77–79.
91) G. Odoardi, Mons. Gaspare Gasparini... e gli Armeni cattolici d'Oriente, in: B (1949) 82.
92) Craon, Le projet d'Union, 50, Anm. 9.
93) ebd., 65.
94) de Vries, Rom und die Patriarchate, 383.

gen Missionare, die mit diesen Problemen selbst konfrontiert wurden und die Verhältnisse im Reich kannten. Auch Mechithar, der die Lage gut kannte und um die Unvermeidlichkeit der c.i.s. wußte, verfaßte auf Anfrage eine Schrift über dieses Problem, die bei der Entscheidung vom Heiligen Offizium mitberücksichtigt wurde. Das Offizium bestätigte Mechithars Ansicht durch ein eigenes Dekret.[95] Mechithar sagte sogar, daß die Rechtgläubigkeit unter den Armeniern aufhören würde, wenn es ihnen nicht erlaubt wird, in die Kirchen der Armenier zu gehen.[96] Auch Chatschatur Vardapet hatte ein Jahr vorher in einem Schreiben an Rom über die Unmöglichkeit der Vermeidung der c.i.s. Bericht erstattet.[97]

Das erste radikale Verbot der c.i.s. wurde noch zu Lebzeiten Mechithars in Rom am 5. Juli 1729 gefällt.[97a] Die einzig wahre Kirche war die römisch-katholische[98] und jeder andere Ritus war mit irgendeinem Irrtum im Glauben befleckt. Als dieses Verbot am 24. Februar 1752 unter Papst Benedikt XIV. erneuert wurde, war Mechithar schon gestorben.[99] Um diese Zeit war es in keinem Fall gestattet von Nichtkatholiken Sakramente zu empfangen. Fast 35 Jahre nach dem Tod Mechithars erschien 1783 in Venedig eine Schrift von Marchese Giovanni Serpos zur Verteidung der c.i.s. Die Mechitharsisten standen gleich unter dem Verdacht, diese Thesen zu unterstützen. Aus diesem Grund wurde den Mechitharisten von der Propaganda Fide ein Eid gegen die c.i.s. auferlegt und dieser Eid 1876 erneuert. Der Generalabt der Mechitharisten bat 1895 Papst Leo XIII. um Aufhebung dieser Pflicht.[100] Knapp dreißig Jahre vorher, 1864, hatte Rom erlaubt, im Falle einer Todesgefahr von nichtkatholischen Geistlichen das Sakrament der Buße zu empfangen.[101] Trotz späterer Lockerungen durch Ausnahmefälle blieb dieses Verbot aus dem Jahre 1729 bis in die Gegenwart erhalten und wurde durch andere Dekrete verstärkt.

Dieses religiöse Verbot hatte aber auch schwerwiegende politische Folgen für die Armenier im Osmanischen Reich. Da sie selber vom Sultan nicht als Religionsgemeinschaft anerkannt waren, durften sie weder Kirchen bauen, noch sich in einem privaten Raum zum Gottesdienst treffen. Der Sultan sah die Unabhängigkeitsbestrebungen der katholischen Armenier nicht gern und wollte, daß alle Armenier unter dem einen Patriarchen von Konstantinopel vereint waren. Sobald sich die Armenier zum katholischen Glauben bekannten, standen sie unter der Schutzherrschaft der westlichen Missionen und Botschaften. Am

---

95) Schiarimenti e Documenti, Nr. 50, S. 88–89; Inglisian, Der Diener Gottes, 111; Nurikhan, 255–295, Kap: Questione della communicazione in divinis; N. Kehiayan, Brevis Dissertatio Abbatis Mechitar de SSima Communione Eucharistica, in: B (1949) 361, 385.
96) Tchantayan, 135.
97) Schiarimenti e Dokumenti, Nr. 47, S. 84–87.
97 a) de Vries, Rom und die Patriarchate, 378, 384; Text bei Mansi, 46, 104.
98) ebd., 382.
99) ebd., 386.
100) Verbali delle Conference Patriarcali 606/607 und Anm. 1; vgl. Vries, 389.
101) ebd., 390.

schlimmsten war natürlich die Schaffung einer eigenen Hierarchie, denn nun war nicht mehr der Patriach, ein Untertan des Sultans, ihr Oberhaupt, sondern der Papst, eine ausländische politische Macht. Wenn Mechithar eine mildere Handhabung der c.i.s. verlangte, waren ihm die religiösen und politischen Schwierigkeiten wohl bewußt.

Heute hat das II. Vatikanische Konzil Mechithars Einstellungen recht gegeben, denn unter bestimmten Bedingungen ist Interkommunion[102] zwischen Katholiken und Orthodoxen wieder möglich. In Art. 27. des Dekrets über die katholischen Ostkirchen heißt es:

„Unter Wahrung der erwähnten Grundsätze können Ostchristen, die guten Glaubens von der katholischen Kirche getrennt sind, wenn sie von sich aus darum bitten und recht vorbereitet sind, zu den Sakramenten der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung zugelassen werden".[103]

Umgekehrt wird auch den Katholiken erlaubt, dieselben Sakramente von nichtkatholischen Geistlichen zu erbitten. Hier werden allerdings einige Einschränkungen gemacht, nämlich:

- diese Sakramente müssen in den Kirchen gültig gespendet werden;
- es soll ein ernstes Bedürfnis oder ein wirklicher geisticher Nutzen vorliegen;
- und der Zugang zu einem katholischen Priester „physisch oder moralisch unmöglich" sein.[104]

Wenn diese Bedingungen vorliegen, dürfen auch Katholiken in den von Rom getrennten Ostkirchen die Sakramente empfangen. Verboten ist c.i.s.,

- wenn eine formale Bejahrung einer Irrlehre;
- oder die Gefahr eines Glaubensabfalls vorliegt;
- und diese Handlung Anlaß zum Ärgernis oder religiösen Gleichgültigkeit wird.[105]

Sofern diese Gefahren ausgeschaltet sind, „ist nach der katholischen Kirche eine gewisse Gottesgemeinschaft unter gegebenen geeigneten Umständen mit Billigung der kirchlichen Autorität nicht nur möglich, sondern auch ratsam".[106]

Für die c.i.s. sind nach der katholischen Kirche zwei Prinzipien maßgebend: nämlich die „Bezeugung der Einheit der Kirche" und die „Teilnahme an den Mitteln der Gnade". Zwar verbietet nach den Konzilsdekreten die „Bezeugung der Einheit" in den meisten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft, aber es wird letztlich zugegeben, daß „die Sorge um die Gnade" wieder diese in manchen Fällen empfiehlt.[107] Das ist genau die Einstellung, die Mechithar hatte, die Sorge um die Gnade in einer politisch schwierigen Umgebung.

Die Eucharistie ist Zeichen der Einheit, und wo keine Einheit da ist, da wird auch die Sakramentengemeinschaft verboten. Aber worin besteht die Einheit der

---

102) vgl. Höffner, Interkommunion.
103) Art. 27 des Ostkirchendekrets, in: KK, 215.
104) ebd., S. 215.
105) Art. 26 des Ostkirchendekrets, S. 214–215.
106) Art. 15 des Ökumenismusdekrets, S. 243.
107) Art. 8 des Ökumenismusdekrets, S. 238.

Kirche oder der Kirchen? In Art. 2. des Ostkirchendekrets heißt es: „Die heilige katholische Kirche ist der mystische Leib Christi und besteht aus den Gläubigen, die durch denselben Glauben, dieselben Sakramente und dieselbe oberhirtliche Führung im Heiligen Geist organisch geeint sind". Die erste Bedingung, derselbe Glaube, ist bei den orientalischen Kirchen gegeben, wie wir bereits gesehen haben. Auch die Gültigkeit der Sakramente wird heute von der römisch-katholischen Kirche anerkannt. Der Grund dafür besteht darin, daß die orientalischen Kirchen die apostolische Sukzession bewahrt haben in der Priesterweihe weitertradiert wird.[108] Dadurch besitzen die Ostkirchen, wie das Dekret über den Ökumenismus sagt, „trotz ihrer Trennung wahre Sakramente."[109] Und das dachte schon vor fast drei Jahrhunderten Mechithar auch. Die Richtlinien für die Interkommunion sind heute im „Ökumenischen Direktorium" zusammengestellt, das vom Einheitssekretariat herausgegeben wurde.[110] Die dritte Bedingung, die Führung durch den gemeinsamen Oberhirten, ist zwar nicht gegeben, aber sowohl nach Mechithar, als auch nach Papst Paul VI. besteht zwischen der römisch-katholischen Kirche und den Ostkirchen eine fast vollkommene Einheit. Unter diesem Gesichtspunkt verliert diese dritte nicht erfüllte Bedingung ihre Schärfe. Auch verschiedene Theologen der Gegenwart haben sich für eine mildere Handhabung der Interkommunion ausgesprochen.[111]

Diese mildere Handhabung der c.i.s. hängt mit dem geänderten Kirchenverständnis zusammen. Früher wurde der päpstliche Primat sehr stark betont. Stand eine Kirchengemeinschaft nicht unter seiner oberhirtlichen Führung, so durfte diese nicht einmal den Anspruch erheben eine Kirche zu sein. Auch heute noch sieht man die Kirche Christi in der katholischen Kirche verwirklicht, die vom Nachfolger Petri und den mit ihm in Gemeinschaft stehenden Bischöfen geleitet wird. Diese Aussage wird aber relativiert in der dogmatischen Konstitution über die Kirche, im „Lumen gentium", wo es heißt: „Das schließt nicht aus, daß außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind, die als der Kirche Christi eigenen Gaben auf die katholische Einheit hindrängen".[112] Weil aber die getrennten Gemeinschaften doch Kirchen sind und nicht gänzlich außerhalb der Kirche Christi stehen, ist bei einer Rückkehr bzw. Wiedervereinigung eine Aufhebung der Exkommunikation sinnlos.[113]

Für Mechithar war die armenische Kirche nicht nur katholisch, sondern sie hatte auch das Recht nach ihrem eigenen Ritus zu leben. Oder anders ausge-

---

108) Art. 25 des Ostkirchendekrets, S. 214 und Art. 15 des Ökumenismusdekrets, 243.
109) Art. 15 des Ökumenismusdekrets, S. 243; Art. 22 des Ökumenismusdekrets, 248. Art. 15 der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium", in: KK, 140.
110) Ökumenisches Direktorium, Paderborn 1967.
111) M. Kaiser, Interkommunion nach dem zweiten Vatikanischen Konzil, in: Eucharistie, Zeichen der Einheit. Erstes Regensburger Symposium. Hrsg. E. Chr. Suttner, Regensburg 1970, 99–112; E. Chr. Suttner, Interkommunion, Eine Lösung des Uniertenproblems?, ebd., 113–124.
112) Art. 8 der dogmatischen Konstitution über die Kirche, 131.
113) Kaiser, 105.

drückt, die katholische Kirche bestand nicht nur aus Lateinern. Bis dahin war „katholisch" mit „lateinisch" identisch gewesen. Daher wollte der lateinische Westen den orientalischen Osten latinisieren, und daher wollten die Armenier nicht katholisch werden, weil sie Angst hatten, ihre Identität zu verlieren. Jene Armenier, die katholisch sein wollten, wollten auch lateinisch sein. Gerade deswegen wurden die Unitoren im Mittelalter verfolgt, und eben aus demselben Grund bleibt die Teilunion der Armenier in Polen ein trauriges Kapitel in der armenischen Kirchengeschichte. Sie verloren ihre armenische Identität, nicht weil sie katholisch wurden, sondern weil sie ihren Ritus aufgaben. Deswegen konnte auch leicht der Eindruck entstehen, daß der katholische Glaube ein Gegensatz zur armenischen Nationalität, eine große Gefährdung für die Identität der Armenier war. Mechithar machte Schluß mit diesen falschen Vorstellungen der Einheit und Uniformität einerseits, Nationalität und Bekenntnis andererseits und stellte fest, daß Religion und Nation zwei verschiedene Größen sind. Der armenische Historiker Leo schreibt:

„Das war etwas Unverständliches. Und es war sehr schwer zu begreifen, denn jahrhundertelang wurde den Menschen eingeredet, daß katholisch sein gleichbedeutend war mit nicht Armenier sein. So predigten seit alters her die katholischen Armenier, und so sagten es die gregorianischen Armenier. Deshalb nannte sich der katholische Armenier „Franke" und der gregorianische Armenier verfolgte ihn. Mechithar war der erste, der laut und deutlich verkündet hat, daß er dem Glauben nach ein überzeugter Katholik und der Nation nach ein überzeugter Armenier war, und daß es möglich war gleichzeitig ein guter Katholik und ein guter Armenier zu sein..."[114]

Obwohl Leo Mechithars Ansichten würdigt, hört man aus dem gesagten heraus: „Der Katholizismus ist doch nicht die richtige Religion der Armenier". Mechithar wurde nie verstanden, weder von den Armeniern,[115] noch von den lateinischen Katholiken und mußte sogar seine Ansichten in Rom verteidigen.[116] Selbst ein Jahrhundert später war in den Augen der Armenier „katholisch sein" ein Gegensatz zu „Armenier sein" und das katholische Bekenntnis etwas „Unarmenisches", eine fremde Religion. Man war nicht gewohnt, das katholische Bekenntnis in der Tradition der armenischen Kirche zu suchen und zwischen Ritus und Bekenntnis zu unterscheiden. Als kurz vor der Anerkennung der katholischen Armenier als Millet die konfessionellen Streitereien wieder entflammt werden, kam es zwischen dem armenischen Patriarchen und den Vertretern der katholischen Armenier zu einer Diskussion. Der damalige Patriarch der Armenier Poghos (1815-1823) hielt am 25. Dezember 1817 dem katholischen Teil seiner Nation eine Ansprache, in der er die ganze armenische Kirchengeschichte aufrollte und verzweifelt fragte, weshalb „die Söhne des hl. Gregor des

---

114) Leo, Geschichte der Armenier, 3, 993–994.
115) Schiarimenti e Dokumenti, 77, Nr. 32, S. 40–43, insbesonders S. 40.
116) H. Tchantayan, Abt Mechithar auf dem Weg von Venedig nach Rom. Nach seinen Briefen (arm.), in: (1977/1–2) 112–138.

Erleuchters eine neue Religion nötig hätten"[117] und was „die Fehler dieser Kirche" wären.[118]

Mechithar hatte richtig erkannt, daß man zwischen dem katholischen Bekenntnis und dem armenischen Ritus zu unterscheiden hatte, und daß das Festhalten am eigenen Ritus wichtig war. Ein Ritus ist für den Glauben zwar sekundär, aber doch wichtig, denn er ist gleichsam die religiöse Sprache, mit der ein Mensch seine Religiosität ausdrückt. Muß er seinen Ritus aufgeben, verliert er nicht nur seine nationale Identität, sondern vielleicht auch seine Religiosität. Das II. Vatikanische Konzil hat auch bezüglich der Ritenfrage Mechithar recht gegeben. Mechithar unterschied zwischen Nation und Religion, oder in unserer heutigen Ausdrucksweise gesagt; er unterschied eigentlich zwischen Ritus und Bekenntnis. Früher hat man das Bekenntnis zur katholischen Kirche von der Zugehörigkeit zum lateinischen Ritus abhängig gemacht; heute ist gerade das Gegenteil der Fall. Selbst jene, die zur katholischen Einheit kommen, sollen den „eigenen Ritus pflegen und nach besten Kräften bewahren",[119] und falls die Kirchen „von ihren östlichen Gebräuchen abgekommen sind, sollen sie sich befleißen, zu den Überlieferungen ihrer Väter zurückzukehren".[120] Bezüglich der Ritenfrage ist das II. Vatikanische Konzil fast konsequenter als Mechithar, der noch einige lateinische Bräuche eingeführt hat, die gewisse Festtage, die Messform und die Ordenskleidung betreffen.[121] Störend für die orthodoxen Armenier ist vielleicht die Kürzung der Messe, die notwendig wurde, als man im Westen gezwungen war täglich die heilige Messe zu feiern, statt nur am Sonntag, wie es bei den Orientalen üblich ist.[122]

Auch früher sprach man gelegentlich von einer Ritenfreiheit für die Ostkirchen, meinte jedoch damit bloß liturgische Bräuche, sodaß jeder andere Eingriff in das Leben eines orientalischen Ritus nicht als Willkür empfunden wurde. Riten sind aber nicht nur liturgische Bräuche; Verfassung, Recht, Disziplin, Spiritualität, Theologie und geistiges Erbgut sind ebenso Bestandteile der Riten. Heute hat man die Riten wiederentdeckt. Das Dekret über die katholischen Ostkirchen nennt sie „Teilkirchen". Diese Teilkirchen oder Riten bilden die katholische Kirche, die aus Gläubigen besteht, welche durch denselben Glauben, dieselben Sakramente und denselben Oberhirten vereint sind. Alle diese Riten sind gleich, denn „Alle genießen dieselben Rechte und haben dieselben Verpflichtungen".[123] „Auf der ganzen Welt soll daher für die Erhaltung und das Wachstum aller Teilkirchen gesorgt werden".[124]

---

117) HHStA, Türkei Varia VI, 28. Die den armenischen Patriarchen in Konstantinopel betreffenden Akten (1737–1818), fol. 7b–8a.
118) ebd., fol. 9b.
119) Art. 4 des Ostkirchendekrets, S. 207.
120) Art. 6 des Ostkirchendekrets, S. 208.
121) Amadouni, Le Reformateur, 212; Nurikhan, 110.
122) A. Raes, Una risposta di Mechitar a Quesiti Liturgici, in: B (1949) 356.
123) Art. 3 des Ostkirchendekrets, S. 206.
124) Art. 4 ebd., S. 206.

Wenn aber Riten gleichberechtigte Teilkirchen der einen universalen Kirche Christi sind, gibt es keinen Grund mehr, in den Ritus einer orientalischen Kirche einzugreifen oder ihn zu latinisieren. Papst Leo XIII. war einer der ersten, die den Wert der östlichen Riten erkannt haben. Im Apostolischen Sendschreiben „Orientalium dignitas" vom 30. November 1894 schreibt er: „Die Bewahrung der orientalischen Riten ist viel wichtiger als man glauben möchte. Das ehrwürdige Alter nämlich, das die verschiedenen Arten dieser Riten auszeichnet, ist eine hervorragende Zierde für die ganze Kirche, und es läßt gleichzeitig die göttliche Einheit des katholischen Glaubens hervortreten".[125]

Dieses neue Verständnis für die Gleichheit aller Riten hängt auch mit der wiederentdeckten Kollegialität der Bischöfe zusammen, die die Ortskirchen leiten. Im „Lumen gentium"[126] wird betont, daß die kollegiale Einheit der Bischöfe einerseits in ihrer Beziehung zur Teilkirche, andererseits zur Gesamtkirche in Erscheinung tritt. Während die Einzelbischöfe „sichtbares Prinzip und Fundament der Einheit in ihren Teilkirchen" sind, bleibt der Bischof von Rom Prinzip und Fundament der Einheit des Bischofskollegiums. Da die östlichen Patriarchate nichts anderes sind als organisch zusammengewachsene alte Bischofskirchen, bilden deren Vertreter mit den anderen Bischöfen ein Kollegium.

Wenn auch das II. Vatikanische Konzil endlich die Gleichheit aller Riten ausgesprochen hat, scheint die Bevorzugung des lateinischen Ritus noch tief im Unterbewußtsein der Konzilsteilnehmer verankert zu sein, wie aus der Einleitung des Dekrets über die katholischen Ostkirchen zu entnehmen ist. Hier heißt es: „Die Ostkirchen mit ihren Einrichtungen und liturgischen Bräuchen, ihren Überlieferungen und ihrer christlichen Lebensordnung sind in der katholischen Kirche hochgeschätzt". Dieser Satz wurde damals vom Patriarchen Maximos IV. beanstandet, der die Lateiner gefragt hat, was sie dazu sagen würden, wenn in einem Dekret „über die lateinische Kirche" hieße: „Die katholische Kirche schätzt die Einrichtungen usw. der lateinischen Kirche hoch!".[127] Die jahrhundertelang verachteten Orientalen sind empfindlicher für die feinen Unterschiede zwischen katholisch, orientalisch und lateinisch als die zahlenmäßig überwiegenden Lateiner.

Mechithar hatte damals nicht nur zwischen Nation und Religion, bzw. zwischen Ritus und Bekenntnis unterschieden, sondern er war auch davon überzeugt, daß die Armenier eine Einheit bildeten. Oder anders ausgedrückt, er war davon überzeugt, daß die katholischen und nichtkatholischen Armenier zusammengehörten, weil sie zu ein und demselben Ritus angehörten. Mechithars Ausgangspunkt war wahrscheinlich eher der Gedanke, daß der Glaube aller Armenier der katholische war, aber dadurch hatte er die innere Einheit der Riten ent-

---

125) Leonis XIII Pontificis Maximi Acta, Vol XIV, Roma 1894, 360–61; vgl. de Vries, Rom und die Patriarchate, 221.
126) Art. 23 der dogmatischen Konstitution über die Kirche, S. 149.
127) Dekret über die katholischen Ostkirchen in: LThK, Ergänzungsband 1, Freiburg 1966, S. 365, Anm.

deckt. Er war von dieser inneren Einheit so überzeugt, daß er überrascht war, als sich 1742 der armenische Bischof von Aleppo nach Rom wandte und durch diese Handlung zur Schaffung einer eigenen armenisch-katholischen Hierarchie beitrug. Diese Verwunderung über die kurz vor seinem Tod erfolgte Gründung des armenisch-katholischen Patriarchats drückte Mechithar in einem seiner Briefe aus.[128] Nicht umsonst sagte Kardinal Willebrands bei einem Vortrag, daß Mechithar, „ein sehr lebendiges Gespür für die universelle Kirche" gehabt hatte.[129]

Heute geht die Spaltung oft durch einen Ritus, wenn ein Teil einer orientalischen Kirche mit der römisch-katholischen Kirche uniert ist. Diese unierten Kirchen, die zwar den orientalischen Ritus beibehalten haben, aber den Papst als ihr Oberhaupt anerkennen, sind in der orthodoxen Welt sehr umstritten. Obwohl viele meinen, daß diese Lateiner, aber keine Orientalen seien, gibt es auch Forscher, die behaupten, „daß diese unierten Kirchen ein gewisses, sehr lebendiges Bewußtsein der Orthodoxie, von der sie kommen, bewahren ... Obgleich sie wenig zahlreich sind, gibt es gleichwohl bedeutende unierte Würdenträger, die trotz eines unzweifelhaft sehr echten katholischen Bewußtseins dennoch nicht völlig ein noch tieferes orthodoxes Bewußtsein verloren haben."[130] Oft wehren sich die Unierten gegen die Bezeichnung und wollen die Wurzeln ihrer Katholizität in ihrer eigenen Vergangenheit finden, wodurch sie indirekt die Einheit des Ritus bzw. der Nation betonen.[131]

Wir sehen, wie nah Mechithars Kirchenvorstellungen an die unserer Zeit reichen und wie fortschrittlich er schon damals gedacht hat. Als man noch die römisch-katholische Kirche für die einzige wahre Kirche hielt, außerhalb der kein Heil möglich war, und die Universalität der katholischen Kirche vom lateinischen Ritus abhängig machte, unterschied Mechithar klar zwischen Ritus und Katholizität. Die armenische Kirche, der armenische Ritus war in sich eine Einheit, die man nicht in einen katholischen und einen nichtkatholischen Teil aufgliedern konnte; sie war keine von der lateinischen Norm abgefallene Kirche, in der kein Heil möglich war; sie war eine wahre Kirche mit wahren Sakramenten und alle Armenier teilten mit der römisch-katholischen Kirche denselben katholischen Glauben; bloß die sichtbare Einheit zu dieser Kirche war geschwächt. Diese unsichtbare Einheit der Kirche Christi sollte wieder sichtbar gemacht werden.

Wir sind heute alle davon überzeugt, daß die unsichtbare Kirche Christi eine Einheit bildet und von der sichtbaren strukturellen Kirche zu unterscheiden ist, welche heute noch keine vollkommene Einheit darstellt. Wir sind uns auch einig, daß diese unsichtbare Einheit sichtbar gemacht werden muß, wobei wir einsehen, daß die historischen Entwicklungen der einzelnen Kirchen ihre Berechtigung haben. Wir sind davon weiters überzeugt, daß Zeichen und Inhalt übereinstim-

128) Brief Nr. 712; vgl. Willebrands, 13.
129) Willebrands, 14.
130) H. Alivisatos, bei Hajjar, Les Chrétiens Uniates du Proche Orient, 1962, 349 f.; vgl. Heiler, die Ostkirchen, 413.
131) Art. 8 des Ökumenismusdekrets, S. 238.

men müssen. Man kann nicht von einer Einheit sprechen, wenn diese nur abstrakt bleibt und wenn wir kein Zeichen für diese Einheit setzen. Aber was kann ein Zeichen für diese Einheit sein? Dieses Zeichen der Einheit hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Zuerst war es das Konzil von Chalkedon. Heute sind wir uns einig, daß zwischen der katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchen keine nennenswerten christologischen Differenzen bestehen. Im Mittelalter war das Zeichen für die Einheit der lateinische Ritus. Mechithar hat sich dagegen entschieden gewehrt, und wir sind uns auch in diesem Punkt einig und sprechen von der Gleichwertigkeit aller Riten. Heute bleibt uns nur mehr ein Problem zu lösen: der Primat als Zeichen der Einheit. Aber nicht nur die Zeichen ändern sich, sondern auch ihre Bedeutung. Was man früher unter Primat verstand, ist nicht ident mit dem, was wir heute unter Primat verstehen. Früher war die Zugehörigkeit zum Bischof von Rom eine Bedingung für das Seelenheil, heute nicht. Aber dennoch bleibt der Bischof von Rom für die Einheit der Kirche unerläßlich.

Heute will man den Bischof von Rom als einen „primus inter pares" sehen. Aber wie soll das in der Praxis einer eventuellen Kircheneinheit ausschauen? Mechithars Vorstellungen sind von seiner Zeit geprägt, denn jeder ist Kind seiner Zeit und denkt in seiner Zeit, auch der Fortschrittlichste; und wir letztlich auch. Zwar wissen wir, daß die Antwort auf die Frage, wie „primus inter pares" zu verstehen sei, in der frühchristlichen Praxis zu suchen ist, aber auch da dürfen wir nicht unsere Meinung als absolut hinstellen. Denn wer außer Gott kennt die absolute Wahrheit? Trotz dieser Erkenntnis bleibt uns nichts anderes übrig, als eine Meinung zu haben, denn denken können wir nur als Menschen in der Gegenwart, hineingestellt in Raum und Zeit. Sind wir uns aber dessen bewußt, werden wir mit unseren Urteilen vorsichtiger sein. Wir werden uns beim Suchen nach einer Antwort mehr nach Gott ausrichten und wir werden uns mehr vom Heiligen Geist leiten lassen, wie es Mechithar getan hatte. Weil er so auf Gott bezogen war, konnte er in gewissen Dingen außerhalb der Zeit denken. Wenn wir uns die Geschichte anschauen, beobachten wir eine Entwicklung im Denkprozeß der Menschheit. Aber zu allen Zeiten hat es auch von Gott begnadete Menschen gegeben, die diese normale Entwicklung für ein paar Jahrhunderte übersprungen und über und außer ihrer Zeit gedacht haben. Diese Menschen blieben auch für die nachfolgenden Generationen Leitfiguren. So ein Mensch war Mechithar, der in einer sehr eng denkenden Zeit ein Gespür für die Universalität der Kirche entwickelt hatte.

Wenn wir seinen Ausgangspunkt betrachten, sehen wir, daß sein Leiden im Mittelpunkt seht. Er hat gelitten, weil er gespürt hat, daß die armenische Kirche einerseits in sich gespalten war und andererseits nicht mit Rom in der Einheit stand. Er hat gelitten, weil die Spaltung durch seine eigene Identität gegangen ist. Wenn wir bald die Einheit aller Kirchen wünschen, müssen wir diese Spaltung in unserem Leben erleben, indem wir bewußt werden, daß die Kirche Christi eine Einheit ist, eine Einheit, die aus östlichen und westlichen Kirchen besteht. Wenn wir von dieser Auffassung von Kirche ausgehen, dann müssen wir sagen, daß

zwar die Kirche Christi in der katholischen Kirche verwirklicht ist, aber diese allein auch nicht die volle Einheit darstellt, solange Ost und West nicht sichtbar geeint sind. Oder wie Kardinal Willebrands einmal betont hat, daß die westliche Kirche „ihre orientalische Seele zurückgewinnen muß".[132]

Die Einheit beginnt zuerst in unserem Herzen, indem wir unsere orientalischen Brüder lieben. Die bisher geschlossenen formalen Unionen sind daran gescheitert, weil man für den anderen kein Interesse hatte, ihn als fremd betrachtete und ihn ablehnte. Der andere kommt uns aber nur dann näher und wir beginnen ihn zu lieben, wenn wir ihn kennen. Dieses Kennen geschieht auf zwei Ebenen; nämlich in der Vergangenheit, in der Geschichte und in der Gegenwart. Das Kennen in der Geschichte, das historische Kennen, hat mit Wissen zu tun. Hätte die Kirche im Mittelalter mehr über die Orientalen gewußt, wäre sie wahrscheinlich nicht auf die Idee gekommen, ihnen den lateinischen Ritus aufzudrängen oder sie als Häretiker und Schismatiker zu betrachten. Mechithar hat mehr gewußt als alle seine Zeitgenossen, denn er hatte sich ernsthaft mit den alten Handschriften auseinandergesetzt. Aber auch das Kennen in der Gegenwart ist wichtig. Wenn wir den Nächsten kennen, haben wir oft mehr Verständnis für seine Eigenart; wir lieben ihn. Dieses Lieben setzt aber voraus, daß wir bereit sind, aus uns heraus- und auf den anderen einzugehen. Lieben heißt, sich vom anderen ergreifen und sich ändern lassen und nicht etwa, ihn ändern zu wollen. Wenn jeder von uns bereit ist, auf den anderen einzugehen und von ihm etwas aufzunehmen, wie es Mechithar getan hatte, dann werden wir bald zu einer Einheit zusammenwachsen, ohne dabei unsere Identität aufzugeben. Wenn wir den Osten als Teil unserer Identität zurückgewinnen dann werden wir leiden und spüren, daß uns die sichtbare Einheit fehlt.

Leiden können wir aber nur dann, wenn uns die Einheit etwas bedeutet. Zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden kann es keine Einheit geben. Die Einheit betrifft nur die, die glauben, denn Kirche ist vor allem eine Gemeinschaft von Glaubenden. Nur wer ein wahrhaft gläubiger Mensch ist, wird die Spaltung spüren; er wird sie nicht nur verstandesmäßig begreifen, sondern im Herzen darunter leiden. Daher ist es sinnlos dem anderen Teil irgendwelche Theorien von Einheit oder sonstige Beweise für deren Notwendigkeit vorzulegen, denn solange wir keine wahrhaft gläubigen Menschen sind, wird uns das alles nicht betreffen und wir werden nicht über eine Kirchenpolitik herauskommen. Daher sollen wir unseren Nächsten zuerst zu Gott führen, denn nur ein wahrhaftiger Glaube ist Fundament der Einheit. Aber vor allem sollen wir ein Beispiel im Glauben sein. Nicht umsonst sagt das II. Vatikanische Konzil, daß es keinen echten Ökumenismus ohne „innere Bekehrung" geben kann. Wenn auch wir uns stärker nach Gott ausrichten, wie es Mechithar getan hatte, so wird Gott vielleicht auch uns neue Wege zeigen, durch die Ost und West bald zu einer Einheit gelangen werden.

Wie wir gesehen haben, bleibt Mechithar mit seiner „Spiritualität zwischen Ost und West" und als leidende Person für die Kircheneinheit ein Vorbild für die gesamte Kirche.

---

132) Willebrands, 15.

St. Walburg in Eichstätt und König Ludwig I.

St. Walburg und seine Äbtissinnen und Priorinnen seit der Säkularisation

Von Brigitta zu Münster OSB – Eichstätt

Äbtissin Michaela Morasch (1799 – 1826)

Um das Folgende zu verstehen, können wir die Zeit der Säkularisation und die Äbtissin Michaela Morasch (1799 – 1826) nicht ganz übergehen. Michaela Morasch verwaltete ihr Amt noch lange Zeit nach der Säkularisation. Ihr edles, geistvolles Gesicht blickt mahnend und fordernd von der Stirnwand des Kapitelsaals auf uns herab. Sie mußte vom Beginn ihrer Regierungszeit an bis zu ihrem Tod die schwere Last einer von Kriegswehen und mancherlei politischen Nöten geschüttelten Zeit tragen: Die Säkularisation mit allen Demütigungen, Bedrohungen und Entbehrungen. Erst kurz vor ihrem Tod sah sie in weiter Ferne die Möglichkeit einer rechtlichen Wiederherstellung des Klosters. Wie sie diese Zeiten des Hangens und Bangens durchstand, dafür stellt sie sich selbst in einem Brief an Abt Dominicus Hagenauer von St. Peter in Salzburg (1786 – 1811) das schönste Zeugnis aus: „... Übrigens danke ich nur immer Gott, daß er mit eine so gute Gemeinde, von der ich gar keinen Verdruß habe, anvertraut und im andern, was äußerlich vorfällt, ein entschossenes Herz und standhaften Geist gegeben hat."

Leider können wir in diesem Rahmen nicht näher auf das Leben der Äbtissin Michaela Morasch eingehen. Wir erwähnen sie, wie gesagt, nur als Fundament und Hintergrund der weiteren Klostergeschichte. Der Beginn ihrer Regierungszeit fällt in die kriegerischen Auseinandersetzungen Österreichs mit dem revolutionären Frankreich. Eichstätt wurde dauernd von Truppendurchzügen bedrängt: einmal von den Österreichern, dann wieder von den Franzosen. Darum befahl der Fürstbischof von Eichstätt, Josef Graf von Stubenberg (1790 – 1818; 1818 – 1824 Erzbischof von Bamberg und Administrator von Eichstätt), daß Äbtissin Michaela zu ihrer Sicherheit in ein neutrales Land ginge. So begab sie sich in Begleitung der Klosterfrauen Willibalda Schmittner und Apollonia Högner vorübergehend nach Cronheim im Gebiet von Ansbach. Willibalda Schmittner, ihre spätere Nachfolgerin in der Leitung des Klosters, stand der Äbtissin besonders nahe.

Im Frieden von Lunéville (1801) wurde der Rhein zur Grenze zwischen Frankreich und Deutschland erklärt. Viele Fürsten verloren ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer. Man entschädigte sie durch Enteignung der geistlichen Fürstentümer. Am 24. Mai 1802 wurde dem bayerischen Kurfürsten unter anderen Gebieten das Fürstbistum Eichstätt zugesprochen.

Fürstbischof Josef von Stubenberg entließ seine Untertanen aus ihrer Pflicht.

In Bayern regierte bereits Montgelas als allmächtiger Minister des Kurfürsten Max I. Josef. Schon am 1. Dezember 1802 kam eine Kommission ins Kloster St. Walburg. Der Klosterbesitz wurde registriert und überall das bayerische Wappen angebracht. Der Aufhebungskommissar Barth urteilte am 28. Dezember: „Die Frau Äbtissin hat sich bei dem ganzen Geschäft recht edel betragen und selbst Männer dadurch beschämt, da sie die Billigkeit, den Staat zu unterstützen, eingesehen und die äußerste Bereitwilligkeit dazu gezeigt hat."

Weitere Folgen traten zunächst nicht ein, denn die bayerische Herrschaft dauerte nur kurz. Napoleon vereinbarte mit Kaiser Franz von Österreich, daß ein Teil des Fürstbistums Eichstätt, darunter Eichstätt selbst, dem Großherzog Ferdinand von Toscana zugesprochen würde (26. Dezember 1802). Der Großherzog bekam außerdem noch das Fürstbistum Salzburg. Unter dem neuen Landesherrn bestand keine Gefahr, daß das Kloster aufgehoben würde. Aber ein neuer Schrekken tauchte auf. Am 31. Mai 1804 erhielt die Äbtissin den Befehl der neuen Regierung, eine Elementarschule für Mädchen zu errichten, weil die schon in Eichstätt bestehende Schule der französischen Notre Dame-Schwestern für die Eichstätter Mädchen nicht ausreichte. So sollte, ganz im Geist der Aufklärung, das Kloster St. Walburg seine Nützlichkeit beweisen. Die Klosterfrauen von St. Walburg weigerten sich jedoch ganz entschieden, weil sie in keiner Weise auf diese Aufgabe vorbereitet waren. Äbtissin Michaela schreibt am 5. März 1805 an den Minister Manfredini in Salzburg: „... Um von meiner Seite alles zu leisten, beredete ich sogar meine untergeordneten Klosterfrauen, vom (hiesigen) Herrn Schuldirektor Unterricht zu nehmen, um den höchsten und hohen Gesinnungen Genüge zu leisten... und mit dem Arbeitsunterricht (Handarbeitsunterricht) auch den normalmäßigen verbinden zu können... Sie nahmen auch einige Zeit Unterricht; allein ihre Untauglichkeit und ihre Abneigung gegen einen professionswidrigen Zwang bemeisterten sich ihres sonst besten Willens und sie erklärten mir geradehin: daß sie lieber sterben als Schullehrerin werden wollten und ich sie auch zu einem solchen Gehorsam, welcher gegen ihre Profession gehet, nicht anhalten könne..." Durch diplomatische Briefe, Geschenke und Gefälligkeiten erreichte die Äbtissin schließlich, daß sich die neue Regierung mit einer Arbeitsschule zufriedengab, in der die schulentlassenen Mädchen der Stadt in weiblichen Handarbeiten, Religion und Tugendlehre unentgeltlich täglich von 1/2 1 Uhr – 1/2 3 Uhr unterrichtet wurden.

Diese nur vorübergehend bestehende Einrichtung ist die Vorläuferin unserer jetzigen Mädchenvolksschule. In der neuen Arbeitsschule unterrichtete auch die Subpriorin Willibalda Schmittner. Wahrscheinlich hat sie den Schulgedanken nie ganz außer acht gelassen, sonst hätte sie nicht mit solcher Tatkraft im Alter von über 70 Jahren die Errichtung der Mädchenschule in St. Walburg betrieben, die König Ludwig I. als Bedingung für die Wiedererrichtung des Klosters verlangte.

Im Herbst 1805 entbrannte wieder Krieg zwischen Frankreich und Österreich. Im Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) wurde Eichstätt wieder Bayern zugesprochen, dessen Kurfürst Max I. Joseph sich ab 1. März 1806 König von

Bayern nannte. Noch immer war Montgelas am Ruder. Am 13. März erschien der kurbayerische Baron Geisweiler aus Neuburg mit dem Klosterrichter Aimold und verlas in Gegenwart aller Nonnen das Besitzergreifungspatent. Am 28. Mai kam der Baron wiederum ins Kloster und verlangte mit jeder einzelnen Frau und Schwester zu sprechen. Keine einzige zeigte sich austrittswillig oder auch nur im geringsten bereit zu einer Klage. Alle standen in unerschütterlicher Treue zur Äbtissin. Trotzdem wurde am 3. September 1806 die Aufhebung der Abtei verkündet, mit der Einschränkung, daß die jetzt noch dort lebenden Nonnen das Kloster nicht zu verlassen brauchten. Das Kloster wird als „Zentralkloster" bezeichnet. Der Ausdruck ist nicht ganz richtig, da ja nur die eigenen Klosterfrauen dort verblieben. Sie erhielten gestaffelte Renten.

Es begann nun die Zeit des Ausharrens und allmählichen Absterben des Konventes. Der schon erwähnte Abt Dominikus von St. Peter in Salzburg rühmt in seiner Korrespondenz immer wieder die Genügsamkeit und Tapferkeit der Schwestern. Am 31. Oktober 1808 versuchte der Landrichter Kling wieder vergebens die Nonnen zum Austritt zu bewegen. Äbtissin Michaela versuchte mehrmals eine Aufbesserung der Renten zu erreichen und verwies auf die aus Altersgründen anwachsenden Bedürfnisse der Nonnen, zumeist ohne Erfolg. 1816 schrieb schließlich die Regierung reichlich grob, die Frauen sollten sich endlich mit ihrem Schicksal abfinden. Für „Nichtstuer" könne der Staat nicht mehr ausgeben. Die innere Größe der Äbtissin blieb aber ungebrochen. „Viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen." (Hld 8,7) Die Treue zum Kloster und zur geistlichen Mutter ließen den Konvent durchhalten. Und wie wir später noch sehen werden, taten sie es mit Fröhlichkeit, sonst hätten sie es nicht ausgehalten. Vor allem war es Willibalda Schmittner, die als Subpriorin tapfer und mutig der Äbtissin und dem Konvent zur Seite stand.

Das Hungerjahr 1817 brachte zugleich eine Wende. Ein Hoffnungsschimmer leuchtete auf. Am 15. November wurde Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstätt. Oberster Landesherr blieb jedoch der König von Bayern. Von jetzt an mischte sich der Staat weniger in die klösterlichen Angelegenheiten, schon gar nicht in die Tagesordnung. Die Familie Leuchtenberg erwarb um 900 Gulden die Abteigebäude und überließ sie den Klosterfrauen zur Nutzung bis zum Lebensende. Als die Herzogin Augusta Amalie am 27. Juni 1818 St. Walburg aufsuchte, wurde sie von den 24 noch lebenden Konventualinnen inständig gebeten, sich für die Zulassung von Novizinnen einzusetzen. Die Hoffnung wuchs durch das Konkordat des Königs Max I. Joseph vom 24. Oktober 1817, das im Artikel 7 besagte, daß einige Klöster beiderlei Geschlechts „zum Unterricht der Jugend und zur Aushilfe in der Seelsorge" wieder eingerichtet werden sollten. Eine erneute Bestandsaufnahme von 1818 führte jedoch nicht zu einer Entscheidung über die Wiedererrichtung der Abtei.

Die Äbtissin Michaela Morasch erlebte das Neuerstehen ihres Klosters nicht mehr. Am 23. Mai 1826 wurde sie von allen Sorgen und Kämpfen erlöst. Ihr heroischer Wille zum Durchhalten in allen Lagen lebt bis zum heutigen Tag in St. Walburg weiter.

Willibalda Schmittner (1762 – 1836)

Nach dem Tod von Äbtissin Michaela (1826) bestimmte der kleine Konvent von 11 Chorfrauen und 6 Laienschwestern einstimmig die Subpriorin Willibalda Schmittner zur Oberin des Konventes. Ganz im Geist Michaelas geschult, schlagfertig, witzig und unnachgiebig in der Verfolgung ihrer Ziele, wurde sie von ihren Schwestern sehr geliebt und verehrt. Neun Jahre lang kämpfte sie energisch und klug wie ihre Vorgängerin um das Überleben des Konvents. Der Briefwechsel mit dem Magistrat der Stadt Eichstätt ist zum großen Teil im Klosterarchiv erhalten. Am 11. Dezember 1830 protestiert sie gegen die Auffassung des Magistrats, daß der „Verkauf" des Walburgisöls (einer wasserhellen Flüssigkeit, die schon seit Jahrhunderten zeitweise aus der Grabstätte der heiligen Walburga hervorquillt) dem Kloster Einnahmen brächte. Sie erklärt, daß das Walburgisöl nicht nur umsonst abgegeben werde, sondern daß vielmehr die dazu benötigten Gläschen, gedrechselten Behälter, Seide und Stickmaterial aus der Klosterkasse bezahlt werden müßten. Auch die vielen Armen, die täglich an die Klosterpforte kämen, könne man nicht einfach fortschicken. Als bereits die Rede von der Errichtung eines Lehrinstituts für weibliche Elementar- und Industrie (Handarbeits)-Schule war, schlug der Magistrat Willibalda Schmittner geeignete Erwerbs-„Quellen" vor. Am 20. April 1831 antwortet die Subpriorin in einem ebenso geistreichen wie witzigen Brief dem Magistrat:

„An den hochedlen Magistrat der Stadt Eichstätt.

... zu dem Vorschlag neuer Einnahmen vom Betrieb der Brauerei („Wenn selbe wieder auflebt") und vom Gemüse des Gartens und den Einnahmen aus dem Opferstock.

„Da muß ich doch gleich offenherzig gestehen, daß ich diese Punkte nicht als eine „Quelle" ansehen kann und mit gutem Gewissen nie ansehen werde. Und warum?

Der Betrieb des Brauhauses, war zu der Zeit, da das Kloster in seiner vollen Existenz stand, von einem realen Nutzen, weil es Feldbau, Ökonomie ... und anderes als die ersten Requisiten zum Bierbrauen hatte ... Für das Publikum von Eichstätt sind in und außerhalb der Stadt Bräuhäuser genug, sodaß es gar nicht vorteilhaft ist, ein neues zu errichten.

So wird das Gemüse des Gartens als eine „Quelle" angesehen. Bei der Säkularisation wurde der schöne große Garten samt dem Haus in der Westen verkauft. Die an das Klostergebäude angrenzende Gärten fordern einen eigenen Menschen und dazu einen Gartengehilfen. Das kommt uns auf 150 Gulden und müssen dazu noch ein namhaftes Geld aufwenden, die nötigen Gemüse zu kaufen. Denn der Abteigarten hat nur soviel Wasser als es regnet ...

Die dritte ebenso seichte „Quelle" ist der Opferstock. Dieses Geld wird nicht zur Alimentation sondern wieder zur Kirchenzierde, zur Anschaffung und Reparierung der Kirchenparamente verwendet. Hundert und mehr Augen haben dies gesehen und können es täglich sehen ... Was wird man bei diesen goldenen Zeiten von den Opferstockeinlagen für einen großen Lärm machen – vielleicht

möchte mancher lieber herausnehmen als hineinlegen... Zwingen und vorschreiben kann man ohnehin keinen Menschen, daß er etwas in den Opferstock lege... –

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eine Bemerkung machen; daß niemand für den Musikchor Saiten, Musikalien oder eine Reparatur in den Instrumenten besorgt als die Klosterfrauen. Oder soll etwa dieses von der geringen Summe von 150 Gulden, die für eine vollständige Kirchenmusik für das ganze Jahr bezahlt wird, auch noch weggenommen und bestritten werden. – Da hieß es wohl, daß einmal zuviel gefordert und zu wenig bezahlt wird..."

Nach diesen letzten Worten kommen wir auf den Musikchor zu sprechen, der ohne Frage in den schweren Jahren nach der Säkularisation zwar keine große materielle Hilfe, aber geistlichen Trost bot. Die meisten des damaligen Restkonventes waren sehr musikalisch. Sie hatten immer schon im Kloster und in der Kirche viel musiziert. Es gelang ihnen in der jetzt ebenfalls säkularisierten Abteikirche die Chormusik zu übernehmen. Aus der nicht in allen Stücken genauen „Musikgeschichte des Klosters St. Walburg" von Raymund Schlecht (1811 – 1891) (entnommen aus seiner 4bändigen ungedruckten „Musikgeschichte Eichstätts") erfahren wir eine Menge amüsanter Einzelheiten über die musizierenden Nonnen von St. Walburg. Sie sangen nicht nur Choral und boten figurierte Messen sondern spielten auch selbst verschiedene Streich-, Blas- und Schlaginstrumente. Die Subpriorin Willibalda Schmittner war die Tochter eines Dietfurter Stadtmusikanten und sang selbst, wie Schlecht schreibt, Diskant. Schlechts Bemerkungen finden sich zum großen Teil in den Personalregistern unseres Klosters bestätigt, wo fast alle Klosterfrauen durch ein musikalisches Talent gekennzeichnet werden. Deocara Hinterreiter (1771 – 1848), die spätere Subpriorin und Novizenmeisterin, muß nach Anmerkungen bei Schlecht und in unserer Chronik ein köstliches Original gewesen sein. Im Nachruf des Klosters wird sie als zärtlich liebende Mutter ihrer Novizinen und als perfekte Altistin erwähnt. Schlecht schreibt von ihr, sie war Chorregentin, spielte Violine und sang Alt. Sie war eine „begeisterte Musikerin und eine heitere Dame, höckerig." Im Nekrolog des Klosters steht, daß sie auf dem Totenbett kurz vor dem Verscheiden das Tedeum vollständig gesungen hat.

Wir nehmen hier aus der Musikgeschichte von Schlecht noch etwas vorweg. „Im Jahre 1845 untersagte der Hochwürdigste Herr Bischof Karl August Graf von Reisach den Klosterfrauen die Besorgung der Chormusik mit einem Schlage." (Die Musik wurde weltlichen Kräften übertragen.)... „Frau Deocara fand sich anfangs wieder auf dem Chor ein und hatte ihre herzliche Freude an diesem Gesang. Aber am dritten Sonntag war die vom Kloster auf den Chor führende Tür für sie verschlossen."... Die Klosterfrauen übten die Musik fleißig fort – (jetzt im Kloster und bei festlichen Gelegenheiten.)

Wie kam es nun zur rechtlichen Wiederherstellung des Klosters und zur Errichtung der Mädchenschule?

1817 war Minister Montgelas gestürzt worden. Schon König Max I. Josef hatte die Aufhebung der Klöster und ihrer Schulen bereut, weil dadurch die

Jugend gänzlich verwahrloste. Sein Sohn Kronprinz Ludwig beeinflußte in diesem Sinn seinen Vater, der in einer Stunde der Besinnung das Geständnis machte: „Was sind wir doch für Esel gewesen, so viele Klöster aufzuheben!"

1826 trat König Ludwig I. die Regierung an.

Er hatte die feste Absicht, eine ganze Reihe von Klöstern wieder herzustellen. Es ist nur zu begreiflich, daß die Regierung sich fragte, woher die Mittel zur Neuerrichtung der Klöster kommen sollten. Nach vielem Hin und Her schien es einige Zeit, als sollte die Wiedererrichtung von St. Walburg scheitern. Aber der den Klöstern sehr wohlgesinnte und mit dem König befreundete Regierungspräsident Eduard von Schenk setzte sich nach dem Wunsch des Königs persönlich für dessen Pläne ein. Als die Sache nicht vorwärts ging, schrieb der König schließlich am 24. August 1831 an Schenk: „Es ist mir der Antrag von dem Ministerium gemacht worden, das Kloster St. Walburg in Eichstätt nicht fortbestehen zu lassen. Ich verkenne die großen Schwierigkeiten nicht, welche sich der Erhaltung dieses Klosters in den Weg stellen. Allein bei dem hohen Alter desselben wünsche ich gleichwohl dieselbe möglich zu machen." (Original i.d. Stiftsbibliothek Metten.)

Auch der Eichstätter Bischof Johann Friedrich von Oesterreicher bat den König zweimal, die Aufnahme von Novizinnen in St. Walburg wieder zu gestatten. Am 12. Juli 1834 schreibt er an König Ludwig I.: „... Fromme und für den Unterricht schon größtenteils befähigte Jungfrauen haben sich bereits angemeldet und die Klosterfrauen von St. Walburg – fromm, demütig und bescheiden wie sie sind – erbieten sich, Entbehrungen aller Art sich aufzulegen, um die Neuaufzunehmenden ein ganzes Jahr frei und unentgeltlich erhalten zu können. Während dieses Jahres würde ein frommer und verständiger Priester den Unterricht mit den jungen Klosterfrauen ununterbrochen fortsetzen, steigern und es sicher dahin bringen, daß solche am Schluße eines Jahres nach anzuordnender Prüfung den Unterricht ... selbst beginnen und fortsetzen könnten ..." Weiterhin schrieb er: „... daß aus dieser Anstalt fromme und treue Dienstboten, sittlich gute und folgsame Töchter, und einst tugendhafte und sorgfältige Hausmütter hervorgehen würden.
Sehr viele Bewohner von Eichstätt bitten mit mir." (Nach einer Abschrift im Klosterarchiv St. Walburg)

Vor allem war es Willibalda Schmittner, die nicht mit Bitten und Drängen ruhte. Eine Lösung der Zukunftsfrage war insofern äußerst dringlich geworden, weil man schon plante, noch lebende Ordensfrauen aus anderen Klöstern in St. Walburg unterzubringen und somit ein wirkliches „Zentrakloster" zu schaffen. Dies hätte das Ende bedeutet. Der Wunsch des Königs und die dringenden Bemühungen des Regierungspräsidenten Eduard von Schenk führten schließlich zum Erfolg.

Am 7. Juni 1835 errichtete der König St. Walburg wieder als Kloster, jedoch nicht als Abtei. Er fügte die Auflage bei, daß die Klosterfrauen die Mädchenschulen der Stadt übernähmen und immer eine Anzahl ausgebildeter Lehrerinnen zur Verfügung stünden.

Es gehörte ein großes Gottvertrauen und eine geradezu jugendliche Tatkraft dazu, daß die dreizehn alten Frauen, die die Säkularisation überlebt hatten, die Wiedererrichtung unter dieser Bedingung auf sich nahmen. Die Subpriorin Willibalda Schmittner, die nach der Neuerrichtung des Klosters den Titel „Priorin" führte, besaß diese Voraussetzungen, trotz ihres vorgerückten Alters (73 Jahre). Hatte sie sich doch schon 1805 nicht geweigert, an der damaligen Arbeitsschule zu unterrichten.

Um die nötigen Lehrerinnen zu bekommen, beschritt man einen monastisch gesehen etwas außergewöhnlichen Weg. Durch ein Inserat im „Eichstätter Intelligenzblatt" wurden junge Frauen gesucht, die in gleicher Weise zum Ordensleben wie zum Schuldienst Neigung verspürten. Die erste Gruppe der im Stellwagen ankommenden Lehrerinnen wurde am Stadtrand mit Glockengeläute eingeholt. Bereits am 12. Juni 1836 konnte Willibalda Schmittner der Regierung eine Liste von acht Lehrerinnen und 4 Laienschwestern vorlegen, von denen die meisten aus Eichstätt oder dem bayerischen Schwaben stammten. Einige der Lehrerinnen waren in St. Ursula (Dominikanerinnen) in Augsburg für die Schule ausgebildet worden. Dazu gehörten:

Xaveria Bauer (später Ludovica) aus Rain am Lech, 21 Jahre,
Maria Schnitzer (später Eduarda) aus Waal/Buchloe, 20 Jahre,
Katharina Burkhard (später Theresia) aus Lengenfeld, 21 Jahre.

Im Errichtungsdekret vom 7. Juni 1835 (Staatsarchiv Nürnberg) lesen wir: „Die für die Schule zu verwendenden Individuen haben sich vor der Ablegung zeitlicher, auf drei Jahre verbindender Gelübde den für das weibliche Lehramt in Elementar- und Industrie-Gegenständen vorgeschriebenen Bedingungen und Prüfungen zu unterwerfen. Übrigens bleibt das Kloster als religiöses Institut der Aufsicht des bischöflichen Ordinariats, als öffentliche Schulanstalt aber der Aufsicht der weltlichen Kreis- und Lokalbehörde unterworfen."

Die Weiterbildung übernahm mit großer Gewissenhaftigkeit Domprediger und Chorvikar Frieß. Für die 350 zukünftigen Schülerinnen standen sechs und ein wenig später acht Lehrerinnen und eine Handarbeitslehrerin zu Verfügung. Die Schulräume befanden sich innerhalb der Klausur des Klosters. In ihre Einrichtung teilten sich Stadt und Staat.

Sehr viel schwieriger waren die finanziellen Sorgen zu lösen. Hilfreich zeigte sich dabei wieder das Wohlwollen des Regierungspräsidenten Eduard von Schenk, der immer wieder mit der Regierung und dem Eichstätter Magistrat verhandelte. Durch die Namenwahl der ersten neuen Schwestern (Ludovica, Theresia und Eduarda) wurden das Königshaus und der Ministerpräsident von Schenk bedankt.

Der Schulfonds der Mädchenschule von Notre Dame in Eichstätt wurde zwar St. Walburg zugesprochen. Das nutzte aber vorläufig dem Kloster nichts; denn die säkularisierten Klosterfrauen von Notre Dame lebten ja noch. Durch die Bereitschaft des Konvents sich aufs Äußerste einzuschränken wurden die Startschwierigkeiten endlich gemeistert.

Am 24. Oktober 1836 feierte man mit einem festlichen Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Walburg und einem von Bürgermeister Holl geleiteten Festakt in den Schulräumen die Eröffnung der Mädchenschule. Am 25. Oktober morgens acht Uhr nahm die Werktagsschule und am Sonntag-Nachmittag darauf die Feiertagsschule für die älteren Mädchen ihren Anfang.

Zur feierlichen Eröffnung schrieb Kommissar Eduard von Schenk aus Regensburg am 24. Oktober 1836 an die Oberin und den Konvent von St. Walburg. Er bedankte sich ... „für die ihm sehr schmeichelhafte Auszeichnung, daß eine der neu eingekleideten Professinnen und Lehrerinnen nach seinem Taufnamen benannt wurde..." und äußerte „die Versicherung, auch von seiner Seite nach Kräften fortwährend zum Gedeihen des Instituts mitwirken zu wollen". (Original des Briefes im Klosterarchiv St. Walburg)

In die Last der Verantwortung für Kloster und Schule teilten sich die 73jährige Priorin und die 74jährige Subpriorin Emmerama Streitl. Zur Novizenmeisterin wurde die 64jährige Deocara Hinterreiter ernannt.

Priorin Willibalda Schmittner blieben die sehr schweren Jahre des Neuanfangs erspart. Sie starb schon bald nach der Eröffnung der Schule am 16. November 1836.

M. Emmerama Streitl (1761 – 1848)

Aus der Neuwahl ging die 75jährige Maria Emmerama Streitl als Priorin hervor. Die Amtsführung fiel ihr wesentlich schwerer als ihrer Vorgängerin; denn sie war von Natur verschlossen und zur Schwermut geneigt. Umso bewundernswerter, wie diese Freu die folgenden Jahre durchstand. Am besten führen wir hier einen Brief an, den wir erst kürzlich in Abschrift aus dem Münchner Ordinariatsarchiv bekamen. Wie schwierig noch acht Jahre nach Eröffnung der Schule die wirtschaftlichen Verhältnisse in St. Walburg waren und wie armselig die Klosterfrauen lebten, sieht man hieraus. Die nunmehr 83jährige Priorin Emmerama Streitl schreibt am 18. Februar 1844 an das Metropolitan Kapitel München:

„Euer Hochwürden und Gnaden
Hochverehrtester Herr Dom Decan
Gnädiger Herr!!!

Werden es nicht verübeln, daß ich in meiner großen Verlegenheit an Ihre Milde und christliche Liebe mich wende. Es ist Euer Hochwürden und Gnaden wohl selbst bekannt, daß alle in unserer Zeit wieder errichteten Klöster beständig mit Hunger und Kummer zu kämpfen haben, und besonders die Frauenklöster, die keine andere Sustentation haben als die ärmlichen Schul-Besoldungen und die immer geringer werdenden Pensionen.

Im Kloster St. Walburg leben jetzt nur mehr 4 einzige Kloster-Frauen, die noch eine Pension beziehen, von dieser wenigen Unterstützung und dem wenigen Schulgelde, was alles zusammmen keine 4000 Gulden ausmacht, sollen jetzt 32 Klosterindividuen nebst einem Herrn Beichtvater und 4 Dienstboten sich nähren und leben.

Es läßt sich leicht einsehen, daß dies eine glatte Unmöglichkeit wäre. Und zwar umso

mehr, da man im Anfange der Wiederbelebung des Klosters alles an- und aufnehmen mußte, was nur immer für's Schulfach tauglich war, und also nicht auf die mindeste Aussteuer und Vermögen sehen durfte. – Nimmermehr wäre es möglich gewesen, ein solch bedeutendes Personal mit so geringen Mitteln zu erhalten.
Aber unsere verstorbene Frau Äbtissin und die ebenfalls verstorbenen Oberen wußten bei dem allgemeinen Schiffbruche: die unvergeßliche Säkularisation: doch noch einiges zu retten, wovon bisher ihre Nachkommen spärlich das Leben fristen konnten. Das letzte Stückenchen, ein Kleinod, das man immer noch zu schonen suchte, ein schöner goldener Kelch, muß nun auch wandern und zu Geld gemacht werden, um unsere mißliche Lage, besonders in dieser Zeit bedeutender Teuerung noch in etwas zu erleichtern. Recht innig wünschten wir alle, daß dieser schöne Kelch in die Kathedrale zu München kommen möchte, um dort wieder zum heiligen Opfer des Altares verwendet zu werden.
Ich stelle daher die untertänigste Bitte ... daß dieses herrliche Kleinod für die Kathedrale gekauft werden dürfte und uns so in unserer dringenden Bedürftigkeit geholfen werden könnte ..."

gez. Emmerama Streitel, Priorin.

Aber die Priorin hatte noch mehr zu tragen. Man kann den jungen Lehrerinnen wohl meistens einen echten Klosterberuf nicht absprechen. Aber für ihre monastische Schulung war kaum Zeit vorhanden, weil sie von Anfang an der Schule voll verpflichtet waren. Dazu wurden sie für viele Arbeiten im Haus gebraucht. Die Jungprofessin Ludovica Bauer wurde vielfach mit Schreibarbeiten beschäftigt und half der Priorin. Aus Beschwerden des Magistrats wissen wir, daß zuweilen nur Kandidatinnen in weltlicher Kleidung in der Schule unterrichteten, während die jungen Klosterfrauen im Haus halfen. Es erfolgte ein entsprechender Erlaß des Magistrates, daß immer eine Lehrerin im Habit in der Schule anwesend sein müsse.

Im Kloster kam es auch zu Reibereien wegen des Chorgebetes, an dem die Lehrerinnen wegen der vielen Schul- und Hausarbeiten nicht mehr regelmäßig teilnehmen konnten. So schreibt Generalvikar Mayr am 25. März 1839 in einer Beschwerde u.a.:
„... Sollte jedoch, was wir nicht hoffen, die Frau Priorin und ihre älteren Mitschwestern dennoch der Meinung sein, daß durch die wegen der neuen Bestimmungen (Schule!) notwendigen Modificationen in der Disciplin des Klosters dem klösterlichen Geist zu nahe getreten worden sei ... so würden sich Seine Bischöflichen Gnaden (Karl August Graf von Reisach) genötigt sehen, strenge Maßregeln in Anwendung zu bringen und eine gänzliche Trennung der älteren Frauen von den jüngeren zu beantragen." Aber dieses äußerste Mittel wurde vermieden. Man einigte sich: Die jungen Lehrerinnen waren nun an den Werktagen vom vollen Chorgebet befreit. Sie beteten das Marianum. An Sonn- und Feiertagen mußten sie aber am Chorgebet teilnehmen. 1860 wurde das volle Chorgebet wieder aufgenommen.

Besondere Sorge bereitete der Priorin der Gesundheitszustand der jungen Klosterfrauen. Die Todesziffer ist in diesen ersten Jahren besonders groß. Überan-

strengung, Unterernährung und schlechte Wohnverhältnisse mögen daran schuld gewesen sein. Mehrere junge Lehrerinnen traten aus. Sehr gut bewährte sich die alte Novizenmeisterin Deocara Hinterreiter. Die Chronik berichtet von ihrer mütterlichen Güte und Fröhlichkeit. Ihr Name „Deocara" erscheint öfter bei der Silberprofeß der von ihr herangebildeten Klosterfrauen.

Mit großer Gewissenhaftigkeit und gestützt auf ihre Autorität als Überlebende von der Säkularisation verwaltete Emmerama Streitl ihr Amt als Priorin, bis 1845 der Bischof Karl August Graf von Reisach sie wegen ihres hohen Alters (84 Jahre!) entpflichtete. 1848 starben sie und M. Deocara Hinterreiter als die letzten des alten treuen Konvents.

Im gleichen Jahr wurde die junge Lehrerin Ludovica Baur (32 Jahre alt!) zunächst nur zur Oberin ernannt. Sie hatte schon Jahre lang zuvor mit Priorin Emmerama in der Verwaltung gearbeitet und sich auch in der Schule Anerkennung erworben. M. Lucovica war sehr begabt aber gesundheitlich äußerst anfällig. Es muß hier gesagt werden, daß sie, wie auch die anderen jungen Klosterfrauen, bei weitem überfordert waren und viel zu früh Verantwortung tragen mußte.

Ludovica Baur (1813 – 1888)

Nach dem Tod von Emmerama Streitl wählte der Konvent 1848 Ludovica Baur zur Priorin. Sie stammte aus Rain am Lech. Die Erwartungen, die man als Priorin in sie gesetzt hatte, vermochte sie nicht zu erfüllen. Nach einem Jahr setzte sie Bischof Georg von Oettl (1846 – 1866) ab und bestimmte eine Neuwahl.

Eduarda Schnitzer (1815 – 1902)

Aus der Wahl ging die 34jährige Eduarda Schnitzer als Priorin hervor. Sie wurde 1815 als Tochter eines Färbers in Waal bei Kaufbeuren geboren. Ihre Ausbildung erhielt sie bei den Dominikanerinnen in Augsburg, wo sie mit 20 Jahren ihr Lehrerinnenexamen ablegte. 1835 trat sie als erste Lehramtskandidatin nach der Säkularisation in St. Walburg ein. Mit ihr kam Katharina Burkhard, eine Bauerstochter aus Lengenfeld bei Kaufbeuren, die als M. Theresia ein Leben lang mit Eduarda Schnitzer eng verbunden war.
Sie legten zusammen mit Ludovica Baur und Benedicta Reicheneder am 16. Oktober 1836 die einfache Profeß ab. Acht Tage später, am 24. Oktober 1836, wurden sie nach der Eröffnung der Schule als Lehrerinnen eingesetzt.

St. Walburg führte von Anfang an mehrere Schularten: einmal die Elementarschule mit ungefähr 350 Schülerinnen, wozu eine Art Kindergarten oder Vorschule gehörte, die Theresia Burkhard betreute, dann eine Sonntagsschule und eine Industrie- oder Handarbeitsschule für ältere Mädchen. Von 1846 – 1853 bestand im jetzigen Gästehaus, im sogenannten Adelgundenbau, eine Art Privatschule mit Internat, wo auch Lehrerinnen weitergebildet wurden. Die Schul- und Internatsleiterin war Eduarda Schnitzer selbst. Mit dieser Schule machte man keine guten Erfahrungen und gab sie wieder auf. 1870 wurde auf Anregung des Magistrats eine Privatarbeitsschule für ältere Mädchen, die der Werktags-



Priorin Eduarda Schnitzer, Priorin von 1849–1902

schule entwachsen waren, also eine Art Berufsschule, eröffnet. Sie konnte wegen der großen Zahl der Schülerinnen nur am Nachmittag von 2 – 1/2 5 gehalten werden. Auch Mädchen der Werktagsschule konnten daran teilnehmen.
Auf Verordnung der Regierung mußten jeden Samstag von 8 – 9 Uhr, von der 3. Klasse ab, sogenannte „Evangeliumsstunden" gehalten werden, in denen den Kindern das Sonntagsevangelium ausgelegt wurde. Dieser Unterricht wurde immer sehr feierlich gestaltet (Klosterarchiv).

Man sieht, wie stark die jungen Lehrerinnen, die zum Teil noch in der Ausbildung standen, überlastet waren, vor allem, wenn man weiß, daß sie auch noch zur Mitarbeit in Haus und Verwaltung herangezogen wurden. Aus der Zeit der Säkularisation lebten nur noch sieben alte Klosterfrauen. Es entstand ein ganz junger Konvent, der sich von den Alten „Ganz Beschaulichen" (Klosterarchiv) absetzte, die in einem eigenen Stockwerk wohnten. Die Eintrittsziffer war ziemlich hoch, aber auch die Zahl der Austritte und Sterbefälle.

1882 beschwerte sich Priorin Eduarda beim Magistrat, daß die Fortsetzung der Schule die Existenz des Klosters bedrohe – und dies 46 Jahre nach der Eröffnung der Schule! Die Klosterfrauen mußten sich die größten Entbehrungen auferlegen. Der Magistrat übernahm daraufhin die Baulast am Schulhaus und die Beheizung der Schule.

Die junge Eduarda Schnitzer war St. Walburg von der Vorsehung Gottes geschenkt worden. Über 52 Jahre lang blieb das Kloster ihrer mütterlichen Fürsorge anvertraut. Sie wird uns als große, stattliche Erscheinung geschildert, sehr selbstbeherrscht und vornehm im Reden und Benehmen, aber auch von großer Innerlichkeit und gewinnender Liebenswürdigkeit. Ihre Arbeitsamkeit zeugt von ihrer schwäbischen Abkunft. Die Klosterchronik sagt von der Priorin, sie habe eine unbegrenzte Autorität gehabt. Nach Möglichkeit lagen fast alle leitenden Ämter fest in ihrer Hand. Anfangs gab es keine eigene Subpriorin, erst später wurde Frau Theresia Burkhard, die aber viel leidend war, dazu ernannt. Schaffnerin und Küchenmeisterin hatten nicht viel zu sagen. Die Mutter Priorin war sehr genau und hielt mit Festigkeit auf Gehorsam, Demut, Abhängigkeit und Stillschweigen. Im Haus sah sie auf Ordnung und Sauberkeit. Gemeinsam mit Frau Luitgard Frankenberger († 1885), die man die ‚lebendige Regel und Statuten' nannte und die das Lämpchen tragen durfte, ging die Mutter Priorin jeden Abend durch das ganze Haus. In den ersten Jahren war Eduarda Novizenmeisterin, später hielt sie fast immer den Novizenunterricht. Ihr Amtszimmer war die kleine „Stiftei", die auch unsere jetzige Äbtissin bewohnt. Hier konnte sie jeder erreichen und sie übersah alles Geschehen.

Aus den gewissenhaft geführten Tage- und Notizbüchern, aus Aufzeichnungen der Mitschwestern sowie aus der Klosterchronik sind wir über die Amtsführung der Priorin genau im Bilde. Sie übernahm ganz bewußt das alte Erbe. Von dieser Grundeinstellung zeugt ein Wort, das sich einmal in ihrem Tagebuch unter anderen kleinen Klosterereignissen 1874 findet: „In einem Kloster ist es immer besser, die alten von Jahrhunderten erprobten Einrichtungen zu befolgen, weil sie für alle Zeiten und Verhältnisse eingerichtet sind. Jede Generation muß an dem

festhalten, was sie von den älteren, der Regel gemäß lebenden Mitschwestern sieht; auf diese Weise kann sich ein Kloster auf festem Fuß erhalten."

Wenn man dies auch nicht immer und unter allen Umständen befolgen kann, so beleuchten diese Worte doch die innere Haltung der Priorin, die als ganz junge Frau in schwierigste Verhältnisse gestürzt wurde und sich so tapfer und liebenswert durchsetzte.

Sehr am Herzen lag Mutter Eduarda das Chorgebet, das sie selbst leitete. Zu ihrem großen Bedauern wurden die Lehrerinnen nach 1860 wiederum zeitweise von Matutin und Laudes dispensiert, weil Bischof Georg von Oettl fand, daß es für sie zuviel würde. Auch die Priorin selbst kam an den Nachmittagen ihrer vielen Amtsgeschäfte wegen oft zu spät in den Chor. Dann warteten alle geduldig betend, manchmal eine Stunde, bis sie erschien.

Anschaulich schildert die Chronistin, daß Mutter Eduarda fast jeden Tag einen Besuch in der Schule machte. Nicht unbedingt zur Freude der Lehrerinnen, weil dadurch der Unterricht gestört wurde. Meist brachte sie zum Schrecken oder auch zum Entzücken der Kinder das „Mohren-Annele" mit: Das Kloster beherbergte damals drei abessinische Mädchen, die ein Missionar vor dem Sklavenhandel gerettet hatte.

Zu den erstaunlichsten Leistungen von Priorin Eduarda und dem Konvent gehört zweifellos, daß bereits 1852 der Bitte von Abt Bonifaz Wimmer aus Metten entsprochen werden konnte, der für Schulen und Pfarreien der deutschen Auswanderer in Nordamerika um Klosterfrauen bat. Im Lauf von drei Jahren gingen zwölf Walburgerinnen in die Neue Welt. Aus diesem Samen sind die zahlreichen, großen Benediktinerinnen-Niederlassungen in den Vereinigten Staaten hervorgegangen. Dadurch mußte St. Walburg, verhältnismäßig kurz nach der Wiedereröffnung des Klosters und Errichtung der Schule große Opfer bringen. Allerdings konnte man sich nach der Aussendung finanziell und auch sonst nicht mehr um die ausgesandten Klosterfrauen kümmern. Das ging einfach über die Kräfte der Priorin und des Klosters. Den amerikanischen Mitschwestern hat das manchen Kummer bereitet. Es versteht sich auch von selbst, daß man damals von St. Walburg aus die amerikanischen Verhältnisse nur schwer beurteilen konnte. Andererseits wurden die Gründungen dadurch sehr bald selbständig. Schon 1854 konnten sie vom Heiligen Stuhl für unabhängig von St. Walburg erklärt werden. – Zur Zeit des Kulturkampfes unter Bismarck wurde der Priorin für diese großmütige Aussendung in gewisser Weise gedankt: In ihrer großen Sorge um eine erneute Säkularisation des Klosters wandte sie sich damals mit der Bitte um ein mögliches Asyl in Nordamerika an Abt Bonifaz Wimmer und erhielt von ihm einen guten zusagenden Bescheid.

Priorin Eduarda ließ 1856 die Klostergruft schließen und einen neuen Friedhof innerhalb des Klosterbereichs anlegen.

1857 erfolgte eine Chorrenovation.

Die seelsorgerliche Betreuung des Klosters lag von 1857 – 1881 in den Händen von Herrn Ludwig Eder, den die Priorin und der Konvent mit Erlaubnis des Bischofs Georg von Oettl zum „lebenslänglichen" Beichtvater wählte.

Im Jahr 1870 wurde aus Anlaß der Tausendjahrfeier der Übertragung der Gebeine der heiligen Walburga nach Eichstätt die Walburgisgruft renoviert. Das Jubiläum wurde wegen des französischen Krieges auf 1871 verlegt und dann großartig gefeiert.

1890 baute die Stadt die Volksschule um, womit für die Priorin wieder viel Mühe und Sorge verbunden war.

Im Jahr 1886 konnte Priorin Eduarda gemeinsam mit ihrer Profeßschwester Theresia Burkhard in der Pfarrkirche St. Walburg ihre goldene Profeß feiern. Dazu schrieb die Eichstätter Volkszeitung am 16. Oktober 1886: „Es war ein schönes Fest, das am Samstag vor der Kirchweihe das Kloster zu St. Walburg begangen hat. Ein dreifaches Jubiläum: ein Jubelfest für das altehrwürdige Kloster, das nun neuerdings seit 50 Jahren am Grabe der hl. Walburga gewacht und gebetet hat, ein Jubelfest für unsere Mädchenschulen, die unter der hingebenden Pflege opferfreudiger Klosterfrauen seitdem blühen und gedeihen, ein Jubelfest endlich für zwei ehrwürdige Töchter des hl. Benedikt, nämlich für die allgemein hochverehrte Frau Mutter Priorin M. Eduarda Schnitzer und die gute Frau M. Theresia Burkhard – in der Tat ein seltener Feiertag, an dem die ganze Stadt herzlichen Anteil nahm." Zehn Jahre später konnte Priorin Eduarda sogar noch das diamantene Ordensjubiläum feiern.

Der Konvent hing mit großer Liebe an der Priorin und auch Frau Theresia war wegen ihrer Güte und Sanftmut sehr beliebt. Die Klosterchronistin schreibt „Der göttlichen Vorsehung sei Dank für die Erhaltung des kostbaren Lebens dieser Beiden, die Trost und Stütze unseres Klosters sind."

1898 legte Priorin Eduarda ihr Amt nieder. Was hatte diese Frau alles geleistet! Erst in den letzten Jahren zeigte es sich, daß sie die Zügel der Klosterführung nicht mehr so straff in Händen halten konnte und geistig nachließ. Ihre spätere Nachfolgerin, Frau Karolina Kroiß, nahm ihr die schwere Amtslast ab.

Am 11. Januar 1902 beschloß Priorin Eduarda Schnitzer ein reich erfülltes, von Gott gesegnetes Leben.

Die Eichstätter Volkszeitung gedenkt ihrer in einem Nachruf vom 12. Januar 1902: „Welch großer geistiger Segen, welcher Segen des Gebetes und des Almosens hat sich seit diesen nahezu 66 Jahren von dem Heiligtume der hl. Walburga so reichlich über unsere Stadt ergossen; die hl. Engel und die Armen und Notleidenden werden das vor dem alles vergeltenden Richterstuhl Gottes verkünden."

Die Abtei Frauenwörth im Chiemsee und König Ludwig I. von Bayern

Von M. Natalia Holm OSB - Frauenwörth

Dem Könige von Bayern
Ludwig I.
Wiederbegründer dieses Nonnenstiftes
Frauenwörth
1837

Mit dieser vergoldeten Inschrift auf einer schlichten Platte aus Rohrdorfer Marmor oberhalb des Einganges zum Kloster Frauenwörth brachte der kleine, wieder aufblühende Konvent auf der Fraueninsel am Feste Mariae Geburt des Jahres 1839 seine Dankbarkeit gegen den Landesherrn und Wohltäter zum Ausdruck. Fünf dieser Klosterfrauen hatten die Aufhebung des über 1000jährigen Stiftes miterlebt. Es wurde, der ständigen Überlieferung nach, um 770 von dem letzten Bayernherzog aus dem Geschlecht der Agilolfinger, Tassilo III., gegründet. Entweder um 860, mit der ersten historisch faßbaren Äbtissin, der Sel. Irmengard, Tochter König Ludwigs des Deutschen, spätestens aber um 1000 war die Regel St. Benedikts zur Grundlage des klösterlichen Lebens geworden.

Das Kloster in den Jahren 1801 – 1803

Die Säkularisation des „Königlichen Stifts und adeligen Klosters Frauenchiemsee" traf die Abtei zu einem innerklösterlich leider kritischen Zeitpunkt. Nachdem die Äbtissin Maria Placida Gartner [1] nach weniger als zweijähriger Amtszeit am 11. August 1801 gestorben und die Leitung des Klosters in der üblichen Weise bis zur Wahl der nachfolgenden Äbtissin an die Priorin Maria Mechtild von Gietl[2] übergegangen war, kam es zu keiner Äbtissinnenwahl mehr, sondern Frau Mechtild stand bis 1804 dem Hause als provisorische sog. Oberin vor.

Vorausgegangen war nämlich vom 22. April bis 10. Mai 1801, d.h. noch zu Lebzeiten der letzten Äbtissin, eine Untersuchung im Auftrage der Regierung durch den Geistlichen Rat und Bücherzensurkommissions-Direktor Lorenz von Westenrieder in Begleitung von dessen Kanzlisten Joh. Nepomuk Schmidt. Von

---

1) geboren am 15. Juni 1746 zu Schwaz in Tirol als Tochter des gräflich-Tannenbergschen Pflegverwalters Anton Gartner – Profess am 25. September 1764 – Priorin – am 19. November 1799 zur Äbtissin gewählt – am 4. Mai 1800 von Salzburger Erzbischof Hieronymus Colloredo benediziert

2) geboren am 17. März 1744 in Neuburg/Donau als Tochter des Regierungsrates Nikolaus von Gietl – Profess am 25. September 1769 – zunächst 4 Jahre Pförtnerin, 13 Jahre Küchenmeisterin, 7 Jahre Pförtnerin – 1799 Priorin – ab 11. August 1801 sogenannte Oberin – bat am 26. Februar 1804, austreten und nach Wasserburg/Inn ziehen zu dürfen – erhielt die Erlaubnis dazu am 28. März 1804 – gestorben vermutlich in Wasserburg.

der Äbtissin bis zur jüngsten Laienschwester, ja bis zum letzten Bediensteten, wurden alle zum Kloster gehörenden Personen einzeln anhand von Fragebogen förmlich verhört und die Antworten zu Protokoll genommen. Am 13. Juli 1801 traf in dem bei diesem Akt völlig übergangenen Ordinariat Salzburg der „Generalbericht" des Geistlichen Ratspräsidiums ein, der ihm ein wirtschaftlich und disziplinär völlig heruntergekommenes Stift vor Augen führte.

Nicht nur verrät dieser Bericht in seiner Darstellung der geistlichen Übungen Unkenntnis bzw. ganz vom Aufklärungsgeist geprägtes Unverständnis für das Ordensleben, sondern er wertet für die Gesamtdarstellung im wesentlichen die Aussagen von drei Chorfrauen[3] nach seinen vorgefaßten Absichten aus. Diese drei Frauen, an denen der Konvent längst schwer getragen hatte, baten selbst die Untersuchungskommission um die Austrittserlaubnis aus dem Kloster und verließen es in den Jahren 1801 – 1803. Es besteht überdies aller Anlaß zu der Vermutung, daß die älteste und schwierigste von ihnen durch ihre Beziehungen zum Grafen von Seinsheim, der später Präsident der Spezialkommission in Klostersachen wurde, die Untersuchungskommission von 1801 in die Wege geleitet hat.

Den wortreichen Klagen der drei unzufriedenen Frauen stehen – so gut wie unberücksichtigt – die sachlichen Angaben von 17 Chorfrauen und 14 Laienschwestern gegenüber, die sich als mit den Verhältnissen zufrieden äußerten und z. T. versuchten, zu den Aussagen jener drei korrigierend Stellung zu nehmen.

So anerkennenswert auch die Haltung der Mehrzahl der Nonnen bei dieser Untersuchung gewesen war, so zeigen doch zwei in der Folgezeit vom Konvent an das Ordinariat gerichtete Bittgesuche, daß – ungeachtet mancher ausufernder Beanspruchungen durch die damalige Liturgie – Gedanken des Zeitgeistes auch in diesen Konvent eingedrungen waren. Am 6. April 1802 suchten sie um die Verlegung der Matutin von Mitternacht auf morgens halb fünf Uhr, Lockerung der Klausurbestimmungen und um Dispens vom Ordensbrevier nach. Mit ähnlichen Gründen – Gesundheit, Stimmschwächen, Beanspruchung durch Ämter u.ä. – machten sie durch den Inselkaplan am 28. Januar 1803 gar eine Eingabe um die gänzliche Einstellung des Chorgebetes. Der Beantwortung durch das Ordinariat kamen aber die Ereignisse zuvor.

Die Säkularisation 1803

Am 21. März 1803, abends 6 Uhr, als im Stift Frauenwörth gerade das hohe Fest des Transitus Sancti Benedicti zu Ende ging, traf Raimund Stecher, Gerichtsschreiber zu Rosenheim, mit seinem Aktuar Joh. Baptist Beutelhauser im Kloster ein. Am Morgen des 22. März ließ er alle Chorfrauen und Laienschwestern ins „große Redezimmer" kommen und durch den Aktuar das Commissorium der Landesdirektion vom 11. März 1803 verlesen, mit dem die Aufhebung des Stifts

3) Näheres zur Person, siehe Kren, a.a.O., S. 166f., 1962, 203 f. Eine von ihnen ist jene, mit einem ausgezeichneten Sopran begabte Frau Maria Sebastiana, geb. Ursula Oswald, zu deren Profess an ihrem 21. Geburtstag, dem 19. August 1793, Joh. Michael Haydn seine als sog. Chiemseemesse bekannt gewordene „Missa in honorem Sanctae Ursulae" komponierte

Frauenchiemsee und seine Bestellung als Lokalkommissär für die Durchführung ausgesprochen wurden.
Während der Konvent in tiefem Schweigen verharrte, ließ Stecher den Klosterrichter Korbinian Hauner und den Hofschreiber Bernhard Wild, so dann alle im Klosterdienst stehenden Personen rufen, enthob sie ihren Pflichten gegenüber dem Stift und verpflichtete sie auf kurfürstliche Dienste, wobei Hauner als Administrator aufgestellt wurde.

Damit hatte der Staat von sämtlichen Rechten, Immobilien, Mobilien, Wertsachen, Bargeld, Naturalienvorräten, usw., des Klosters Besitz ergriffen. Während die Kommission und Hauner ein halbes Jahr an der Ermittlung der genauen Übersicht über die Vermögenslage und den Besitzstand des Klosters arbeiteten, fanden Viehverkäufe und Versteigerungen der Vorräte und – nach genauester Durchsuchung aller Räume und Gelasse des Klosters – des beweglichen Inventars statt, gingen Transporte von Wertgegenständen, Büchern, Archivalien und Kunstwerken nach München – auch die 1631 bei der zweiten Grabeseröffnung bei den Reliquien der Sel. Irmengard gefundene kleine Bleitafel, die um 1002 Abt Gerhard von Seeon bei der ersten feierlichen Erhebung im Grab hinterlegt hatte, wurde den Klosterfrauen genommen.[4] Der Großteil der Bücher allerdings wurde gegen Ende des Jahres 1806 für einen Pappendeckelfabrikanten abgeholt: der Zentner um 50 Kreuzer mit 20 % Rabatt.
Während die Regierung sich den größten Gewinn vom Verkauf der Klostergründe und Gebäude erhofft hatte, gelang die Versteigerung der ersteren teils gar nicht oder nicht zum erwarteten Preis, der Verkauf der Gebäude erstreckte sich von 1803 – 1809; nur das Hauptobjekt, das 1730[5] fertiggestellte Klostergebäude selbst, war nach vorübergehenden Plänen, es als Zuchthaus, Zentralkloster, Fabrik zu verwenden, selbst für den Abbruchswert von 15 467 Gulden 30 Kreuzern[6] nicht zu veräußern. Im Laufe der Jahre mußte sich die Regierung dazu verstehen, inzwischen entstandene Schäden am Klostergebäude reparieren zu lassen. Am 11. März 1810 wurde dem Rentamt Traunstein befohlen, eine amtliche Aufsicht über das Gebäude zu bestellen, wozu sich der ehemalige Zinspropst des Klosters, der Bäcker Joseph Plank, bereitfand und am 5. April 1810 verpflichtet wurde. Das ehemalige Stift Frauenwörth war nunmehr ein Aussterbekloster.

Das Kloster in den Jahren 1803 – 1836

Am 4. April 1803 hatte der Aufhebungskommissar Stecher den Klosterfrauen die Regierungsbestimmung eröffnet, daß vom 6. April an jede Nonne täglich 1

4) Heute im Bayerischen Nationalmuseum, München
5) unter der Äbtissin Irmengard von Scharfsedt (1702 – 1735). Eine steinerne Inschriftentafel über dem Hauptportal des Klosters bezeugt diese nach den finanziellen Lasten im Zusammenhang mit dem Spanischen Erbfolgekrieg ungemein schwierige, aber wegen geradezu lebensgefährlicher Baufälligkeit des alten Klostergebäudes unbedingt notwendige Bauleistung: „Sub praesidiis B.V.M. ac horum sanctorum tutelarium fecit e fundo erigi hoc regale monasterium M. Irmengardis de Scharfsedt, Abbatissa. Anno MDCCXXX."
6) vgl. Kren, a.a.O., S. 251

Gulden, jede Laienschwester 45 Kreuzer zu beziehen habe und sich davon selbst verköstigen und jede notwendige Anschaffung bestreiten müsse. Diese Pension konnte auch außerhalb des Klosters bezogen werden. Bis am 11. Mai 1804 das Ordinariat die Erlaubniserteilung einschränkte, verließen 14 Chorfrauen und 1 Laienschwester das Kloster.

7[7] Chorfrauen und 14 Laienschwestern blieben im Kloster. Allerdings verweigerten die ersteren am 1. Mai 1803 einstimmig den Chorbesuch. Außer ihrem, besonders wegen der Aufregung durch die Aufhebungskommission, geschwächten Gesundheitszustand machten sie vor allem geltend, mit dem Erlöschen der Stiftung seien sie auch zum gemeinsamen Chorgebet nicht mehr verbunden. Bedenkt man, daß zwischen dem 2. August 1803 und dem 8. April 1806 drei Nonnen, 2 von ihnen gebrechlich und schon lange krank, im Alter von 53 – 64 Jahren starben, und eine 30jährige sich 1803 wegen drohender Ertaubung zu einer Spezialbehandlung für einige Zeit nach Salzburg begeben mußte, wird man die Weigerung etwas milder zu beurteilen geneigt sein.

Die Laienschwestern, zum größten Teil bereits alt und krank, führten ihr klösterliches Gemeinschaftsleben, so gut sie konnten, weiter, wobei sie ihre Pensionen zusammenlegten und zu gleichen Teilen haushielten. Am 23. Oktober 1812 wurde den derzeit noch 9 Schwestern eine Pensionszulage von 36 Gulden jährlich gewährt.

Die nach dem Austritt der Oberin Mechtild von Gietl, von der Landesdirektion am 6. März 1805 „zur Erhaltung der häuslichen Ordnung" ernannte Vorsteherin Maria Johanna Nepomucena von Dunzel[8] starb bereits am 17. April 1805, ihre Nachfolgerin, Frau Maria Antonia von Langenmantel[9], amtierte kaum 1 Jahr lang, als sie am 8. April 1806 starb. Am 26. Mai 1806 wurde Frau Maria Theresia Klemm[10] zur Vorsteherin berufen und übte das Amt bis 1836 nach besten Kräften aus.

Am 16. November 1809 übernahm der ehemalige Chorherr des aufgehobenen Stiftes Baumburg, Hieronymus Trauner, die nunmehrige Expositur Frauenchiemsee, und nach einem vorherigen einjährigen Aufenthalt auf der Fraueninsel kam 1810 der ehemalige Dekan des Chorherrenstiftes Herrenchiemsee, Norbert Hauner[11], endgültig als Spiritual ins Kloster Frauenwörth und wohnte hier in einem Flügel des Hauses bis zu seinem Tode 1827.

---

7) 4 weitere Frauen traten zunächst aus, begehrten aber nach einiger Zeit die Wiederaufnahme. Sie konnte ihnen nicht gewährt werden; aber ihnen wurde jeweils ein Zimmer in entlegenen Gebäudeteilen zugestanden, wo sie bis zu ihrem Lebensende blieben. Die letzte von ihnen starb 1832.

8) geboren am 16. Oktober 1745 als Tochter des Valentin Freiherrn von Dunzel, Hauptmannes zu Straubing, Profess am 24. Oktober 1763

9) geboren am 17. April 1742 als Tochter des Augsburger Patriziers Georg Anton von Langemantel, Profess am 21. September 1761

10) geboren am 7. März 1773 in München als Tochter eines Torwartes in der Residenz, Profess am 12. Mai 1794, gestorben am 8. November 1852

11) Der 1743 geborene Chorherr trat im letzten Drittel des 18. Jhs. als Komponist geistlicher Musik hervor. U.a. vertonte er geistliche Dichtungen von Michael Denis

Wie in früheren Kriegszeiten bot das Kloster 1813 und 1814 Flüchtlingen Schutz: 4 Frauen vom Kloster Nonnberg mit 8 Pensionistinnen sowie viele Salzburger Damen mit Gefolge wurden aufgenommen und um 24 Kreuzer täglich verköstigt.

Der immer kleiner werdende Konvent beging noch einige Ordens- und Priesterjubiläen mit größtmöglicher Festlichkeit. So wurden 1818 am selben Tage das goldene Priesterjubiläum des Beichtvaters Norbert Hauner und die goldene Profess der Laienschwester Magdalena Riepertinger[12] gefeiert, 1828 das 50jährige Professjubiläum der Laienschwester Benedikta Baderstorfer. Verwandte der Jubilare und viele andere Gäste solwohl als die Bevölkerung in überaus großer Zahl nahmen an den Feierlichkeiten teil. 1834 überraschten Inselgemeinde und Konvent den Vikar Hieronymus Trauner anläßlich seines 25jährigen Wirkens auf der Fraueninsel mit vielerlei festlichen Veranstaltungen.

Im Jahre 1836 lebten noch 5 Konventualinnen im Kloster: die 3 Chorfrauen M. Theresia Klemm (63 Jahre alt)[13], M. Bernarda Perger (64 Jahre)[14] und M. Karolina Feller (64 Jahre)[15] sowie die beiden Laienschwestern Benedikta Baderstorfer (79 Jahre)[16] und Scholastika Schnitzlechner (74 Jahre)[17].

Die Wiedererrichtung des Klosters Frauenchiemsee

1836 besuchte der Spiritual der Ursulinen in Landshut und Inspektor ihrer Mädchenschulen, der Priester Joseph Rauchenbichler[18], das Kloster Frauenchiemsee, weil ihn der Spiritual der Schulschwestern von Rappoltsweiler im

---

(aus Traunstein), die 1777 in Landshut erschienen. Zwei dieser Lieder wurden mit vereinfachten Melodien in den Diözesanteil für München und Freising des „Gotteslob" übernommen: Nr. 828 „Tauet, Himmel, den Gerechten" und Nr. 844 „Wir beten an dich, wahres Himmelsbrot". Während seines Aufenthaltes im Kloster Frauenchiemsee unterrichtete Hauner Gesang in der Elementarschule auf der Insel. Mehrere Kompositionen (Messen, Kantilenen u.ä.) im Musikarchiv der Abtei weisen Norbert Hauner als Komponisten aus und sind z.T. vielleicht erst in jenen Jahren entstanden.

12) geboren am 9. Februar 1742 in Frieberting bei Schönstätt, Profess am 15. Januar 1769, gestorben am 17 Oktober 1829

13) vgl. hier Seite 270, Anm. 10

14) geboren am 7. März 1772 zu St. Johann in Tirol als Tochter eines Kaufmannes, Profess am 8. Mai 1797, gestorben am 23. April 1856

15) geboren am 29. September 1772 zu St. Johann in Tirol als Tochter eines Bräumeisters, Profess am 8. Juni 1800, gestorben am 19. September 1852

16) geboren am 22. März 1757 in Hofham, Profess am 4. Mai 1778, gestorben am 16. April 1841

17) geboren vermutl. am 22. Juli 1762 bei Altötting, Profess am 19. August 1794, gestorben am 22. Mai 1840

18) Leider mußte darauf verzichtet werden, die neue politische und geistige Entwicklung in Bayern auch nur zu skizzieren. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die beiden Persönlichkeiten, denen unser Kloster seine Wiedererrichtung verdankt, König Ludwig I. und Joseph Rauchenbichler, in Landshut Schüler Joh. Michael Sailers waren. Zu Rauchenbichlers Biographie vgl. die „Festschrift..." von 1929 und den Beitrag von M. Domitilla Veith (hier auch Quellenangaben)

Elsaß gebeten hatte, ihm ein für diese Schwestern geeignetes Klostergebäude in Bayern zu ermitteln. Angesichts des Klosters, seiner Lage und des treuen, alten Restkonvents faßte Rauchenbichler den Entschluß, sich für die Restauration dieses Hauses, und zwar als Benediktinerinnenkloster, einzusetzen. Er ermunterte die Klosterfrauen, sich an den Erzbischof von München und Freising[19] zu wenden und ihn um die Wiederherstellung zu bitten. Am 21. September 1836 richteten die Klosterfrauen ihr Gesuch an Erzbischof Lothar Anselm von Gebsattel und baten den Oberhirten, ihr Fürsprecher bei Seiner Majestät König Ludwig I. zu sein. Schon am 27. September antwortete das Ordinariat auf das wohlwollendste mit der Aufforderung, das Gesuch zur Vorlage beim König einzusenden. Am 15. Oktober reichten die Frauen ihr Gesuch ein, wieder Kandidatinnen aufnehmen zu dürfen, und fragten an, ob als wirtschaftliche Existenzgrundlage ein Mädchenpensionat und eine Industrieschule für arme Mädchen eröffnet werden dürften. In Anbetracht ihrer Personalverhältnisse baten sie, es möge ihnen als Oberin eine Ordensfrau aus dem 1835 als Priorat wiedererrichteten Benediktinerinnenkloster St. Walburg in Eichstätt bestellt werden.

Am 10. Januar 1837 erhielt das Kloster vom erzbischöflichen Ordinariat die Nachricht, daß König Ludwig am 29. Dezember 1836 die Wiederherstellung des Klosters Frauenchiemsee genehmigt habe, und am 18. Januar 1837 traf das diesbezügliche Ministerialreskript ein:

Staatsministerium des Innern.

Se. Königliche Majestät geruhen im Rückblicke auf das von dem Herrn Erzbischofe von München/Freising vorgelegte im Duplikate mitfolgende Gesuch, die Wiederherstellung des Klosters Frauenchiemsee unter der Bedingung allergnädigst zu gestatten, daß das Kloster

1) von Frauen nach der Regel des heil. Benedict besetzt werde.

2) sich zur Errichtung und steten Fortsetzung einer Erziehungs-Anstalt für Töchter des bürgerlichen-Standes, so wie

3) einer Arbeitsschule für arme Mädchen verpflichte.

Auf dem Grund dieser allerhöchsten Genehmigung wird verfügt wie folgt:

I. Dem Frauenkloster der Benediktinerinnen in Frauen-Chiemsee ist die Aufnahme von Novizinnen gestattet.

II. Dem Kloster werden die Klostergebäude in Frauenchiemsee mit Kirche und Garten zur Nutznießung unter Vorbehaltung des Staatseigenthums, und zwar so lange noch Ordens-Individuen aus dem aufgelösten Kloster am Leben sind, wie bisher, mit baulicher Unterhaltung von Seiten des Staates überlassen;

III. Die allerh. Bestimmungen über das zum Eintritte in ein Frauen-Kloster, und über die Ablegung der Gelübde finden auch auf das Kloster Frauen-Chiemsee volle Anwendung.

IV. Der Unterricht und die Erziehung der weiblichen Jugend ist solchen Frauen aufzutragen, welche nebst den erforderlichen religiösen und sittlichen Eigenschaften auch die vorgeschriebene Befähigung besitzen.

V. Die Eröffnung des Pensionates für Töchter bürgerlichen Standes und der Arbeitsschule

---

19) zu dessen 1818 errichtetem Sprengel das Kloster nunmehr gehörte

für arme Mädchen in Frauenchiemsee findet statt, sobald das Kloster die nötige Anzahl von Ordens-Individuen besitzt, welche nach Maßgabe der Verordnung vom 31. Jänner d. J. die Bildung der Lehrerinnen betr. ihre Befähigung zur Unterrichts-Ertheilung nachgewiesen haben.

VI. Die Sustentationsmittel des Klosters sind zu schöpfen:

a) vorübergehend aus den Pensionsbezügen der noch lebenden Nonnen des aufgelösten Klosters Frauen-Chiemsee, welche jedoch mit ihrem Tode erlöschen.

b) aus den Pensionen der Zöglinge.

c) bleibend aus der Aussteuer der neu aufzunehmenden Kloster-Individuen.

d) aus den Vermächtnissen und Schankungen von Wohlthätern.

VII. Das Kloster steht als wirkliches Institut unter dem erzbischöflichen Ordinariate München-Freising, in seinen übrigen Beziehungen unter der Aufsicht der K. Regierung des Isarkreises.

VIII. Zur Gewährung der Bitte, als erste Oberin für das Kloster Freuenchiemsee eine taugliche Ordensfrau aus dem Kloster St. Walburg in Eichstätt zu erhalten, hat die k. Kreisregierung K. d. I. im Benehmen mit der Regierung des Regenkreises das Erforderliche einzuleiten.

Die Königliche Kreisregierung hat hiernach das Weitere zu verfügen.

München, den 29. Dezember 1836

Die Bemühungen der Regierungsstellen um eine Oberin von St. Walburg schlugen fehl. Frau Priorin Emerama Streitl OSB führte in einer mit Zustimmung ihres Konvents abgefaßten Erklärung an das Ordinariat Eichstätt vom 6. Februar 1837 die Alters- und Gesundheitsverhältnisse des Konvents, die gänzliche Unerfahrenheit in Schulangelegenheiten sowie auch finanzielle Schwierigkeiten als Hinderungsgründe an. Als auch ein Gesuch an die Abtei Nonnberg in Salzburg ohne Erfolg blieb, entschlossen sich die Chiemseer Klosterfrauen, die Beauftragung einer Oberin aus ihrer Mitte dem Erzbischof anheimzustellen. Am 30. Mai 1837 ernannte dieser Frau M. Bernarda Perger für die Dauer von 3 Jahren zur ersten Oberin des wiedererrichteten Klosters, am 15. Juli 1837 erfolgte die Bestätigung durch die königliche Regierung.

Der Priester Joseph Rauchenbichler hatte sich schon am 4. Dezember 1836 bereit erklärt, seine Stelle als Spiritual und Schulinspektor bei den Ursulinen in Landshut aufzugeben und die gleichen Aufgaben im Kloster Frauenchiemsee zu übernehmen, und dabei nicht nur die bescheidensten Ansprüche für seine Person, sondern sogar die Vermittlung einer Postulantin in Aussicht gestellt, die als Lehrerin geeignet war und 4000 Gulden Aussteuer mitbringen würde. Am 6. November 1837 zum Beichtvater und Inspektor auf Frauenchiemsee ernannt, traf Rauchenbichler am 13. Dezember 1837 ein, um sich bis an sein Lebensende[20] in den Dienst dieses Klosters zu stellen. Zur unbedingt notwendigen einstweiligen Unterstützung der Oberin M. Bernarda Perger brachte er eine Ursuline aus

20) Joseph Rauchenbichler starb am 23. Januar 1858, als heiligmäßiger Priester vom Konvent und den Schülerinnen hochverehrt

Landshut mit, Mater Augustina Weinzierl, die bis Oktober 1839 als Novizenmeisterin und Schaffnerin wirkte.

Das Jahr 1837, das mit dem Erlaß des Königs vom 29. Dezember 1836 so hoffnungsvoll begonnen hatte, brachte dem Kloster Frauenchiemsee noch zwei weitere unmittelbare Hulderweise Seiner Majestät von großer Tragweite.

„Der 30. August war ein Tag der Freude und des Jubels für die ganze Insel", verzeichnet die Chronik von 1837 an jenem Tage. Auf seiner Reise nach Berchtesgaden stattete König Ludwig, begleitet von Baron von Gumpenberg, dem Kloster auf der Fraueninsel einen Besuch ab. Kloster und Inselbevölkerung hatten an Blumen- und Fahnenschmuck, Girlanden, Triumphbogen und „Trompetenschall" alles aufgeboten, um den königlichen Gast so würdig und festlich wie möglich zu empfangen. Aus der Umgegend war eine große Menschenmenge herbeigeströmt. Der Inselvikar, derzeit noch Spiritual bei den Klosterfrauen, führte Seine Majestät durch alle Klostergebäude, und als der König während seiner Bewirtung im Abteizimmer mit den 5 Klosterfrauen die Verhältnisse des Klosters besprach, die finanziell noch sehr im Argen lagen, baten die Frau Oberin Bernarda und ihre Landsmännin Frau Karolina den König kniefällig um seinen Beistand. Der König erwiderte darauf: „Ich hoffe es, meine Frauen", und der Chronikeintrag für diesen Tag schließt mit den Worten: „Heil Ihm, und Segen dem beßten der Könige!"

Am 21. Dezember 1837 vollzog König Ludwig eine großmütige Schenkung an das Kloster Frauenchiemsee. Die Urkunde[21] darüber lautet:

LUDWIG von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bey Rhein, Herzog von Bayern, Franken und Schwaben etc.

Wir finden Uns bewogen, das uralte, bereits im Jahre 766 gestiftete, im Jahre 1830 secularisierte, bis auf drey Klosterfrauen ausgestorbene Frauenkloster der Benediktinerinnen in Frauenwörth, Landgerichts Trostberg, fortbestehen zu lassen, eigentlich wieder herzustellen, und demselben zu seiner Begründung, unter Dispensation von den Bestimmungen des Amortisations-Gesetzes, und unter Genehmigung der von dem Armenpflegschaftsrathe und der Schulcommissin von Chiemsee am 13ten dies Monats geschehenen Verzichtleistung auf die Armen- und Schulquarten eine Schenkung im Betrage von dreyssig sechs tausend Gulden aus Unserer Kabinets-Kasse zu machen.

Hierbei ist Unser Wille, daß diese Summe zum Besten des Klosters vor der Hand und zwar, in so weit nicht besondere Hindernisse entgegen stehen, bei Unserer Staatsschuldentilgungs-Kasse zu 4 % verzinslich angelegt, und von den Zinsen der Unterhalt von 6 Frauen bestritten werde.

Das Kloster wird bedacht seyn, von diesem Unsererm Fundations-Kapitale, nach und nach bei sich darbietender guter Gelegenheit, wohl gelegene, einträgliche und nutzbare Realitäten anzukaufen. –

Zur Bekräftigung dieses haben Wir gegenwärtige, von Uns eigenhändig vollzogene und mit

---

21) Sie traf, vom königlichen Landgericht Trostberg übermittelt, Mitte Januar 1838 in Frauenchiemsee ein und wurde umgehend durch ein Dankschreiben über das erzbischöfliche Ordinariat beantwortet.

Unserem geheimen Kabinets-Sigel versehene Urkunde ausstellen lassen. – Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt München den 21ten Dezember 1837.
Ludwig

Nach dieser materiellen Sicherung seines Bestandes erfuhr das Kloster alsbald auch personellen Zuwachs. Am Feste der hl. Scholastica, dem 10. Februar 1838, wurden die ersten 3 Kandidatinnen für den Laienschwesternstand eingeführt. Auf den Tag 35 Jahre nach der Aufhebung des Stiftes Frauenwörth wurde das Kloster am Feste des hl. Ordensvaters Benedictus, dem 21. März 1838, wieder eröffnet. Seine Majestät hatten dafür größtmögliche Feierlichkeiten gewünscht, waren jedoch nicht persönlich zugegen, sondern wurden von Seiner Exzellenz dem königlichen Staatsrat und Regierungspräsidenten Graf von Seinsheim vertreten. Der Erzbischof von München und Freising entsandte den Hochwürdigsten Herrn Domdekan Ritter Georg v. Oettl. Böllersalven bei der Schiffsankunft am Vorabend, Pauken und Trompeten vom Musikchor beim Einzug ins Münster, Triumphbogen und chronographische Inschriften, die alle die Jahreszahl 1838 ergaben, kündeten von dem festlichen Ereignis, an dem die Geistlichkeit und die Bevölkerung der Umgegend in großer Zahl teilnahmen. Der eine Triumphbogen war am Portal des Münsters errichtet worden, die zugehörige Inschrift lautete:

FestLIChe EröffnVng Des VraLten FraVenstIftes FraVenChIeMsee zVr grösseren Ehre Vnsers Herrn JesV.
Über dem Hochgrab der Sel. Irmengard im Münster erhob sich ein weiterer Triumphbogen mit der Inschrift:
IrMengarDIs könIgLIChes FraVenstIft erfreVt sICh heVte neV aVfgeLebt In IesV.

Ein dritter Triumphbogen an der Klosterpforte trug die Inschrift:
VnserM Vater KoenIg LVDwIg I. naCh TassILo zweItem Stifter Vnsers FraVenkLosters ewIg HeII Von Gott!

Am Benedictusfest um 7 Uhr wurde die Konventmesse mit hl. Kommunion gefeiert. Am Vormittag celebrierte der H. H. Domdekan v. Oettl in der Stiftskirche das Pontifikalamt, zu dessen Beginn Dekan Sinzinger von Höslwang die Festpredigt hielt. Anschließend begaben sich Geistlichkeit und königliche Regierungsbeamte in den Chor der Frauen. Nach einer Exhorte des H. H. Domdekans erneuerten die fünf Klosterfrauen ihre Gelübde und übergaben ihre brennenden Kerzen in die Hände des erzbischöflichen Vertreters. Dieser kehrte in die Stiftskirche zurück und stimmte am Hochaltar das „Te Deum" an.
Auf diesen historischen Tag sollte nach Erfüllung einiger Vorbedingungen bald ein neuer Freudentag folgen. Euphrosina Aschauer, die in Landshut dem Priester Joseph Rauchenbichler den Haushalt geführt und sich seit seinen Bemühungen um Frauenchiemsee als 33jährige[22] begeistert der Ausbildung zur Elementarlehrerin unterzogen hatte, legte am 18. Mai 1838 in Frauenchiemsee vor dem als königlicher Prüfungskommissar beauftragten Beichtvater Rauchenbichler und

22) Sie war am 6. Februar 1803 in Berchtesgaden geboren

dem Dekan von Höslwang als erzbischöflichem Kommissar ihre Lehramtsprüfung mit vorzüglichem Ergebnis ab. Am 10. Juni 1838 wurde sie als Kandidatin ins Kloster eingeführt und erhielt am 20. Juni zugleich mit der Bestätigung als Lehrerin der Industrieschule die Erlaubnis zur Einkleidung.
Nach fast 40 Jahren fand am 1. Juli 1838 die erste feierliche Einkleidung von 5 Novizinnen statt: Außer 4 Laienschwestern war Euphrosina Aschauer die erste Chornovizin, sie erhielt den Ordensnamen M. Benedikta vom hl. Joseph[23]. Auch diesmal war der H. H. Domdekan Ritter v. Oettl der erzbischöfliche Kommissar. Die H. H. Domkapitulare Hortig, Riester und Mengein sowie der H. H. Hofkaplan Riedl waren beim Pontifikalamtt zugegen, das wieder unter großer Beteiligung der Bevölkerung gefeiert wurde.
Am 9. Juli 1838 konnte die Industrieschule eröffnet, am 1. Oktober 1839 die Elementarschule für Mädchen übernommen werden; denn inzwischen waren zwei weitere junge Lehrerinnen[24] in das Kloster eingetreten. Im Oktober 1840 wurde das Pensionat eröffnet.

Schritt für Schritt, nicht zuletzt dank des aufopfernden Wirkens Joseph Rauchenbichlers, erfüllten sich so die Wünsche, die König Ludwig I. bei seiner Stiftung vom 29. Dezember 1836 ausgesprochen hatte: Das Benediktinerinnenkloster Frauenchiemsee blühte wieder auf und leistete die übernommene Erziehungsarbeit bei wachsender Schülerinnenzahl zur höchsten Zufriedenheit der Regierungsbehörden.

Der König versicherte das Kloster mehrmals brieflich seines Wohlwollens. So schrieb er am 3. April 1855[25]: „Empfangen Sie hiemit die erneuerte Versicherung, daß es mich immer freuen wird, der Wiederhersteller Ihres Klosters gewesen zu seyn, dessen wohlthätiger und segensreicher Fortbestand stets meine innige Freude erregt." Die Fraueninsel besuchte König Ludwig I. nach jenem denkwürdigen Aufenthalt vom 30. August 1837 nur noch ein einziges mal und ganz unerwartet. Seine Tochter Adelgunde Herzogin von Modena, seit 1862 Schloßherrin auf Wildenwarth bei Prien, war mit Frau M. Josepha Sedlmayr[26] sehr befreundet

---

23) Ein Vierteljahr nach ihrer Profess am 2. Juli 1839 mußte sie schon das Amt der Novizenmeisterin und Schaffnerin übernehmen und wurde am 15. Februar 1841 zur provisorischen Priorin ernannt. Bis Ende 1866 übte sie das Amt mit großer Umsicht und Tatkraft aus, sie starb am 3. März 1876.

24) am 29. Juli 1838 Rosalia Oppacher, die am 18. September 1819 geborene Tochter eines Salinenmeisters zu Rosenheim. Zugleich mit 2 Laienschwestern wurde sie am 8. Dezember 1839 eingekleidet und erhielt den Ordensnamen M. Scholastika vom heiligsten Altarsakrament. 1866 wurde sie zur Priorin gewählt, legte das Amt 1882 wegen schwerer Krankheit nieder und starb am 18. März 1884.
Am 13. August 1839 trat die Arbeitslehrerin Josepha Kruger ein. Geboren am 26. August 1815 als Tochter eines Verwalters in München – Einkleidung am 20. Januar 1840 als M. Ludovica von der Kindheit Jesu – Profess am 21. März 1841, gestorben am 22. April 1876.

25) zitiert bei M. Domitilla Veith, S. 579

26) geboren am 15. Januar 1822 als Tochter eines Müllers in Reischach bei Altötting, Lehrerin der französischen Sprache, Profess am 15. Januar 1845, 1882 zur Priorin gewählt, gestorben am 30. März 1889.

und häufiger Gast im Kloster. Am 5. August 1863 traf sie nicht nur in Begleitung ihres Gemahls ein, sondern das herzogliche Paar begleitete seinerseits König Ludwig. Während ihres zweistündigen Aufenthaltes besichtigten die Hoheiten die wichtigsten Räume, wurden im Refektorium vom versammelten Konvent begrüßt und verweilten längere Zeit zum Gebet im Frauenchor. Es traf sich, daß im Institut wegen der unmittelbar bevorstehenden Prüfung die übliche Ausstellung der Zeichnungen und Handarbeiten aufgebaut war. Die Gäste besichtigten sie aufs eingehendste und mit höchster Anerkennung für die Leistungen der Lehrerinnen und der Kinder. Diese boten noch einige besondere Musikvorträge, und die Chronistin schließt ihren Bericht: „Gott sei gepriesen für Alles, und segne und erhalte unsern theuren und geliebten königlichen Vater und alle Sprossen Seines Hauses in Seiner göttlichen Beschirmung!"

Seit dem Tode König Ludwigs I. am 29. Februar 1868 hat sich dieser Segenswunsch gewandelt in das ebenso verehrungsvolle und dankerfüllte Gebet und Messopfer, mit dem der Konvent des Klosters Frauenchiemsee alljährlich am letzten Tage des Monats Februar seines großen Wohltäters gedenkt.

Quellen

I. Archivalien der Abtei Frauenwörth

Stiftungsurkunde König Ludwigs I. für das Benediktinerinnen-Kloster Frauenwörth vom 21. 12. 1837 (Photokopie)

Schriftstücke des Ordinariats des Erzbisthums München und Freysing, verschiedener Regierungsbehörden und des Inselvikars an das Kloster und an den Beichtvater Joseph Rauchenbichler (1808 – 1839)

Reskripte der Regierung 1831 – 1838

Verzeichnüß. Was sich seit dem Jahre 1812. bis auf das Jahr 1836. im Stiefte FrauenChiemsee an Merckwirdigkeiten zugetragen hat (Aufzeichnung der Chorfrau Theresia Klemm OSB vom 13. 7. 1848)

Chronik oder Tagebuch des Benedictinerinen-Klosters Frauenchiemsee. Von dessen Wiederherstellung im Jahre 1836 – angefangen (bis 31. 12. 1855)

II. Buch. Chronik oder Tage-Buch des Benedictininen-Klosters Frauen-Chiemsee. Vom Jahre 1856 bis (14. 11. 1866)

II. Literatur

anonym: „Joseph Rauchenbichler und das wiedererrichtete Kloster Frauenchiemsee. Skizze aus Rauchenbichlers Nachlaß und der Hauschronik" = Kloster Frauenwörth im Chiemsee. Festschrift zur Feier der seligen Irmengard, hrsg. v. P. Laurentius Steger OSB, Spiritual in Frauenwörth, München (1929)

Bauerreiss, Romuald: „Kirchengeschichte Bayerns" 7. Bd. 1600 – 1803 Augsburg 1970

Doll, Johann: „Frauenwörth im Chiemsee. Eine Studie zur Geschichte des Benediktinerordens"
München 1912

Geiß, Ernest: „Geschichte des Benedictiner-Nonnenklosters Frauen-Chiemsee. Aus Urkunden angefertigt"
München 1850

Hausberger, Karl – Hubensteiner, Benno: „Bayerische Kirchengeschichte"
(München 1985)

Kren, Gerda Th.: „Die Säkularisation der Chiemseeklöster"
Diss. München 1965 (Illustr. Masch.-Ms., Archiv der Abtei)
als Sonderdruck erschienen aus „Das bayerische Inn-Oberland. Zeitschrift des Historischen Vereins Rosenheim und Umgebung", 34. Jgg./1966
(Stadtarchiv Rosenheim)

Schrott, Ludwig: „Herrscher Bayerns. Vom ersten Herzog bis zum letzten König"
München (1977)

Schwaiger, Georg: „Zur Geschichte der bayerischen Frauenklöster nach der Säkularisation"
= Münchener Theologische Zeitschrift,
Jgg. 14/1963, S. 60 – 75

Sepp, (Johann-Nepomuk): „Ludwig Augustus" – König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste"
Schaffhausen 1869

Veith, M. Domitilla: „Zur Schulgeschichte des Inselklosters"
= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, hrsg. von der Bayerischen Benediktinerakademie. Der ganzen Reihe Band 85, Jg. 1974, Heft III – IV, S. 571 – 586

„Wittelsbach und Bayern. III/1 – Krone und Verfassung. König Max I. Joseph und der neue Staat. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1799 – 1825"
(München 1980)

darin:

Weis, Eberhard: „Das neue Bayern – Max I. Joseph, Montgelas und die Entstehung und Ausgestaltung des Königsreiches 1799 bis 1825" (S. 49 – 64)

Schwaiger, Georg: „Die kirchlich-religiöse Entwicklung in Bayern zwischen Aufklärung und katholischer Erneuerung (S. 121 – 145)

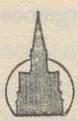
STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINER-ORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1986
DER GANZEN REIHE BAND 97

HEFT III/IV





1986
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e.V.
Sitz München

Hauptschriftleitung und Administration
P. Aegidius Kolb OSB
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postfach 1140
Redaktion Österreich: P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, A-3511 Stift Göttweig
Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, CH-8840 Stift Einsiedeln
Herstellung: Druckerei Jugendwerk Birkeneck, 8055 Hallbergmoos

In Kommission:
E O S Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917
ISSN 0303 - 4224

Inhaltsverzeichnis

KONRAD F. KIENESBERGER OSB, KREMSMÜNSTER
P. Johannes Nepomuk Weylgoune OSB (1708–1760)
und sein literarisch-künstlerisches Wirken im Spätbarock 283

ODO LANG OSB, EINSIEDELN
Psalmenfrömmigkeit und Feier des Paschamysteriums
in der Psalmodie des Monastischen Stundenbuches 381

HERMANN FISCHER und THEODOR WOHNHAAS, ERLANGEN
Analecta zum oberschwäbischen Orgelbau 413

WILHELM BAUM, KLAGENFURT
Johannes Kecks Traktat über Klosterleben und Eremitentum
für den Einsiedler Hans Frankenfurter im Halltal (1447) 444

PETER DINZELBACHER, STUTTGART
Die Offenbarungen der hl. Elisabeth von Schönau:
Bildwelt, Erlebnisweise und Zeittypisches 462

THEODOR ROLLE, AUGSBURG
Religionsunterricht im Dritten Reich 483

Chronik des Ordens
Vitalis Altthaler OSB – 58. Abt in Ottobeuren 487
Gedenktag für König Ludwig I. 489

AEGIDIUS KOLB OSB, OTTOBEUREN
St. Benedikt in Sandau 490

P. LUKAS SCHENKER OSB, MARIASTEIN
Eine neue Bibliothek und alte Bücher 493

MARTIN ANGERER OSB, MARIENBERG
Marienberg in Südtirol hat seit 800 Jahren die Seelsorge in Burgeis inne 495

MAURITIUS FÜRST OSB, MARIASTEIN
Zum 85. Geburtstag von P. Dr. Iso Müller, Disentis 499

In memoriam 501
Benno Hubensteiner – Georg Stadtmüller – Prof. Hermann Tüchle
Erzabt Dr. Ursmar Engelmann OSB, Beuron

Literarische Umschau 509

P. Johannes Nepomuk Weylgoune OSB (1708-1760) und sein literarisch-künstlerisches Wirken im Spätbarock.

Ein Beitrag zur Geschichte des Stiftstheaters in Kremsmünster

Von Konrad F. Kienesberger OSB, Kremsmünster

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 285

I. Weylgounes Herkunft und Bildungsweg 286

II. Weylgounes große Akademierede 291

1. Zur Gründung der Ritterakademie in Kremsmünster 293
2. Aufbau und sprachliche Gestaltung der Rede 298
3. Inhalt der Rede 305

III. Weylgounes dramatische Werke 314

1. Beschreibung der Textbücher und Periochen 315
2. Stoffe und Motive, Struktur und Gehalt der Stücke 318
3. Inszenierung, Schauspieler und Musiker 349
4. Zur Charakteristik von Weylgounes Dramenkunst 357

IV. Weylgounes letzte Seelsorgstätigkeit – die Fischerkanzel von Fischlham 364

V. Zusammenfassung und Schluß 369

Abbildungen 372

Einleitung

Zu den wichtigsten Repräsentanten des Barocktheaters in Kremsmünster, die als Konventualen des Stiftes Rang und Ansehen verdienen, gehört nach P. Simon Rettenpacher (1634-1706)[1] *ohne Zweifel P. Johannes Nepomuk Weylgoune, der trotz seines relativ frühen Ablebens ein beachtliches künstlerisches Werk hinterlassen hat.*[2] *Als Rhetoriklehrer mit dem poetologischen Rüstzeug des humanistisch Gebildeten gut vertraut, schuf er aber nicht nur zeitgeschichtlich interessante* Bühnenstücke, *sondern entwarf später als verständnisvoller Seelenhirt einer bescheidenen Landgemeinde auch eine* Schiffskanzel, *deren symbolreiche barocke Ausgestaltung den Betrachter noch heute stark beeindruckt. – Wie viele andere Vertreter aus Wissenschaft und Kunst entstammte auch Weylgoune jenem fruchtbaren deutschböhmischen Kulturraum, der nicht nur Kremsmünster, sondern Staat und Kirche in Österreich ganz allgemein im Laufe der Geschichte immer wieder äußerst wertvolle und geistig regsame Persönlichkeiten schenkte.*[3] *– In der folgenden Arbeit soll ein erster Versuch unternommen werden, das* Gesamtschaffen *dieses österreichischen Benediktiners aus der Zeit des Spätbarock entsprechend zu würdigen. Manches in der knappen Darstellung kann dabei nur skizzenhaft umrissen werden und muß weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.*

---

1) Zu P. Simon Rettenpacher OSB vgl. u.a. Anton Weis, Simon Rettenbacher, Leipzig 1889; Tassilo Lehner, Simon Rettenbacher. Ein Erzieher und Lehrer des deutschen Volkes, Wien-Leipzig 1905; Gotthard Übleis, P. Simon Rettenbacher, Benediktiner von Kremsmünster 1634–1706. Phil. Diss. Wien 1922 [Masch.]; Sigmund W. Tönig, Das Schul-Theater zu Kremsmünster. Phil. Diss. Wien 1932 [Masch.], S. 30–57 u. 157–164; M. Schuster, Simon Rettenbacher und seine Beziehungen zur Antike. In: Zeitschrift für deutsche Geschichte 3 (1937), S. 113–133; Richard Newald, Deutsche Gedichte Simon Rettenbachers (= Schriften zur deutschen Literatur, Bd. 14), Augsburg 1930; ders., P. Simon Rettenpachers poetisches Tagebuch. In: Festschrift zum 400jährigen Bestande des öffentlichen Ober-Gymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster, hg. v. Kremsmünsterer-Verein, Wels 1949, S. 67–76; ders., Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570–1750 (= Helmut de Boor – Richard Newald, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 5), München 1951, S. 428–435 u. ö.; Hildegard Pfanner, Das dramatische Werk Simon Rettenpachers (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 2), Phil. Diss. Innsbruck 1954; August (P. Leonhard) Klinglmair, Die Satiren P. Simon Rettenpachers. Phil. Diss. Graz 1967 [Masch.]; Altman Kellner, Musikgeschichte des Stiftes Kremsmünster, Kassel-Basel 1956, S. 248–259 u. ö.; ders., Profeßbuch des Stiftes Kremsmünster, Klagenfurt (1968; Nachtrag 1977), S. 236–239; Albert Sturm, Theatergeschichte Oberösterreichs im 16. und 17. Jahrhundert (= Österr. Akademie d. Wissenschaften, Kommission f. Theatergeschichte Österreichs, Bd. 1: Oberösterreich, Heft 1), Wien 1964, S. 118–128; Johann P. Benno Wintersteller, Simon Rettenpacher – „Teutsche Reim-Gedichte", Phil. Diss. Salzburg 1973 [Masch.]; ders., Beiträge zur Erschließung der deutschen

I. Weylgounes Herkunft und Bildungsweg

P. Johannes Nep. Weylgoune wurde am 14. März 1708 zu (Deutsch-) Beneschau im Kreis Kaplitz an der Schwarzau (heute Benešov nad Černou) als Sohn einer angesehenen und alteingesessenen Familie geboren und noch am selben Tag in der dortigen Pfarrkirche getauft.[4] Die Patenschaft des Kindes übernahmen Blasius Sigesch, Bürger und Wagner zu Beneschau, sowie dessen Gattin Maria. Der Vater, Valentin Weylgoune (Walguny), kam am 12. Februar 1660 im gleichen südböhmischen Markt zur Welt und wird in den Taufmatriken stets als „Bürger und Schneider" bezeichnet. Auch der Großvater väterlicherseits, Longin Weyl-

---

Lyrik Simon Rettenpachers, in: 118. Jahresber. d. öffentl. Gymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster, Wels 1975, S. 7–57; ders., Simon Rettenpacher und die deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts. Die Sprache der „Teutschen Reim-Gedichte" auf dem Hintergrund des oberdeutschen Literaturprogramms, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige [= StMBO], 88 (1977), S. 146–187; ders., Lateinisch-deutsche Zweisprachigkeit im katholischen Kulturraum. Dargestellt am Beispiel Simon Rettenpachers, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte [= ZBLG], Bd. 47, Heft 1 („Oberdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock", Symposion 1982 in Irrsee), München 1984, S. 241–253; Heiner Boberski, Das Theater der Benediktiner an der alten Universität Salzburg (1617–1778) (= Österr. Akademie d. Wissenschaften, Kommission f. Theatergeschichte Österreichs, Bd. 6: Salzburg, Heft 1), Wien 1978, S. 162–164 u. 206 f.

2) Das kritische Schrifttum zum Bühnenschaffen P. Johannes Nep. Weylgounes existiert praktisch nur in *Ansätzen*. Eine erste literarische Würdigung erfährt er bei Tönig (Anm. 1), S. 62–66; Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 341–347 u. 413, sowie bei Fritz Fuhrich, Theatergeschichte Oberösterreichs im 18. Jahrhundert (= Österr. Akademie d. Wissenschaften, Kommission f. Theatergeschichte Österreichs, Bd. 1: Oberösterreich, Heft 2), Wien 1968, S. 127 f. u. 306 f.

3) Vgl. dazu in neuerer Zeit u.a. bes. Eduard Eisenmeier, Böhmerwald-Bibliographie. Veröffentlichungen bis 1900, hg. v. heimatkundlichen Verein für Südböhmen, München 1977; Heribert Sturm (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder, 3 Bde., München-Wien 1979 ff.; Alfred Zerlik, Sudetendeutsche in Oberösterreich, Linz/D. 1981.

4) Röm.-kath. Pfarramt Beneschau (Benešov nad Černou), gemeinsame Matrik (= Tauf-, Hochzeits- und Sterbematrik), Band aus den Jahren 1703–1763, S. 43, und Band aus den Jahren 1674–1703, S. 309. Diese bzw. die folgenden Auskünfte zur Genealogie der Familie Weylgoune, der der Kremsmünsterer Benediktiner gleichen Namens entstammte, verdanke ich dem Staatsarchiv Třeboň/Wittingau/ČSSR (Brief vom 7. 10. 1983) sowie Herrn Prof. Dr. Heinz Schöny, Wien (Schreiben vom 11. 1. 1984), und Herrn Univ.-Prof. Dr. Walter Dick, Tübingen (Mitteilung vom 21. 11. 1985). – Die Quellenlage zur Biographie P. Johannes Nep. Weylgounes ist leider auch im Stiftsarchiv Kremsmünster [abgekürzt: StAKr] recht dürftig: Neben Weylgounes Profeßurkunde (StAKr Urkundenreihe, Profeßzettel) finden sich hier spärliche Angaben zu seinen Personalien bei Heinrich Pichler, Venerabilis Coetus A. R. Rel: DD. Conventualium Cremifanensium Benedictinorum saeculo XVIII. sive ab anno 1701 sub RR. Perdoc: ac Ampliss: DD Abbatibus Ernberto, Honorio, Martino, Alexandro II., Alexandro III. ad sacram professionem admissorum. Pars 1. ma ab anno 1701 usque ad annum 1737 inclusivè (Hs., StAKr Ia/V/2), zu 1730; ferner die lateinisch geschriebene Rotel zum Ableben Weylgounes mit dem Kremsmünsterer Datum vom 3. 6. 1760 und signiert von Abt Berthold III. Vogl sowie von P. Prior Josef Fixlmillner im Namen des Konventes (StAKr Ja IV, Litterae Rotulares ab anno

goune (1636-1691), der sich 1655 mit Maria Grienberger vermählt hatte, übte in seinem Heimatort schon das Schneiderhandwerk aus. Valentin Weylgoune war ein Untertan des Grafen Buquoy[5] und heiratete am 29. Jänner 1692 Rosina Riedl, die am 2. Oktober 1672 als Tochter des Lederers Georg Riedl und seiner Ehefrau Sophie, geborene Sederl, ebenfalls in Beneschau das Licht der Welt erblickt hatte. Als Trauzeugen wirkten der damalige Primator Tobias Schöble sowie Georg Riehenschopf, Bürger und Schwarzfärber. Zu den Kindern aus dieser Ehe zählte neben dem späteren P. Johannes Nep. Weylgoune, Benediktiner von Kremsmünster, u.a. noch eine Tochter, Anna Maria, die am 3. Mai 1699 in Beneschau geboren

---

1760 usque ad annum 1762 inclusive), Nr. 61. – Vgl. auch Marian Pachmayr, Historico-Chronologica Series Abbatum et Religiosorum monasterii Cremifanensis [...] Pars I. Steyr 1777, S. 162; Constant v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (1750–1850), 60 Bde., Wien 1856/91, Bd. 54, S. 196 f. (fehlerhaft); Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 341; ders., Profeßbuch (Anm. 1), S. 285 f.; Fritz Huemer-Kreiner, 205. Todestag: P. Johann Nep. Weilgoune, Benediktiner des Stiftes Kremsmünster, Schriftsteller. In: Böhmerwäldler Heimatbrief, Jg. 1965, H. 5, S. 159 f. (fehlerhaft); Eisenmeier (Anm. 3), Nr. 1022. – Zusätzliche Information bieten auch Augustin Rauch, Die Pfarre Fischlham und das Schloß Pernau a.d. Traun. Eine Materaliensammlung für eine etwaige Geschichte von Fischlham, Fischlham 1906 [Hs.], S. 110 f., sowie Erwin Fischer, Fischlham und seine Geschichte, 4 Bde., Fischlham 1978 [Masch.], bes. Bd. 1, S. 92–95 u. ö. Für die Benutzung dieser beiden wertvollen Chroniken möchte ich den jeweiligen derzeitigen Betreuern, Herrn P. Dr. Gregor Humer OSB, Pfarrer in Steinerkirchen an der Traun und zugleich Pfarrprovisor in Fischlham, bzw. der Familie von Herrn Volksschuldirektor Oberschulrat Erwin Fischer, Fischlham, vielmals danken. – Der Name Weylgoune ist übrigens trotz seiner ungewohnten Schreibweise aus dem 18. Jahrhundert nicht fremder Herkunft, sondern geht wahrscheinlich auf den deutschen Personennamen Walkun zurück und läßt vermuten, daß die *Weylgoune, Weilgoune, Walgune, Walguni, Weilguni* und *Weilguny* – in dieser Form kommt der Name in Südböhmen häufig vor – aus dem im Jahre 1363 als Walkunslag zum erstenmal urkundlich erwähnten Dorf Walketschlag, Bezirk Kaplitz (Gerichtsbezirk Hohenfurth), abstammen. In Deutsch-Beneschau kommt der Name in der Liste der Ratsherren von 1716 bis 1945 fast ununterbrochen vor. – Vgl. Huemer-Kreiner (Anm. 4), S. 160; Josef Blau, Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald, Bd. 2: Familienkunde (= Beiträge zur Volkstumsforschung, hg. v. d. Bayerischen Landesstelle für Volkskunde in München, Bd. IX), Kallmünz/ Regensburg 1956, S. 129 u. 243 f.

5) Es handelt sich dabei wohl um Karl Cajetan de Longueval, (1703) Graf von Buquoy, geb. 25. 8. 1676, gest. 2. 9. 1750, k. k. Kämmerer, Wirkl. Geheimer Rat, Oberst-Landhofmeister des Königreiches Böhmen, Majoratsherr auf Gratzen, Rosenberg usw. Er vermählte sich am 6. 7. 1700 mit Philippine Elisabeth Gräfin Pálffy v. Erdödy (gest. 5. 11. 1732) und war der Großvater des bedeutenden böhmischen Philanthropen Johann Nep. Graf von Buquoy (1741–1803). Näheres bei Arno Duch in: Neue Deutsche Biographie [= NDB], 2. Bd., 2. Aufl. (Berlin 1971), S. 712; Sturm (Anm. 3), Bd. 1, S. 169. Für weitere Auskünfte zur Geschichte ihrer Familie sei auch Frau Oberstudienrat Margarete Gräfin Buquoy, Feldkirchen-Westerham (Bayern), bestens gedankt. – Zur historischen Entwicklung der Gemeindeverwaltung des Marktes Beneschau, der am 28. 6. 1881 von Kaiser Franz Josef I. zur Stadt erhoben wurde und den Namen Deutsch-Beneschau erhielt, vgl. u. a. Fritz Huemer-Kreiner, Aus der Geschichte der Stadt Deutsch-Beneschau. Die Richter, Primatoren, Vorsteher und Bürgermeister, in: Glaube und Heimat 9 (1957), S. 178 u. 222.

wurde und sich am 4. Februar 1725 mit Ferdinand Wimmer verehelichte. Als Valentin Weylgoune am 13. Mai 1720 starb, war sein Sohn Josef – diesen Namen hatte das Kind in der Taufe erhalten[6] – gerade zwölf Jahre alt. Vermutlich war der Tod des Vaters Ursache und Anlaß, daß sich ein Vetter um das weitere Lebensschicksal der jungen Halbwaise annahm. So kam Josef Weylgoune zum Studium nach Salzburg[7] und wohnte hier im Hause seines Verwandten cand. iur. Johann Franz Hunger[8], der Hofrat und Hofkammerprokurator des damaligen Salzburger Erzbischofs Franz Anton Fürst von Harrach[9] war. Obwohl Weylgounes Name in

---

6) Die Eintragung in die Taufmatrik (Anm. 4), Bd. 1703–1763, S. 43, lautet wie folgt: „Beneschau; den 14. Martii 1708 ist getauft worden Joseph, der Vater Valentin Weylgune, Bürger und Schneider allhier, die Mutter Rosina, Paten: Blasius Sigesch, Bürger und Wagner allhier samt seinem Weib Maria; legitimus" (der Name des Täuflings, Joseph, ist im Original unterstrichen). – Pachmayr (Anm. 4), S. 698, ist sich über Weylgounes Taufnamen nicht ganz im klaren, wenn er diesbezüglich schreibt: „[...] alias aut *Ferdinandus*, aut *Franciscus Josephus*"; ungenau auch Wurzbach (Anm. 4), Bd. 54, S. 196, und Huemer-Kreiner (Anm. 4), S. 160.

7) Ob Weylgoune, wie Huemer-Kreiner (Anm. 4), S. 160, annimmt, noch das Jesuitengymnasium in Krummau absolvierte oder wie viele Klassen davon, bevor er zur zusätzlichen Ausbildung in die Salzachmetropole zog, läßt sich aufgrund fehlender Dokumentation derzeit nicht mit Sicherheit sagen.

8) Cand. iur. Johann Franz Hunger (1675–1733) stammte ebenfalls aus Böhmen, studierte Jus und trat bereits 1705, im Alter von 30 Jahren, offensichtlich ohne Studienabschluß, als Sekretär in den Dienst des Salzburger Bischof-Koadjutors und späteren Erzbischofs Franz Anton Fürst von Harrach. Seiner Ehe mit Maria Ernestine geb. Grienauerin entsprossen sieben Kinder, die zwischen 1707 und 1716 geboren wurden, von denen aber schon vier bald nach ihrer Geburt starben. Hunger wurde am 1. 6. 1709 Hofrat (Salzburger Landesarchiv [= SLA], Hofrat-Catenichl 1709 fol. 167), am 19. 10. 1712 Hofkammerprokurator (SLA, Frank-Institutionen Nr. 15). Im „Hochfürstlich-Saltzburgischen Kirchen- und Hof-Kalender Sambt beygefügten Schematismo" von Johann Georg Schnürer scheint er 1724, 1725 und 1733 sowohl unter dem hochfürstlich-salzburgischen Geheimen Rat als „Herr Johann Frantz Hunger Cammer-Procurator etc.", als auch unter den Räten der hochfürstlichen hochlöbl. Hofkammer auf. In einer 1725 positiv behandelten Supplik ersuchte er um Nachlaß einer Abgabe und wies dabei u. a. darauf hin, daß seine Heimat Böhmen sei und er schon 20 Jahre im Dienst des Salzburger Erzbischofs stehe (SLA, Hofkammer, Generaleinnehmerhofzahlamt 1725 3 P). Hunger starb am 7. 9. 1733 und wurde auf dem Friedhof von St. Peter begraben. Die Witwe erhielt ab 1. 3. 1734 als Pension monatlich 20 Gulden 9 Kreuzer, starb am 13. 10. 1737 im Alter von 68 Jahren und wurde gleichfalls in Salzburg/St. Peter beerdigt. Von den überlebenden Kindern waren die Söhne Franz Josef (geb. am 2. 12. 1707) und Johann Josef Anton (geb. am 3. 6. 1713) 1722 als Rudimentisten an der Salzburger Universität immatrikuliert. Vgl. Virgil Redlich (Hg.), Die Matrikel der Universität Salzburg 1639–1810, Bd. 1 (= Salzburger Abhandlungen u. Texte aus Wissenschaft u. Kunst, Bd. V), Salzburg 1933, S. 375. – Eine am 12. 2. 1707 geborene Tochter Hungers, Josefa Maria Elisabeth Rosa, war zweimal verheiratet (SLA, Frank-Beamtenkartei) und wurde nach ihrem Tod (31. 10. 1764) auch in St. Peter beigesetzt. – Bezüglich der Mitteilungen über Johann Franz Hunger (Brief vom 22. 11. 1982) schulde ich Frau Dr. Friederike Zaisberger, Direktor des Salzburger Landesarchivs, aufrichtigen Dank.

9) Näheres über den Salzburger Fürsterzbischof Franz Anton Graf Harrach (1665–1727; Bischof von Wien seit 1702, Erzbischof von Salzburg seit 1709) u. a. bei Wurzbach (Anm. 4), Bd. 7, S. 374; NDB, Bd. 7, S. 698; R. Spatzenegger, Solenner Eintzug

der Salzburger Universitätsmatrikel nicht aufscheint[10], gilt es dennoch als sicher, daß er nach Abschluß der Humaniora in der alten Salzachstadt auch Philosophie studierte. Sein einflußreicher Gönner hatte für ihn beim Fürsterzbischof, der dem glänzend begabten jungen Mann persönlich zugetan war, bereits eine aussichtsreiche Lebensstellung erwirkt[11], als sich dieser entschloß, im Benediktinerstift Kremsmünster um Aufnahme in das Noviziat zu bitten. Bei seiner Einkleidung am 5. Oktober 1728 erhielt der hoffnungsvolle Kandidat, wie es seiner böhmischen Herkunft, aber auch der gerade unter Fürsterzbischof Harrach in Salzburg besonders in Mode gekommenen Nepomuk-Verehrung entsprach[12], als erster Konventuale von Kremsmünster den Ordensnamen Johannes Nepomuk.[13] Am 28. Oktober 1730, dem Fest der Apostel Simon und Judas, legte Weylgoune unter

---

und Huldigungs Act Seiner Hochfurstl. gnad Francisci Antonii deß Heil. Röm. Reichs Fürsten und Ertzbischoffen zu Saltzburg etc. Fürsten von Harrach und Rorrau etc. etc. den 27. Mai Ao. 1709, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde [= MGSL] 15 (1875), S. 209–215; ders., Conduct, ebda., S. 215 f.; Hans Widmann, Geschichte Salzburgs (= Allgemeine Staatengeschichte, hg. v. K. Lamprecht, 3. Abt.: Deutsche Landesgeschichten, hg. v. Armin Tille, 9. Werk), 3. Bd. (Gotha 1914), S. 345 f.; bes. Franz Martin, Salzburgs Fürsten in der Barockzeit (1587–1812), 3., durchges. Aufl., Salzburg 1966, S. 164–176; ders. (Hg.), Insignia principum Salisburgensium ab anno MCDLXXXXV usque ad annum MDCCCV. Die Wappen der Regenten von Salzburg 1495 bis 1805, Wien-Zell am See-St. Gallen 1948, S. 26 f.; Ernst Hintermaier, Die Salzburger Hofkapelle von 1700 bis 1806. Organisation und Personal. Phil. Diss. Salzburg 1972 [Masch.], S. VI u. ö.

10) Nach Redlich (Anm. 8), Einleitung, S. XIV, wurden von den Universitätsstudenten „viele nicht eingetragen, die nachweisbar in Salzburg studiert haben." Zu diesen nicht immatrikulierten Hörern der Salzburger *Alma mater* dürfte damals auch Weylgoune gehört haben. – Vgl. auch Hans Wagner, Die Studenten an der alten Universität, in: Universität Salzburg 1622–1962–1972. Festschrift, hg. v. Akadem. Senat d. Univ. Salzburg, Salzburg 1972, S. 67–84 u. 89–91, hier S. 67–70. u. a.

11) Pichler (Anm. 4). Vgl. auch Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 341.

12) Genaueres dazu bes. bei Adolf Hahnl, Die Verehrung des hl. Johannes von Nepomuk in der Salzburger Erzdiözese im 18. Jahrhundert, in: 250 Jahre Hl. Johannes von Nepumuk. Katalog der IV. Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg, Mai bis Oktober 1979, hg. v. Johannes Neuhardt, Salzburg 1979, S. 90–109, bes. S. 91 f., 101, 103 f., 107.

13) Rotel (Anm. 4); Sebastian Mayrlechner, Tagebuch über die Jahre 1723–1732, Hs. (StAKr Ia/II/2), Eintragung zum Dienstag, 5. 10. 1728. – Vgl. auch Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 581. – Nach Weylgoune folgten bis heute noch zwei weitere Benediktiner von Kremsmünster, die diesen Ordensnamen erhielten: P. Johannes Nep. Graf Lodron (1740–1806) und P. Johannes Nep. Keil (1786–1866). Über sie vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 334 bzw. S. 388 f.

14) Abt Alexander II. Strasser wurde 1656 in Kremsmünster geboren; Studium in Kremsmünster und Salzburg, 1684 Primiz. Anschließend war Strasser bis 1692 Lehrer am Stiftsgymnasium, 1698–1704 Prior; hierauf, bis zu seiner Wahl zum Abt 1709, Pfarrer in Pettenbach. Abt Alexander II. war ein ausgezeichneter Wirtschafter, der u. a. die Barockisierung der Stiftskirche 1712 vollendete. Mit Strenge war er auch auf die klösterliche Disziplin bedacht, doch vertraute er deren Überwachung krankheitshalber zumeist dem damaligen Prior Sebastian Mayrlechner an und ließ sich von diesem, selbst an Hochfesten, im Chor, beim Altar und bei Tisch vertreten. Näheres über ihn bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 272 f.

Abt Alexander II. Strasser (1709-1731)[14] die Profeß ab[15], begab sich anschließend aber wieder nach Salzburg, um das Theologiestudium zu absolvieren. Nach seiner Primiz, die er zu Allerheiligen 1735 feiern konnte, wirkte der junge Benediktiner als Kooperator in Thalheim bei Wels und bald darauf, 1736/37, in gleicher Funktion in Pettenbach.[16] – Im November 1737, mit Beginn des neuen Schuljahres, wurde P. Johannes wieder in das Kloster zurückberufen, um an der Kremsmünsterer Lateinschule vorerst principia und rudimenta zu lehren, später auch Grammatik und Syntax.[17] Als P. Agapitus Moser OSB[18], damals Professor der Poesie und Rhetorik und zugleich Gymnasialpräfekt, 1741 als Pfarrer nach Neuhofen an der Krems kam, übernahm Weylgoune dessen Aufgaben im Stift. Neben seiner Lehr- und Präfektentätigkeit hielt P. Johannes an Sonn- und Feiertagen eine Reihe von Jahren hindurch auch die Studentenpredigten.[19] – Einer von Weylgounes aufmerksamsten Schülern in der Rhetorikklasse war damals Johann Nepo-

---

15) Profeßurkunde (Anm. 4); Mayrlechner (Anm. 13), Tagebucheintragung zum Samstag, 28. 10. 1730. – P. Sebastian Mayrlechner OSB (1686–1759), der als Prior auch bei Weylgounes Profeß den Abt vertrat, stammte aus Wels und absolvierte das Gymnasium sowie einen Teil seiner philosophisch-theologischen Ausbildung an der Benediktineruniversität Salzburg, später studierte er auch bei den Jesuiten in Graz. Primiz am 1. 1. 1712; danach Seelsorgstätigkeit. 1715–1717 Lehrer der Grammatik und Rhetorik in Kremsmünster; 1717–1721 Professor für Philosophie in Salzburg. Hierauf war Mayrlechner Novizenmeister in Kremsmünster, von 1723 bis 1732 Prior, von 1732 bis zu seinem Tod Pfarrer in Viechtwang. Sebastian Mayrlechner galt als bedeutender Gelehrter, der in seinen philosophischen Vorlesungen und Werken die aristotelische und platonische Philosophie zu verschmelzen versuchte. Als kunstsinniger Pfarrer sorgte er auch für die prächtige Inneneinrichtung in der Pfarrkirche zu Viechtwang im Almtal. – Über Mayrlechner vgl. u. a. Pichler (Anm. 4), zu 1703; Pachmayr (Anm. 4), S. 624–626; Besange (Anm. 4), S. 160; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 17, S. 194 f., und Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 267.

16) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 285.

17) Pachmayr (Anm. 4), S. 698.

18) P. Agapitus Moser OSB (1698–1751) war aus Triftern in Bayern gebürtig. Ordensprofeß am 18. 10. 1723; Studien in Salzburg, Primiz am 21. 11. 1728. 1728–1733 Grammatiklehrer am Stiftsgymnasium; 1733 Kooperator in Thalheim bei Wels. Im gleichen Jahr wurde Moser als Professor der Poesie an die Universität Salzburg berufen, wo er bis 1736 lehrte, nach dem Urteil P. Heinrich Pichlers ([Anm. 4], zu 1723) „certe Laurea semper dignus poeta"; nach P. Marian Pachmayr (Anm. 4), S. 690, „in arte poetica laurus, in rhetoricis exercitiis consulatus". Von Oktober 1736 bis 1739 übernahm Moser die Pfarre Fischlham bei Lambach. 1739–1741 wirkte er als Gymnasialpräfekt und Professor der Poesie und Rhetorik sowie als Leiter des Stiftstheaters wieder in Kremsmünster; 1741–1751 Pfarrer in Neuhofen an der Krems. – Moser starb frühzeitig an den Folgen eines von scheuenden Pferden verursachten Unfalls. Von den Theaterstücken, die er während seiner späteren Kremsmünsterer Jahre schrieb und aufführte, ist offenbar nichts mehr erhalten. Nur aus seiner ersten Zeit in Kremsmünster und der dreijährigen Lehrtätigkeit in Salzburg sind uns die Titel einiger seiner Dramen überliefert. – Über Agapit Moser vgl. außer Pichler (Anm. 4), zu 1723, und Pachmayr (Anm. 4), S. 690, bes. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 281; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 340 f., und Boberski (Anm. 1), S. 206 sowie Anhang, Nr. [443], [448] u. [460].

19) Vgl. Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 341.

muk Graser, der später berühmte P. Rudolf Graser OSB (1728-1787)[20], der als Bahnbrecher für die Erneuerung der katholischen Homiletik gilt. Verehrung und Liebe zu seinem vortrefflichen Lehrer dürften diesen auch bewogen haben, schon mit 16 Jahren in das Stift Kremsmünster einzutreten. In seinem Werk „Vollständige Lehrart zu predigen oder wahre Beredsamkeit der christlichen Kanzel nach Vorschrift der berühmtesten Redner Frankreichs und Deutschlands in gründlichen Regeln verfaßt [...]", das erstmals 1766 in Salzburg, zwei Jahre später, 1768, in Augsburg herauskam, weist Graser in der „Vorrede" mit Dankbarkeit auf die wertvollen Ratschläge seines ehemaligen Rhetoriklehrers hin.

II. Weylgounes große Akademierede

Eine besondere Glanzleistung des jungen Rhetorikprofessors war die lateinische Festrede, die er 1744 im Auftrag des Abtes Alexander III. Fixlmillner (1731-1759)[21], ohne viel Zeit zur Vorbereitung zu haben, für die feierliche Eröffnung der unter Maria Theresia errichteten Ritterakademie in Kremsmünster ver-

20) P. Rudolf Graser (eigentl. von Grasern) stammte aus Linz/D. und war einer der drei Söhne des Rochus von Grasern, eines Hauptmanns im Dragoner-Regiment des Prinzen Eugen. Er begann das Studium im Benediktinerstift Garsten und setzte es mit der Rhetorik in Kremsmünster fort. Theologie hörte er in Salzburg; Priesterweihe 1752. Nach anfänglicher Seelsorgstätigkeit wirkte von Grasern 1758–1760 als Professor der Poesie in Kremsmünster. Er bemühte sich besonders um die Pflege der deutschen Muttersprache und arbeitete mit dem gleichgesinnten Melker Benediktiner P. Placidus Amon sowie mit dem Herrn von Scheib, Sekretär der niederösterreichischen Landstände, zusammen. Ab 1751 trat er sogar mit *Johann Chr. Gottsched* in Verbindung. 1760/61 weilte er zum Studium der französischen Sprache in Paris. Seine zahlreichen homiletischen Werke fanden allgemeine Anerkennung. – Näheres bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 312–314; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 421; Rauch (Anm. 4), S. 113–118; Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 96 f.

21) Fixlmillner, mit dem Taufnamen Benedikt Franz, wurde am 24. 9. 1686 als Sohn eines Pflegers auf Schloß Hehenberg in der Pfarre Pfarrkirchen bei Bad Hall (OÖ.) geboren. Nach Abschluß des Gymnasiums in Linz/D. trat er in das Stift Kremsmünster ein und erhielt den Ordensnamen Alexander. Philosophie- und Theologiestudium in Salzburg; September 1714 Priesterweihe in Passau. Bis 1721 Konventuale und Aushilfspriester; 1721–1723 Küchenmeister; 1723–1731 Subprior und Novizenmeister, 1730–1731 Kustos der Stiftskirche; am 8. 11. 1731 zum Abt gewählt, am 16. 12. 1731 in Passau benediziert. Fixlmillner war ein bescheidener, tiefgläubiger Mann, voll Eifer für die Klosterzucht, ein Vater der Armen; dazu ein bedeutender Förderer von Kunst und Wissenschaft; er starb am 21. 1. 1759. Ehrungen wies er nach Möglichkeit zurück; er ließ sich auch nie porträtieren. Alexander III. Fixlmillner war Assistent der Salzburger Benediktineruniversität; 1732 wurde er Kaiserlicher Rat, 1745 Wirklicher Geheimer Rat des Kaisers. Zwei seiner Neffen wirkten ebenfalls in Kremsmünster, P. Josef Fixlmillner OSB (1716–1785) und der berühmte P. Placidus Fixlmillner OSB (1721–1791). – Genaueres über Abt Alexander III. bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 287–289; Theodorich Hagn, Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Ein Beitrag zur Literar- und Kulturgeschichte Oesterreichs, Linz 1848, S. 63–66; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 4, S. 260 f.

faßte.[22] Nachdem das prachtvoll ausgestattete Diplom, von der Monarchin am 17. September 1744 unterzeichnet, im angesehenen Tassilostift an der Krems angelangt war, wurde die Nachricht von der Gründung einer Akademie sogleich durch eine gedruckte Ankündigung öffentlich bekanntgegeben. Gleichzeitig begannen auch die Vorlesungen. Am 9. Februar 1745 erfolgte die Promulgationsfeier. Nach dem Festgottesdienst in der Studentenkapelle wurde zuerst unter dem Vorsitz des Abtes in Gegenwart der Professoren und Studenten die offizielle Gründungsurkunde, die auf einem reichverzierten Kissen vor dem Bild der Kaiserin lag, verlesen und anschließend die von P. Johannes verfaßte Prunkrede von Johann Nepomuk Ritter von Hack als dem ersten hier angekommenen Hörer der Akademie geziemend vorgetragen.[23] Die Rede wurde noch im gleichen Jahr in Linz gedruckt und trug den Titel: „Oratio in Laudem Litterarum, dum Academia Cremifanensis, ab *Augustissima, ac Potentissima* Hungariae, & Bohemiae, Regina, Archi-Duce Austriae Maria Theresia publico diplomate *Clementissimè donata* coram Ejusdem Regiae Majestatis Effigie, Praeside Excellentissimo, ac Reverendissimo D.D. Alexandro Monasterii Cremif. super. Austr. Abbate; Regiae Majestatis Consiliario Intimo actuali &c. Nec non *Praesente Venerabili Conventu* in Sacello Academico solenniter promulgaretur, dicente Perillustri, ac Generoso D. Joanne Nepomuceno S. R. I. Equite ab Hackh J. V. in eadem Academia Auditore." Lincii, Typis Joannis Michaëlis Feichtinger 1745. 4°, 18 S. (Abb. 1).[24]

---

22) Pachmayr (Anm. 4), S. 698 f. – Vgl. auch Rauch (Anm. 4), S. 110.

23) Vgl. Hagn (Anm. 21), S. 146. – Der Ritterschüler Johann Nepomuk Josef von Hack zu Lerchenreuth entstammte einem alten brandenburgischen Adelsgeschlecht, das um 1550 nach Österreich eingewandert war. Er absolvierte von 1737 bis 1742 die vier oberen Gymnasialklassen sowie das Lyzeum in Kremsmünster, studierte dann 1744–1745 zwei Jahre Jus an der Ritterakademie und inskribierte anschließend an der Universität Salzburg. 1749 vermählte er sich mit Maria Aloisia von Pocksteiner († 1799), wurde Herr von Lerchenreuth bei Aussee und starb im Alter von 78 Jahren als oberösterreichischer Landrat am 29. 7. 1801 in Gmunden. – Sein Sohn Ludwig Anton Bartholomäus Josef Franz von Hack zu Lerchenreuth, am 24. 8. 1756 in der Stadtpfarre Wels getauft, war ebenfalls zwei Jahre zum Jusstudium an der Kremsmünsterer Akademie. Er heiratete 1794 Josefa von Gapp, wurde Raitoffizier bei der k. k. Kameralbuchhaltung in Linz und starb hier am 2. 9. 1806. – Ein weiterer Sohn, Johann Baptist Anton Georg Franz de Paula Leo von Hack zu Lerchenreuth, wurde am 27. 6. 1757 in der Stadtpfarre Wels getauft, erhielt am 25. 4. 1767 ein ständisches Stipendium und besuchte später – wie sein Vater und sein Bruder – gleichfalls die Ritterakademie zu Kremsmünster, die er 1777 als Absolvent verließ. Danach wirkte er als k. k. Kanzlist beim Salzoberamt in Gmunden, wo er auch am 21. 1. 1816 starb. Mit seinem Tod scheint die Linie im Mannesstamm erloschen zu sein. – Vgl. dazu Bernhard Pösinger, die Ritterschüler von Kremsmünster und ihre Porträts. Stiftsbibliothek Kremsmünster [Masch.], S. 34 (Nr. 4), 77 (Nr. 153) u. 91 (Nr. 195).

24) StAKr N/V/1, Fasz. V: 1751–1783. Vgl. auch Laurenz Doberschiz, Historia Academiae Cemifanensis, 18 Bde. (1770/99), 8°, Hs. in der Stiftsbibliothek Kremsmünster (Cod. Cremif. novus [= CCn] 338), Bd. 1, S. 1–3. – Das Original der Gründungsurkunde ist in der Stiftsbibliothek zur Besichtigung ausgestellt.

1. Zur Gründung der Ritterakademie in Kremsmünster

Der Plan, in Kremsmünster eine Adelsschule zu errichten, scheint in seinen Anfängen bereits mit einem verhinderten *Akademieprojekt* der Benediktiner in Wien unter Karl VI., dem Vater der Kaiserin Maria Theresia, in Zusammenhang zu stehen.[25] Zur Zeit Alexanders III. Fixlmillner und seiner Nachfolger erlebte Kremsmünster eine monastische Blüte.[26] Der Konvent umfaßte damals zeitweise über hundert Mitglieder, von denen einige als Professoren an der Salzburger Benediktineruniversität, andere am hauseigenen Lyzeum oder am angesehenen Stiftsgymnasium wirkten.[27] Der Großteil der Patres war jedoch in der Pfarrseelsorge des Klosters tätig. Vor allem die engen Beziehungen Fixlmillners zum Kaiserhof, dazu seine Stellung als Präses des obderennsischen Prälatenstandes[28] sowie seine intensiven geistigen Beziehungen zur *Alma Mater Salisburgensis*, an

25) Näheres darüber u. a. bei Ludwig Hammermayer, Die Forschungszentren der deutschen Benediktiner und ihre Vorhaben, in: Karl Hammer-Jürgen Voss (Hg.), Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation-Zielsetzung-Ergebnisse. 12. Deutsch-Französisches Historikerkolloquium des Deutschen Historischen Instituts Paris (= Pariser historische Studien, hg. v. Deutschen Historischen Institut in Paris, 13), Bonn 1976, S. 122–191 (mit zahlreichen Literaturangaben), bes. S. 127 ff. u. 155 ff.; Leonore Pühringer-Zwanowetz, Brückentortrakt, in: Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster. 1. Teil: Das Stift – Der Bau und seine Einrichtung (mit Ausnahme der Sammlungen), von Erika Doberer, P. Willibrord Neumüller OSB, P. Benedikt Pitschmann OSB, Leonore Pühringer-Zwanowetz u. a. (= Österr. Kunsttopographie, hg. v. Institut f. österr. Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes unter Leitung v. Eva Frodl-Kraft, Bd. XLIII), Wien 1977, S. 342 ff.; dies., Bemerkungen zur Sternwarte des Stiftes Kremsmünster. I. Das Projekt einer Sternwarte über dem Brückentor, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, hg. v. Institut f. österr. Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes Wien und v. Institut f. Kunstgeschichte der Univ. Wien, Bd. XXXII (Wien-Köln-Graz 1979), S. 135–172.

26) Zu Abt Alexander III. Fixlmillner vgl. Anm. 21. – Vgl. ferner u.a. auch Hagn (Anm. 21), S. 51 ff., 102 ff., 137 ff., 142 ff.; Hans Sturmberger, Studien zur Geschichte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts in Kremsmünster, in: Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung [= MIÖG] 53 (1939), S. 423–480, bes. S. 438 f.; Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 249–540; Benedikt Pitschmann, Die Geschichte des Stiftes Kremsmünster, in: R. W. Litschel (Hg.), Kremsmünster. 1200 Jahre Benediktinerstift, 3. Aufl., Linz/D. 1977, S. 83–107, hier S. 90–95; Alfons Mandorfer, Erziehung und Unterricht in Kremsmünster, in: Litschel (Hg.), Kremsmünster, S. 147–192, bes. 156–158; Sigmund Fellöcker, Geschichte der Sternwarte der Benediktiner-Abtei Kremsmünster, Linz/D. 1864, bes. S. 9–90; Ildefons Stegmann, Anselm Desing, Abt von Ensdorf (1699–1772). Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Bayern (= StMBO, 4. Ergänzungsheft), München 1929, S. 64–74; Jakob Krinzinger, Die Sternwarte – eine gebaute Idee, in: Litschel (Hg.), Kremsmünster, S. 259–287, hier S. 259–268; Pühringer-Zwanowetz, Bemerkungen (Anm. 25).

27) Genaueres darüber bei Hagn (Anm. 21), S. 104 u. 107; Sturmberger (Anm. 26), S. 430 ff.; Stegmann (Anm. 26), S. 51 f., 65 u. ö.

28) Vgl. Karl Eder, Das Land ob der Enns vor der Glaubensspaltung. Die kirchlichen, religiösen und politischen Verhältnisse in Österreich ob der Enns 1490–1525 (= Studien zur Reformationsgeschichte Oberösterreichs, hg. v. Karl Eder), 2 Bde., Linz/D. 1932/36, Bd. 1, S. 386, Bd. 2, S. 6; bes. Wendelin Hujber, Der Prälatenstand des Landes ob der Enns 1600–1620. Beiträge zu seiner und der Geschichte der Landschaft im Zeitalter der Gegenreformation, Phil. Diss Wien 1972 [Masch.], S. 8 ff., sowie Gerhard Putschögl, Die landständische Behördenorganisation in

der er selbst als Kleriker die philosophisch-theologische Ausbildung erhalten hatte[29], dürften diesen wohl angeregt haben, sein reich dotiertes Stift nicht nur durch rege Bautätigkeit zu äußerem Glanz zu führen, sondern es auch – wie etwa die benachbarten bayerischen Klöster[30] – zu einem Zentrum der Wissenschaft und Kunst zu machen. Dadurch sollte die alte Tassilogründung im Kremstal ihre für die Öffentlichkeit wichtige kulturtragende Bedeutung erneut unter Beweis stellen und der Herausforderung des immer stärker werdenden aufgeklärten Zeitgeistes mit geeigneten Mitteln entgegentreten können.[31] Dieses primäre Anliegen muß aber gleichzeitig in einem *größeren* Rahmen gesehen werden, denn alle derartigen Pläne und Aktivitäten einzelner Abteien und Stifte der alten Orden, besonders der Benediktiner und Augustiner-Chorherren, wie sie im Laufe des 18. Jahrhunderts auftauchten und z.T. bleibende Früchte trugen, waren auch schon

---

Österreich ob der Enns vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur österreichischen Rechtsgeschichte (= Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, hg. v. Oberösterr. Landesarchiv, Bd. 14), Linz/D. 1978, S. 31 ff. u. ö.

29) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 287.

30) Näheres u. a. bei M. Ziegelbauer – O. Legipont, Historia rei litterariae Ordinis Sancti Benedicti, 4 Bde., Augsburg 1754; August Lindner, Die Schriftsteller und die um die Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benediktiner-Ordens im heutigen Königreich Bayern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart, 2 Bde., Regensburg 1880 (Nachträge 1884); Eduard Katschthaler, Über Bernhard Pez und dessen Briefnachlaß, in: 39. Jahresber. d. k. k. Obergymnasiums Melk, Wien 1889, S. 5–106; J. A. Endres, Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, Stuttgart-Wien 1899; Laurentius Hanser, Deutsche und bayerische Benediktiner als Förderer gelehrter Gesellschaften 1750–1850 (= 1. Jahresber. d. Bayerischen Benediktiner-Akademie 1921/22), Scheyern 1923; Josef Hemmerle, Wessobrunn und seine geistige Stellung im 18. Jahrhundert, in: StMBO 64 (1952), S. 13–71; L. Hammermayer, Marianus Brockie und Oliver Legipont – aus der benediktinischen Wissenschafts- und Akademiegeschichte des 18. Jahrhunderts, in: StMBO 71 (1961), S. 69–121; ders., Forschungszentren (Anm. 25); Richard van Dülmen, Propst Franziskus Töpsl (1711–1796) und das Augustiner-Chorherrenstift Polling. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Aufklärung in Bayern, Kallmünz/Opf. 1967; ders., Die Prälaten Franz Töpsl aus Polling und Johann Ignaz von Felbiger aus Sagan. Zwei Repräsentanten der katholischen Aufklärung, in: ZBLG 30 (1967), S. 731–823; Karl Mindera, Die Jugend Karl Meichelbecks und sein Weg zur Geschichtsforschung, in: StMBO 80 (1969), S. 61–104; Albert Siegmund, P. Karl Meichelbecks Briefe, in: ebd., S. 105–189, und 81 (1970), S. 261–314; ders., Die Bayerische Benediktiner-Akademie, ihre Vorväter und ihre Wiederbegründung, in: StMBO 82 (1971), S. 365–378; Josef Peter Ortner, Marquard Herrgott, sein Leben und Wirken als Historiker und Diplomat (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs, 5), Wien 1972.

31) Vgl. Sturmberger (Anm. 26), S. 423 ff. u. 430 ff.; Fuhrich (Anm. 2), S. 109 f.

32) Über die Akademien im Rahmen der Wissenschaftsorganisation des 18. Jahrhunderts vgl. u. a. L. Hammermayer, Europäische Akademiebewegung und italienische Aufklärung, in: Historisches Jahrbuch 81 (1961), S. 247–263; ders., Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation, in: Erik Amburger, Michal Cieśla und László Sziklay (Hg.), Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Berlin 1976, S. 1–84, und bes. Jürgen Voss, Die Akademien als Organisationsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 231 (1980),

damals untrennbar mit der gesamteuropäischen Wissenschaftsentwicklung verbunden. Akademien und gelehrte Gesellschaften, die in dieser Epoche gegründet wurden, galten ja als die wesentlichen Funktionsträger allgemeiner Wissenschaftsförderung.[32]

Das Projekt zur Gründung einer gesamtösterreichischen Benediktinerakademie in Wien, das sich am Vorbild der berühmten französischen Maurinerkongregation[33] inspirierte und vom Kaiser, seinem Obersthofkanzler Ludwig Graf Sinzendorf[34], den gelehrten Brüdern Bernhard und Hieronymus Pez[35] aus Melk, Abt Gottfried Bessel[36] von Göttweig u.a. tatkräftig unterstützt wurde, mußte Mitte 1729 aus finanziellen und personellen Gründen aufgegeben werden.[37] Dennoch dauerten die Verhandlungen mit dem Stift Kremsmünster noch eine Weile an, wie ein „Sumarischer Entwurff von einer zuerrichtenden neuen Benedictinerischen Academie der Wissenschaften, welchen A: R. P. Bernardus Pez, Professus et Bibliothecarius Mellicensis, den 28. Jun: 1729. nach Crembsminster überbracht hat"[38], zeigt. Aber auch der Konvent hier – besonders die Mitbrüder draußen auf den Pfarreien – lehnte die Errichtung eines wissenschaftlichen Zentrums in Kremsmünster, das den Bau einer großen Bibliothek mit einschloß, in der Mehrzahl aus wirtschaftlichen Erwägungen ab. Die Idee als solche, getragen vom Enthusiasmus einiger weniger Patres, die fortschrittlicher gesinnt und geistig aufgeschlossener waren, blieb jedoch weiterhin lebendig.[39] Zu diesen gehörten außer Prälat Ale-

S. 43–74. – Über die Akademiebestrebungen der Benediktiner im eigentlichen Sinn vgl. vor allem L. Hammermayer, Die Benediktiner und die Akademiebewegung im katholischen Deutschland 1720–1770, in: StMBO 70 (1960), S. 45–146; ders., Salzburg und Bayern im 18. Jahrhundert. Prolegomena zu einer Geschichte ihrer Wissenschafts- und Geistesbeziehungen im Spätbarock und in der Aufklärung, in: MGSL 120/121 (1980/81), S. 129–218, hier bes. S. 143–186 (Lit.); Harald Dickerhof, Gelehrte Gesellschaften, Akademien, Ordensstudien und Universitäten. Zur sogenannten „Akademiebewegung" vornehmlich im bayerischen Raum, in: ZBLG 45 (1982), S. 37–66, bes. S. 46 u. 53–64.

33) Ausführliche Quellen- und Literaturhinweise auf die französische Benediktinerkongregation von St. Maur bei Hammermayer, Forschungszentren (Anm. 25), S. 123, Anm. 2. – Vgl. auch Philibert Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens. Aus dem Französ. übertr. u. hg. v. Ludwig Räber und Raimund Tschudy, 4 Bde., Einsiedeln-Zürich 1947/60, Bd. 4, S. 33–51 u. a.

34) Zu Philipp Ludwig Wenzel Graf Sinzendorf (1671–1742) vgl. Wurzbach (Anm. 4), Bd. 35, S. 20–22.

35) Über Bernhard Pez OSB (1683–1735) und Hieronymus Pez OSB (1685–1762) vgl. u. a. Hammermayer, Forschungszentren (Anm. 25), S. 130 ff.

36) Zu Gottfried Bessel OSB (1672–1749), seit 1714 Abt von Göttweig, vgl. u. a. Hammermayer, Forschungszentren (Anm. 25), S. 127 ff., Anm. 16 (Lit.); Peter G. Tropper, Das Stift [Göttweig] von der Gegenreformation bis zur Zeit Josephs II., in: Geschichte des Stiftes Göttweig 1083–1983. Festschrift zum 900-Jahr-Jubiläum (= StMBO 94 (1983), Heft I-II), St. Ottilien 1983, S. 232–344, hier S. 291–327.

37) Vgl. Hagn (Anm. 21), S. 105 f.; Hammermayer, Forschungszentren (Anm. 25), S. 127 ff., 155 ff., bes. S. 157. Die Vorgänge im Stift Kremsmünster selbst, soweit sie sich auf die Gründung einer Benediktinerakademie hier beziehen, läßt Hammermayer noch unberücksichtigt.

38) StAKr, Abt. Ia/I/2, Fasz. Kloster 1726–1730. – Vgl. dazu auch Hagn (Anm. 21), S. 105; Pühringer-Zwanowetz, Bemerkungen (Anm. 25), S. 149.

39) Vgl. Pühringer-Zwanowetz, Bemerkungen (Anm. 25), S. 141 ff.

xander III. Fixlmillner vor allem P. Nonnos Stadler OSB[40], damals gerade Professor der Poesie und Rhetorik und als solcher zugleich Leiter des Stiftstheaters, und der geniale bayerische Benediktiner Anselm Desing, der spätere Abt von Ensdorf in der Oberpfalz.[41]

In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts dürfte die Absicht einer Akademiegründung in Kremsmünster jedoch stark *modifiziert* worden sein.[42] Neben der wissenschaftlichen Forschung, besonders auf astronomischem und naturwissenschaftlichem Gebiet, die den Anstoß zur Errichtung einer Sternwarte[43] gab, sowie der Förderung der historischen Disziplinen, sollte auch die von alters her gepflegte Lehrtradition weiter ausgebaut und in Verbindung mit einer standesgemäßen Erziehung der adeligen Jugend gebracht werden. Offenbar trat das Projekt einer *Adelsschule* bald in den Vordergrund des Interesses. Nach G. Wolf[44] scheint dabei die Initiative von Abt Alexander Fixlmillner ausgegangen zu sein, der 1744 der Kaiserin den Plan unterbreitet habe, in Kremsmünster neben dem Gymnasium, das schon seit zwei Jahrhunderten bestand, eine Ritterakademie zu errichten. Dieses Institut sollte gleichzeitig aber auch Nichtadeligen die Möglichkeit bieten, höhere philosophisch-theologische, iuridische sowie mathematisch-naturwissenschaftliche Studien zu betreiben. Wie schon der Kremsmünsterer Stiftsarchivar P. Theodorich Hagn[45] bemerkt, konnte hierbei als Modell die Ritterakademie in Ettal dienen, die 1711 unter Abt Placidus II. Seiz OSB (1709-1736) von Herzog Max Philipp von Bayern mit finanzieller Unterstützung der bayerischen Benediktinerkongregation gegründet worden war. Leider mußte diese

40) P. Nonnosus Stadler OSB (1696–1783), mit dem Taufnamen Hans Balthasar Josef, stammte aus Aussee (Steiermark), trat nach den Gymnasialstudien in Admont in das Stift Kremsmünster ein und legte am 25. 10. 1716 die Ordensprofeß ab. Philosophisch-theologische Studien in Salzburg; 1723 Priesterweihe in Passau; Primiz am 1. 1. 1724. Stadler beschäftigte sich dann mit Musik und erhielt auch Unterricht in Kompositionslehre; Seelsorgsaushilfe in Viechtwang; 1725–1728 Professor humaniorum; 1728–1739 Professor der Poesie und Rhetorik, schon seit 1726 Leiter des Stiftstheaters; 1730–1739 zudem Gymnasialpräfekt und Präses der Studentenkongregation. 1739–1747 Regens chori; 1739–1783 Stiftsökonom. Stadler galt als ausgezeichneter Ratgeber des Abtes Alexander III. Fixlmillner und hatte wesentlichen Anteil an der Errichtung der Akademischen Kapelle, an der Gründung der Ritterakademie und am Bau der Sternwarte. 1747–1756 war Stadler Prodirektor der philosophischen Lehranstalt, 1748–1756 Regens der Ritterakademie. Er schrieb u. a. auch einige barocke Schuldramen. Näheres über ihn bei Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 337–340, 347–361; ders., Profeßbuch (Anm. 1), S. 278 f.; ferner Hagn (Anm. 21), S. 142 ff. u. ö.; Fellöcker (Anm. 26), S. 17 ff.; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 37, S. 73.

41) Zu P. Anselm Desing OSB (1699–1772), seit 1761 Abt von Ensdorf (Oberpfalz), vgl. bes. Stegmann (Anm. 26) und Hammermayer, Forschungszentren (Anm. 25), S. 147 (Lit.), 157 ff.

42) Vgl. auch Hagn (Anm. 21), S. 143; Pühringer-Zwanowetz, Bemerkungen (Anm. 25), S. 139 f.; Ansgar Rabenalt, P. Eugenius Dobler OSB und Kremsmünster, in: StMBO 93 (1982), S. 959–1009, bes. S. 961 ff.

43) Näheres dazu bei Fellöcker (Anm. 26), S. 4 ff., 17 ff.; Pühringer-Zwanowetz, Bemerkungen (Anm. 25), S. 135 ff.; Rabenalt (Anm. 42), S. 979 ff.

44) Vgl. G. Wolf, Die hochadelige Akademie zu Kremsmünster (1744–1788), in: Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 33 (1882), S. 571–583, hier S. 571.

45) Vgl. Hagn (Anm. 21), S. 144 f.

jedoch schon 1744, als sie gerade in voller Blüte stand, wegen eines verheerenden Brandes, dem das Kloster Ettal damals zum Opfer fiel, wieder geschlossen werden.[46] In der 33jährigen Geschichte der Ettaler Adelsschule wurden etwa tausend Zöglinge aus ganz Mitteleuropa unterrichtet.[47] Da die schon im 16. und 17. Jahrhundert gegründeten Ritterakademien in Mittel- und Norddeutschland protestantisch waren[48] und nur die Benediktinerabtei Ettal in Bayern ihre Tore dem katholischen Adel öffnete, gehört die Ritterakademie von Kremsmünster – zusammen mit der niederösterreichischen Landschaftsakademie, die bereits 1682 ins Leben gerufen wurde und bis 1749 bestand, sowie einer ähnlichen Adelsschule in Liegnitz aus dem Jahr 1708 – zu den ältesten derartigen Anstalten im Gesamtbereich der Habsburgermonarchie. Sie ist um zwei Jahre älter als das 1746 errichtete „Theresianum" und fünf Jahre älter als das Savoyische Institut, die beide in Wien selbst eröffnet und viele Jahre hindurch von Jesuiten geleitet wurden.[49] Schon aus dem kaiserlichen Bestätigungsdiplom zur Gründung der Ritterakademie in Kremsmünster geht deutlich hervor, daß Maria Theresia sehr viel daran lag, dem österreichischen Adel christliche Erziehung wie auch eine umfassende Ausbildung nicht im kostenaufwendigen Ausland, sondern im finanziell günstigeren Inland zu vermitteln: „[...] Daß Uns der Ehrsam = Geistliche, Unser würklich Geheimer Rath, und Lieber Andächtiger Alexander Abbt des Gotteshauses Crembsmünster in Unsern Erzherzogthum Oesterreich ob der Ennß allerdemüthigst zu vernehmen gegeben: Wasmassen er entschloßen wäre, in gedacht=seinem Stifft eine Adeliche Academie aufzurichten, und daselbst nebst denen Adelichen Exercitien, und denen schon von zweyhundert Jahren her mit gutem Fortgang eingeführt: kleineren = auch die höheren Studia fortsetzen zu lassen, damit die Adeliche Jugend nicht allein in anständigen Wissenschaften gehörig unterrichtet, sondern auch zwischen denen Closter = Mauren zu einen Tugendsamen Wandl desto leichter und gewisser angeführet: mithin zu ihren eigenen: alß des Gemeinen Weesens Nuzen wohl geübet und Christlich erzogen werden möchte [...].

Wan wir dan gnädiglich angesehen solch= des supplicirenden Abbtens von Crembsmünster demüthigste Bitte, benebens erwogen, daß dessen Vorhaben gar löb= und rühmlich: auch dem Publico nuz: und erspriesßlich = mithin diese errichtende Adeliche Academie Unsers höchsten Schuzes umb so mehr würdig seye, weilen die diesßländig = Adeliche Jugend andurch die Gelegenheit über-

46) Genaueres darüber bei Stephan Kainz, Die Ritterakademie zu Ettal (1711–1745) (= Progr. d. Kgl. Gymnasiums im Benediktinerkloster Ettal 1911/12), Ettal 1912, S. 14 ff., 34 ff., 50 ff.; Angelus M. Graf Waldstein-Wartenberg, Die Stellung der Ettaler Ritterakademie (1711–1744) in ihrer Zeit. In: Festschrift Ettal 1980, Ettal 1981, S. 96–132, hier S. 117.

47) Vgl. Kainz (Anm. 46), S. 6.

48) Dazu bes. Norbert Conrads, Ritterakademien der frühen Neuzeit. Bildung als Standesprivileg im 16. und 17. Jahrhundert (= Schriftenreihe d. histor. Kommission bei d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften, Schrift 21), Göttingen 1982, S. 105–220, 273–325; ferner auch Wilfried Barner, Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen, Tübingen 1970, S. 377 ff. u. a.

49) Vgl. auch Wolf (Anm. 44), S. 571; Waldstein-Wartenberg (Anm. 46), S. 107 f.; Ludwig Igalffy-Igaly, Das Theresianum – Seine Wandlungen zu Lebzeiten seiner Stifte-

komme, sowohl in Christlichen Sitten und Tugenden alß anständigen Wissenschaften und Exercitien mit leidentlichen Kösten unterrichtet zu werden, folgsam sich auch in Ihrem Vatterland, ohne derentwillen auswärtige Länder mit Aufwendung großer Spesen zu besuchen, zu Unsern: und des Gemeinen Weesens Dienst geschickt und tauglich zu machen; [...]"[50]

Die spezielle Bedeutung dieser unter dem besonderen Schutz der Monarchin stehenden Institute bestand demnach vor allem darin, den Söhnen des durch den österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748) nicht selten verarmten Adels innerhalb der Reichsgrenzen jene pragmatischen und weltanschaulichen Bildungsmöglichkeiten zu verschaffen, die sie befähigen sollten, später als führende Oberschicht die Belange des Heeres sowie des Hof- und Staatsdienstes, aber auch die der Kirche in geziemender Weise wahrnehmen zu können.[51] Wie aus Weylgounes Prunkrede klar wird, legte man auch in Kremsmünster auf dieses Bildungsziel der adeligen Zöglinge besonderes Gewicht.

2. Aufbau und sprachliche Gestaltung der Rede

Der panegyrische Lobpreis auf die Wissenschaften, wie ihn P. Johannes Nep. Weylgoune nach antikem Vorbild[52] konzipierte, ist in seinem lateinischen, von zahlreichen metaphorischen, mythologischen und historischen Anspielungen

---

rin. In: Walter Koschatzky (Hg.), Maria Theresia und ihre Zeit. Eine Darstellung der Epoche von 1740–1780 aus Anlaß der 200. Wiederkehr des Todestages der Kaiserin, 2. Aufl., Salzburg 1980, S. 239–250, u. a.

50) Zit. nach Hagn (Anm. 21), S. 282 f. Vgl. auch Kainz (Anm. 46), S. 54 f. – Nach Kainz, ebd., S. 54, rief Maria Theresia zu Anfang 1743 alle in Ettal studierenden Söhne von Adeligen aus den österreichischen Erblanden in die Heimat zurück und erließ das Verbot, ohne besondere Genehmigung einen Knaben aus ihren Staaten dorthin zu senden.

51) Vgl. dazu auch Waldstein-Wartenberg (Anm. 46), S. 111 ff., 121 f.

52) Zum Fragenkomplex der antiken Rhetorik und ihrem späteren Weiterwirken bis in die Zeit des Barock und der Aufklärung vgl. u. a. Marcus Fabius Quintilianus, Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn, 2 Teile, Darmstadt 1972/75; E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 2., durchges. Aufl., Bern 1954, S. 71 ff., 89 ff., 138 ff., 155 ff.; Ursula Stötzer, Deutsche Redekunst im 17. und 18. Jahrhundert, Halle/S. 1962, S. 13 ff.; Heinrich Lausberg, Art. „Rhetorik", in: Das Fischer Lexikon. Literatur II/2, hg. v. Wolf-Hartmut Friedrich u. Walther Killy, Frankfurt/M. 1965, S. 474–482; ders., Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. 2., durch einen Nachtrag verm. Aufl., 2 Teile, München 1973; Ludwig Fischer, Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland (= Studien zur deutschen Literatur, hg. v. Richard Brinkmann, Friedrich Sengle u. Klaus Ziegler, Bd. 10), Tübingen 1968, S. 7 ff., 22 ff., 106 ff., 132 ff.; Barner (Anm. 48), S. 40 ff., 59 ff. u. ö.; Joachim Dyck, Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition (= Ars poetica. Texte und Beiträge zur Dichtungslehre und Dichtkunst, hg. v. August Buck, Heinrich Lausberg, Wolfram Mauser, Bd. 1), 2. Aufl., Bad Homburg-Berlin-Zürich 1969, S. 25 ff., 66 ff.; Werner Eisenhut, Einführung in die antike Rhetorik und ihre Geschichte, Darmstadt 1974; Jörn Dräger, Art. „Rhetorik", in: Diether Krywalski (Hg.), Handlexikon zur Literaturwissenschaft, München 1974, S. 413–417; Walter Jens, Art. „Rhetorik", in: Reallexikon der deutschen Literatur-

durchsetzten Sprachkleid noch weitgehend barock.[53] Obwohl sich sonst da und dort die deutsche Muttersprache im Unterricht bereits kräftig zu regen begann[54], herrschte an den höheren Schulen in Kremsmünster damals noch lange die althumanistische, von den Jesuiten übernommene *ratio et institutio studiorum*, deren Sprachunterricht dahin zielte, möglichst große Fertigkeit in der Imitation der antiken Klassiker zu erlangen.[55] In Kremsmünster ist der Quellenstand diesbezüglich zwar verhältnismäßig dürftig, doch sind wir durch einige wichtige Zeugnisse über die allgemeine Studienordnung hier während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausreichend informiert.

Schon der bedeutende neulateinische Barockdichter Simon Rettenpacher, der mit seinen didaktischen Grundsätzen der Zeit weit vorauseilte, verfaßte als praktischer Schulmann die allgemeine pädagogische Schrift „Praestantis ac honesti viri sub nomine Philotimi, vita a prima iuventute ad senectutem usque adumbrata [...]"[56] sowie eine lehrhafte Abhandlung mit dem Titel „Librorum ad plerasque scientias notitia."[57] Obgleich beide Arbeiten nur handschriftlich vorliegen und wenig bekannt sind, zeigen sie dennoch, wie sehr Rettenpacher mit den Ansichten und Lehren der damaligen Reformpädagogen vertraut war und z.T. noch über sie hinausging.[58]

Über den Unterrichtsbetrieb zur Zeit der Äbte Honorius Aigner (1703-1704)[59] und Martin III. Resch (1704-1709)[60] besitzen wir nur spärliche Informationen.

---

geschichte, 2., neu bearb. Aufl., hg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr, 3. Bd. (Berlin-New York 1977), S. 432–456, bes. §§ 5 u. 9; Marc Fumaroli, L'Age de l'éloquence. Rhétorique et res literaria de la Renaissance au seuil de l'époque classique (= Hautes Études médiévales et modernes, 43), Genève 1980, S. 35 ff., 77 ff., 162 ff. u. ö.

53) Vgl. dazu Jens (Anm. 52), § 5.

54) Näheres bei Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 3., erweiterte Aufl., hg. u. in einem Anhang fortgesetzt v. Rudolf Lehmann, 2 Bde., Leipzig-Berlin 1919/21, unveränderter photomechan. Nachdruck Berlin 1965, Bd. 1, S. 572, 577 f., 581 ff.; Bd. 2, S. 294 f., 330, 470 f., 594 ff. u. ö.; Horst Joachim Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichtes von den Anfängen bis 1945, 2 Bde., München 1973/76, Bd. 1, S. 67 ff., 77 ff.

55) Vgl. Altmann Altinger, Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. II. Abschnitt. In: 53. Progr. d. k. k. Obergymn. d. Benediktiner zu Kremsmünster f. d. Schulj. 1903, Linz 1903, S. 43–72, hier S. 56 ff.; ferner Paulsen (Anm. 54), Bd. 2, S. 103–105; Max Wehrli, Latein und Deutsch in der Barockliteratur, in: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975, hg. v. L. Forster u. H.-G. Roloff (= Jahrb. f. Internationale Germanistik. A. 2.), Bern-Frankfurt-München 1976, Heft 1, S. 134–149, hier S. 142 f.; Fritz Keller, Rhetorik in der Ordensschule. „Palatium rhetoricae" von Michael Denis: Ein didaktisches Epos – seine literarische Tradition, künstlerische Gestaltung und sein Verhältnis zum zeitgenössischen Rhetorikunterricht bei den Jesuiten, in: Herbert Zeman (Hg.), Österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830), Graz 1979, S. 55–83, bes. S. 55–58.

56) StBKr, CCn 52e, fol. 79 a–121 b, undatiert [1671].

57) Zit. nach Altinger (Anm. 55), S. 57. – Vgl. auch Lehner (Anm. 1), S. VII.

58) Vgl. auch Altinger (Anm. 55), S. 57.

59) Zu Abt Honorius Aigner OSB vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 265 f.

60) Über Abt Martin III. Resch OSB vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 267 f.

Aufschlußreich ist hingegen das „Promptuarium atque diarium praefecti gymnasii", eine Art Schultagebuch, das P. Virgil Trausner für die Jahre 1707-1709 verfaßte.[61] Dieses wertvolle Dokument enthält im ersten Teil die neuen Schulstatuten (1703) von Abt Honorius Aigner, Kataloge der Studenten aus dem Jahr 1708, verschiedene Schulaufgaben, Fragen und Zeugnisse. Zu Beginn des zweiten Teiles, der in Form eines Kalenders den Ablauf eines Schuljahres vom 1. November bis zum 9. September enthält, finden sich im Rahmen der damaligen Schulordnung auch wertvolle Hinweise auf den Unterricht in den alten Sprachen bzw. auf die hier zu erläuternden Autoren. Demnach wurde in Kremsmünster damals – wie auch noch später – die an den Jesuitengymnasien übliche und erstmals 1572 in Lissabon gedruckte lateinische Grammatik, Syntax und Prosodie des Spaniers Emmanuel Alvarez SJ verwendet, die 1832 zum letztenmal verbessert und 1863 noch einmal aufgelegt wurde.[62] Das Studium der griechischen Sprache betrieb man wohl nach der „Institutio Linguae graecae", die Jakob Gretser SJ zum erstenmal 1593 in Ingolstadt veröffentlichte.[63] In der Rhetorik diente nach wie vor das

61) P. Virgil Trausner OSB (1671–1752), gebürtig aus Viechtwang (OÖ.), besuchte das Gymnasium in Kremsmünster, anschließend studierte er drei Jahre Philosophie sowie ein Jahr Jus bei den Jesuiten in Linz. Nach seinem Eintritt in das Stift Kremsmünster Theologiestudium in Salzburg; Primiz am 6. 10. 1697. 1699–1707 Professor der Grammatik und Syntax am Gymnasium, 1707–1710 Prof. für Poesie und Rhetorik, zugleich Gymnasialpräfekt und P. Comicus; 1710–1712 Regens chori. 1712–1715 Kooperator in Buchkirchen, 1715–1732 Pfarrer von Fischlham, später wieder im Stift tätig. Näheres über ihn bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 258; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 307–318. – Zum Folgenden vgl. Altinger (Anm. 55), S. 58; Stegmann (Anm. 26), S. 111.

62) Emmanuel Alvarez SJ (1526–1582), geb. in Ribeira Brava (Madeira); 1546 Eintritt in den Jesuitenorden; Lehrer der Humaniora, später Rektor der Kollegien in Coimbra und Evora sowie Oberer des Profeßhauses in Lissabon; gest. 30. 12. 1582 in Evora. Sein dreiteiliges Hauptwerk trägt den Titel: „Emmanvelis Alvari e Societate Iesv de Institvtione Grammatica libri tres. Olyssipone, [...] Joannes Barrerius typographus Regius, M.D.LXXII" [...] 4°, 245 S. Dieses klassische Kompendium über die lateinische Sprache wurde bereits in der ‚Ratio studiorum' empfohlen, in mehrere Sprachen übersetzt und in den meisten Jesuitengymnasien lange Zeit als Lehrbuch verwendet. Genaueres bei Carlos Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, 2. Aufl., 12 Bde., Brüssel-Paris 1890/1932 (Neudr. Hélervé-Louvain 1960), Bd. 1, Sp. 223–249. Für mehrfache Auskünfte sei Herrn P. Dr. Anton Pinsker SJ vom Provinzarchiv SJ in Wien herzlich gedankt.

63) Vgl. Altinger (Anm. 55), S. 58; ders., Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. I. Abschnitt. In: 52. Progr. d. k. k. Obergymn. d. Benediktiner zu Kremsmünster f. d. Schulj. 1902, Linz 1902, S. 1–39, hier S. 29 f. – Vgl. auch Stegmann (Anm. 26), S. 111 f.; Paulsen (Anm. 54), Bd. 1, S. 424 f., u. Bd. 2, S. 103. – P. Jakob Gretser SJ (1562–1625) stammte aus Markdorf (Baden) und lebte seit 1586 dauernd in Ingolstadt. Vor 1600 wurde er als Dramatiker bekannt, später trat er besonders als Kontroversist, Gräzist, Liturgiker, Mädievist und Patrologe hervor. 1592–1605 Professor der Scholastik in Ingolstadt; 1609–1616 Professor für Moral. Er ist der Verfasser 234 gedruckter und 46 ungedruckter Werke, darunter 89 (43 erstmalige) Editionen und Dramen. Über ihn vgl. Sommervogel (Anm. 62), Bd. 3, Sp. 1743–1809; A. Dürrwächter, Jakob Gretser und seine Dramen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitendramas in Deutschland, Freiburg/Br. 1912; Th. Kurrus, Art. „Gretser", in: Lexikon für Theologie und Kirche. 2., völlig neu bearb. Aufl., hg. v. Josef Höfer u. Karl Rahner, 10 Bde., Freiburg/Br. 1957/66 [= LThK], Bd. 4, Sp. 1223.

Werk des spanischen Jesuiten Cyprian Soarez, das gerade 1740 bei Leopold Joh. Kaliwoda in Wien neu herausgegeben wurde, als Grundlage.[64] Im lateinischen Stil sollte neben der Lektüre der herkömmlichen Autoren, wie Ovid, Vergil, Curtius und Seneca, besonders der Redekunst Ciceros nachgeeifert werden. Laut Schulordnung von 1703 war die gewöhnliche Umgangssprache damals noch Latein, nur ausnahmsweise durfte deutsch gesprochen werden. Die Professoren – ihre Zahl wurde 1741 von drei auf fünf erhöht – waren zudem besonders angehalten, die Schüler an eine korrekte lateinische Aussprache zu gewöhnen, deren Reinheit namentlich durch den österreichischen Dialekt nicht leiden sollte.[65]

Die Verordnungen Karls VI. für die Jesuitenschulen aus dem Jahr 1735 wurden offensichtlich auch in Kremsmünster entsprechend befolgt, wie aus den neuen Statuten unter Abt Alexander III. Fixlmillner von 1737 hervorgeht. Einer besonderen Pflege erfreute sich damals an unserer Schule auch das Studium der Geographie und Geschichte nach den Lehrbüchern P. Anselm Desings.[66] Im Anschluß an eine kaiserliche Resolution vom 16. Oktober 1747 wurde ein Lehrplan ausgearbeitet, den man 1752 der Öffentlichkeit übergab: „Vorschrift, wie die studia humaniora, ingleichen das studium philosophicum et theologicum nach von Ihro kaiserl. königl. Majestät allermildest festgesetzten neuen Mehode eingerichtet und betrieben werden sollen."[67] Nach diesen Richtlinien erließ Abt Alexander III. für das Gymnasium in Kremsmünster im gleichen Jahr einen aufschlußreichen „Methodus docendi in scholis humanioribus observanda".[68] Darin wurde für den

64) „Cypriani Soarii e Societate Jesu Artis Rhetoricae Libri III. In Tabulas Redacti, item Rhetoricae ejusdem Explicatio, seu Notae Uberrimae ad singula prope Capita. Orationes Ciceronis majores, ac Virgilii, Horatii, Juvenalis & c. selecta Quae in Gymnasiis Soc. Jesu praelegi solent in Schola Rhetoricae. Viennae Austriae, Typis Leopoldi Joannis Kaliwoda Universitatis Typographi, M.DCC.XL." 8°, 690 S. – Auf dem vorderen Buchdeckel dieser mit braunem Ledereinband und reicher Goldpressung versehenen Ausgabe aus der Stiftsbibliothek Kremsmünster (Sign. 8° Ff 132) findet sich das Exlibris des Abtes Alexander III. Fixlmillner, auf dem hinteren Buchdeckel jenes der Ritterakademie von Kremsmünster. – P. Cyprian Soarez SJ (1524–1593) wurde in Ocana (Spanien) geboren, trat 1549 in den Jesuitenorden ein, lehrte zuerst Humaniora sowie Rhetorik, später Hl. Schrift und leitete die Kollegien in Braga und Evora; er starb in Placencia. Sein Lehrbuch über Rhetorik erschien erstmal um 1560 in Coimbra, war bereits im 16. Jahrhundert sehr beliebt und erlebte bis ins 18. Jahrhundert zahlreiche Neuauflagen. In der Stiftsbibliothek von Kremsmünster ist das Rhetorik-Werk von Soarez mit insgesamt sieben, z. T. verschiedenen Ausgaben vertreten. – Zu Cyprian Soarez vgl. bes. Sommervogel (Anm. 62), Bd. 7, Sp. 1331–1338; ferner Kurt Wolfgang Drozd, Schul- und Ordenstheater am Collegium S. J. Klagenfurt (1604–1773) (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, geleitet v. Gotbert Moro, Bd. 10), Klagenfurt 1965, S. 64 f.

65) Vgl. Altinger (Anm. 55), S. 58.

66) Näheres dazu bei Altmann Altinger, Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. III. Abschnitt. In: 54. Progr. d. k. k. Obergymn. d. Benediktiner zu Kremsmünster f. d. Schulj. 1904, Linz 1904, S. 73–128, hier S. 109; Stegmann (Anm. 26), S. 66 f.; Annemarie Mühlböck, Die Pflege der Geschichte an der alten Universität, in: Festschr. Univ. Salzburg (Anm. 10), S. 95–108 u. 203–205, bes. S. 101 f.

67) Zit. nach Altinger (Anm. 66), S. 109.

68) Zit. nach Altinger (Anm. 66), S. 76. Dieser „Methodus docendi" ist abgedruckt bei Altinger (Anm. 66), S. 109–112.

Rhetorikunterricht neben Soarez und den Reden Ciceros und Murets[69] sowie dem ersten und zweiten Buch von Vergils „Aeneis" vor allem auch das bedeutende lateinische Phrasenwerk von P. Franz Wagner SJ[70] vorgeschrieben. Ferner war an Hand konkreter Beispiele der Gebrauch von Tropen und Satzfiguren zu erläutern. Lektüre und tägliche schriftliche Übungen sollten dazu führen, daß der Schüler über „jedes beliebige Thema in korrektem, leichtem, wohl disponiertem, mit Bildern, Sentenzen und Erudition geziertem Vortrag sich auszudrücken"[71] imstande war. In der Gymnasialpädagogik P. Wagners finden sich u.a. Themen, die dem

---

69) Marc Antoine Muret (1526–1585) war Theologe, dazu neulateinischer Schriftsteller und Dichter. Geboren in Muret bei Limoges, wirkte er 1547 u. a. als Lehrer M. E. de Montaignes in Bordeaux und hielt sich dann lange Zeit in Paris auf. Er schrieb Gedichte, ferner die Tragödie »Julius Caesar« (1550) und verfaßte Prosawerke, vor allem Kommentare zu antiken Autoren sowie zu Pierre de Ronsards »Les amours«. Berühmt wurden auch seine akademischen Reden. Vgl. dazu J. H. Zedler, Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...], 68 Bde., Leipzig-Halle/S. 1733/54, Bd. 22, Sp. 889–891; Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 13 (Wiesbaden 1971), S. 84; Fumaroli (Anm. 52), S. 162–179. – Von den insgesamt sechs in der Stiftsbibliothek Kremsmünster vorhandenen Werken Murets beziehen sich zwei aus dem 16. Jahrhundert auf seine Kommentare zu Catull, Tibull und Properz (Sign. 8° Fg 93 bzw. 8° Fg 82), die vier übrigen hingegen alle auf die ‚Orationes', wobei die drei letzten Ausgaben bezeichnenderweise aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen: „Marci Antonii Mureti, Presbyteri, JCti, & Civis Romani, Orationes, Epistolae, & Poemata, cum Praefatione & insignibus augmentis M. Jacobi Thomasii [...] Lipsiae, sumptibus Heredum Joh. Grossii. Anno MDCCXIV" (Sign. 8° Fh 138); dazu eine 2. Ausgabe von 1726 (Sign. 8° Fh 140) und: „M. Antonii Mureti Presbyt. I. C. et Civis Romani, Oratoris Ac Poetae Clarissimi Orationum Volumina Duo. Editio novissima. Duabus Orationibus aucta, & Scholiis Viri eruditi ad marginem positis, quae artificium indicant, adjunctâ Vitâ Authoris. [...] Coloniae Agrippinae, Typis & sumptibus Haeredum Joh. Wilhelm Friessems, & Joan. Everardi Fromart, am Hoff, Anno 1715" (Sign. 8° Fh 139).

70) P. Franz Wagner SJ (1675–1738), gebürtig aus Wangen in Schwaben, trat im Alter von 15 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein und unterrichtete zuerst Grammatik, später vor allem lange Zeit Rhetorik an den Jesuitengymnasien zu Krems (NÖ.), Preßburg sowie Tyrnau. Er veröffentlichte eine erhebliche Anzahl historischer, pädagogischer und philologischer Schriften, darunter das umfangreiche Werk „Universae Phraseologiae latinae Corpus congestum" (1. Aufl. Augsburg 1718), das in Wien, Regensburg und anderswo in erweiterter Form häufig nachgedruckt wurde, und gab auch Unterrichtswerke der Jesuiten Cyprian Soarez und Immanuel Alvarez neu heraus. Genaueres bei Wurzbach (Anm. 4), Bd. 52, S. 94–96; Allgemeine Deutsche Biographie [= ADB], Bd. 40 (Leipzig 1896), S. 491 f. – In der Bibliothek der Abtei Kremsmünster finden sich zwei Exemplare von Wagners lateinisch-deutscher Phraseologie aus der 2. Auflage (Augsburg 1729), eine davon mit braunem Ledereinband, Goldschnitt und Goldpressung sowie dem Exlibris von Abt Alexander III. Fixlmillner (Sign. 8° Fy 101 a). Daneben gibt es hier noch 13 weitere Exemplare desselben Werkes mit den jeweiligen Editionsjahren zwischen 1739 und 1847. Dadurch wird deutlich, daß P. Wagners brauchbares Kompendium – wenngleich vielfach ergänzt und umgestaltet – praktisch bis zur großen österreichischen Unterrichtsreform 1849 unter Minister Graf Leo Thun-Hohenstein am Stiftsgymnasium wie an der Ritterakademie zu Kremsmünster, wohl aber auch an vielen anderen Lateinschulen und höheren Lehranstalten des Landes Verwendung fand.

71) Paulsen (Anm. 54), Bd. 2, S. 104.

Wissenschaftslob Weylgounes z.T. recht nahekommen, so etwa eine „Oratio de lingua Graeca discenda", „De laudibus et utilitate historiae" oder „Carolo Imperatori Panegyricus perpetui exercitus institutori".[72]

Trotz ihrer barocken, der gelehrten humanistischen Tradition verpflichteten Sprachform[73] weist der epideiktische Charakter von Weylgounes Rede, den *praktischen Wert* des Studiums aufzuzeigen, inhaltlich bereits weitgehend auf die Aufklärung hin.[74] Seit seinen Universitätsjahren in Salzburg war P. Johannes ja mit den neuen, fortschrittlichen Ideen dort vertraut, die der Leibniz-Wolffschen Philosophie, der Experimentalphysik, einer anschaulichen Geographie sowie der quellenmäßigen Bearbeitung der Geschichte immer größeren Raum gewährten. Von Salzburg aus fand das aufgeklärte Gedankengut bald auch in Kremsmünster Eingang.[75]

---

72) Zit. nach Paulsen (Anm. 54), Bd. 2, S. 104. – Vgl. dazu auch Murets Reden „De laudibus litterarum" und „De utilitate, jucunditate, ac praestantia litterarum", in: Muret, Orationes (Anm. 69) (StBKr, Sign. 8° Fh 138), vol. I, p. 12–22 (Oratio II.) u. p. 214–229 (Oratio XXIII.).

73) Näheres bei Jens (Anm. 52, § 5.

74) Zur Weltanschauung der Aufklärung, in der Erziehung und Schule von besonderer Bedeutung waren, vgl. u. a. Paulsen (Anm. 54), Bd. 2, S. 3 ff., 47 ff., 101 ff.; ders., Aufklärung und Aufklärungspädagogik, in: Franklin Kopitzsch (Hg.), Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland. Zwölf Aufsätze (= nymphenburger texte zur wissenschaft. modelluniversität 24), München 1976, S. 275–293; Stegmann (Anm. 26), S. 259 ff.; Fritz Valjavec, Geschichte der abendländischen Aufklärung, Wien-München 1961, S. 91 ff. u. ö.; Hans Sturmberger, Geschichte und Profil einer altösterreichischen Schule. Das Gymnasium Kremsmünster, in: Festschrift für Balduin Saria zum 70. Geburtstag (= Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, Bd. 11), München 1964, S. 391–407, hier S. 399; Grete Klingenstein, Despotismus und Wissenschaft. Zur Kritik norddeutscher Aufklärer an der österreichischen Universität 1750–1790, in: Friedrich Engel-Janosi, Grete Klingenstein, Heinrich Lutz (Hg.), Formen der europäischen Aufklärung (= Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 1), Wien 1976, S. 126–157; Ernst Wangermann, Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781–1791 (= Österreich Archiv), Wien 1978, bes. S. 68 ff. u. ö.; Bruno Singer, Die Fürstenspiegel in Deutschland im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Bibliographische Grundlagen und ausgewählte Interpretationen: Jakob Wimpfeling, Wolfgang Seidel, Johann Sturm, Urban Rieger (= Humanistische Bibliothek: Abhandlungen-Texte-Skripten, hg. v. Ernesto Grassi. Reihe I: Abhandlungen, Bd. 34), München 1981, S. 35 ff.

75) Genaueres darüber u. a. bei Stegmann (Anm. 26), S. 37 ff., 64 ff., 109 ff., 176 ff.; Sturmberger (Anm. 26), bes. S. 427 ff.; Alfons Mandorfer, Abt Berthold Vogl von Kremsmünster. Sein Wirken als Professor und Rektor an der Salzburger Universität, Theol. Diss. Salzburg 1962 [Masch.], S. 8 ff., 27 ff.; Johann Laglstorfer, Der Salzburger Sykophantenstreit um 1740, Phil. Diss. Salzburg 1972 [Masch.]; Hammermayer, Salzburg und Bayern (Anm. 32), bes. S. 149–159; Notker Hammerstein, Christian Wolff und die Universitäten. Zur Wirkungsgeschichte des Wolffianismus im 18. Jahrhundert, in: Werner Schneiders (Hg.), Christian Wolff (1679–1754). Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung. Mit einer Bibliographie der Wolff-Literatur (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert, hg. v. d. Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 4), 2., durchges. Aufl.,

Schon der Titel der Prunkrede läßt erkennen, daß in diesem Lobpreis auf das Studium die eigentliche Redeintention durch den festlichen Anlaß der *Akademiegründung* gleichzeitig mit einer *Huldigung* an Maria Theresia verbunden wird. Diese erfolgt bereits in der Einleitung (exordium), besonders aber im Schlußteil (peroratio) durch die direkte Anrede an die Monarchin. Ganz im Sinne der klassischen Rhetorik[76] und dem gestellten Thema angemessen, wendet sich der Autor sowohl an die *intellektuellen* (docere) als auch an die *affektiven* Kräfte (delectare/movere) der Zuhörer, um seinen Ausführungen den angestrebten Erfolg zu sichern. Da sich das Publikum wohl aus zum Großteil schon entsprechend vorgebildeten Studenten, dem gelehrten Professorenkollegium, akademisch geschulten Vertretern des öffentlichen Lebens sowie interessierten Freunden des Hauses zusammengesetzt haben wird, dominiert im Hauptteil (propositio) von Weylgounes *Oratio* zwar das *belehrende* Element, doch geschickt gepaart mit einer überzeugenden Darstellung, um dadurch den Gnadenakt der Kaiserin letztlich in um so hellerem Licht erscheinen zu lassen. Denn das Studium der Wissenschaften bedeute ja nicht nur für den einzelnen persönliche Befriedigung und inneres Glück, sondern sei auch dem Vaterland von großem *Nutzen*. – Der dreiteiligen Disposition entspricht nach den Gesetzen der barocken Redekunst auch die stilistische Ausgestaltung (elocutio) des Vortrages. Neben den zahlreichen Anspielungen auf die antike Geschichte und Mythologie findet sich ein imposantes Potential an *Redefiguren*[77], das von der Metapher und vom bildlichen Ausdruck über die Metonymie, die Umschreibung und die Allegorie zur besonderen Hervorhebung, zum Epitheton, zur Antithese und zur Übertreibung reicht, aber auch besondere Stellungs-, Satzglied- und Satzsinnfiguren, wie etwa Asyndeta, Aufzählungen, Parallelismen, Ellipsen, rhetorische Fragen, Ausrufe und Anreden, nicht ungenützt läßt. Dadurch entstand ein kunstvolles literarisches Gebilde, das, unter der Anleitung des Autors vom Vortragenden ohne Zweifel sorgfältig einstudiert, auch durch entsprechende Betonung sowie durch Rhythmus, Lautstärke, Mimik und Gestik für die Festgäste zu einem eindrucksvollen Erlebnis werden konnte.[78]

Hamburg 1986, S. 266–277, hier S. 270 ff.; Marcel Thomann, Ideologische Aspekte der praktischen Philosophie Wolffs, in: ebd., S. 193–202, bes. S. 194 u. 199; Norbert Hinske, Wolffs Stellung in der deutschen Aufklärung, in: ebd., S. 306–319, bes. S. 313 ff.

76) Vgl. dazu u.a. Eisenhut (Anm. 52); Jens (Anm. 52), § 3; Lausberg, Handbuch (Anm. 52), §§ 255 ff.; Fischer (Anm. 52), S. 106–113.

77) Zum Folgenden vgl. Lausberg, Handbuch (Anm. 52), §§ 552 ff., 600 ff., 688 ff., 712 ff., 755 ff., 780 ff.; Renate Hildebrandt-Günther, Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie im 17. Jahrhundert (= Marburger Beiträge zur Germanistik, hg. v. Josef Kunz u. Ludwig Erich Schmitt, Bd. 13), Marburg 1966, §§ 38 ff., 45 ff.

78) Vgl. dazu auch Stötzer (Anm. 52), S. 44–46. – Obwohl direkte Nachrichten über die Art des Vortrages dieser ersten Akademierede in Kremsmünster fehlen, weist doch die Bemerkung von Weylgounes jüngerem Zeitgenossen Pachmayr (Anm. 4), S. 699, „eloquentiae eius illustre testimonium dicit" in diese Richtung. – Vgl. ebenso Rauch (Anm. 4), S. 110.

3. Inhalt der Rede

Nach dem umfangreichen lateinischen Titel, der in echt barocker Weitschweifigkeit genau Anlaß, Schauplatz und beteiligte Personen dieser Prunkrede festhält, folgen die verschiedenen Widmungen an Gott, die Schutzengel, die Jungfrau Maria, weiters an den heiligen Märtyrer Agapitus als den Schutzpatron des Stiftes, die Pallas von Kremsmünster, ferner an die Mäzene des Studiums, den Staat, die Pfleger der Künste, die Studierenden sowie an die Akademie von Kremsmünster, denen je nachdem Ehre und Ruhm, Glück und Eifer oder Gedeihen und Wachstum gewünscht werden.[79] Auf Seite 3 beginnt dann die eigentliche Rede.

Der antiken Rhetorik[80] gemäß bemüht sich der Autor schon in der Einleitung darum, seine Zuhörer wohlwollend, aufmerksam und neugierig zu machen. Er „wagt" die Behauptung, es gebe noch immer Menschen von der Art des Lysimachos[81], und auch die Gesinnungsgenossen Domitians[82] und Menippos'[83] als äußerst verderbliche Gegner der Studien seien keineswegs gänzlich verschwunden. Mit diesem Hinweis auf unlautere Gestalten der antiken Geschichte wendet sich der Vortragende gleich am Anfang nicht nur ganz allgemein gegen die Feinde der Schulweisheit, sondern im besonderen auch gegen jene, die die Gründung der Ritterakademie in Kremsmünster verhindern wollten.[84] Wenn diese

79) Weylgoune, Oratio, S. 2.

80) Vgl. Curtius (Anm. 52), S. 78.

81) Oratio, S. 3. – Lysimachos (361–281 v. Chr.), Sohn des Agathokles, war von 305 bis 281 König von Thrakien, von 286 bis 281 auch Herrscher über Makedonien. Er festigte seine Macht durch zahlreiche Kriege, doch ein Familienzwist um das Erbrecht brachte seinen Einfluß ins Wanken. Auf Anraten seiner Gemahlin Arsinoe ließ er den eigenen Sohn, Agathokles, beseitigen. 281 v. Chr. verlor er selbst in der Schlacht bei Kurupedion das Leben. – Näheres bei Hans Volkmann, Art. „Lysimachos", in: Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike, bearb. u. hg. v. Konrat Ziegler u. Walther Sontheimer, 5 Bde., Stuttgart-München 1964/75 [= Kl. Pauly], Bd. 3, Sp. 839–841.

82) Domitianus (51–96 n. Chr.), jüngerer Sohn des Vespasian und der Flavia Domitilla, Bruder des Titus und der Domitilla, war von 81 bis 96 römischer Kaiser, hielt sich wiederholt in beiden Germanien und Pannonien auf und ging zielstrebig gegen äußere und innere Feinde des Reiches vor, u. a. besonders gegen die Stoiker (93 n. Chr.). Er ließ seinen eigenen Vetter hinrichten und verbannte dessen Gattin Flavia Domitilla, die beide dem Christentum nahestanden. Am 18. Sept. 96 fiel Kaiser Domitian einer Verschwörung seiner Gattin Domitia mit Freunden und Hofbeamten (Parthenius) zum Opfer. Trotz mancher Züge von Perversität war Domitian ein tüchtiger Bauherr und umsichtiger Herrscher. Die moderne Geschichtsschreibung korrigiert das Domitian-Bild der nachflavischen Zeit mit Recht immer mehr. – Genaueres bei Rudolf Hanslik, Art. „Domitianus. 1.", in: Kl. Pauly, Bd. 2, Sp. 122–125.

83) Menippos von Gadara war Kyniker und lebte in der ersten Hälfte des 3. Jhs. v. Chr. Über seine Lebensumstände ist weiter nichts Sicheres bekannt. Mit ihm vollzieht sich der Übergang des Kynikertums zu literarischer Wirkung. In allen seinen Schriften verbirgt sich hinter der jeweiligen Einkleidung kynische Ironie. Die Menipeischen Satiren zeigen eine charakteristische Mischung von Poesie und Prosa und wirkten weiter auf Varro, Seneca und sogar Boethius. – Vgl. u. a. Heinrich Dorrie, Art. „Menippos", in: Kl. Pauly, Bd. 3, Sp. 1216 f.

84) Vgl. dazu auch Hagn (Anm. 21), S. 143 f.

Widersacher die Wissenschaften teils verbannten, teils lächerlich machten, so könne er als Redner leicht zeigen, daß das Studium der hervorragendsten Künste nicht so sehr mit eitlem Streben als vielmehr mit wahrer Wohlfahrt im öffentlichen wie auch im privaten Bereich verbunden sei.[85] Fehle ihm auch das rhetorische Rüstzeug, wie es zur Zeit des Perikles vorhanden gewesen sei, so möchte der Sprecher dennoch erreichen, daß die Verächter der Studien über den gegenwärtigen Mangel an solchen Menschen bekümmert seien, die wie der römische Kaiser Augustus oder Mäzenas die Musen beschirmten. Zudem seien die Lyzeen derzeit so selten, daß sie die Musen zwängen, als würdigste Gäste im Staat auf Wanderschaft zu gehen.[86]

Der Redner betont, er habe nicht die Absicht, die Bedeutung der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen lobend hervorzuheben, ihre Schönheit anziehend darzustellen oder ihre Früchte als Empfehlung aufzuzeigen. Es bleibe der Einsicht der Zuhörer überlassen, zu bedenken, welche Würde dem Namen der Gelehrsamkeit anhafte und welche Macht im Wissen liege, so daß es den König vielleicht mehr auszeichne, weise wie Salomon zu sein, als das Königtum den weisen Salomon ehre.[87] Dies sage er jedoch nicht, um das Ansehen des königlichen Purpurs irgendwie zu schmälern. Die Zuhörer sollten hingegen daraus ersehen, daß das Studium der Wissenschaften selbst der erlauchtesten Regenten der Welt würdig sei und diese ihr machtvolles Zepter erst dann recht zu führen glaubten, wenn sie das durch den Unterricht in den Künsten aufs beste gelernt hätten.[88] Als Beispiel nennt er Julius Cäsar, der mit Schwert und Kriegsglück nicht nur Länder, sondern auch Meere erobert habe, es aber dennoch für die Unsterblichkeit seines Namens und Ruhmes als ebenso angemessen erachtete, mit der anderen Hand dem ganzen Erdkreis das Buch als hervorragendstes Zeichen der Bildung entgegenzuhalten und sich in beidem als Kaiser zu erweisen („[...] nisi & altera manu librum, tanquam summae eruditionis clarissimum signum toti orbi sustulisset, atque ex utroque Caesarem se comprobâsset.").[89] Nach Weylgoune gibt es keine bessere Empfehlung für die Wissenschaften als die, daß sie von Königen und Herrschern gepflegt wurden und oft auch mit diesen vom Thron aus regierten. Als Beleg dafür führt er die Peripatetiker mit Aristoteles[90] an, die Stoa mit Zenon[91], die Akademie

85) Oratio, S. 3.
86) Ebd.
87) Ebd. – Ähnliche Gedanken finden sich bezeichnenderweise auch in den Fürstenspiegeln der Zeit. Vgl. u. a. Singer (Anm. 74), S. 35 ff. u. 45 ff.
88) Oratio, S. 3.
89) Ebd., S. 4.
90) Näheres über Aristoteles (384–322/21 v. Chr.) und die von ihm gegründete Philosophenschule der Peripatetiker bei Karl Praechter (Hg.), Die Philosophie des Altertums (= Friedrich Ueberwegs Grundriß der Philosophie, 1. Teil), 13. Aufl., Tübingen 1953 [= Ueberweg-Praechter], S. 347–404; Heinrich Dörrie, Art. „Aristoteles", in: Kl. Pauly, Bd. 1, Sp. 582–591; ders., Art. „Peripatetiker", in: Kl. Pauly, Bd. 4, Sp. 639 f.
91) Die Philosophenschule der Stoiker, nach ihrem Versammlungsort, der Stoa Poikile, so benannt, wurde um 308 v. Chr. von Zeno von Kition in Athen gegründet. Vgl. dazu Ueberweg-Praechter (Anm. 90), S. 410–483; Frank Regen, Art. „Zenon", in: Kl. Pauly, Bd. 5, Sp. 1500–1505; Heinrich Dörrie, Art. „Stoa", in: Kl. Pauly, Bd. 5, Sp. 376–378.

unter Plato[92], das Lyzeum mit Sokrates[93] sowie den Areopag[94] mit seinem Kollegium berühmter weiser Männer. Da es für die alten Philosophen Griechenlands nichts Angenehmeres als das Studium der Wisssenschaften gegeben habe, müsse schon dies als überzeugender Beweis für dessen Wert gelten. Zudem will der Sprecher bei aller Bescheidenheit noch als weiteres Argument vom privaten wie öffentlichen Standpunkt aus ins Treffen führen, daß das Studium dem einzelnen auch Vergnügen bereite und für das glückliche Gedeihen des Staates sehr notwendig sei: „[...] pro mea tenuitate declaravero, *Privatis* non minùs, quod primum; quàm *Publicis rebus*, quod alterum erit Orationis meae Argumentum, fructum inde enasci jucundum pariter ad voluptatem, atque ad civitatum felicitatem maximoperè necessarium."[95]

Damit kommt der Vortragende zum eigentlichen Thema, von dem er glaubt, daß dem Ort nichts mehr entspreche, nichts der gegenwärtigen Feier angemessener sei und er auch nichts Würdigeres vorbringen könne. Sein Dank gehöre aber zuallererst der erlauchtesten Herrscherin Maria Theresia, Königin von Böhmen und Ungarn, die nicht nur gelehrten und hochgebildeten Männern Gunst und Wohlwollen gewähre, sondern sich auch allen nützlichen Studien gegenüber offen als Schutzherrin und königliche Förderin erweise.[96] Das zeige sich von neuem darin, daß sie die Kremsmünsterer Schulen, die seit zwei Jahrhunderten bestünden[97], zur Würde einer Akademie erhebe und dieser durch das Öffentlichkeitsrecht sowie durch Privilegien und Freiheiten ihren besonderen Beistand zusichere. Den hier zu erwartenden reichlichen Früchten möchte der Festredner seine weiteren Ausführungen widmen. Mit der Bitte um gnädiges Gehör schließt die Einleitung.[98]

Ganz im Sinne des Utilitarismus der Aufklärung[99] weist nun Weylgoune, zum

---

92) Zu Plato (428/27 – 348/47 v. Chr.), dem Schüler des Sokrates und Leiter der von ihm 387 gegründeten Akademie in Athen, vgl. u. a. Ueberweg-Praechter (Anm. 90), S. 178–347, und Heinrich Dörrie, Art. „Akademeia", in: Kl. Pauly, Bd. 1, Sp. 211–213.

93) Genaueres über Sokrates (ca. 470–ca. 399 v. Chr.) und das Lykeion, einen Bezirk nordöstlich von Athen, etwas außerhalb der Stadt, mit dem Gymnasion, wo u. a. die Sophisten, Protagoras und Aristoteles lehrten, bei Ueberweg-Praechter (Anm. 90), S. 129–155; H. Dörrie, Art. „Sokrates", in: Kl. Pauly, Bd. 5, Sp. 248–255; Ernst Meyer, Art. „Lykeion", in: Kl. Pauly, Bd. 3, Sp. 808 f.

94) Auf dem Areopag, einem Hügel westlich der Akropolis von Athen, tagte der nach ihm benannte Alte Rat. Dieser bestand ursprünglich aus den Vertretern des Adels, seit 683/82 hingegen aus den ehemaligen Archonten, die ihm lebenslang angehörten. Vgl. dazu Anneliese Mannzmann, Art. „Areios pagos", in: Kl. Pauly, Bd. 1, Sp. 524 f.

95) Oratio, S. 4. (Hervorhebung auch im Original.)

96) Ebd., S. 4 f.

97) Vgl. dazu bes. Hagn (Anm. 21), S. 99 ff.; 111 ff.; 118 ff.

98) Oratio, S. 5.

99) Näheres bei Ernst Troeltsch, Aufklärung, in: Kopitzsch (Anm. 74), S. 245–274, hier S. 257 ff.; Valjavec (Anm. 74), S. 96 ff.; H. Braun, Art. „Utilitarismus", in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 3., völlig neu bearb. Aufl., hg. v. Kurt Galling u. a. 7 Bde., Tübingen 1957/65 [= RGG], Bd. 6, Sp. 1216 f.; P. Hadrossek, Art. „Utilitarismus", in: LThK, Bd. 10, Sp. 585 u. a.

Hauptteil überleitend, darauf hin, daß die göttliche Vorsehung („Providentia") unseren Herzen gleichsam als ehernes Gesetz eingepflanzt habe, mit Scharfsinn in den Dingen Nutzen und Brauchbarkeit zu erkennen. Das Verlangen nach Nutznießung führe uns zu Arbeit und Fleiß, aus denen notgedrungen Früchte erwüchsen, an denen auch andere teilhätten.[100] Mit typisch barocker Freude an der Allegorie nennt der Autor die Wissenschaften eine „Quelle", die ständig fließe und alles schaffe, was für ein bequemes und glückliches Leben notwendig sei („fontem scientias dixeris, qui perenni scaturigine abundans ad commodè ac beatè vivendum cuncta propinat").[101] Man könne sie auch als einen fruchtbaren Acker bezeichnen, der durch reiche Ernteerträge alle menschlichen Sehnsüchte und Wünsche zu stillen vermöge. Da der Mensch durch die Wissenschaften für all das vorzusorgen imstande sei, was er zur Entfaltung von Körper und Geist brauche, vergleicht sie der Redner ebenso mit einer „Rüstkammer" („bonorum apparatum")[102], die echte und wertvolle Lebenshilfe bedeute und deshalb zur menschlichen Daseinsfreude beitrage. Unverkennbar schwingt hier der optimistische Fortschrittsglaube des 18. Jahrhunderts mit, wenn Weylgoune meint, der einzelne wie der Staat und die Provinzen würden um so mehr profitieren, je gründlicher man die Wissenschaften pflege. Zur Illustration erwähnt er die verschiedenen Gruppen des Welt- und Ordensklerus, aber auch Beamte im gehobenen öffentlichen Dienst, obgleich die höchsten Würden in Kirche und Staat naturgemäß nur wenigen vorbehalten seien. Entsprechend der besonderen Redeabsicht, anläßlich der Akademiegründung von Kremsmünster den Wert der Wissenschaftspflege anschaulich herauszustellen, bedauert der Autor jene, die sogenannte „mechanische"[103] Berufe ausüben. Zwar schaffe der Schmied mit dem Hammer sein Glück, werde der Kaufmann durch den Warenhandel reich, fülle der Bauer durch den Pflug seine Scheune, doch man höre sie unter der Last harter, mühsamer Arbeit seufzen und ihr Los beklagen. Aber der Landwirt lehne Schmerz und Schweiß so lange nicht ab, als diese den Acker fruchtbarer machten. Zu fürchten sei nur, daß alle Mühen vergeblicher Sisyphusarbeit glichen, langer und schwerer Plage nur geringster Ertrag entspreche. Dem harten Los solcher, die einer rauhen und groben Beschäftigung nachgehen, stellt der Verfasser antithetisch die glückliche Situation jener vor Augen, die die Freien Künste pflegen.[104] Wer sich auf sie verstehe, ziehe so großen Nutzen, Vorteil und solche Hilfe daraus, ein gedeihliches Leben zu führen, daß man sich nichts Größeres und Ehrenvolleres vorstellen könne: „Quis non intelligit ex his, quàm dura sorte victitent, qui crudis, rudibúsque artibus victitant; felices contrà artium Liberalium Cultores, qui ex illarum comprehensione tantis commodis, opportunitatibus & praesidiis ad prosperè agendam vitam redundant, quibus nulla possunt esse majora, aut honestiora

100) Oratio, S. 5 f.
101) Ebd., S. 6.
102) Ebd.
103) Ebd., S. 7.
104) Ebd., S. 8. – Zur damaligen Situation der Wissenschaftspflege an den philosophischen Fakultäten der Habsburgermonarchie vgl. u. a. Klingenstein (Anm. 74), bes. S. 136 ff.

excogitari."[105] Finden wir gelehrte Männer, deren Namen zur Unsterblichkeit berufen sind, verhältnismäßig selten, so ist nach Weylgoune in Kirche und Staat doch die Zahl derer beträchtlich, die ohne Vorrechte der Geburt höchste Ämter erlangten. Als historische Beispiele nennt er u.a. Petrus Lombardus[106] aus dem Bereich der Theologie, Ulpian[107] aus dem der Jurisprudenz, Galenus[108] für die Medizin, Aristoteles[109] auf dem Gebiet der Philosophie und Livius[110] auf dem der Geschichte. Wenn der Autor in diesem Zusammenhang zuletzt Alvarez[111] als Grammatiker hervorhebt, so ist dies eine neuerliche Bestätigung, daß man auch in Kremsmünster hinsichtlich des Sprachunterrichtes der alten Jesuitentradition folgte. Zudem darf man hierin wohl auch einen Beweis dafür erblicken, daß der erste Rhetorikprofessor der Kremsmünsterer Ritterakademie diese bewährte Lehrmethode zu schätzen wußte. Wie die in der hiesigen Stiftsbibliothek aus der Frühzeit der Adelsschule noch erhaltenen Exemplare des Lateingrammatik-Lehrbuches von Alvarez zeigen[112], bediente sich wahrscheinlich auch Weylgoune

105) Oratio, S. 8.

106) Zu Petrus Lombardus (ca. 1095–1160), scholast. Theologe, seit 1159 Bischof von Paris, vgl. Art. von I. Brady-A. Emmen in: LThK, Bd. 8, Sp. 367–369.

107) Domitius Ulpianus (ca. 170–ca. 223), spätklassischer römischer Jurist, gebürtig aus Tyros in Phönikien, war Schüler des berühmten römischen Juristen und Staatsmannes Aemilius Papinianus und gewann unter Kaiser Alexander Severus als Praefectus praetorio maßgebenden Einfluß auf die Leitung des römischen Staates. Er wurde in Rom von den Prätorianern ermordet. Genaueres bei Franz Horak, Art. „Ulpianus", in: Kl. Pauly. Bd. 5, Sp. 1042 f.

108) Galenus (129–199), griech.-röm. Arzt, stammte aus Pergamon und gilt nach Hippokrates als der bedeutendste Mediziner der Antike. Er faßte das gesamte Wissen der antiken Heilkunde in einem einheitlichen, logisch durchdachten System zusammen und genoß das ganze Mittelalter hindurch bis zum Beginn der Neuzeit fast absolute Autorität. Vgl. Fridolf Kudlien, Art. „Galenos", in: Kl. Pauly, Bd. 2, Sp. 674 f.

109) Vgl. weiter oben, Anm. 90.

110) Titus Livius (ca. 59 v.–ca. 17 n. Chr.), röm. Geschichtsschreiber, stammte aus Patavium (Padua) und erhielt eine sorgfältige rhetorisch-philosophische Ausbildung. Von den 142 Büchern „Ab urbe condita", die die römische Geschichte von der Gründung der Stadt (753 v. Chr.) bis zu Drusus' Tod (9 v. Chr.) darstellen, sind nur die Teile 1–10 und 21–45 erhalten. Livius führte die republikanische Geschichtsschreibung fort und übernahm ihre annalistische Form. Seine eigentliche Leistung liegt in einer vertieften Darstellungsweise. Vom Altertum bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hat er mit seinem Werk das Bild der römischen Geschichte wesentlich mitgeprägt. Vgl. Manfred Fuhrmann, Art.. „Livius", in: Kl. Pauly, Bd. 3, Sp. 695–698.

111) Über ihn vgl. weiter oben, Anm. 62.

112) Es sind dies folgende Ausgaben: 1. „Emmanuelis Alvari e Societate Jesu Grammatica latina explicata. Oder: Kurtze/ klare und leichte Unterweisung zur lateinischen Sprach nach denen Reglen Emmanuelis Alvari S. J. denen Praeceptoribus so wohl/ als denen Discipulis zur Bequemlichkeit und Erleuchterung vorgestellet. Nebst kurtzer Introduction ad arithmeticam von G. H. P. Editio prima." Regensburg, Johann Bapt. Lang 1723. 288 S. Beigebunden ist ein „Teutsch-Lateinisches Wörter-Büchlein" mit einer Auswahl von lateinischen Sinnsprüchen und deren deutscher Übersetzung, Nürnberg 1722 (Sign. 8° Fy 210). – 2. „Emmanuelis Alvari, e Societate Jesu, Verteutschter Syntax, darinnen die schwereste und fürnehmste Regulen durch unterschiedliche Exempel bewährter Authorum, zu Nutz der stu-

dieses Unterrichtswerkes. – Seine diesbezüglichen Gedanken zusammenfassend, meint der Autor, daß sich durch die Pflege der Wissenschaften und Künste aus Unbedeutendem Großes entfalte, aus einem Plebejer ein Adeliger werde und aus einem Adeligen ein noch Höherstehender.[113]

Die vornehmste Frucht der Wissenschaftspflege besteht für Weylgoune darin, daß durch sie naturgegebene Übel behoben würden: Die häufig durch Irrtümer verursachte Finsternis des Geistes werde durch sie zerstreut, die Unwissenheit verringert, der Verstand erhellt.[114] Es gebe aber auch nichts, was den Herzen die Liebe zur Tugend und den Abscheu vor dem Laster stärker einprägen könnte als die Beschäftigung mit den Wissenschaften.[115] Der Verfasser gelangt damit zu einem für das 18. Jahrhundert vielfach bezeichnenden ethischen Optimismus, da nach seiner Auffassung klare Erkenntnis der Dinge auch zur Erkenntnis von Werten führe, die als verlockend angestrebt und durch entsprechendes Tun realisiert würden.[116] Wie Gold erst durch die besondere Formgebung und der Diamant durch den kunstvollen Schliff ihren eigentlichen Wert erhielten, so werde auch der anfangs unerfahrene und ungebildete Mensch durch die Pflege von Wissenschaft und Kunst allmählich geformt und veredelt. Nach Meinung des Autors wurden Plato und Solon[117] nicht als große Weise geboren, sondern erreichten erst durch die Liebe zu den Wissenschaften, was sie später tatsächlich waren.

Will man sich in den drei göttlichen Tugenden üben und im Glauben fest, in der Hoffnung sicher und in der Liebe stark sein, so pflege man die theololgische

---

direnden Jugend, ausgelegt, erkläret und erläutert werden." Linz, Johann Bapt. Keßler 1732. 384 S. Beigebunden ist „Emmanuelis Alvari e Societate Jesu Libri secundi pars tertia, De figurata constructione. In usum Scholasticae Iuventutis supremae Classis Grammatices [...]". Linz, Johann Bapt. Keßler 1731. 128 S. (Sign. 8° Fi 405). – 3. „Emmanuelis Alvari e Societate Jesu Liber II. De constructione octo partium orationis, in usum mediae et supremae grammatices classium." Wien, Leopold Johannes Kaliwoda o. J. 546 S. Beigebunden ist ein Teil des Griechisch-Lehrbuches von P. Jakob Gretser SJ: „Jacobi Gretseri Societatis Jesu institutionum linguae graecae libri I. de octo partibus orationis pars altera, de conjugationibus verborum. In faciliorem, brevioremque usum redacta." Wien, Gregor Kurtzböck, o. J. 48 S. (Sign. 8° Ff 192). – 4. „Emmanuelis Alvari e Societate Jesu institutionum grammaticarum Liber III. De syllabarum dimensione: cui adjunguntur ars metrica, candidatus rhetoricae, aliaque, quae in humanitatis, seu poeseos schola fere praelegi solent." Wien, Leopold Johann Kaliwoda o. J. 693 S. Beigebunden ist: „Jacobi Gretseri Societatis Jesu institutionum linguae graecae liber II. De recta partium orationis constructione, pro schola humanitatis in faciliorem, brevioremque usum redacta." Wien 1753. 40 S. (Sign. 8° Ff 193).

113) Oratio, S. 9.

114) Ebd.

115) Ebd., S. 10 f.

116) Ebd., S. 11. Vgl. dazu u. a. auch Troeltsch (Anm. 99), S. 260; P. Kondylis, Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus, Stuttgart 1981, S. 357–489, bes. 407 ff. u. 469 ff.; Joachim Kopper, Ethik der Aufklärung, Darmstadt 1983, S. 5 ff., 27 ff., 58 ff. u. 154 ff.; Anton Bissinger, Zur metaphysischen Begründung der Wolffschen Ethik, in: Schneiders (Anm. 75), S. 148–160, hier 150 ff.; Hanns-Martin Bachmann, Zur Wolffschen Naturrechtslehre, in: ebd., S. 161–170.

117) Über Solon (ca. 640–ca. 561 v. Chr.), den weisen Gesetzgeber und Dichter aus Athen, vgl. u. a. Hans Volkmann, Art. „Solon", in: Kl. Pauly, Bd. 5, Sp. 262–266.

Wissenschaft.[118] Bezeichnenderweise erwähnt Weylgoune in diesem Zusammenhang den berühmten französischen Benediktinergelehrten Jean Mabillon[119], der betone, nichts führe leichter, sicherer und schneller zu wahrer Demut und zur Bändigung des Stolzes als echte Wissenschaft. Die Jurisprudenz zeige die rechten Lebensnormen auf, die Ethik lege dem Politiker gerechtes Handeln, Beherrschung der Leidenschaften und Mäßigung nahe. Rhetorik, Poetik und Grammatik seien zwar den anderen Künsten scheinbar untergeordnet, doch sie zeigten ihre Wirksamkeit durch die Macht und das Gewicht des Wortes, beziehungsweise durch die Tragödie als Bühnenspiel sowie in den verschiedenen Sprachen und Idiomen.[120] Die Wissenschaften und ihr Studium bedeuten demnach für den Verfasser wertvolle persönliche Lebenshilfe. Darum bezeichnet er sie bildhaft u.a. auch als „Apotheker der Seelen" („animorum pharmacopaeum") und „Linderungsmittel bei Krankheiten" („lenimenta morborum"), als „Verlängerinnen des Lebens" („prorogatrices vitae"), „Bürgen der Freiheit" („libertatis vindices") und „Hilfe in der Verbannung" („exilii subsidium"), ja als „Greisenstab" („senectutis baculum") oder als „Trost in der Mühsal des Lebens" („vitae aerumnosae solatium").[121]

Dem bisher Gesagten stellt nun der Autor den Nutzen der Wissenschaften für das Gemeinwohl gegenüber, da die Söhne des Bürgertums wie die des einfachen Volkes und ein Teil der adeligen Jugend durch sie unterwiesen und für die Verwaltung öffentlicher Ämter ausgebildet würden.[122] Aus den Schulen seien ja stets die Verkünder und Lehrmeister der Religion hervorgegangen, ebenso aus den Kollegien als den fruchtbaren Pflanzstätten die weisen Gesetzgeber. In offensichtlicher Anspielung an die beiden Schlesischen Kriege (1740-1742; 1744-1745) zwischen Maria Theresia und Friedrich II. von Preußen läßt Weylgoune „mit ganz Österreich"[123] die Frage stellen, woher die Erfahrung tapferer Waffenführung stamme. Als Antwort legt er dem gelehrten Preußenkönig in den Mund, daß diese von den Wissenschaften herrühre, die man sich aus Büchern und trefflichem Unterricht anzueignen pflege.[124] Seien Kriege zu führen, Feldlager zu errichten, Bollwerke zu bauen oder Burgen zu erobern und Mauern zu stürmen, so wende man sich jenen Orten zu, an denen die Wissenschaften eine Heimat hätten. Von hier kämen die Herrscher und die beherzten Heerführer, die stark im Zupacken, erfahren in den Künsten sowie reich an Erfahrung seien und den Sieg der Waffen

118) Oratio, S. 11.
119) Über ihn vgl. bes. Henri Leclerq, Dom Mabillon, 2 Bde., Paris 1953/57 (grundlegend); ferner Schmitz (Anm. 33), Bd. 4, S. 33–51. Über die Beziehungen Mabillons und die der französischen Mauriner zu Deutschland, der Schweiz und Österreich vgl. Hammermayer, Forschungszentren (Anm. 25), S. 125 ff.; Gallus Heer, Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Quellenforschung im 17. und 18. Jahrhundert, St. Gallen 1938; Peter G. Tropper, Studien zur Geschichte der Herrscher- und Privaturkundenlehre im 18. Jahrhundert. Die Werke Jean Mabillons, Gottfried Bessels und Magnus Kleins. Staatsprüfungsarbeit am Institut f. österr. Geschichtsforschung, Wien 1980 [Masch.], S. 6–49; ders. (Anm. 36), S. 304 ff.; Dickerhof (Anm. 32), S. 59 ff.
120) Oratio, S. 11.
121) Alle Zitate ebd., S. 12.
122) Ebd. Vgl. auch Klingenstein, Despotismus (Anm. 74), S. 133 ff.
123) Oratio, S. 13.
124) Ebd.

mehr durch die Kraft ihres Geistes als durch die Schärfe des Schwertes sicherten.[125] Ersehnen die Höfe für Könige und Fürsten Beamte, die sich durch Scharfsinn und Vaterlandstreue hervortun und imstande sind, die höchsten Angelegenheiten des Reiches zu verwalten, Gefahren abzuwenden, Rechte zu schützen und Streitigkeiten beizulegen: Es sind nach Meinung des Verfassers Männer von höchster Geburt und altem Adel wie auch solche, die wegen ihrer Geistesbildung und Klugheit bestens bekannt sind, die treu zum Haus Österreich stehen und als Stützen des Vaterlandes gelten.[126] Aus den Schulen kämen die Vorstände der Verwaltung, die Hüter des göttlichen Rechts, hier würden die Eiferer für die Religion erzogen ebenso wie die Feldherrn, die Ärzte, die Seelenhirten, die Lehrer wahrer Sittlichkeit und alle anderen, die sich dem Gemeinwohl widmeten.[127] Ohne Pflege der Wissenschaften blieben jedoch die von Gott geschaffenen Dinge dieser Welt als Güter ungenutzt. Darin besteht für den Autor die Bedeutung der Naturwissenschaften wie die der Astronomie. Die Geographie fasse als hervorragender Wissenszweig die ganze Erde schön und knapp in Landkarten zusammen, daß man alle Gebiete, Städte, Berge und Wälder, Meere und Flüsse, Inseln und Seen, ihre Lage und ihre Grenzen mit den Augen überschauen könne. Vom Pult aus sei es dadurch möglich, den gesamten Erdkreis ohne Schiff und Wind, ohne Wagen und Pferde, ohne Kosten und Mühe in kürzester Zeit ebenso angenehm wie nützlich zu durchstreifen: „[...] universam nobis terram ita bellè, ita compendio in tabulas colligit, ut omnes Regiones, Urbes, montes, & silvas, maria & fluvios, insulas & lacus, omnium situs & fines oculis inspicere, atque ad pulpitum sedentes totum, quâ patet, orbem absque navi & vento; absque curru & equis: Absque sumptu & fatigatione jucundissimè pariter, ac utilissimè adire, perambulare, ac peragrare brevissimo temporis spatio [...]".[128] Die Geschichte hingegen gebe Auf-

125) Ebd. – Vgl. auch Johann Christoph Allmayer-Beck, Das Heer der Kaiserin, in: Koschatzky (Anm. 49), S. 83–90; ders., Die Armee Maria Theresias und Josephs II., in: Erich Zöllner (Hg.), Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (= Schriften des Institutes für Österreichkunde: 42), Wien 1983, S. 71–83, hier S. 71–79.

126) Oratio, S. 13. Vgl. dazu die aufschlußreichen Ausführungen bei Hans Wagner, Die Herrscher und ihre Staatsmänner, in: Zöllner (Anm. 125), S. 16–28.

127) Oratio, S. 13 f. – Zur Modernisierung des höheren Bildungswesens an österreichischen Gymnasien und Universitäten, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dringend notwendig geworden war, vgl. bes. Grete Klingenstein, Vorstufen der theresianischen Studienreformen in der Regierungszeit Karls VI., in: MIÖG 76 (1968), S. 327–377; dies., Bildungskrise. Gymnasien und Universitäten im Spannungsfeld theresianischer Aufklärung, in: Koschatzky (Anm. 49), S. 213–223.

128) Oratio, S. 14. – Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß P. Anselm Desing auf Bitten P. Nonnos Stadlers hin 1743 für die Ritterakademie in Kremsmünster ein eigenes Lehrbuch für Geographie in deutscher Sprache verfaßte: „Hinlängliche Geographie Vor die Schule/ Auf eine Art vorgetragen/ Und In solche Schrancken gefasset/ Daß Junge Leuthe Damit mehr ergötzet als beladen werden. Zusammen getragen Zum Gebrauch der studierenden Jugend zu Crems-Münster O.S.B. in Ober-Oesterreich. [...]" Salzburg, Johann Joseph Mayrs Erbin 1743 (StBKr, Sign. 8° Dg 41). Das Werk, in Frage und Antwort gegliedert und mit fünf kolorierten Karten versehen, entsprach bereits dem neuen, fortschrittlichen Zeitgeist, fand großen Beifall und wurde in etwas geänderter Form auch am Gymnasium in Salzburg eingeführt. Weitere Auflagen des Buches erfolgten 1750 und

schluß über die Geheimnisse des Altertums, über Aufstieg und Niedergang von Königreichen, über Kriege und den Wandel von Epochen und erweitere so unser Verständnis für die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Weylgoune preist jene Völker glücklich, bei denen die Wissenschaften blühen, denn diese seien nicht nur der Schmuck der Kollegien, die Ehre der Kurien, der Ruhm der Gerichte, sondern von ihnen stamme auch die Weisheit der Versammlungen, sie erwiesen sich als die Säulen des Gemeinwesens, die Grundfesten des Staates und als die Stützen der Kirche: „Si dicitis Litteras Aularum decora, Curiarum honorem, Tribunalium gloriam; Dicam ego consiliorum oracula, Rerum publicarum Columina, Civitatum firmamenta [...]; Dicam ego Ecclesiae Christianae Fulcra".[129] Der gelehrte Benediktiner beglückwünscht darum jene, die sich mit ganzem Herzen dem Studium der Künste und Wissenschaften gewidmet haben. Wer durch eigenen Fleiß in einem Wissensgebiet bis zur Spitze vorgedrungen sei, möge eine reiche Fülle an Früchten sowie Ruhm und Ehre ernten und gleichzeitig auch einmal dem Vaterland durch Können und Erfahrung ein besonderer Gewinn sein.

Abschließend hebt der Redner die Landesherrin Maria Theresia, Inbegriff der Tugenden, aber auch Abglanz der Gelehrsamkeit und Bildung, nochmals rühmend hervor. Er preist ihren Urteilsspruch, den Kremsmünsterer Schulen Würde, Privilegien und Freiheiten einer öffentlichen Akademie zu gewähren und dieser Schutz und Obsorge zu versprechen. Durch ein solches öffentliches Bekenntnis zeige die Monarchin, daß die Wissenschaften bei ihr in höchstem Ansehen stünden, verpflichte sie sich die Herzen aller Gutgesinnten und verdiene dauernden Dank, vor allem von seiten jener, die in dieser Akademie unterrichtet würden.[130] Mögen daraus Beamte ihrer kaiserlichen Residenz hervorgehen, die sich durch Treue und Tüchtigkeit auszeichneten, Beisitzer in ihren Ratsversammlungen, deren Lebensweisheit Bewunderung errege, sowie Heerführer, berühmt wegen ihrer Besonnenheit und Tapferkeit: „[...] ex hac Academia, TUIS Clementissimis Auspiciis erecta Regiae TUAE prodeant ministri, fide & dexteritate praestantes: TUIS Consiliis Assessores Sapientia Excellentes: TUIS militibus Duces Prudentia, & Fortitudine insignes [...]".[131] Mit der Bitte an Gott, die Landesmutter weiterhin zu beschützen, wie Er Kaiser Ferdinand und gerade auch sie schon früher gegen sehr mächtige Gegner und verderbliche Machenschaften beschirmte, der Hoffnung auf Waffensieg und Frieden sowie den besten Wünschen für ein gedeihliches Zusammenleben im Kreise der kaiserlichen Familie klingt die bedeutungsvolle Rede aus. Am Ende fügt der Sprecher noch untertänig hinzu, die Monarchin möge als Schirmherrin der Ritterakademie stets die „Pallas Cremifanensis"[132] sein.

1761, wobei die letzte Ausgabe eine Verteilung des Stoffes auf drei Klassen brachte. Näheres über dieses Kompendium wie zu den übrigen gedruckten Lehrbehelfen P. Anselm Desings, der als tüchtiger Pädagoge seine Unterrichtswerke sehr interessant gestaltete und in den historischen Arbeiten auch die verschiedenen Staatsformen, staatspolitische Grundbegriffe, die Geographie Deutschlands und deutsches Reichsrecht berücksichtigte, bei Stegmann (Anm. 26), S. XVII–XX u. 66, sowie Mühlböck (Anm. 66), S. 101 f. u. a.

129) Oratio, S. 16. 130) Ebd., S. 16 f. 131) Ebd., S. 17 f. 132) Ebd., S. 18.

III. Weylgounes dramatische Werke

Das Bühnenschaffen P. Johannes Nep. Weylgounes hängt enge mit seiner Stellung als Rhetorikprofessor und mit der Gründung der Ritterakademie in Kremsmünster zusammen. Das alte Stiftstheater, das seit 1677 eine reich ausgestattete Kulissen- und Maschinenbühne besaß und gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter der Leitung Simon Rettenpachers einen Höhepunkt erreichte[133], wurde 1737 während der großzügigen Bautätigkeit Abt Alexanders III. Fixlmillner von Grund auf erneuert und für alle nur erdenklichen Szeneneffekte eingerichtet.[134] Wenngleich es an entsprechenden Bemühungen keineswegs fehlte, bedeuteten die ersten vier Dezennien des 18. Jahrhunderts für das Schultheater in Kremsmünster aber eine wenig günstige Zeit. Erst mit P. Johannes Nep. Weylgoune, der von 1741 bis 1749 als „P. Comicus" die Leitung des Stiftstheaters innehatte[135], trat eine deutliche Wendung ein. Er konnte dabei mit dem früheren Spielleiter und damaligen Musikdirektor P. Nonnos Stadler in idealer Weise zusammenarbeiten. Leider sind jedoch auch Weylgounes Dramen – wie die manch anderer geistlicher Bühnendichter aus dem Stift Kremsmünster – nur zum Teil bekannt[136], können ihm mit Sicherheit doch nur sieben Stücke zugeschrieben werden. Obwohl jährlich zumindest vier Theateraufführungen stattfanden, ist bei manchen Darbietungen zudem kaum das Datum feststellbar.[137] – Der erste konkrete Hinweis auf Weylgounes Tätigkeit als Pater Comicus findet sich in einer vom Kremsmünsterer Bildhauer Anton Remele 1739 ausgestellten Rechnung, aus der klar hervorgeht, daß dieser „auf Befelch Ihro Wohl Ehrwürden H. P. Johannes" verschiedene Theaterrequisiten für eine nicht näher bezeichnete „Comedi" angefertigt habe.[138] Andere von Fritz Fuhrich[139] im Kremsmünsterer Theaterspielplan zwischen 1732 und 1749 angeführte Stücke mit anonymer oder unsicherer Verfasserschaft bzw. Spielleitung können hier übergangen werden. Weylgoune ist zwar schon ab 1741 offizieller *Comicus* und steuert später die meisten Bühnenwerke selbst bei, doch erst mit dem Jahr 1744 setzt seine eigentliche Tätigkeit als *Dramatiker-Spielleiter* ein und dauert dann bis zu seiner Ernennung als Beichtvater an der Wallfahrtskirche zu Adlwang 1749.[140]

---

133) Genaueres bei Willi Flemming (Hg.), Das Ordensdrama (= Deutsche Literatur, hg. v. Heinz Kindermann. Reihe Barock: Barockdrama, Bd. 2), Leipzig 1930, S. 31–34; bes. Pfanner (Anm. 1); Sturm (Anm. 1), S. 118–127.
134) Vgl. Sturm (Anm. 1), S. 106 ff.; Fuhrich (Anm. 2), S. 110.
135) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 285.
136) Vgl. dazu Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 341.
137) Ebd.
138) Zit. nach Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 342.
139) Vgl. Fuhrich (Anm. 2), S. 305–307.
140) Ebd., S. 127 f. u. 306 f. Vgl. auch Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 285.

1. Beschreibung der Textbücher und Periochen

Die Reihe von Weylgounes gesicherten Dramen beginnt mit einem „David" (CCn 1369)[141] anläßlich des Namenstages von Abt Alexander III. Fixlmillner am 3. Mai 1744 und wird im September des gleichen Jahres, zu Schulschluß, mit einem „Hannibal" (CCn 1370) fortgesetzt. Auch alle weiteren Stücke werden jeweils am Ende des Schuljahres, anfangs September, im Rahmen einer feierlichen Auszeichnung der besten Schüler aufgeführt. So folgen 1745 ein „Anconius" (CCn 1372), 1746 ein „Caesar Augustus" (CCn 1373 und CCn 1374), 1747 ein „Belisarius" (CCn 1368), weiters 1748 ein „Godefredus Bullionius" (CCn 1376) und schließlich 1749 ein „Bagoas", dessen Textbuch jedoch verschollen ist. Nur beim CCn 1373, der laut handschriftlichem Vermerk auf der letzten Seite im Jänner 1949 vom Kremsmünsterer Verein aus dem Antiquariat Hinterberger (Wien I) angekauft und der Stiftsbibliothek geschenkt wurde[142], dürfte es sich aufgrund des Schriftbildes sowie der vorgenommenen Korrekturen und Streichungen um ein echtes Autograph Weylgounes handeln (Abb. 6). Die Papierhandschrift weist das Format 21,5 x 17,5 cm auf und umfaßt 60 beidseitig beschriebene Blätter mit dem lateinischen Text des „Caesar Augustus". Dazu kommen nach einem leeren Blatt auf Seite 63 bis 77 noch zwei Interludien in Form eines in bodenständiger Mundart abgefaßten Dialogs zwischen einem Vater, dessen Sohn und einem Astrologen. Im Gegensatz zu den übrigen noch vorhandenen, ebenfalls beidseitig handgeschriebenen *Textbüchern* von Weylgounes Dramen[143], die jeweils vollständige *Abschriften* von recht unterschiedlichem Format, aber mit gleichartigem Pappeinband und aufgezogenem, durch Blumenornamente verziertem Goldpapier darstellen, weist der

---

141) Die Signatur der jeweiligen Handschrift in der Stiftsbibliothek Kremsmünster ist in runden Klammern beigefügt.

142) Vgl. Bibliotheca Cremifanensis, Catalogus codicum manuscriptorum. Auszug aus dem Katalog des P. Hugo Schmid. c. Neue Codices. Cod. 1–1260; maschinenschriftl. Fortsetzung bis Cod. 1574 von P. Theodorich Pichler (= CCn 1825), hier zu CCn 1373.

143) Es handelt sich bei diesen Textbüchern, die wohl zumeist den vollständigen Wortlaut der Haupthandlung, nicht aber den der Interludien enthalten, jeweils um Papierhandschriften des 18. Jahrhunderts mit folgendem Format und Umfang: 1. „David" (CCn 1369), 23,5 x 17 cm, 24 Bl. (41 gezählte Seiten), Titelseite (pag. 1) + Argumentum (pag. 3) + 38 Seiten Text (pag. 4–41); dazu eine handgeschriebene Perioche (CCn 1369 a), aufgrund eines Schriftvergleiches mit CCn 1373 vermutlich vom Autor selbst, 3 Bl., beidseitig beschrieben. – 2. „Hannibal" (CCn 1370), 30 x 20 cm, 28 Bl. (51 gezählte Seiten), Titelseite (pag. 1) + Argumentum (pag. 2) + 49 Seiten Text (pag. 3–51). – 3. „Anconius" (CCn 1372), 23,5 x 15,5 cm, 35 Bl. (67 gezählte Seiten), Titelseite (pag. 1) + Argumentum (pag. 2) + 63 Seiten Text (pag. 3–67). – 4. „Caesar Augustus" (CCn 1374), 26 x 18,5 cm, 52 (50 gezählte) Bl., Titelseite (fol. 1r) + Argumentum (fol. 1v) + 97 Seiten Text (fol. 2r–50r). – 5. „Belisarius" (CCn 1368), 25,5 x 18,5 cm, 31 Bl. (59 gezählte Seiten), Titelseite (pag. 1) + 56 Seiten Text (pag. 3–58). – 6. „Godefredus Bullionius" (CCn 1376), 24,5 x 18 cm, 27 Bl. (51 gezählte Seiten), Titelblatt (pag. 1) + Argumentum (pag. 3–4) + 48 Seiten Text (pag. 3–51). – Vgl. auch Fuhrich (Anm. 2), S. 306 f.

CCn 1373 bloß einen Papiereinband auf, zwar auch mit Goldpressung und Blumenzierat versehen, aber dennoch dem Gesamtcharakter nach ganz anders als bei den Abschriften.

Zu allen diesen lateinisch verfaßten Stücken Weylgounes haben sich in der Stiftsbibliothek Kremsmünster auch sogenannte *Periochen* erhalten, d. h. kleine, beidseitig bedruckte Programmhefte, die mit ihren goldgepreßten und – ähnlich wie bei den Abschriften – rankenverzierten Papiereinbänden gleichzeitig als Einladung zum Theaterbesuch dienten. Sie umfassen meist 16 Oktavseiten im Format 20 x 15 cm und wurden stets von der Druckerei Johann Michael Feichtinger in Linz an der Donau hergestellt. Wie bei den Titelblättern der handschriftlich überlieferten Textbücher dienen besonders auch auf den Titelseiten der einzelnen Periochen verschiedene Schrifttypen und -größen der Kennzeichnung der betreffenden Textpartien. Entsprechend ihrer Funktion als Theatereinladung vermitteln diese Periochen den Titel des Dramas, den speziellen Anlaß der Inszenierung, die Mitwirkenden sowie das Aufführungsdatum im allgemeinen genauer als die noch vorhandenen Textbücher. Während hier nur der Hinweis auf die am Ende des jeweiligen Schuljahres erfolgende Prämienverteilung gegeben wird, finden wir bei den Periochen neben dem 3. Mai („David", CCn 1369a)[144] einmal den 5. September („Godefredus Bullionius", 8° Gc 38) und zweimal den 6. September („Anconius", 8° Gc 35; „Caesar Augustus", 8° Gc 36). Dreimal wird auch hier nur auf den Anlaß der Prämienverteilung am Schulschluß verwiesen („Hannibal", 8° Gc 34; „Belisarius", 8° Gc 37; „Bagoas", Musikarchiv Kremsmünster, Sign. 165).

Bemerkenswert ist ferner einige Male der unterschiedliche Wortlaut im Dramentitel des Textbuches und bei der entsprechenden Perioche. Während z.B. im CCn 1369 die Textierung „Typus Austriae, id est, David adversis pressus, non oppressus [...]" lautet, heißt es in der dazugehörigen Perioche (CCn 1369a): „David a Providentia Divina Adversis immersus, et tandem emmersus Typus Austriae [...]." Im CCn 1372 lesen wir „Justitiae Victima Seu ANCONIUS Regnum Justitiae immolans [...]", in der entsprechenden Perioche (8^{h} Gc 35) dagegen steht zuerst der erste Teil des Doppeltitels, „Justitia Regno Potior", dann folgt der erläuternde deutsche Zwischentitel „Die Aus Liebe zur Gerechtigkeit Niedergelegte Krone", zuletzt kommt der zweite Teil des lateinischen Titels: „[...] seu ANCONIUS Aequitatis Amore imperio renuntians [...]". Ähnlich ist es beim CCn 1373, wo der Titel des Stückes „Pax urbi et orbi reddita seu Caesar Augustus belli domique devictis hostibus Jani templum obserans [...]" heißt. Die entsprechende Perioche (8° Gc36) ändert zwar den Titel nicht direkt, sondern schreibt zunächst nur den ersten Teil davon, „PAX urbi et orbi reddita", daran schließt sich der deutsche Zwischentitel mit dem zweiten Teil des lateinischen Doppeltitels: „[...] Der Allgemeine hergestelte Friede, seu Caesar Augustus Belli Domique devictis Hostibus Jani Templum obserans [...]". In der Perioche zum „Hannibal" (8° Gc 34) finden wir zuerst den vollen lateinischen Titel des Textbuches (CCn 1370),

144) Nach dem Kurztitel der jeweiligen Perioche folgt wieder ihre entsprechende Signatur aus der Stiftsbibliothek Kremsmünster.

„Ethnicus Religiosus, Sive HANNIBAL Pro Jurisjurandi Religione moriens, In annua Praemiorum distributione Scenis datus a Scholis Cremifanensibus", hierauf folgt – dem Zweck des Programmheftes entsprechend – für ein breiteres Publikum, das nur wenig oder gar kein Latein verstand, die Eindeutschung dazu: „[...] Der Gotts-foerchtige Heyd, Oder Der vor die Treue seines Schwurs sterbende Hannibal, Bey Austheilung deren Praemien vorgestellt Von Denen Crembsmuensterischen Schullen Anno 1744." Interessant ist nun, daß beim „Belisarius" (CCn 1368) vom September 1747 nicht nur in der Perioche, sondern bereits auch im lateinischen Textbuch der Titel teilweise in deutscher Übersetzung aufscheint: „Victa Vindicta. Die Besiegte Rache seu BELISARIUS Iniuriarum Immemor [...]". Noch einen Schritt weiter geht Weylgoune in seinem nächsten Werk, dem „Godefredus Bullionius" (CCn 1376), vom 5. September 1748, wo in den lateinischen Titel des Textbuches ebenfalls ein deutscher Zwischentitel eingeschoben wird: „Hercules Christianus. Der Christliche Held Seu Godefredus Bullionius Gloriosus Hierosolymae Suique Triumphator et Rex [...]". Zudem ist hier aber auch – wie schon beim „Caesar Augustus" aus dem Jahr 1746 – eine ganze Textpartie deutsch geschrieben. Bleiben bei diesem jedoch die zwei in bodenständiger Mundart verfaßten Interludien vom eigentlichen Haupttext getrennt, so finden wir im Textbuch des „Godefredus Bullionius", II. Akt, 4. Szene, den „Cantus" in hochdeutscher Schriftsprache. Obwohl für den „Bagoas" vom 4. September 1749 der Spieltext fehlt und die Perioche (Musikarchiv Kremsmünster, Sign. 165) keinen Aufschluß über eventuelle deutsch geschriebene Texteinlagen zuläßt, wird doch im allgemeinen deutlich, daß sich in Kremsmünster bei den großen Schuldramen das traditionelle Latein naturgemäß am längsten hält. Aber auch schon P. Johannes Nep. Weylgoune trägt als Comicus in seinen späteren Stücken dazu bei, daß das Stiftstheater hier allmählich den Übergang von der lateinischen zur deutschen Sprache findet. War es 1758 in Kremsmünster noch ein Wagnis, ein Werk ausschließlich in der Muttersprache auf die Bühne zu bringen, so gelingt P. Matthias Pregg OSB (1730-1773)[145] als Dramatiker-Spielleiter 1764 auf diesem Gebiet mit der in deutschen Alexandrinerversen geschriebenen Finalkomödie „Sieg der Gerechtigkeit über die Vaterlandsliebe oder Fulvius" endgültig der Durchbruch. Damit wurde auch gleichzeitig die Entwicklung des Kremsmünsterer Schuldramas abgeschlossen.[146]

Die Periochen enthalten zuerst immer eine knappe, in lateinischer Prosa gehaltene Einführung in die Thematik der einzelnen Stücke, „Argumentum" genannt, mit Angabe der vom Autor benützten Quelle(n) und einer eventuellen Regieanweisung. Anschließend bringen sie unter dem Titel „Inhalt" eine meistens recht freie deutsche Übersetzung des Arguments. Weiters folgen eine kurze Zusammenfassung des Prologs und Epilogs, eine szenenweise Wiedergabe des jeweiligen Drameninhaltes sowie oft auch ein vollständiges, lokalgeschichtlich bedeut-

145) Genaueres über ihn bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 318 f.
146) Vgl. Fuhrich (Anm. 2), S. 117 f. u. 131.

sames Verzeichnis der mitwirkenden Schauspieler und Musiker unter Angabe ihres Herkunftsortes und ihres damaligen Studienabschnittes. Der Name des Dichters scheint sowohl in den Textbüchern als auch in den Periochen nie auf, findet sich hier aber öfters von fremder Hand nachgetragen. Im Gegensatz zu den Programmheften des Salzburger Benediktinertheaters, die den Aufführungsort immer genau verzeichnen[147], fehlen diese Angaben in den Kremsmünsterer Periochen gänzlich, da zumindest die großen Schuldramen anläßlich der Prämienverteilung an die Studenten stets im offiziellen Theatersaal des Stiftes aufgeführt wurden.[148]

2. Stoffe und Motive, Struktur und Gehalt der Stücke

Da P. Johannes Nep. Weylgoune einen wesentlichen Teil seiner humanistischen wie später auch seiner philosophisch-theologischen Ausbildung in Salzburg erhielt und dabei wahrscheinlich bereits mit dem alten fürsterzbischöflichen Residenztheater, sicher jedoch mit dem Theater der Benediktiner an der Universität in unmittelbare Berührung kam, ist wohl anzunehmen, daß er in seinem eigenen Bühnenschaffen von diesem entscheidend mitgeprägt wurde. Hatten unter dem Einfluß der sich allmählich entfaltenden Geschichtswissenschaft bereits Simon Rettenpacher[149] und seit 1713 vornehmlich der Wessobrunner Benediktiner Alan Ritter (1684-1737)[150] in ihren lateinischen Dramen für das Salzburger Akademietheater historische Stoffe bevorzugt, so finden wir dies nun in besonderem Maß auch bei Weylgoune. Ein wichtiger Grund hierfür liegt sicher darin, daß die Beschäftigung mit der Historie schon seit der Renaissance, vor allem aber im Barock und im Zeitalter der Aufklärung als äußerst lehrhaft und nützlich empfunden wurde. Aus der Antike übernahm man die Überzeugung, daß sie „vitae Magistra, speculum temporum, regula morum" sei, und bezeichnete sie als „vitae et imperiorum gubernatrix a Deo sapientia exemplis insignibus illustrata".[151] Die Ereignisse aus der Geschichte verschiedener Völker und Länder hatten für den

147) Näheres dazu bei Adolf Haslinger, Die Salzburger Periochen als literarische Quellen, in: Festschrift Leonhard C. Franz zum 70. Geburtstag, Innsbruck 1965 (recte 1967!), S. 143–158, hier S. 144; Alfons Isnenghi, Das Theater an der alten Salzburger Universität, in: Festschr. Univ. Salzburg (Anm. 10), S. 173–192 u. 217 f., bes. S. 173 f.; Sibylle Dahms, Das Musiktheater des Salzburger Hochbarocks (1668–1709). Teil I: Das Benediktinerdrama, Phil. Diss. Salzburg 1974 [Masch.], S. 56 ff.

148) Genaueres darüber bei Fuhrich (Anm. 2), S. 118–120.

149) Vgl. dazu bes. Pfanner (Anm. 1), S. 12–14; Sturm (Anm. 1), S. 119 f.; Mühlböck (Anm. 66), S. 97; Boberski (Anm. 1), S. 206 f.

150) Vgl. u. a. Boberski (Anm. 1), S. 102 u. 170 f.; Mühlböck (Anm. 66), S. 100.

151) Zit. nach Anna Coreth, Österreichische Geschichtsschreibung in der Barockzeit (1620–1740), Wien 1950 (= Veröffentl. d. Kommission f. neuere Geschichte Österreichs, 37), S. 16. Vgl. auch Rüdiger Landfester, Historia Magistra Vitae. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts (= Travaux d'Humanisme et Renaissance 123), Genève 1972, bes. S. 131 ff.; Singer (Anm. 74), S. 34 f.

Monarchen und seine adeligen Ratgeber vielfach Beispielcharakter und sollten als Richtschnur für das eigene Handeln und für die Bewältigung der Staatsgeschäfte dienen. Im Gegensatz zum früheren Jesuitendrama schöpfte daher auch Weylgoune – wie die meisten anderen zeitgenössischen Dramatiker aus dem Benediktinerorden – die pädagogisch-didaktisch wertvollen Motive für seine Schuldramen nicht mehr aus den Heiligenviten, sondern aus dem Bereich der Profangeschichte. Auffallend sind in seinen Stücken außerdem der opernhafte Charakter zahlreicher Musikeinlagen sowie die häufigen Interludien.[152]

Das erste bekanntgewordene Drama von P. Johannes Nep. Weylgoune trägt den Titel „Typus Austriae, id est, David adversis pressus, non oppressus. Excellentissimo Reverendissimo, ac Amplissimo Dno Dno Alexandro Abbati Cremifanensi gloriosissimè Onomatizanti humillimè dedicatus, et à Gymnasii Cremifanensis Poetis, ac Syntaxistis Anno 1744 Scenicè adumbratus" (CCn 1369; Abb.2). Als allegorisches Präfigurationsdrama[153] entnimmt dieses Werk seine biblische Haupthandlung den beiden Büchern Samuels, wobei die Namen sowie einzelne Episoden z.T. dichterische Erfindung sind. Im Prolog und Epilog als Rahmenhandlung bezieht sich der Autor gleichzeitig auf zeitgenössische Ereignisse aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748). Er setzt die Kenntnis der Lebensgeschichte Davids beim Publikum voraus und sieht in dessen dreifacher Notsituation, da er von Todesfällen, Treulosigkeit und Kriegen zermürbt wird, ein Urbild für Österreich, das der gleiche „Cerberus" um so gefährlicher belauert habe, je hartnäckiger dies geschehen sei. Bekanntlich starb Karl VI. als römisch-deutscher Kaiser ohne männlichen Erben, und die Verträge, die die Thronfolge Maria Theresias durch die Pragmatische Sanktion vom 19. April 1713 sichern sollten, wurden von den europäischen Staaten im gegebenen Augenblick nicht mehr eingehalten. Dadurch kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen um die rechtmäßige Erbfolge, die zur Zeit der Entstehung von Weylgounes Stück noch immer andauern. Einheit und Fortbestand des Habsburgerreiches sind ernstlich gefährdet. Doch der Dichter zeigt nach dem Vorbild aus dem Alten Testament eine Lösung, indem er auf die göttliche Vorsehung („Providentia Dei")

---

152) Zur allgemeinen Situation der Bühnenmusik am Stiftstheater in Kremsmünster während des 18. Jahrhunderts vgl. bes. Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 337 ff.; ferner Fuhrich (Anm. 2), S. 121–126.

153) Über das Präfigurationsspiel, bei dem einem Motiv der Haupthandlung ein entsprechendes Exempel aus der älteren Geschichte, zumeist aus der des Alten Testaments, vorausdeutend gegenübergestellt wird, vgl. u. a. Boberski (Anm. 1), S. 150; Drozd (Anm. 64), S. 80. – Zum David-Stoff, der bes. im Jesuitendrama in zahlreichen Varianten behandelt wurde (David und Goliath, David und Jonathan, David und Saul, David poenitens, David und Absalon, David und Salomon etc.) vgl. auch Hermann Wlczek, Das Schuldrama der Jesuiten zu Krems (1616–1763), Phil. Diss. Wien 1952 [Masch.], S. 159; Elisabeth Frenzel, Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 300), 2., überarb. Aufl., Stuttgart 1963, S. 120–122; Drozd (Anm. 64), S. 85; Boberski (Anm. 1), Anhang, Nr. [13]–[16], [346] u. ö.

verweist, die das Weltgeschehen ständig überwache.[154] Dadurch kann die höllische Bestie schließlich überwunden werden. Österreich, das man schon dem Ende nahe glaubte, werde wie der Morgenstern zu dauerndem Ruhm erstrahlen. Im gleichen Jahr, da Weylgoune zur Eröffnung der Ritterakademie in Kremsmünster seine große Lobrede auf den Wert der Wissenschaft vortragen läßt und darin auch die Kaiserin Maria Theresia als fürsorgliche und weitblickende Gönnerin preist, entwirft er als damaliger Pater Comicus des Stiftstheaters für seine teilweise dem Adel angehörende Spielergruppe an Hand einzelner Szenen aus dem Leben König Davids ein Bild patriotischer Zuversicht: „Historiam proponimus jam sacris è paginis notam, Davidem nempe, quem triplex involvit calamitas: Funera, Perfidia, Bella, Typum Austriae, cuj idem hic Cerberus tantò periculosius, quantò pertinacius inhiavit. Desperassemus jam de salute publica, nisi continuò nobis occurrisset, quod ludens in Orbe Terrarum Providentia Dei, belluam illam trifaucem in perennitatem Austriacae Gloriae submiserit, ut, quae hactenus putabatur consumpta, oriretur ùt Lucifer. Atque haec nos in Rege Jessaeo, dum praeludimus, adumbrare intendimus."[155]

Das Stück ist sehr regelmäßig gebaut und umfaßt folgende Teile: 1. Prolog. 2. Drei Akte mit je fünf Szenen, wobei nach der dritten Szene des ersten und zweiten Aktes jeweils ein dem Inhalt nach nicht näher bekanntes Zwischenspiel („Scena intermedia") folgt, nach der fünften Szene jeweils ein Chor. Vor dem zweiten Chor, nach der fünften Szene von Akt II, ist außerdem ein Tanz („Saltus") eingeschaltet. Im dritten Akt finden wir das Zwischenspiel bereits nach der zweiten Szene. 3. Epilog mit Rezitativen, zwei Arien und einem Schlußchor.– Der erste Akt, der unter dem Leitbegriff „Funera" steht, zeigt König David voll Trauer um seinen Erstgeborenen. Die Israeliten werden von Hunger geplagt, viele von der Pest dahingerafft, der König selbst wird krank und gerät in Lebensgefahr (I/4). Dazu kommt das Intrigenspiel mit Miphiboseth, dem Sohn von Davids Freund Jonathas, einem Enkel König Sauls (I/5). Der zweite Akt, mit dem Thema „Perfidia", führt uns den

154) Wie groß und vielfältig die Schwierigkeiten waren, denen die junge Kaiserin damals gegenüberstand, zeigt u. a. bes. Wagner (Anm. 126), S. 17–23; ferner Grete Klingenstein, Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton (= Schriftenreihe d. histor. Kommission bei d. bayerischen Akademie d. Wissenschaften, 12), Göttingen 1975, hier S. 284 ff.; Adam Wandruszka, Maria Theresia und ihre Zeit, in: Koschatzky (Anm. 49), S. 17–39; Gerda und Gottfried Mraz, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Zeit in Bildern und Dokumenten, 2. Aufl., München 1980, S. 37–94.

155) „David", Textbuch, Argumentum. (Auszeichnung auch in der Hs.) – Interessanterweise wurde bereits ein Jahr zuvor, 1743, am Jesuitengymnasium in Krems ein Melodram zu Ehren Maria Theresias mit dem bezeichnenden Titel „Fiducia in Deum" inszeniert, wenngleich dieses Werk mit Weylgounes Stück keine größeren Ähnlichkeiten aufweist. Näheres dazu bei Wlczek (Anm. 153), S. 28 u. 101–105. – Die Schüler des Linzer Jesuitengymnasiums führten übrigens schon 1684 zu Ehren Kaiser Leopolds I. einen „David" als „Ludus Caesareus" auf, in dem die allegorischen Szenen ganz auf das Schicksal des Hauses Österreich zugeschnitten waren, während die Handlung um David selbst als Präfiguration dieses Schicksals gelten sollte. Trotz der gleichen Problematik ist jedoch auch hier die individuelle Ausgestaltung der beiden Stücke weitgehend verschieden. Vgl. Sturm (Anm. 1), S. 91, Anm. 4, u. 98–101.

Verrat an König David vor Augen, der nach seiner Flucht in die Wüste miterleben muß, wie der erste Beamte des Hofes, Achitophel, zu seinem empörerischen Sohn Absalom überläuft und ihm beide nach dem Leben trachten. Um deren Pläne zu erfahren, wird Davids Freund Chusai in die Sache eingeweiht (II/1). Hierauf besucht der König das notleidende Volk. Siba, Miphiboseths Sklave, gibt ihm zu essen und so erholt er sich wieder. König David bemerkt Mephiboseths Treulosigkeit und erträgt die Schmähungen Semeis, der ebenfalls dem Geschlechte Sauls angehört (II/2). Seba, ein Sohn Bochris aus dem Stamm Benjamin, der für Absalom Unheil befürchtet, will sich gegen David erheben und elf Stämme Israels – mit Ausnahme Judas – auf seine Seite ziehen. Er hofft auf die Unterstützung der Bewohner von Abela (II/3). Jonathas und Achimaas, der Sohn des Hohenpriesters Sadok, retten sich in ein Haus in Bahurim und verstecken sich vor Absaloms Häschern in einer leeren Zisterne (II/4). David, von Kummer ermattet, schläft ein und träumt von einem neuen Aufstand Sebas. Als er wieder erwacht und hört, daß sein treuloser Sohn in der Nähe sei, flieht er (II/5). Akt III steht unter dem Titel „Bella" und zeigt König Davids Kampf gegen die Philister. Diese nähern sich seinem Heerlager immer mehr, König und Stadt geraten in arge Bedrängnis (III/1). Unter schlechten Vorzeichen bringen die Hohenpriester Sadok und Abiathar für David, der gegen Jesbibenob kämpfen will, ein Opfer dar (III/2). Salomon, der Sohn König Davids, beklagt sich bei Nathan, daß Adonias die Herrschaftsnachfolge im Reich anstrebe. Er will gegen ihn Krieg führen, doch da Hoffnung auf eine friedliche Lösung des Konfliktes besteht, kann ihn der Prophet von seinem Vorhaben wieder abbringen (III/3). Nach dem Sieg über die Philister kehren die Heerführer unter Jubel aus dem Kampf zurück, wobei sie die Köpfe der getöteten Feinde vor sich hertragen (III/4). Auch David kommt mit Abisai zur Freude der Israeliten aus der Schlacht heim und trägt das abgeschlagene Haupt Jesbibenobs im Triumphzug. Als der König auch von den Siegen der übrigen Feldherren hört, freut er sich und preist die Vorsehung Gottes. Er ruft Salomon mit der Verheißung zum Herrscher aus, daß dessen Nachkommenschaft bis zur Wiederkunft Christi dauern werde (III/5).–

Streng getrennt von der Darstellung aus der Geschichte des Alten Testaments vollzieht sich im Prolog, in den beiden Zwischenchören sowie im Epilog die allegorische Nebenhandlung. Schmerzerfüllt seufzt Österreich, daß der dreifache Wall seines Lagers zerstört worden sei, nämlich die Hoffnung auf Erbfolge durch den Tod, die Eintracht durch Treulosigkeit und der Friede durch Krieg. Nur das Vertrauen auf Gott und der feste Glaube an die göttliche Vorsehung richten es wieder auf und lassen es auf Hilfe hoffen: „Triplicem Austriaci Castri murum, Spem, scilicet, Successionis à Libitina, Concordiam à Perfidia, et Pacem à Bellona eversam Austria cincta doloribus ingemiscit. Erigitur à Fiducia in DEUM ad fidendum Divinae Providentiae, quae monstrans, missa esse auxilia, Austriam erigit."[156] Das Spiel der drei allegorischen Gruppierungen (Austria, Fiducia in Deum, Providentia; Mors, Bellona, Foecunditas Habspurgico-Lotharingica; Ambitio, Perfidia und die vier Auxilia), von P. Nonnos Stadler

156) „David", Textbuch, Prolog. (Auszeichnung auch in der Hs.)

als Regens chori musikalisch umrahmt, steht der Sprechhandlung von König David und seinem leidgeprüften Haus gleichberechtigt gegenüber.[157] Im Prolog klagt „Austria" über ihr Geschick wie folgt:

„Miseram me! Boni Superi! ah respicite tandem!
Quis coelj, rotâ emotâ
Per Sortis iras tam diras
me proteri jussit?
ah! desine Coelum persequi me!
En! foedera fracta Perfidia premit,
En! Pace subacta Mavortia fremit,
In Spej ruina Mors ipsa jam stat,
ah! desine Numen, jam passa sum sat.
Vos Coelj ocelli, et sidera clara,
an, sicut sperabam, est Austria chara,
Cur Lucis favore sic itis à me?
ah! Superi boni! respicite me!"

Der erste Chor am Schluß von Akt I faßt in bilderreicher Sprache die grausame Macht des Todes zusammen. Das Glück Österreichs gerät in die Fänge des Todes, des berüchtigsten Piraten. Nachdem Segel und Ruder bereits durch die stürmische Krankheit vernichtet worden sind und das Herrscherhaus schon unterzugehen droht, reißt es die habsburgisch-lothringische Fruchtbarkeit („foecunditas Habspurgico = Lotharingica") wieder heraus: „In Mortis pyratae famosissimi, syrtes delabitur felicitas Austriaca, laceratis, fractisque morbi tempestate velis et ramis, mergi jamjam incipientem eripit Foecunditas Habspurgico-Lotharingica."[158] In der zweiten Choreinlage am Ende des zweiten Aufzugs versuchen Ehrgeiz und Treulosigkeit vergeblich, den bereits entwurzelten Stammbaum des Reiches aus dem Garten des österreichischen Glücks zu entfernen. Es kommen andere Stammbäume mit großem Namen dazu, die beiseite geschafft werden. Allegorisch tragen Eber und Schlange weiter zur Verwüstung Österreichs bei. Vom todbringenden Biß des Reptils erholt es sich mit Hilfe von Bundesgenossen. Als aber „Austria" das Unglück erkennt, in das sie durch die beinahe aussichtslose Lage geraten ist, fällt sie in Ohnmacht: „Ambitio cum Perfidia Imperij arborem radicibus altis haerentem frustra tentant è Viridario Austriacae Felicitatis amovere, aggrediuntur magni Nominis arbores, quibus sublatis in reliqua horti decora aprum, in sinum verò Austriae serpentem immittunt, à quo icta lethaliter evigilans cum auxilijs Austria (cognitoque exitiô sibi parato rebus velut desperatis) animô linguitur."[159] Der Epilog zeigt schließlich, wie Österreich durch Gottvertrauen und kraft der Vorsehung seinen ruhmreichen Thron zurückgewinnt. Der dreifache Feind ist besiegt, der gesamte Erdkreis jubelt „Austria" zu. Sollte sich aber jemand über diesen Gang der Dinge erstaunt zeigen, so verweist ihn die göttliche Vorsehung auf die erlauchte Reihe österreichischer Fürsten, die bis zur zweiten

157) Vgl. dazu auch Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 342; Fuhrich (Anm. 2), S. 306.
158) „David", Textbuch, S. 15.
159) Ebd., S. 26. Der Text in runden Klammern fehlt in der Perioche.

Ankunft Christi fortdauern werde und mit den geheimisvollen Vokalen „A. E. I. O. U." beschrieben sei: „Fiducia Austriae ex adversis deductae, aceptis à divina Providentia clavibûs portam aperit ad Thronum Gloriae, ad quem dum triplices conspicit, jacere hostes, Universus Orbis ei triumphos auguratur. Miranti tandem rerum hanc faciem novam Divina Providentia Principum Austriacorum augustissimam Seriem ad alterum Christi adventum descriptam exhibet, in ominosis illis Austriae Vocalibus A. E. I. O. U."[160] Das patriotische Drama klingt aus mit einem Lobpreis auf den barocken Weltbau und auf das Walten der Vorsehung[161], den zuerst Österreich anstimmt und dann alle wiederholen:

„Dum stabit mundi machina,
dum erit Orbis incola,
Vox ore sonet Unica:
In Dei Providentia
Stant Regum Sceptra omnia."

Zum politischen Ernst dieses Zeitdramas paßt die prägnante, geschmeidige Sprache, die Geschlossenheit des Aufbaus, der Zug nach Ebenmaß und Einheitlichkeit. Der Dialog ist wirklichkeitsnah, sachlich und frei vom üblichen Schwulst vieler Ordensdramen. Daneben finden sich aber auch immer wieder Monologe, die dazu dienen, wichtige Situationen einzuleiten (z.B. I/1), neue Konflikte psychologisch vorzubereiten (z.B. I/3; II/1; II/3) oder die Haupthandlung rückblickend abzuschließen (z.B. III/5). Gerade bei längeren Monologen, in denen der Held sein Fühlen und Denken offenlegt, zeigt sich oft auch die besondere rhetorische Kunst des Autors. So spricht etwa David zu Beginn der Haupthandlung in I/1:

„Anxia futuri mens per ignaros agit
Pectus dolores: fluctus ut fluctum opprimit,
undamque pellit unda, sic novae obviant
mihi semper Umbrae. Per vices veniunt mala;

160) Ebd., S. 39. – Zur Geschichtsschreibung der Casa d'Austria vgl. Coreth (Anm. 151), S. 27 ff. – Genaueres über das Werden der österreichischen Großmachtstellung bei Anna H. Benna, Aufstieg zur Großmacht. Vom Weißen Berg zur Pragmatischen Sanktion, in: Erich Zöllner (Hg.), Die Quellen der Geschichte Österreichs (= Schriften des Institutes für Österreichkunde: 40), Wien 1982, S. 133–177.

161) Zum Weltbild des Barock und dem damit verbundenen christlichen *Providentia*-Begriff vgl. u. a. Gottfried Kirchner, Fortuna in Dichtung und Emblematik des Barock. Tradition und Bedeutungswandel eines Motivs, Stuttgart 1970, S. 55 ff., 110 ff., 129 ff.; Jean-Marie Valentin, Le théâtre des Jésuites dans les pays de langue allemande (1554–1680), 3 Bde. (= Europäische Hochschulschriften, I/255/1–3), Bern-Frankfurt/M.–Las Vegas 1978, Bd. 1, S. 332 f. u. ö.; Elida Maria Szarota, Das Jesuitendrama im deutschen Sprachgebiet. Eine Periochen-Edition. Texte und Kommentare. 1. Bd.: Vita humana und Transzendenz, Teil 2, München 1979, S. 1549 ff.; Ruprecht Wimmer, Jesuitentheater. Didaktik und Fest. Das Exemplum des ägyptischen Joseph auf den deutschen Bühnen der Gesellschaft Jesu (= Das Abendland. Forschungen zur Geschichte europäischen Geisteslebens, hg. v. Eckhard Heftrich, Neue Folge 13), Frankfurt/M. 1982, S. 235 ff. u. ö.; Klaus Reichert, Fortuna oder die Beständigkeit des Wechsels, Frankfurt/M. 1985, S. 13 ff., 40 ff., 135 ff., 202 ff.

et, qui dolore gravior est ipsô, metus
novi doloris prodromus inhaeret fibris.
Tristis Parentum vita, sj nunquam licet
videre vacuum nube, vel questu diem.
Foecunda geminos unico ex utero simul
prolem et dolorem quaelibet fundit parens.
Si nata soboles, cura sollicitat gravis,
ne fata rapiant antè, quàm fieri queant.
Si fata pascant, alius occurrit metus,
ne forte proprio viperam foveant Sinu,
mox produturam in Patris et Matris necem.
[...]"

Souveräne Beherrschung des Mediums der lateinischen Sprache verbindet sich hier mit dem Anliegen ethisch-religiöser Unterweisung zu einer spätbarocken, z.T. bereits dem Geist der Aufklärung verhafteten Synthese. Burleskes, wie wir es sonst bei P. Nonnos Stadler[162] und vor allem in vielen Stücken des Lambacher Benediktiners Maurus Lindemayr[163] antreffen, fehlt hier noch ganz. Weylgoune schrieb sein patriotisches Drama anläßlich des Namenstages von Abt Alexander III. Fixlmillner, der mit dem Hof der Kaiserin Maria Theresia in Wien enge verbunden war[164], gleichsam als Auftakt zur Eröffnung der Ritterakademie. Die tiefe Gläubigkeit und die Verehrung für das Herrscherhaus, die aus dem Werk des Dichters sprechen, sollten den jungen, z. T. aus adeligen Familien stammenden Schauspielern sowie dem Publikum den Weg weisen, wie der Habsburgerhof in Wien und mit ihm der österreichische Adel die politischen Schwierigkeiten der Zeit überwinden könnten: durch Gottvertrauen und einem festen Glauben an das Walten der göttlichen Vorsehung.

Das zweite Stück Weylgounes aus dem gleichen Jahr 1744 ist die Finalkomödie „Ethnicus Religiosus, Sive HANNIBAL pro Jurisjurandi Religione moriens, In annua Praemiorum distributione Scenis datus a Scholis Cremifanensibus Annô 1744." (CCn 1370; Abb. 3) Wie der Autor im Textbuch am Schluß des Argumentums vermerkt, entnahm er diesmal den Stoff für sein Drama dem „Bildersaall parte I. period: 5. Cap: 9." Hinter dieser knappen Quellenangabe verbirgt sich folgendes zu seiner Zeit berühmtes und weitverbreitetes Werk: „Neu-eröffneter Historischer Bilder-Saal/ Das ist: Kurtze/ deutliche und unpassionirte Beschreibung Der HISTORIAE UNIVERSALIS, Von Anfang der Welt biß auf unsere Zeiten/ in ordentliche und mercksame Periodos und Capitul eingetheilt/ Darinnen die fürnehmste Geschichten/Kriege/Schlachten/ und andere Begebenheiten/ in mehr als 900. Kupfferstücken gar kennlich fürgestellet werden [...]"

---

162) Vgl. dazu Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 337–362 u. ö.
163) Ebd., S. 339; ferner Johann Lachinger, Der oberösterreichische Mundartdichter Maurus Lindemayr. Die Stellung seines Werks im Rahmen der bedeutenderen Mundartdichtung seines Landes, Phil. Diss. Wien 1964 [Masch.] u. a.
164) Vgl. Hagn (Anm. 21), S. 65.

15 Teile, Nürnberg: Johann Leonhard Buggel 1697-1770, 8° (Abb. 4).[165] Obgleich auch Weylgoune – wie die meisten Vertreter des Ordensdramas[166] – Werke aus der Klosterbibliothek als Unterlagen für seine Bühnendichtungen heranzog, scheint der ‚Neu-eröffnete Historische Bilder-Saal' in der Stiftsbibliothek Kremsmünster heute leider nicht mehr auf; er dürfte verlorengegangen sein. Das von mir eingesehene Exemplar stammt aus der Bibliothek des oberösterreichischen Landesmuseums in Linz (Sign.: I 3516). Die Bemerkung des Autors „Caetera adjecit Poësis" im Anschluß an die Quellenangabe in Textbuch und Perioche sowie ein Vergleich des Dramentextes mit der historischen Vorlage zeigen, daß der Dichter auch hier wieder nur das Handlungsgerüst übernommen hat, die Ausgestaltung der einzelnen Szenen hingegen verdanken wir seiner poetischen Kreativität. Hannibal (246-182 v. Chr.), berühmter Feldherr der Karthager, hat auf Befehl seines Vaters Hamilkar bereits mit neun Jahren im Tempel ewigen Haß gegen Rom geschworen. Da sich das Kriegsglück des bisher siegreichen Heerführers wendet, verliert er allmählich die Gunst des Volkes und soll seinen Feinden ausgeliefert werden. Als Hannibal davon erfährt, flieht er zu König Antiochus III. von Ephesus und später, weil er auch da nicht mehr sicher ist, zu Prusias I., Herrscher von Bithynien. Die Verfolgung Hannibals dauert indes an. Da dem Feldherrn eine letzte Gelegenheit zur Flucht verwehrt wird, nimmt er das Gift, das er, für den Notfall in einem Ring an seinem Finger verborgen, bei sich trägt, und tötet sich, um den Gegnern seinetwegen weitere Mühen zu ersparen.[167] Wenn Weylgoune sein Stück vor allem auf das tragische Ende des karthagischen Heerführers in Bithynien konzentriert und dabei u. a. Hippias, die fiktive Tochter Hannibals, ihren Bräutigam loskaufen läßt (II/2), so zeigt sich hier offensichtlich bereits eine Übereinstimmung mit der klassizistischen Tradition, die auf Thomas Corneilles

---

165) Das Werk erschien ursprünglich anonym in fünf Teilen, deren Autor der Historiker Andreas Lazarus von Imhof (1656–1704) war. Imhof wurde nach dem Universitätsstudium Kammerjunker am pfalzsulzbachischen Hof, später Geheimer Rat, Kanzleidirektor und Pfleger zu Floß in der Oberpfalz. 1704 erhielt er einen Ruf als braunschweigisch-wolfenbüttelscher Wirklicher Geheimer Rat, doch starb er bereits kurze Zeit später. A. L. von Imhof verfaßte den ‚Historischen Bilder-Saal' in höherem Auftrag für den österreichischen Erzherzog und späteren deutschen Kaiser Joseph I. Die ersten drei Teile des Werkes, das mit dem Ende des 17. Jahrhunderts abschloß, erschienen 1692–1694 in Sulzbach, die beiden letzten 1697 und 1701 in Nürnberg. Ursprünglich der „lehrbegierigen Jugend zu sonderbarem Nutzen und Erleichterung" gewidmet, fand der ‚Bilder-Saal' bald jedoch so allgemeinen Beifall, daß er im 18. Jahrhundert ein beliebtes Hand- und Unterhaltungsbuch der gebildeten Stände wurde und mehrere Auflagen erlebte. Wegen seiner hohen Geltung brachte man das Werk auch für den Geschichtsunterricht des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in französischer Sprache heraus (Leyden 1703); 1738 erfolgte eine italienische Ausgabe. Nach Imhofs Tod wurde der ‚Bilder-Saal' von einigen Altdorfer Professoren fortgesetzt und umfaßte schließlich 17 Teile, wobei der letzte bis 1780 (Kaiser Joseph II.) reicht. Das Werk ist heute durch die historische Kritik längst überholt. Näheres bei Michael Holzmann-Hanns Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon 1501–1850. Aus den Quellen bearbeitet, Bd. 1 (Weimar 1902), S. 239, Nr. 6856; ADB, Bd. 14 (Leipzig 1881), S. 42–44.

166) Vgl. Pfanner (Anm. 1), S. 11.

167) ‚Historischer Bilder-Saal', Pars I, per. 5, cap. 9.

Drama „La mort d'Annibal" (1669) und Marivauxs „Annibal" (1720) zurückgeht, dessen themengleiche Bearbeitung der junge Lessing zusammen mit Christian F. Weisse ins Deutsche übertrug.[168]– Parallel zur historischen Haupthandlung bringt der Prolog einen biblischen Stoff, und zwar aus dem 11. Kapitel des Buches der Richter, das Opfer des Jephte[169]. Die Geschichte dieses Feldherrn und Richters, der im Krieg gegen die Ammoniter Gott gelobt, im Falle des Sieges das erste Lebewesen, das ihn bei seiner Heimkehr begrüßen würde, zu opfern, und dann seine einzige Tochter auf den Altar legen muß, ist bei Weylgoune zwar nur in knappen Strichen angedeutet, aber für eine musikalische Bearbeitung aufbereitet.[170] Außer Jephte und seiner Tochter Jephtias treten hierbei nur allegorische Gestalten auf.– Die Struktur des Stückes ähnelt der des „David", ist aber dennoch wesentlich komplexer als jene: 1. Prolog mit Rezitativen, Duett, Arie und Chöreinlage. 2. Drei Akte mit je fünf Szenen, wobei nach der zweiten Szene des ersten Aktes ein Tanz („Saltus") folgt, nach der dritten ein nicht näher bekanntes „Intermedium", nach der fünften wieder ein Chor mit Rezitativ sowie Arie und Duett als Musikeinlagen. Am Ende von II/1 gibt es einen „Saltus militum", nach II/2 ein zweites, nicht weiter bekanntes „Intermedium", am Ende von II/5 nochmals eine Tanzeinlage, den zweiten Chor mit Rezitativ sowie Duett und Arie. Nach III/2 folgt das dritte „Intermedium". 3. Epilog mit einer großen und einer kleinen Arie, dazu einen abschließenden Chor.

Neben den lateinischen Sprechpartien, die wieder in recht sachlicher Prosa gehalten sind, fallen auch hier die schönen, oft gereimten und in verschiedenen Versmaßen dahinfließenden Textpassagen auf, die der musikdramatischen Gestaltung besonders entgegenkommen. So etwa der Wortlaut zu folgender Arie, die Jephte im Prolog singt:

„Heu! quot malis
Sortis fatalis
Lucta feralis
Hunc animum dat.
Notus rebellis
Furens procellis
Haud tot flabellis
In aequora flat."

Aus dem Schluß des Argumentums ist zu entnehmen, daß es dem Dichter in dieser Finalkomödie vor allem um die Heilighaltung eines einmal geleisteten Schwures geht: „[...] Religiosè nimirùm expleri decet, quam authoritate Numinis

---

168) Vgl. dazu Franz Funk, Die englischen Hannibaldramatisierungen mit Berücksichtigung der Bearbeitung des Stoffes in den übrigen Literaturen, Phil. Diss. München 1912, S. 14–17, 26–29; Frenzel (Anm. 153), S. 240–242; Drozd (Anm. 64), S. 50–61 u. 92; Fuhrich (Anm. 2), S. 128.

169) Genaueres zu diesem literarischen Motiv bei Frenzel (Anm. 153), S. 307–309; Boberski (Anm. 1), S. 152 u. Anhang, Nr. [489], [548].

170) Vgl. dazu auch Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 343.

promisimus fidem."[171] Hannibal erscheint als ein Mann der unbedingten Treue, der im Konflikt zwischen Eidbruch und Verletzung des Gastrechtes lieber den Tod auf sich nimmt als dem einmal geleisteten Versprechen untreu zu werden. Die *stoische* Tugend der 'Constantia', wie sie hier klar zum Ausdruck kommt, akzeptiert die Preisgabe des Lebens nicht aus Feigheit, sondern mit einer menschlichen Reife, die zu jeder Zeit als Leitbild echt altruistischer Lebenshaltung gelten kann. Weylgoune zeichnet in dem punischen Heerführer gleichsam eine 'anima naturaliter christiana' (Tertullian), die Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Rücksicht auf die Mitmenschen über das Gut des eigenen Lebens stellt und dafür bereitwillig den Opfertod auf sich nimmt: „[...] pro patria, pro jurisjurandj fide, pro Prusia, gnatoque lubens occumbo hostia." (III/5) Für seine Opferbereitschaft, die ihn als unerschütterlichen Verteidiger der Religion ausweist, erhält Hannibal schließlich den ewigen Lohn (Epilog). Handlungsablauf und Dialogführung mit ihrer christlichen *Überhöhung* des stoischen Motivs entsprechen dabei durchaus der pädagogisch-didaktischen Absicht des geistlichen Autors und zeigen keinen eigentlichen psychologischen Bruch.– In diesem Bühnenwerk unterbleibt zwar ein direkter Hinweis auf aktuelle Zeitverhältnisse, doch das vordergründige Hauptmotiv der Fabel mit der Unverletzlichkeit eines einmal geleisteten Eides gewinnt wohl auch erst im Lichte der österreichischen Erbfolgepolitik zur Zeit Maria Theresias seine unmittelbare Aktualität und tiefere Bedeutung.

Über die Verteilung der Rollen unter den Kremsmünsterer Zöglingen finden wir in der zum „Hannibal" gehörenden Perioche (8° Gc 34) keinerlei Anhaltspunkte, aber sicherlich machte auch dieses interessante Schuldrama auf Schauspieler und Publikum großen Eindruck. Regens chori war wieder P. Nonnos Stadler.[172] Ungefähr einen Monat vor der Aufführung von Weylgounes „Hannibal" in Kremsmünster wurde auch im Salzburger Universitätstheater am 7. August 1744 ein Stück ähnlichen Inhalts mit dem Titel „Hannibal hostium victor, sui victima" inszeniert. Autor war der damalige Poetikprofessor P. Anton Moser OSB (1711-1783)[173] aus dem Stift Michaelbeuern, Komponist der berühmte Salzburger Hofkapellmeister Johann Ernst Eberlin[174]. Das Werk wurde zu Ehren des neuen Rek-

171) Weylgoune weicht damit von früheren Bearbeitern des Hannibal-Stoffes beträchtlich ab. Vgl. Frenzel (Anm. 2), S. 240.

172) Vgl. Fuhrich (Anm. 2), S. 306.

173) Moser stammte aus Gastein, trat später in das Benediktinerstift Michaelbeuern ein und unterrichtete zuerst 1744–1748 Poetik am Akademischen Gymnasium in Salzburg; 1746–1750 lehrte er Rhetorik an der Salzburger Universität, gleichzeitig war er P. Comicus am Universitätstheater. 1751–1755 Professor für Ethik und Geschichte; 1756–1762 Professor der Moraltheologie. P. Anton Moser war Doktor der Theologie sowie erzbischöflicher Geistl. Rat und wurde schließlich zum Abt seines Klosters gewählt. Vgl. Wurzbach (Anm. 4), Bd. 19, S. 153; Scriptores Ordinis S. Benedicti qui 1750–1880 fuerunt in Imperio Austriaco-Hungarico, Vindobonae 1881, S. 304; Ägidius Kolb, Präsidium und Professorenkollegium der Benediktiner-Universität Salzburg – 1734 bis zu deren Ende 1810, in: StMBO 83 (1972), S. 663–716, hier S. 668–670, 675 f., 691–693 u. 702.

174) Johann Ernst Eberlin (1702–1762) war aus Jettingen/Mindel (Schwaben) gebürtig und gilt als der bedeutendste Meister der Salzburger Hofkapelle während der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er diente seit ca. 1726 als Hoforganist und seit 1749

tors der Universität und anläßlich seiner Visitation von den Schülern der Poetikklasse des Akademischen Gymnasiums aufgeführt. H. Boberski weist in diesem Zusammenhang auf den bemerkenswerten Umstand hin, daß in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Salzburg und in Kremsmünster z. T. fast gleichzeitig dieselben Bühnenstoffe auftauchen.[175]

Ein weiteres, mit Sicherheit von Weylgoune verfaßtes Drama wurde am 6. September 1745 im Stiftstheater Kremsmünster aufgeführt: „Justitiae Victima Seu ANCONIUS Regnum Justitiae immolans. Scenis datus ab Illustrissima, Perillustri, Praenobili, Nobili, ac Ingenua, Academiae Cremifanensis Iuventute. In Praemiorum Distributione Anno M D C C X L V. Mense Septembri." (CCn 1372) Zu diesem Titel wurde schon früher bemerkt, daß die entsprechende Perioche (8° Gc 35) den lateinisch-deutschen Wortlaut anders wiedergibt: „Justitia Regno Potior. Die Aus Liebe zur Gerechtigkeit Niedergelegte Krone seu ANCONIUS Aequitatis Amore imperio renuntians. In Scenam productus a Musis Academiae Cremifanensis, Cum Benemerentibus praemia distribuerentur Anno M. DCC. XLV. 6. Sept."[176] Die historische Thematik der Haupthandlung in dieser Finalkomödie stammt laut Angabe des Dichters am Schluß des Arguments aus dem IV. Buch des Werkes „De Rebus Emmanuelis Regis Lusitaniae", das den portugiesischen Theologen und Historiker Hieronymus Osorius (1506-1580)[177] zum Verfasser hat. In der Stiftsbibliothek Kremsmünster finden sich neben der ersten in Deutschland erschienenen Ausgabe dieses Werkes, die 1574 in Köln in lateini-

---

als Hof- und Domkapellmeister bis zu seinem Tod unter fünf Salzburger Fürsterzbischöfen. Leopold Mozart, dessen späterer Schwiegersohn und Amtsnachfolger Anton C. Adlgasser sowie P. Georg Pasterwiz OSB von Kremsmünster gehörten zu seinen Schülern. Eberlin war mit dem Konvent von Kremsmünster eng befreundet, und dessen Mitglieder waren in seinem Haus gern gesehen, wie auch er sich oft in ihrem Kreis aufhielt. Außer Pasterwiz unterrichtete er noch drei andere Patres der Abtei, Placidus Fixlmillner, Gotthard Heberlein und Vinzenz Khreutter. Eberlin komponierte auch mehrere Werke eigens für Kremsmünster, darunter die Musik für das Schuldrama „Ardua in coelum via per poenitentiam seu Sigismundus Rex Burgundiae, ex parricida Martyr", dessen Textbuch von P. Raymund Joly stammte und das am 6. September 1751 im Stiftstheater aufgeführt wurde. Mit diesem Stück steht Eberlin am Beginn des modernen Melodrams. – Näheres über ihn u. a. bei Hellmut Federhofer in NDB, Bd. 4 (Berlin 1971, unveränd. Nachdr. d. 1. Aufl. v. 1959), S. 246 f.; Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 378, 393 ff. u. ö.; Fuhrich (Anm. 2), S. 308.

175) Vgl. Boberski (Anm. 1), S. 206 u. Anhang, Nr. [517]. – Bereits 1730 wurde auch am Kremser Jesuitengymnasium ein Hannibal-Stück aufgeführt, dessen Titelfigur der achtjährige Knabe war, der auf Geheiß seines Vaters den Römern am Altar ewige Feindschaft schwor. Vgl. Wlczek (Anm. 153), S. 169.

176) Boberski (Anm. 1), S. 19, weist darauf hin, daß auch beim alten Benediktinertheater in Salzburg Textbücher und Periochen mitunter voneinander abweichen und bisweilen nicht einmal die Titel der Stücke übereinstimmen.

177) Jerónimo Osório stammte aus Lissabon; Studium der Theologie in Salamanca, Paris und Bologna. 1560 wurde er Archidiakon zu Evora, 1564 Bischof von Silves (dem heutigen Faro); er starb 1580 in Tavilla. Osório verfaßte Kommentare zur Hl. Schrift, apologetische Briefe an Königin Elisabeth I. von England und das historische Werk „De rebus Emmanuelis Regis Lusitaniae". Über ihn vgl. den Art. von J. Bacelar-E-Oliveira in: LThK, Bd. 7, Sp. 1267 f.

scher Sprache gedruckt wurde (Abb. 7)[178], noch zwei weitere Exemplare der gleichen Publikation, darunter eine Übersetzung ins Englische, sowie eine Reihe anderer Schriften desselben Autors. Da je eines der erwähnten Werke aus dem Bücherschatz Nikolaus Selds bzw. Melchior Sturms stammt[179], dürfte es sich bei Jerónimo Osório um einen damals sehr beliebten Historiker handeln. Die frei erfundene Fabel des „Anconius", der eine recht verwickelte Intrige zugrunde liegt, übernimmt von Osório folgendes Motiv: Im mohammendanischen Reich Quiloa, das zu Äthiopien gehört und den Portugiesen steuerpflichtig ist, hat ein Vornehmer zu Unrecht die Herrschaft an sich gerissen, wobei er den Souverän ermordete und dessen eigentlichen Erben vertrieb. Diese auf unerlaubte Weise erlangte Ehrenstellung sollte jedoch nicht lange Bestand haben. Als der König von Portugal Don Almeida als seinen Legaten schickt, um den Fall zu untersuchen, flieht der Usurpator und überläßt die Herrschaft des Reiches dem edlen Mohammedaner Anconius. Dieser wird hierauf auch von Almeida im Namen des portugiesischen Königs in seiner neuen Würde bestätigt. Doch Anconius ist nach Meinung des Dichters ein überzeugendes Beispiel dafür, daß es „auch unter den Barbarn jezuweilen ehrliche, mit einer gesunden Vernunft begabte und der natürlichen Billichkeit beflissene Männer gebe".[180] Denn er erkennt, daß die Krone von Quiloa niemandem außer dem rechtmäßigen Erben des ermordeten Königs zustehe. Ohne Rücksicht auf seine eigenen Kinder faßt er darum einen großmütigen Entschluß, übergibt dem Erbprinzen Alfadinus die Zeichen der Herrschaft und meint, daß es ihm bei der Nachwelt weit mehr Ehre einbringen werde, wenn er das Recht, auf das er keinen Anspruch erheben könne, dem eigentlichen Besitzer zurückstelle, als sich dessen zu seinem Vorteil zu bedienen: „Verum, ut inter barbaros etiam studiosos aequitatis viros interdum offendimus, Anconius secum reputans, occisi Regis filio superstiti (nos Alfadinum vocamus) regnum jure deberi: singulari pror-

178) Der volle Titel dieser Edition lautet: „Hieronymi Osorii Lusitani, Silvensis in Algarbiis episcopi; De Rebus Emmanuelis Regis Lusitaniae Invictissimi virtute et auspicio, annis sex ac viginti domi forisque gestis libri duodecim. Quibus potißimùm ea, quae in Africa & India bella confecit, explicantur. [...]" Köln, Arnold Birckmanns Erben 1574. 8°, 412 S. (8° Cm 9).

179) Über Dr. iur. Nicolaus Seld (gest. 1582), Kanzler des Eichstätter Fürstbischofs Moritz von Hutten, und seine Beziehungen zu Kremsmünster vgl. Theodorich Pichler, Johann Nikolaus Seld, in: 120. Jahresber. d. öffentl. Gymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster, Wels 1977, S. 93–113, bes. 102–106. – Melchior Sturm(b) immatrikulierte sich am 29. 5. 1606 an der Universität Ingolstadt. Nach 1624 wird Dr. Sturm als bayerischer Rat im Statthalteramt auf der Burg zu Linz/D. genannt. In der Stiftsbibliothek Kremsmünster finden sich ca. 30 Werke, deren Vorbesitzer Dr. Melchior Sturm war, darunter 7 Wiegendrucke. Über die Herkunft dieser Bücher ist weiter nichts bekannt. Vgl. Stiftsbibliothek Kremsmünster (Hg.), Die Wiegendrucke des Stiftes Kremsmünster, Linz/D. 1947, Nr. 149, 246, 247, 249, 252, 254, 347. – Zu Melchior Sturm vgl. Götz Frh. v. Pölnitz (Hg.), Die Matrikel der Ludwig-Maximilian-Universität Ingolstadt-Landshut-München, 1. Bd., München 1937, Sp. 1400; Hans Sturmberger, Adam Graf Herberstorff. Herrschaft und Freiheit im konfessionellen Zeitalter, Wien 1976, S. 129 u. 179 f.; Jakob Zetl, Chronik der Stadt Steyr 1612–1635, in: 33. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz/D. 1878, S. 1–136, hier S. 80, u. a.

180) „Anconius", Perioche, „Inhalt".

sus exemplo, deposito ultro diademate, posthabitis etiam propriis liberis, imperium eidem restituit, satius ratus, non debita sibi jura cum laude et immortali gloria sui nominis alteri tradere, quam cum dedecore possidere."[181] – Wie in seinen früheren Bühnenwerken entwirft der Autor hier wieder ein höfisches Intrigenspiel, wobei er den Stoff für sein Drama aus der Glanzzeit der portugiesischen Entdeckungsfahrer (Vasco da Gama, P. Cabral, J. Costereal) schöpft, die unter der glücklichen Regierung Emanuel I. (1495-1521) dazu beitrugen, das überseeische Reich Portugals zu vergrößern. Bezeichnend ist ferner, daß die Fabel auch diesmal einen Konflikt zwischen rechtmäßigem Thronanspruch und willkürlicher Gewaltanmaßung aufgreift. Im übrigen zeigt sich auch in dieser Finalkomödie die für Weylgoune typische opernartige Dramenstruktur: 1. Prolog mit Rezitativen und drei Arien. 2. Die drei Akte, wobei der erste sechs Szenen aufweist, der zweite und dritte Akt hingegen je sieben. Nach I/6 folgt ein nicht näher bezeichnetes Zwischenspiel („Interludium"), anschließend ein „Saltus rusticorum" (Bauerntanz), ein „Cantus in ambitionem" (Lied auf den Ehrgeiz) sowie eine zusätzliche Arie. Am Schluß des zweiten Aktes finden sich nochmals Tanz und Interludium. 3.Epilog mit zwei weiteren Arien und einem Chor. Um die Einheit von Ort, Zeit und Handlung, wie sie vom klassischen Regeldrama Corneilles und Racines gefordert wird[182], nach Möglichkeit zu wahren, ist auch in diesem Stück das Geschehen eng zusammengedrängt. Hinsichtlich des Ortes gibt der Dichter hier am Schluß des Argumentums erstmals ausdrücklich die Regieanweisung: „Scena figitur in Palatio Anconij."

Die gesprochene Haupthandlung des „Anconius" wird im Prolog und Epilog abermals mit einer konkreten biblischen Nebenhandlung verknüpft, die der Stiftsorganist Ignaz Dansky musikalisch gestaltete.[183] Der präfigurative alttestamentliche Stoff stammt dabei aus dem Buch Numeri 27, 1-11 und behandelt ein der Hauptaktion verwandtes Thema. Schon im Prolog dürfen die Töchter Salphaads, denen die Hepheriter das väterliche Erbe entrissen haben, durch einen Urteilsspruch der göttlichen Gerechtigkeit („Divina Justitia") auf die Rückgabe ihrer Erbschaft hoffen:

> „Ite, ite exules, extorres, ejectae Faeminae. Justitiam hominum implorate, non cessate. Aequas aures vestris clamoribus apparabo, obturatas returabo. E meo cuncta pendent arbitrio. Jura vobis erepta dabo, imperabo. Curae coelo estis. Orphanis erit adjutor DEUS, qui jam jam approperat, ut haereditatem vobis restituat."

181) Ebd., Argumentum.

182) Vgl. dazu auch Tönig (Anm. 1), S. 64 f.; Fuhrich (Anm. 2), S. 128.

183) Ignaz Dansky genoß als Stiftsmusiker in Kremsmünster großes Ansehen. Er wurde 1717 in Garsten (OÖ.) geboren, wo sein Vater im dortigen Benediktinerstift als Bassist angestellt war. Am 17. Mai 1736 trat er als Schreiber und Musiker in den Dienst des Stiftes Kremsmünster und heiratete 1750 in erster Ehe die Schulmeisterstochter Anna Maria Haberkorn aus Pettenbach, deren Vater von 1710 bis 1716 ebenfalls schon Stiftsmusiker in Kremsmünster war. Nach ihrem Tod verehelichte sich Dansky ein zweites Mal, und zwar mit Anna Maria Pausinger aus Hebingen in Schwaben, deren Eltern sich damals als Herrschaftsangestellte gerade in Linz aufhielten. Näheres bei Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 334, 348 f. u. ö.

Wie der Epilog des Werkes ergänzend deutlich macht, ist auch der „Anconius" mit seinem historischen Haupt- und biblischen Nebendrama eindeutig zeitbezogen, da es jeweils um die Rückgabe des Erbes an die rechtmäßigen Besitzer geht. Moses – von Gott berufener Prophet und zugleich Anwalt ewiger Gesetzgebung – verkündet im Epilog als Forderung der Billigkeit und des göttlichen Willens, daß ein Mann, der ohne Sohn stirbt, sein Erbgut der Tochter vermachen soll:

„Hoc postulat aequitas et Divini Numinis voluntas. Per Moysem Propheten et oris sui interpretem haec Dominus responsa dat, oracula enunciat: Homo cum mortuus fuerit absque filio, ad filiam ejus transibit haereditas."

Die gereimte Prosa dieses Rezitativs, das sich weitgehend auf den lateinischen Vulgatatext der Bibel stützt und die Äußerung Moses' wörtlich wiedergibt, soll dabei wohl die Bedeutung des göttlichen Rechtsspruchs unterstreichen. Die nachfolgende Arie mit ihrem Aufforderungscharakter dient hingegen als Antwort auf die biblische Aussage und hebt durch die musikalische Gestaltung den feierlich-programmatischen Ton des Ganzen noch besonders hervor:

„Ergo deponite
Fastum exuite
Integra Jura Haeredibus stant.
Proli legitimae
Terram relinquite,
Superi regna deperdita dant."

Am Schluß des Stückes singen Helga und Melcha, zwei von Salphaads Töchtern, im Chor mit ausdrücklichem Bezug auf die theresianische Erbfolge:

„O Conditor praepotens Syderum!
aequissime Arbiter jurium!
Quae raptae sunt Provinciae,
Tu dona rursus Austriae,
Theresiae da.
Theresia clara adoreis
conspicua Orbi victorijs,
Fortunae placido Sole,
et laeta Regia Prole
In Solio sta."

Ähnlich wie Weylgounes frühere Dramen, besonders „David", setzt auch sein „Anconius" die Tradition der „Ludi Caesarei" in zeitgemäßer, aktualisierter Form fort.[184] Der Autor bringt das politisch brisante Thema des dynastischen Erbstreits

184) Die Hauptperiode der „Ludi Caesarei" (Kaiserspiele), zu denen in bescheidener Form auch die lyrisch-orchestralen Festspiele der Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilians I. gehören, beginnt mit den prachtvollen Ausstattungsdramen der Jesuiten in Wien für Leopold I. und das Kaiserhaus der österreichischen Habsburger und erreicht mit Nicolaus Avancinis „Pietas victrix" (1659) in gewissem Sinn ihren Höhepunkt. Vgl. dazu Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, 4 Bde., Wien 1891/1937, Bd. 1, S. 449, 666–671, 685; Dahms (Anm. 147), S. 5, u. a.

unter Maria Theresia als historisches Exempelstück auf die Bühne und verbindet es am Schluß mit einem Lobpreis auf die Monarchin als die erlauchte Schirmherrin der Ritterakademie. Gleichzeitig sollte dadurch bei Spielern und Publikum die Anhänglichkeit an das österreichische Herrscherhaus gefestigt werden.– Entsprechend seiner Gewohnheit fügt der Dichter auch bei dieser Finalkomödie am Ende noch das benediktinische Motto hinzu: „U[t]. I[n]. O[mnibus]. G[lorificetur]. D[eus]."

Am 6. September 1746 erfolgte die Aufführung eines neuen Bühnenwerkes von P. Johannes Nep. Weylgoune: „Pax urbi et orbi reddita Seu Caesar Augustus belli domique devictis hostibus Jani templum obserans, in Scenam productus a Musis Academiae Cremifanensis cum bene merentibus praemia distribuerentur Anno M D C C X L V I mense Septemb." (CCn 1374). Wie bereits aus dem Titel hervorgeht, schöpfte der Autor diesmal wieder aus lateinischen Geschichtsquellen. Als Gewährsmänner erwähnt er im Textbuch am Schluß des Arguments „Salust. Suetonius Tranquill. et alii passim." Die dazugehörige Perioche (8° Gc 36) nennt außerdem noch Livius, Plutarch, Seneca, Dio und Orosius.[185] Doch auch hier ist nur der allgemeine Rahmen historisch, die szenische Gestaltung hingegen gehört wieder in den Bereich der dichterischen Phantasie.– Nach Beendigung aller Kriege und der Wiederherstellung der Ordnung im Innern des Reiches will Kaiser Augustus (63 v. Chr. – 14 n. Chr.) zum Zeichen des allgemeinen Friedens den Janustempel, der vor ihm nur zweimal – zuerst von Numa Pompilius und später vom Konsul Titus Manlius Torquatus – geschlossen worden ist[186], wieder zusperren. Aber dieses Vorhaben wird durch Intrigen verhindert, wobei M. Lepidus, Sohn des Triumvirs M. Aemilius Lepidus, und Cn. Cornelius Cinna Magnus, ein Enkel des Pompeius, sich heimlich gegen den Kaiser verschwören und diesen aus Mißgunst zu ermorden trachten.[187] Das Komplott wird jedoch beizeiten aufgedeckt. Während Augustus ersteren hinrichten läßt und so ein Zeichen seiner Gerechtigkeit an den Tag legt, begnadigt er letzteren nicht nur, sondern ernennt ihn sogar zum Konsul, wodurch er der Nachwelt ein Beispiel seiner Milde hinterlassen möchte. Darum ist es nach Meinung des Autors schwer zu sagen, ob Cäsar Augustus wegen seines Eifers für die Gerechtigkeit oder vielmehr durch seine Neigung zur Milde ein Wiederbringer des allgemeinen Friedens genannt werden müsse. „Er wuste nemlich, daß ohne solchen Tugenden eine Regierung weder sicher übernohmen, noch ruhig möge beybehalten werden."[188] Nachdem die *Pax*

---

185) Zu den antiken Autoren als Stoffquelle für das Benediktinerdrama vgl. u. a. Boberski (Anm. 1), S. 100; Dahms (Anm. 147), S. 163–171.

186) Vgl. Kl. Pauly, Bd. 3, Sp. 964 f.

187) „Caesar Augustus", Textbuch, Argumentum. – Vgl. auch Art. „Augustus" von Rudolf Hanslik in: Kl. Pauly, Bd. 1, Sp. 744–754, hier Sp. 748.

188) „Caesar Augustus", Perioche, „Innhalt". – Singer (Anm. 74), S. 27, weist darauf hin, daß schon in der Fürstenspiegel-Literatur des Spätmittelalters eine starke Moralisierung zu beobachten sei und z. B. das Phänomen *Tyrannis* nicht wie bei Thomas von Aquin als Problem für den Staat, sondern unpolitisch, „als Fehlen von Clementia und Mansuetudo beim Fürsten gesehen" werde. Vgl. dazu auch die interessanten Ausführungen bei Traute Adam, Clementia Principis. Der Einfluß helleni-

im ganzen Reich wiederhergestellt ist, wird der Tempel des Janus feierlich geschlossen.– Das Stück gliedert sich in folgende Teile: 1. Prolog mit vier Arien und einem kurzen Chor. 2. Drei Akte, wobei die beiden ersten je sechs Szenen aufweisen, der dritte dagegen sieben Auftritte zeigt. Nach I/4 folgt ein Tanz („Saltus")[189], nach II/2 eine Fechtszene („Specimen artis gladiatoriae"). Am Ende von Akt I und II ist außerdem jeweils ein Zwischenspiel („Scena Musices intercalaris") eingeschoben. Nach III/4 kommt noch ein symbolischer Tanz („Chorea symbolica"). 3. Epilog mit vier Arien, einem Hymnus und einem abschließenden Chor.

Bei diesem Präfigurationsspiel fällt besonders auf, daß Prolog und Epilog, die die Feindschaft zwischen König Salomon und seinem Bruder Adonias aus dem III. Buch der Könige, Kap. 2, zum Inhalt haben, sehr umfangreich gestaltet sind. Salomon freut sich über den ungestörten Frieden in seinem Reich, nimmt die Glückwünsche des Volkes entgegen und wird als Friedenskönig ausgerufen. Doch als ihn seine Mutter Bethsabee bittet, er möge Abisag von Sunam Adonias zur Frau geben, faßt er dies als Hochverrat auf und befürchtet eine Verschwörung. Um Rat gefragt, antwortet der Prophet Nathan dem König in einer gesungenen Arie, er solle Adonias aus Gründen der Gerechtigkeit dem Tod überantworten. Während nun Salomon seinen Bruder durch Banias hinrichten läßt, schont er das Leben des Priesters Abjathar. Dieser gehörte früher zwar auch zur Partei des Adonias, doch Salomon rechnet es ihm als Verdienst an, daß er einst die Bundeslade vor seinem Vater David einhergetragen und alles miterduldet habe, was dieser durch seine Feinde erleiden mußte. Der König enthebt Abjathar aber seiner priesterlichen Funktionen und verbannt ihn nach Anathoth. Als dieser für die unverdiente Begnadigung dankt, betont Salomon, daß es ihm als Souverän zustehe, sein Volk in Gerechtigkeit und Güte zu regieren. In einer Sprache, die den lateinischen Vulgatatext von 2 Samuel 22, 1-51 mit dem Dank- und Siegeslied Davids z. T. wieder wörtlich übernimmt, preisen Salomon, Nathan, Bethsabee und Banias im Epilog die weise Führung Gottes. Der König erkennt, daß Güte („clementia") und Gerechtigkeit („iustitia") die dauerhaftesten Fundamente seiner Herrschaft sind und singt in der letzten Arie:

„Quam bona est Clementia!
haec vincit subditos
haec trahit animos
Quam bona est Clementia!
Quam felix est Justitia
Haec scelus perdidit
Haec pacem reddidit
Quam felix est Justitia."

Wie sehr aber auch im „Caesar Augustus" die beiden präfigurativen Handlungs-

---

stischer Fürstenspiegel auf den Versuch einer rechtlichen Fundierung des Principats durch Seneca (= Kieler Historische Studien, hg. v. Horst Braunert u. a., Bd. 11), Stuttgart 1970, S. 20 ff., 40 ff., 82 ff. u. ö. – Zur Behandlung des Cäsar-Stoffes in der Weltliteratur vgl. Frenzel (Anm. 153), S. 94–98.

stränge mit ihren jeweiligen Episoden aus der römischen Profan- beziehungsweise biblischen Heilsgeschichte aktuelle Bedeutung gewinnen und auf die Huldigung des österreichischen Herrscherpaares abzielen, geht aus der „Exegesis"[190], der „Auslegung", hervor, die der Dichter gegen Ende des Werkes anfügt und Nathan in den Mund legt. Im Wortspiel symbolisiert Kaiser Augustus bzw. König Salomon Franz Stephan von Lothringen und dessen Gemahlin, Maria Theresia, wobei in beiden Gerechtigkeit und Güte sichtbare Gestalt annehmen:

> „Cedat jam Salomon, surgat Augustus e Solio, velamen removeo: in Augusto vidistis Augustum cum Augusta, in Salomone spectastis cum Francisco Mariam Theresiam, in utroque celebrate Justitiam et clementiam. His laeti applaudite, Hymnum cantate, jubilate."[191]

Mit folgendem panegyrischen Schlußchor klingt die Finalkomödie aus:

„Vivat Franciscus
Imperet Pacificus
Salomon Austriacus
Pro Deo et Imperio.

Vivat Theresia!
Donet pacem Austriae
Ter felici munere
Justitia & Clementia."

Weylgoune rühmt demnach in diesem Drama das christliche Tugendideal des obersten Landesherrn, das er in der regierenden Monarchin und deren Gemahl verkörpert findet. Um dabei seine These, daß Gerechtigkeit und Güte die tragfähigsten Stützen des christlichen Herrschers seien, zu untermauern, verleiht er der Hauptgestalt des Stückes wieder exemplarischen Charakter. Zu diesem Zweck zeichnet er einen Cäsar Augustus, der das aus Gerechtigkeit an Lepidus vollstreckte Todesurteil hinterher bedauert. Er verurteilt anfangs zwar auch Cinna als Verschwörer zum Tode, doch nach innerem Kampf ringt er sich zu dem Entschluß durch, neuerliches Blutvergießen zu vermeiden (III/6). Cinna, der früher zu Cäsars Freunden gehörte, bereut seine Untat und will die Strafe auf sich nehmen. Als sich aber auch der Senat für ihn einsetzt, ist Augustus bereit, das Urteil zu revidieren. Er ruft alle herbei und legt ihnen dar, auf welch großmütige Weise er das Verbrechen ahnden wolle („[...] nunc exequar, quod inveni grande vindictae genus."). Dann läßt er dem Gefangenen die Fesseln abnehmen und sagt zu ihm: „Peccasti in Caesarem, in me amicum peccasti nihil. Quae fassus es amico, omnia ignorat Caesar."[192] Cinna habe zwar ein politisches Verbrechen begangen, nicht jedoch die

189) Nach Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 416, handelt es sich dabei um einen provenzalischen Tanz, *Rigaudon* genannt.
190) „Caesar Augustus", Textbuch, fol. 50r.
191) Ebd.
192) Ebd., fol. 44r. – Über die Verquickung des Barockheroismus mit dem Souverän als politischem Rollenträger vgl. Conrad Wiedemann, Barocksprache, Systemdenken, Staatsmentalität. Perspektiven der Forschung nach Barners „Barockrhetorik",

Freundschaft mit Cäsar verletzt. Was er diesem aber als Freund bekannt habe, davon wisse der Kaiser nichts. Alle preisen hierauf Cäsars Güte und Unsterblichkeit. Noch am selben Tag ruft Augustus den Senat zusammen und macht Cinna zum Konsul.– Der Dichter spricht seinem Hauptthelden vor allem die Tugend der verzeihenden Güte zu und möchte so dem Publikum nahebringen, wie man als Christ nicht nur seine Feinde, sondern gleichzeitig auch sich selbst überwinden könne („Discite vos Gnati! ita hostes vincere, et una vosmet."). Erscheint dabei gerade der verhältnismäßig rasche Übergang vom Todesurteil zur Konsulswürde innerhalb einer einzigen Szene (III/6) fürs erste als arge Übertreibung[193], so darf man nicht vergessen, daß es dem Autor hier bei aller poetischen Freiheit speziell um das Aufzeigen der verzeihenden Nächstenliebe und um ein markantes Zeichen der zurückgewonnenen Freundschaft geht. Bei einer genauen Textanalyse stellt sich zudem heraus, daß die ethische Motivierung in diesem inneren Wandlungsprozeß durchaus glaubhaft wirkt. Im übrigen sind auch die Parallelen zwischen Augustus und Salomon einerseits sowie Lepidus, Cinna und Adonias andererseits deutlich zu erkennen.

Bemerkenswert ist noch, daß das zweiteilige, zum „Caesar Augustus" gehörende Zwischenspiel („Scena Musices intercalaris"), dessen Wortlaut in bodenständiger Mundart im CCn 1373 erhalten ist, nach barockem Brauch derb-komischen Charakter aufweist und den Titel „Astrologus" trägt.[194] Da der Text von allen verstanden wurde, findet sich in der Perioche kein näherer Hinweis auf die Handlung. Das Stück verspottet die Leichtgläubigkeit eines Bauern, der vom Astrologen erfahren möchte, „ob nit bald umädum ä vöstä frid wiäd weän"[195] – es ist gerade die Zeit des Österreichischen Erbfolgekrieges –, dann aber durch dessen Kunst Frieden im eigenen Haus und Hilfe gegen sein böses Weib zu finden hofft. Der „Sterngucker" versteht die Sache nach mehreren ergötzlichen Zwischenfällen so zu drehen, daß der Bauer schließlich froh ist, sein Weib, das er bereits tot glaubte, wieder bei sich zu sehen. Dieses Zwischenspiel ist – wie auch Prolog und Epilog im „Caesar Augustus" – vollständig durchkomponiert. Komponist war P. Placidus Fixlmillner OSB (1721-1791), Neffe des Abtes Alexander III. Fixlmillner und Schüler des Salzburger Hofkapellmeisters J. E. Eberlin.[196] Fixl-

---

in: Internationaler Arbeitskreis für deutsche Barockliteratur. Erstes Jahrestreffen in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 23.–31. August 1973. Vorträge und Berichte (= Dokumente des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur, Bd. 1), Wolfenbüttel 1973, S. 21–51, hier S. 41–43.

193) Vgl. dazu Tönig (Anm. 1), S. 63.

194) Vgl. auch Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 413–416.

195) „Caesar Augustus", Autograph (CCn 1373), S. 66 (Interludium). Vgl. dazu Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 415.

196) P. Placidus Fixlmillner OSB stammte aus Achleithen bei Kematen an der Krems, wo sein Vater Pfleger des dortigen Schlosses war. 1729–1735 Besuch des Gymnasiums in Kremsmünster, anschließend Studium der Philosophie, Musik, und Mathematik in Salzburg, 1737 Dr. phil.; 1740–1745 Studium der Theologie, Orientalistik und Altertumskunde in Salzburg, 1745 Dr. theol. 1746–1787 Prof. für Kirchenrecht, 1747/48 Subregens der Ritterakademie, 1749–1791 Dekan der höheren Schulen, 1756–1787 Regens der Ritterakademie; 1760 Protonotarius Apostolicus;

millner schrieb diese Zwischenaktmusik 1746, zu einer Zeit, da er sich auf seine Lehrtätigkeit als Professor des Kirchenrechts an der Ritterakademie vorbereitete. Nach Kellner könnte auch das Libretto zum „Astrologus" von Fixlmillner, dem angehenden Astronomen, stammen.[197] Da aber das wiedergefundene lateinische Textbuch (CCn 1373), das auch das deutsche Zwischenspiel enthält, wahrscheinlich als Autograph Weylgounes anzusehen ist und in beiden Fällen eindeutig die gleiche Handschrift vorliegt, dürfte ebenso der darin überlieferte Wortlaut des „Astrologus" eher von Weylgoune selbst sein. Diese Ansicht scheint sich auch durch die Unterschiede bei der schriftlichen Wiedergabe der Originalmundart des Textbuches in den von Fixlmillner stammenden Partituren zu bestätigen.

Im September 1747 wurde bei der Prämienverteilung der Kremsmünsterer Schulen abermals ein Drama Weylgounes auf die Bühne gebracht: „Victa Vindicta. Die Besiegte Rache seu BELISARIUS Iniuriarum Immemor. In Scenam productus A Schola Rhetoricae In Academia Cremifanensi Cum bene merentibus praemia distribuerentur Anno M D C C X L V I I Sept." (CCn 1368). Die historische Grundlage für die Haupthandlung dieser Finalkomödie bildet die Geschichte des byzantinischen Feldherrn Belisar (gest. 565), der die Perser, die Vandalen und den Ostgotenkönig Vitigis besiegte und durch die Unterwerfung des Nika-Aufstandes Kaiser Justinian Thron und Reich rettete.[198] Als Quelle führt der Dichter am Ende des Arguments der entsprechenden Perioche (8° Gc 37) folgenden Kurztitel an: „Procop. Caesar. 1. de bello Pers." Es handelt sich dabei um das I. Buch des Werkes über die Perserkriege von Prokopios von Caesarea (geb. um 490 in Caesarea in Palästina, gest. nach 562), dem bedeutendsten Historiographen zur Zeit des oströmischen Kaisers Justinian I. (527-565).[199] Dieser versuchte zum letztenmal – freilich vergeblich – das Imperium Romanum zu erneuern und fand dabei in Belisar, seinem genialen Feldherrn, einen getreuen Helfer. Prokop war nach rhetorischer und juristischer Ausbildung seit 527 Rechtsberater und Sekretär Belisars und begleitete diesen auf den Kriegszügen gegen die Perser, 533 gegen die Vandalen und 536 gegen die Goten in Italien. Daraus entstand sein in griechischer Sprache geschriebenes Hauptwerk ('Historiai'), das acht Bücher umfaßt. Nach dem Vorbild des großen Thukidides bemühte sich auch Prokop um historische

1762–1791 Direktor der Stiftssternwarte, die er zu einer der angesehensten seiner Zeit machte. Fixlmillner war Polyhistor und genoß als Astronom europäischen Ruf; zudem galt er als begabter Kontrapunktiker und hervorragender Organist. Placidus Fixlmillner hinterließ ein reiches, nur z. T. gedrucktes Schrifttum sowie viele Kompositionen. Näheres über ihn bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 298–301; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 4, S. 261, u. Bd. 14, S. 450; Sturmberger (Anm. 26), S. 461–463; NDB, Bd. 5, S. 219; Fuhrich (Anm. 2), S. 307, u. a.

197) Vgl. Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 415.

198) Zur literarischen Behandlung des Belisar-Stoffes vgl. u. a. N. Lebermann, Belisar in der Literatur der romanischen und germanischen Nationen. Phil. Diss. Heidelberg, Nürnberg 1899; Frenzel (Anm. 153), S. 72–74.

199) Zum Folgenden vgl. Prokop, Perserkriege. Griechisch-deutsch ed. Otto Veh (= Tusculum-Bücherei, hg. v. Hans Färber u. Max Faltner), München 1970, S. 175–189 (I 24) u. 480–482; ders., Anekdota. Griechisch-Deutsch ed. Otto Veh (= Tusculum-Bücherei, hg. v. H. Färber u. M. Faltner), München 1961, S. 35–49 (IV–V), 259 ff. u. 285–289; LThK, Bd. 8, Sp. 787 f., u. Bd. 2, Sp. 159 f.

Wahrheit. Was sein fesselnder Augenzeugenbericht der Perserkriege dabei aber an Objektivität moderner Geschichtsschreibung vermissen läßt, wird durch die Kraft der Darstellung und die Lebendigkeit der Schilderung weitgehend aufgewogen.[200] – Weylgoune konnte für sein Stück zwei in der Stiftsbibliothek Kremsmünster aufbewahrte lateinische Übersetzungen dieses Werkes heranziehen: 1. „Procopii Caesariensis de Rebus Gothorum, Persarum ac Vandalorum libri VII, unà cum alijs mediorum temporum historicis [...]" Basel, Joh. Hervag 1531. 4° (CCn 4° Cd 64)[201]. Die Übertragung der zwei Bücher über den Feldzug gegen die Perser stammt hier von Raphael Volaterranus. 2. Eine zweispaltige griechisch-lateinische Ausgabe mit dem Titel „[...] Procopii Caesariensis Historiarum sui Temporis Libri VIII. Interprete Claudio Maltreto Aniciensi, Societatis Jesu Presbytero [...]" Paris, Typogr. regia 1662. 2° (CCn 2° Cd 1). Im ersten Buch über die Perserkriege, Kap. 24, wird da u.a. auch von Belisars Kampf gegen den Usurpator Hypatius kurz berichtet. Als weitere mögliche Quelle für den „Belisarius" ist noch der II. Teil des schon früher, im Zusammenhang mit dem „Hannibal", zitierten 'Neu-eröffneten Historischen Bilder-Saals' (Nürnberg: Johann Leonhard Buggel 1698) zu erwähnen, obwohl dieses Werk heute in der Stiftsbibliothek Kremsmünster fehlt und der Dichter es hier auch nicht direkt anführt. In der Periode III, Kap. 3, ist da im Abschnitt „Von der Regierung des Kaysers Justiniani Magni" öfters von dem oströmischen Heerführer Belisar die Rede. Interessanterweise finden sich auf Seite 381 gerade auch Stoff und Motive für Weylgounes späteres Drama weitaus besser zusammengefaßt als bei Prokop:

„Zur Zeit dieses wehrenden Persianischen Kriegs / gerieth Justinianus in grosse Gefahr zu Constantinopel / daselbst waren an seinem Hof des verstorbenen Kaysers Anastasii Enckeln Hypatius, Pompejus und Probus. Diese machten sich einen grossen Anhang in der Stadt / allwo man mit Justiniano, der ziemlich geitzig war / und schwere Auflagen machte / nicht zum besten zu frieden / und brachten es dahin / daß das Volck dem Hypatio die Cron antrug. [...]

Nun war dazumal Belisarius zu Constantinopel / und stund eben in des Kaysers Ungnad / welcher ihn so gar (wegen etlicher fürgekommenen Calumnien) des Generalats entsetzet; Wie nun Belisarius den Justinianum, dessen Cammerade er vor diesem in allen Kriegen gewesen war / und seiner Gemahlin Schwester zum Weib hatte / in solcher Noth und Gefahr sahe / erwieß er an ihm eine grosse Treue / nahm eine Anzahl starcker junger Mannschafft zu sich / machte sich damit für die Thür des Theatri, und tratt vor den Hypatium, unter dem Schein / als ob er auch von seiner Parthey seye / und ihm Reverentz machen wolte / zog aber unversehens den Degen aus / und stieß diesen Aufrührer übern Hauffen. Immittelst hatte sich auch des Justiniani Volck versammlet / das griff die Rebellen an / streute sie aus einander / und verübte ein

200) Genaueres bei Veh (Hg.) in seiner *Einführung* zu Prokop, Perserkriege (Anm. 199), S. 440–455.

201) Aufgrund des eigenhändigen Namenszuges stammt diese Ausgabe ursprünglich aus dem Bücherschatz des Eichstätter Juristen Dr. Nicolaus Seld. Vgl. auch weiter oben, Anm. 179.

grausames Morden in der Stadt / so daß auf viertzig tausend Personen darüber das Leben einbüsseten. Ward also dieser Aufruhr / wiewol mit grossen Blutvergiessen gestillet / Justinianus beym Leben erhalten / und Belisarius, der seine Treu so ansehnlich bewehret / wiederumb zu seinem vorigen Ampt erhoben / die übrigen Verräther wurden auch der Gebühr nach zur Straff gezogen."

Wie schon der Titel des „Belisarius" andeutet, geht es darin um die christliche Tugend der Großmut, aufgezeigt am edlen Verhalten des gleichnamigen byzantinischen Feldherrn. Aber auch diesmal entspricht nur die allgemeine Rahmenhandlung der Historie, Dialogführung und Szenengestaltung hingegen sind wie immer fiktiv. Schon zu Beginn des Argumentums wird die Überzeugung geäußert, daß es eine besondere Tugend des Christen sei, die Rache zu überwinden. Obwohl Kaiser Justinian Belisar nur Mißtrauen entgegenbringt und ihn aufgrund von Verleumdungen aller Ehrenämter enthebt, leistet ihm dieser durch seine Treue dennoch wertvollste Hilfe. In der deutschen Inhaltsangabe der Perioche heißt es dazu, daß Belisar „die ihm zuegefiegte Beleidigungen nit besser rächen könte, als wenn er seinem Feind eine Wolthat erwiese." Als Ort der Handlung nennt die Perioche den Palast Kaiser Justinians und den danebenliegenden Stadtplatz von Konstantinopel.– Der dramaturgische Aufbau dieses Werkes ist verhältnismäßig einfach und übersichtlich: 1. Prolog mit fünf Arien und einem Chor. 2. Drei Akte mit je sechs Szenen, wobei nach Akt I und II wieder eine Interkalarszene („ Scena intercalaris") folgt. In II/3 gibt es außerdem einen vierstrophigen Cantus mit dem Titel „Genius coelestis". 3. Epilog mit drei Arien und einem Schlußchor. Regens chori war bei dieser Aufführung P. Franz Sparry OSB (1715-1767)[202].

Demnach wird auch im „Belisarius" das Hauptdrama mittels Prolog und Epilog von einem präfigurativen Nebendrama umrahmt, das in diesem Fall die biblische Geschichte des ägyptischen Joseph aus dem Buch Genesis (Kap. 37; 39-47; 50) zum Inhalt hat. Joseph ist zwar von Anfang an bereit, seinen Brüdern, die ihm schweres Unrecht zugefügt haben, statt Haß und Verfolgung verzeihende Nächstenliebe entgegenzubringen. Dennoch zeigt ihn der Prolog zuerst, wie er sein Herz scheinbar verschließt und ihn die Rache („Vindicta") nicht losläßt. In einer „Arietta" mit vierhebigen Jamben fordert sie:

„Decerne iam supplicium
Quod fratrum poscit odium:
Illi te vendunt barbaris,
Et mille dant periculis,
Decerne iam supplicium."

202) P. Franz Sparry stammte aus Graz, besuchte das Gymnasium im Benediktinerstift Admont und war anschließend Hörer der Philosophie in Salzburg. Nach seinem Eintritt in die Abtei Kremsmünster und der Ablegung der Ordensprofeß (1736) studierte er Theologie in Salzburg und Graz. 1740–1742 Musikstudium in Neapel und Rom; Primiz 1743. 1743–1747 Adjunkt des Regens chori, 1747–1767 Regens chori. Sparry hinterließ eine Reihe von wertvollen Kompositionen, darunter musikalische Festspiele, Oratorien, Arien, Marienlieder und Tafelgesänge. Näheres bei Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 362–410 u. ö.; ders., Profeßbuch (Anm. 1), S. 296; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 36, S. 64 f.; Fuhrich (Anm. 2), S. 124 f. u. a.

Erst im Epilog geht Joseph von seiner vorgetäuschten Rache ab, gibt sich schließlich seinen Brüdern zu erkennen und verzeiht allen unter großem Jubel. Der Schlußchor des Stückes faßt in seinen dreihebigen, paarweise gereimten Jamben den für alle Welt beispielhaften Charakter dieser alttestamentlichen Gestalt nochmals zusammen. Großmütig verzichtet Joseph auf Rache und vergilt empfangenes Unrecht mit Wohltaten:

„Ô fratrem te felicem!
Qui animum ultricem,
Tam potenter edomas,
Et vindictam subiugas.
Vindicta quando gliscet,
A Joseph orbis discet
Data pro iniuria
Dare beneficia."

Die religiös-didaktische Bedeutung dieses kunstvoll gestalteten Rahmens verleiht der Haupthandlung erst ihr exemplarisches Gepräge. Um sich der Herrschaft des Reiches bemächtigen zu können, will Hypatius auch die Söhne Belisars auf seine Seite bringen. Er verspricht ihnen dafür ihre früheren Ehrenstellungen. Allem Anschein nach bestärkt Belisar Sagastes und Philotas in ihrem Vorhaben, weist aber gleichzeitig auf die dabei geplante Ermordung Kaiser Justinians hin. Sagastes, der jüngere der beiden Brüder, ist damit einverstanden, nicht jedoch Philotas, der sich zur Freude des Vaters von dem Verbrechen distanziert. Belisar folgt seinem christlichen Glauben („pietas christiana") und will Justinian helfen, ohne sich für die ihm von diesem zugefügten Kränkungen zu rächen (I/3). Das Intrigenspiel geht weiter. Zu Beginn des zweiten Aktes will Philotas Justinian die Verschwörer verraten, doch diesen gelingt es wieder, sich zu verstellen. Der Monarch empfiehlt sich hierauf der Hilfe des Hypatius, den er für einen seiner Getreuesten hält. Als Philotas jedoch die Verräter nennt, findet er bei Justinian keinen Glauben und wird ins Gefängnis geworfen (II/2). Belisar begibt sich nun mit Gesinnungsgenossen und mit Sagastes in den kaiserlichen Palast und läßt die Fluchtwege bewachen. Gerade in der Mitte des Stückes, in Akt II, Szene 3, folgt das vierstrophige gereimte Trostlied mit dem Titel „Genius coelestis", durch das der bedrängte Herrscher in seiner Not von Gott gestärkt wird. Als Justinian erfährt, daß Hypatius auf dem Stadtplatz zum Kaiser ausgerufen werde, erkennt er Philotas' Treue, obgleich er diesem früher keinen Glauben geschenkt hat. Die Verschwörer, von Hypatius heimlich unterrichtet, raten Justinian zur Flucht, doch dieser wird von Sagastes gefangengenommen (II/6). Zu Beginn des letzten Aktes eilt Belisar mit seinen Streitern auf den Hauptplatz. Hypatius wird getötet, die anderen in die Flucht geschlagen. Als man nun Belisar zum neuen Herrscher ausrufen möchte, muß Justinian nochmals um seinen Thron bangen (III/5). Aber der leidgeprüfte Kaiser, der besonders in den Dialogen der Schlußszene als tiefgläubiger Christ gezeichnet wird, will auch diese Demütigung noch auf sich nehmen und dem Beispiel Christi folgen. Der Verräterkuß des Judas wird in Erinnerung gebracht. In voller Bereitschaft, nach Gottes Willen weiterzuleben oder zu sterben,

begrüßt er am Anfang der sechsten Szene des dritten Aktes seinen ehemaligen Feldherrn als zukünftigen Monarchen:

„Me decet lege Christiana pati, et tuum Christe exemplum sequi. An non tu ipse proditorem ore salutasti blando? an non divinam hostili osculo dedisti genam? ego te duce, te Magistro meliora poscam? macte Justiniane animo! Christianum te exhibere decet, sive vivere te velit Deus, seu mori, imminet iam ipse –– Auguste vive, vive Belisari Caesar! novum imperii sydus."

Doch Belisar, der seinem Herrn trotz allen Undanks stets ergeben geblieben ist, klärt diesen über seine Scheintaktik auf („Hoc ego tecum cepi, ne te occidere in via possent."). Justinian erkennt der Redlichkeit seines Heerführers und meint, daß dieser aufgrund seines vorbildlichen Verhaltens die Herrschaft im Reiche verdiene. Der aber lehnt die ihm zugedachte Würde zum zweitenmal ab und überträgt sie endgültig Justinian. Belisar und dessen Söhne werden nun wieder in ihre früheren Ehrenämter eingesetzt. Den Feinden jedoch vergibt Kaiser Justinian nach dem Beispiel seines großmütigen Feldherrn am Schluß von Akt III, Szene 6:

„Vos mecum vestram Belisario debetis vitam. Ô si eius modo ferant aulae viros! Si regiae domus Belisarius complexentur sinu. quam securus dormit Princeps: Sine excubiis viget in tuto scelus. Succedamus modo templo, et Supremo Numini accidamus proni. Deo debemus vitam, et imperii salutem debemus Deo, Qui nobis Belisarium donat servatorem vitae: tibi vero omnis mecum applaudat Civis: Belisarius vivat, vivat Vindictae Victor."

Vom vierstrophigen Trostlied „Genius coelestis" (II/3) und einer mehrmaligen Verwendung von Trompeten abgesehen, findet sich in der Haupthandlung des „Belisarius" nichts Musikalisches. Über Titel und Inhalt des Zwischenspiels, das an die Stelle des Chors, d. h. der letzten musikalischen Szene der beiden ersten Aufzüge, tritt, werden wir wie gewöhnlich weder im Textbuch noch im gedruckten Theaterprogramm informiert.[203] – Ebenso fehlen im Gesamttext direkte Hinweise auf das österreichische Herrscherhaus oder auf politische Zeitereignisse, eine einzige Passage ausgenommen, die in diesem Sinn gedeutet werden muß. In der dritten Strophe des „Genius coelestis", gerade in der Mitte des Stückes, wird offenbar wieder bildlich auf die stürmische Stituation des Österreichischen Erbfolgekrieges angespielt, wenn die ersten fünf Verszeilen folgendermaßen lauten:

„Quam saepe Austrorum praelium
Mare impugnat Jonium,
sed ventos
truculentos
compescunt Halcyonia."

---

203) Vgl. auch Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 345. – Zum ägyptischen Joseph als literarisches Motiv vgl. Frenzel (Anm. 153), S. 320–323; Drozd (Anm. 64), S. 93–104, und bes. Wimmer (Anm. 161).

Dieser knappe Hinweis auf die bewegte politische Lage im ersten Jahrzehnt der Regierung Maria Theresias, dazu Stoff und Motive des Dramas, das sich mit früheren ähnlichen, besonders mit „Anconius" und „Caesar Augustus", vergleichen läßt, legen die Vermutung nahe, daß der Dichter hier seinem Publikum vor allem die unverbrüchliche Treue und Loyalität der obersten Landesherrin gegenüber sowie die Bedeutung der verzeihenden Großmut im öffentlichen und privaten Bereich anschaulich vor Augen führen wollte.

Am 5. September 1748 wurde anläßlich der Preisverteilung ein weiteres Stück Weylgounes im Stiftstheater vorgestellt: „Hercules Christianus. Der Christliche Held Seu Godefredus Bullionius Gloriosus Hierososlymae Suique Triumphator et Rex. In Scenam productus à Musis Academiae Cremifanensis Cum bene merentibus praemia distribuerentur. Anno M. DCC. XLVIII. Mense Septembri." (CCn 1376). Als historische Quelle für sein Drama aus der Zeit der Kreuzzüge nennt der Autor am Schluß des Argumentums sowohl im Textbuch als auch in der entsprechenden Perioche (8° Gc 38) „Quilielmus de Waha in Herc. Christ." Dieser Kurztitel verweist auf den aus Luxemburg gebürtigen Jesuiten Guillaume de Waha-Baillonville und sein Werk „Labores Hercvlis Christiani Godefredi Bullionii." Lille, Typ. Nicolai de Rache 1673. 12°.[204] Da sich in der Stiftsbibliothek Kremsmünster nur die zweite Auflage dieser Publikation (München, Typ. Sebastian Rauch 1690)[205] findet, ist wohl anzunehmen, daß der Dichter sie als geschichtliche Vorlage für die Haupthandlung über Gottfried von Bouillon (1061-1100) und den ersten Kreuzzug ins Heilige Land (1096/99) benutzte. Szenengestaltung und Dialogführung sind jedoch wie stets freie poetische Erfindung. Als Schauplatz der Handlung wird in Textbuch und Perioche das Heerlager der Kreuzritter vor den Stadtmauern von Jerusalem angeführt. – Für den Fall seiner Genesung aus schwerer Krankheit verpflichtet sich Gottfried IV. von Boulogne, Herzog von Niederlothringen und Markgraf von Antwerpen, durch ein Gelübde, gegen die Sarazenen in den Krieg zu ziehen. Kaum wieder gesund, ruft er den Adel des christlichen Abendlandes zum Kreuzzug auf, begibt sich mit einer großen Streitmacht nach Kleinasien und erobert zuerst Nicäa, hierauf Antiochien. Der Autor bemüht sich in dieser Finalkomödie vor allem darum, die Erstürmung Jerusalems durch das Kreuzheer als den Höhepunkt des beherzten Unternehmens und Gottfrieds Zölibatsversprechen herauszustellen sowie dessen

204) Der volle Titel des Werkes lautet: „Guilielmi de Waha Melreusii e Societate Iesu Labores Hercvlis Christiani Godefredi Bullionii. Insulis Flandrorum, Typis Nicolai de Rache, M.DC.LXXIII", 12°, 502 S. – Vgl. dazu auch Sommervogel (Anm. 62), Bd. 8, Sp. 950, Nr. 4. – Aus Wahas Werk kam für Weylgoune besonders Buch VI in Betracht, das die Eroberung Jerusalems unter Gottfried von Bouillon behandelt. – Guillaume de Waha-Baillonville wurde am 5. 11. 1615 in Melreux (Luxemburg) geboren, trat 1635 in den Jesuitenorden ein und unterrichtete zuerst Humaniora und Rhetorik, dann Philosophie in Douai. Später leitete er das Seminar Notre-Dame in Mons, wurde Rektor des dortigen Jesuitenkollegs und starb nach einem arbeitsreichen Leben am 11. 11. 1690 in Lüttich. Vgl. Sommervogel (Anm. 62), Bd. 8, Sp. 949.

205) „[...] Editio Altera. Monachij, Typis Sebastiani Rauch. M.DC.LXXXX." 8°, 757 S. (8° Cd 68).

lobenswerten Starkmut, der „ebenso viele Nachahmer finden möge, als er Bewunderer habe."[206]

Im „Godefredus Bullionius" fallen wieder die häufigen Musikeinlagen auf, ansonsten ist das Stück durch die für Weylgoune typische dramaturgische Kompositionstechnik gekennzeichnet: 1. Prolog mit drei Arien und einem Chor. 2. Drei Akte mit je sechs Szenen. Dazu kommt am Ende von I/4 eine Tanzeinlage („Specimen saltatorium"), in II/4 der Cantus „Was quelt ihr euch Kleingläubige?" Am Schluß von Akt I und II folgt jeweils ein musikalisches Zwischenaktspiel („Scena musicae intercalaris"). Nach III/2 gibt es noch die Cantilene „De fiducia in Deum", nach III/4 einen Soldatentanz im Feldlager („Saltus campestris"). 3. Epilog mit zwei Arien und einem Schlußchor. Regens chori war auch diesmal wieder P. Franz Sparry.[207] – Zu Beginn des ersten Aktes muntert Gottfried, der Jerusalem schon lange belagert, das christliche Heer auf, einen Sturm auf die Stadt zu wagen, um sie vom fremden Joch zu befreien. Die übrigen Feldherrn wollen noch zuwarten, doch ein sarazenischer Überläufer stimmt Gottfried bei. Ein Gesandter des Amerinas, des Kaisers von Ägypten, rät Godefredus hingegen, die Belagerung Jerusalems abzubrechen, sonst würde jener mit einem großen Heer die Stadt entsetzen und Gerhard, den Gottfried zu ihm geschickt habe, hinrichten lassen (I/3). Der Anführer der Kreuzritter ist über die Drohung zwar bekümmert, entschließt sich aber dennoch, weiterzukämpfen, da er wegen des Unglücks eines einzigen Mannes das allgemeine Anliegen der Christenheit nicht preisgeben möchte. Hier erfolgt nun das „Specimen saltatorium", vermutlich ein Schwertertanz. Der Überläufer teilt in einem Brief den Sarazenen in der Stadt den Zeitpunkt des Angriffes der Christen mit, wird aber dann im Lager, als er mit arabischen Botschaftern zusammentrifft, von diesen ziemlich unwirsch als Verräter beschimpft. Godefredus läßt den unheilvollen Brief abfangen und den Schurken verhaften (I/6). Am Anfang von Akt II wagt das christliche Heer die Erstürmung Jerusalems, wird aber unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Die Feldherrn sehen den aussichtslosen Kampf ein und ersuchen Eustach und Balduin, Gottfrieds Brüder, diesen von einer weiteren Belagerung der Stadt abzuhalten (II/2). Der Verräter, den man für den fehlgeschlagenen Ansturm verantwortlich macht, soll mit dem Tode bestraft werden. Gottfried scheint das Todesurteil zu billigen, faßt jedoch die gescheiterte Belagerung als Vergeltung für begangene Untaten im eigenen Heer auf. Als dann aber auch der oberste Feldherr angesichts der trostlosen militärischen Lage allmählich an der Sinnhaftigkeit des Unternehmens zu zweifeln beginnt, wird er plötzlich wie durch himmlische Stimmen in dem schönen fünfstrophigen Gesang „Was quelt ihr euch Kleingläubige?" (II/4) zu neuer Hoffnung ermuntert:

206) „[...] in utroque admirandam Godefredi fortitudinem, dignissimam sane, quae tot imitatores habeat, quot admiratores." „Godefredus Bullionius", Perioche, Argumentum. – Die Eroberung Jerusalems unter Gottfried von Bouillon wurde – neben den alttestamentlichen Stoffen des ägyptischen Joseph, Davids und Sauls – auf den Jesuitenbühnen gerne dargestellt. Vgl. dazu bes. Wlczek (Anm. 153), S. 159 ff., hier S. 172. – Zum Herkules-(=Herakles-)Motiv vgl. Frenzel (Anm. 153), S. 260–262.

207) Vgl. Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 345; Fuhrich (Anm. 2), S. 307.

„Was quelt ihr euch Kleingläubige?
Umbsonsten seyt besorgt,
Da ihr nur gleich die Traurige
Von Lebens-stunden borgt?
Euer gwölkhigts gsicht aufheuteret,
Auf gott die Hoffnung baut,
Kein schifflein iemahls scheuteret,
So disen leutstern Traut.

2.

Der weise Schiffer bey der Nacht
Nur nach dem Pharus schaut,
Und in der grossen flutten macht
Auf Hoffnuns-ancker baut.
Schiff glücklich so dem gstatte zue,
Und lauft in sturme forth,
Erhalt auch die gesuchte rueh
Im wohl bewusten porth.

3.

Was gfahren hatte Jason nit,
Da er sein land verliiß?
Aus Colchis er so Truge mit
Zur beuth das goldne fliiß.
Ein Theseus in Labyrinth
Zu preys dem unthier wird,
Er doch ein Ariadne find,
Die ihn dem Todt entführt.

4.

Ein Moyses zwischen wasser wand
Durchs Meer ein volkhe führet,
Das nasse grab hier Pharao fand,
s' concept zu wasser wird
Der Machabäer unverzagt,
Der feinden lachet er,
Auf gott er hoft, und so sich wagt
Auf feinde großes Herr.

5.

O Godefredus großer Held!
Sey heute wohl gemuth!
Dir stecht bevor ein Lorber-feld
Dich schüzet himmels hut
Wer hoffnungs-Anckher in der fluth
Auf gott aufgworfen hat,
Der schiffet in der wellen wuth
Ganz sicher zum gestatt."

Hinsichtlich seiner dramaturgischen Funktion ähnelt dieser „Cantus" dem Trostlied „Genius coelestis" im „Belisarius", hier allerdings bereits in deutscher Sprache vorgetragen. Daran erkennt man, daß sich in Weylgounes lateinischen Finalkomödien das deutsche Idiom als Muttersprache nicht nur – wie wir weiter oben gesehen haben – in den einzelnen Werktiteln immer stärker bemerkbar macht, sondern ebenso in den Stücken selbst. Während in den früheren Bühnenwerken nur die Zwischenaktspiele in einheimischer Mundart dargestellt sind, wird im „Godefredus Bullionius" sogar der wichtigsten Gesangseinlage als Schlüsselpassage ein deutscher Text unterlegt. Zwischen den einzelnen Strophen erneuert Gottfried jeweils in einem kurzen lateinischen Satz sein wiedererstarkendes Vertrauen auf Gottes Beistand im Kampf um die heilige Stadt. Trotz der unsicheren Rechtschreibung im neuhochdeutschen Text dieser Gesangspartie und einer gewissen Schwerfälligkeit im ungewohnten Schriftdeutsch sind die fünf jambischen Achtzeiler ein eindrucksvoller Hymnus auf die göttliche Vorsehung.–

Während Eustach und Balduin ihren Bruder von einer weiteren Belagerung Jerusalems abzuhalten versuchen, melden Hugo, der Bruder König Philipps von Frankreich, und Gosswind von Thürheimb, daß die meisten Kreuzritter wegen der Aussichtslosigkeit der Situation den Rückweg in die Heimat antreten wollen. Gottfried hingegen vertraut weiter auf Gott und hält an seinem Entschluß unerschütterlich fest (II/5). Graf Anselm will den verräterischen Sarazenen exekutieren lassen, doch Godefredus schenkt ihm Leben und Freiheit und meint dazu, nicht durch Verrat sei der Sieg ausgeblieben, sondern Gott habe durch das zügellose Treiben vieler Kreuzfahrer bisher den militärischen Erfolg versagt. Er fordert seine Streitmacht zu einem neuen Ansturm gegen die Ungläubigen auf, gleichzeitig verlangt er von den Soldaten aber auch Buße für ihre Sünden, um Gott dadurch zu versöhnen (III/2). Hier folgt nun als weitere Gesangseinlage ein Lobpreis auf das Gottvertrauen („Cantilena. De fiducia in Deum."). Der jetzige Angriff verläuft siegreich. Man bangt zwar eine Zeitlang um Gottfrieds Leben, erfährt aber dann, daß er sich gleich nach der Eroberung Jerusalems zum Heiligen Grab begeben hat (III/4). Laut Regieanweisung endet diese Szene mit einem Soldatentanz im Feldlager („Saltus campestris"), zudem wird ein Siegesdenkmal aus Beutestücken der Feinde errichtet. Einmütig wählt man hierauf Gottfried zum König von Jerusalem, er aber schlägt die goldene Krone sowie den Titel aus und will sich nur Beschützer des Heiligen Grabes nennen. Als sich die übrigen Kriegshelden mit Palmkränzen die Häupter schmücken, flicht sich Gosswind von Thürheimb eine Dornenkrone, die ihm Godefredus auch als Wappenzier verleiht. In der letzten Szene des Stückes (III/6) will man den siegreichen Heerführer zur Heirat bewegen. Doch er äußert den festen Entschluß, seine Hand solle „niemals ein Weib berühren". Er habe sich durch ein Gelübde ganz der heiligen Jungfrau Maria geweiht, die ihm in diesem schweren Kampf wieder besonders beigestanden sei. Da alle Gottfried als vollkommenen und frommen König preisen, meint zuletzt auch sein Bruder Eustach, der unüberwindliche Held habe nicht nur Städte und Feinde besiegt, sondern auch sich selbst. Er sei ein wahrhaft *christlicher Herkules*, dem die gesamte Welt mit Recht zujuble:

„Sic non urbes, et hostes tantum, sed temet ipsum quoque vincis invicte heros! barbaros, et amorem vincis vere Christianus Hercules. dignus profecto, cui universus acclamet orbis: Vivat Hierosolymae, sui Triumphator et Rex."

Entwarf schon de Waha-Baillonville seinerzeit ein stark idealisiertes Gesamtbild Gottfrieds von Bouillon, das den modernen Maßstäben der historischen Kritik in vielem nicht mehr entspricht, so gilt dies um so mehr von Weylgounes fiktiver Gestaltung des Stoffes, die sich – wie stets bei ihm – vorwiegend von moralisch-didaktischen Grundsätzen leiten läßt.[208]

Der musikalische Rahmen von Prolog und Epilog behandelt mit der Berufung Josues, des Führers der Israeliten, der das auserwählte Volk über den Jordan geleitet und das Gelobte Land in Besitz nimmt (Deut., Kap. 31), abermals ein Thema aus dem Alten Testament. Der präfigurative Bezug dieses Singspiels zur Haupthandlung ist offenkundig, der erzieherische Charakter des Stückes wird aus dem Zusammenwirken beider Handlungsstränge deutlich: Den jungen Ritterschülern sollte so das Vorbild des christlichen Heerführers und Kriegshelden mit seinen Tugenden und seinem Gottvertrauen überzeugend nahegebracht werden. Ein Lobgesang auf den Allmächtigen, den der Chor anstimmt, beschließt das umfangreiche Werk:

„Deum adoramus,
Deum collaudamus,
Qui facit mirabilia:
Tibi nos dicamus,
Tibi immolamus,
O mira Dei dextera!"

---

208) Vgl. de Waha-Baillonville (Anm. 204), S. 487 f., 647 ff. u. ö. – Die Sage, wie sie vor allem in der altfranzösischen Dichtung seit dem 12. Jahrhundert ihren Niederschlag fand, brachte Gottfried auch mit dem Schwanenritter in Verbindung und erhob ihn zum Idealbild des von Demut, Frömmigkeit und Mut geprägten christlichen Ritters. Genaueres zu diesem Motivkomplex u. a. bei Frenzel (Anm. 153), S. 574–577. – Trotz der weitgehend fiktiven Behandlung des Stoffes bei Weylgoune erscheint Gottfried von Bouillon, der an der Eroberung Jerusalems im Juli 1099 entscheidend beteiligt war, auch in der modernen historischen Forschung als eindrucksvolle Persönlichkeit: „Gottfried wird uns geschildert als groß und sehr kräftig, mit breiten Schultern, aber schmalen Hüften und mit blauen Augen und feinen Zügen. Er war ein guter Kämpfer; gerühmt wird daneben seine christliche Demut und seine Ausdauer im Gebet. Er muß eine starke persönliche Anziehungskraft gehabt haben, die die Männer seiner Umgebung zu ihm aufschauen ließ." Adolf Waas, Geschichte der Kreuzzüge in zwei Bänden, Freiburg/Br. 1956, Bd. 1, S. 125. Vgl. auch ebd., S. 150–158; ferner René Grousset, Das Heldenlied der Kreuzzüge. Aus dem Französischen von Dr. W. v. d. Mülbe, Stuttgart 1951, S. 24–26; Steven Runciman, Geschichte der Kreuzzüge. Aus dem Englischen von Peter de Mendelssohn, 3 Bde., München 1957/60, Bd. 1, S. 140 f., 267–282; Hans Eberhard Mayer, Geschichte der Kreuzzüge (= Urban-Bücher, 86), Stuttgart 1965, S. 50 f., 65–68, u. a.

Als letztes, zweifellos noch von P. Johannes Nep. Weylgoune geschriebenes Stück gilt „Ambitio vindictae, pincerna BAGOAM veneno extinguens. A Musis Academiae Cremifanensis in Scenam producta, Cum Bene merentibus praemia distribuerentur Anno M. DCC. IL. Sept." Diese Finalkomödie wurde zur Prämienverteilung am 4. September 1749 von den Zöglingen der Ritterakademie in Kremsmünster aufgeführt. Leider ist davon nur mehr die Perioche[209] vorhanden, die – ähnlich den anderen Theaterprogrammen zu Weylgounes Dramen – von der Linzer Druckerei Johann Michael Feichtinger stammt. Wie aus der Inhaltsangabe der Perioche ferner hervorgeht, behandelt der Dichter auch hier wieder einen historischen Stoff. Als Quellenangabe lesen wir am Schluß des Arguments den Kurztitel „P. Anton. Foresti S.J. Cosmog. 1.2." Nachforschungen in der Stiftsbibliothek Kremsmünster haben ergeben, daß es sich dabei um die damals berühmte 'Historische Welt-Beschreibung' des italienischen Jesuiten Antonio Foresti handelt, dessen ursprünglich in italienischer Sprache erschienenes Werk[210] 1716/22 unter folgendem Titel in der deutschen Übersetzung von Georg Schlüter in Augsburg gedruckt wurde: „Historische Welt-Cart/ Das ist: Ordentliche Beschreibung der vier groessesten Reich der Welt/ Von Nino/ dem ersten Assyrischen Kayser an/ biß auf die jetzt gluecklich aus dem Hauß Oesterreich regierende Kayserl. Majest. Und der Monarchie Christi, Von S. Petro/ dem ersten Pabst an/ biß auf unsere Zeiten. Denen beygefueget werden die Beschreibungen aller andern Koenigreichen / welche nach Zertheilung der Roemischen Monarchie ihren Ursprung genommen etc. etc. etc. Erstlich in Italiaenischer Sprach beschrieben Durch P. Antonium Foresti, Der Gesellschaft Jesu/ Anjetzo aber dem Teutschen Vatterland zu Lieb und Nutz in die Teutsche Sprach uebersetzet Von einem Liebhaber der Geschichten." 6 Teile, 2°. Augsburg, Verlag Georg Schlüter und Martin Happach 1716/22 (CCn 2° Cb 3). Im zweiten Buch des ersten Teiles, das die Monarchie der Perser behandelt, findet sich tatsächlich ein entsprechender Abschnitt über Kaiser Artaxerxes Ochus[211], nichts hingegen über dessen Minister Bagoas. Den Stoff für diese Gestalt schöpfte Weylgoune aus einer Quelle, die er hier nicht mehr

---

209) Vgl. den Sammelband von P. Laurenz Doberschiz OSB „Ludi Theatrales, ab Academia Cremifanensi in scenam dati. Quotquot colligere potui, P.L.D.P.C." (Musikarchiv Kremsmünster, Sign. 165).

210) „Mappamondo Istorico, cioè ordinata narrazione dei quatro Sommi Imperii del mondo, da Nino primo Imperator degli Assirii, sino al regnante Leopoldo Austriaco, e della monarchia di Christo da S. Pietro primo Papa sino a' nostri dì, con le imprese piu illustri, dell' istoria antica e moderna. Opera del P. Antonio Foresti, della Compagnia di Gesù. [...]" 4 Teile (= 6 Bde.). Parma, Galeazzo Rosati – Venedig, Girolamo Albrizzi 1690/94. – Dieses monumentale Geschichtswerk wurde erst nach Forestis Tod vollendet, erschien in mehreren, stark erweiterten Auflagen, zuletzt (Venedig 1745) in 15 Quartbänden. Der Autor der ersten sechs Bände, Antonio Foresti, stammte aus Carpi, unterrichtete anfangs Humaniora, dann Philosophie in Ferrara und leitete als Rektor später u. a. auch die Jesuitenkollegien in Brescia und Mantua. Er starb 1692 in Parma. Näheres bei Sommervogel (Anm. 62), Bd. 3, Sp. 880–887, hier Nr. 3.

211) A.a.O., Kap. 8. – Zur Behandlung des Artaxerxes-Stoffes im Jesuitendrama vgl. Wlczek (Anm. 153), S. 165.

anführte, aber bereits früher für seinen „Hannibal" benützte, nämlich aus dem ersten Teil des ‚Neu-eröffneten Historischen Bilder-Saals'. In der IV. Periode, Kap. 5, dieses Werkes wird vom Schicksal Bagoas' recht ausführlich berichtet, obwohl der Dichter davon nur das Handlungsgerüst und zwei Namen, den des Haupthelden und den des Arses, übernahm. Alle übrigen Gestalten sowie die Dialogführung und der gesamte dramaturgische Aufbau des Stückes sind wieder Schöpfungen des künstlerischen Genius. Schauplatz der Handlung ist diesmal laut Argumentum der königliche Palast. Bagoas, als Feldherr und Staatsminister am Hof des Perserkönigs Ochus hoch angesehen, faßt, von verderblichem Ehrgeiz getrieben, den Plan, die gesamte königliche Familie auszurotten und sich der Herrschaft zu bemächtigen. Als er sich die Gunst des Königs verschafft hat und von diesem mit aller Vertraulichkeit behandelt wird, gelingt es ihm, Ochus heimlich zu ermorden. Hierauf versucht er, Arsimes – in der Vorlage heißt er Arses –, den überlebenden Sohn des Ochus, in einen Hinterhalt zu locken. Der Verrat wird jedoch aufgedeckt, Bagoas an weiteren Verbrechen gehindert und selbst in den Tod getrieben. Am Schluß des recht sachlich gehaltenen lateinischen Arguments der Perioche fügt der Autor die Erklärung an, daß jedem sein Lebensziel vorgezeichnet sei und menschlicher Ehrgeiz dieses durch keinen Kunstgriff überschreiten könne: „Singulis nimirum sua meta praefigitur, quam transilire nulla arte possit humana ambitio." Erst in der anschließenden deutschen Inhaltsangabe wird nicht nur das belehrende Element weiter ausgeführt, sondern auch – wie es der Vorlage[212] entspricht – der Hinweis auf den Giftbecher gegeben, mit dem Bagoas Arsimes ermorden wollte und den er nun als Strafe für sein schurkisches Verlangen selbst leeren muß: „[...] allein es fallet doch endlich auch der Bößwicht in eben iene Gruben, die er dem neuen König bereitet, und mus den Giftbecher, den er demselben vermainet, zur wohlverdienten Straffe seines Ehrgeizes austrincken. Also schmiedet ihm das Unglück der Hochmut selbst, und ist iener näher beym Fall, der über das Ziel seines Beruffs sich höcher will hinaufschwingen."[213]

Die in den einzelnen Akten mit poetischer Freiheit reichlich ausgeschmückte Haupthandlung ist wie bei allen Dramen Weylgounes auch diesmal wieder von einem Prolog und einem Epilog umrahmt. Der Prolog bringt als präfigurative Parallelhandlung die biblische Episode von Adonias und Joab aus dem III. Buch der Könige, Kap. 2, die in ähnlicher Weise ihre Opposition gegen Salomon mit dem Leben bezahlen mußten. Der Epilog zeigt den Triumph von Gerechtigkeit und Vergeltung über den zügellosen Hochmut. Da das lateinische Textbuch fehlt, kann der dramaturgische Aufbau dieses Stückes nur sehr allgemein wiedergegeben werden: 1. Prolog. 2. Drei Akte, wobei die beiden ersten Akte je sechs, der dritte Akt hingegen sieben Szenen aufweist. Nach jedem Akt ist wiederum ein nicht näher bekanntes Zwischenspiel eingeschoben. Als weitere Einlagen gibt es zu Beginn von I/4 eine „chorea symbolica", nach II/3 und III/3 je ein kurzes Musikstück, nach III/4 einen Schwertertanz („certamen gladiatorium"). 3. Epilog.– Am

212) ‚Historischer Bilder-Saal', Pars I, per. 4, cap. 5.
213) „Bagoas", Perioche, „Inhalt".

Anfang der Finalkomödie erzählt Artavasdus, ein Sohn des Bagoas, Bessus, einem vertrauten Freund seines Vaters, einen nächtlichen Traum, wonach der König ermordet werden sollte. Artavasdus ist darüber bestürzt, findet aber bei den anderen keinen Glauben. Um nicht in den Verdacht des Königsmordes zu gelangen, muß er auf Befehl seines Vaters den Hof verlassen (I/2). Bagoas stachelt seinerseits mit Verschwörern Arsimes, den Sohn des Ochus, gegen seine Neider zur Rache an, als wären diese Vatermörder. Szene 4 zeigt Olynthus, einen Verwandten des Arsimes, der im Traum seinen ermordeten Vater sieht. Als Sargus und Alucius, zwei Vertraute des Olynthus, diesem berichten, daß ihre Väter zusammen mit Oronthes des Hochverrats angeklagt würden, bitten sie die Götter um deren Errettung. Doch obgleich sie von Arsimes schon Gnade für ihre Väter erwirkt haben, wird ihnen deren Hinrichtung mitgeteilt (I/5). Hierauf übergeben sie Bagoas ihre Schwerter mit dem Wunsch, sie ebenfalls zu töten.– Zu Beginn des II. Aktes befiehlt Arsimes dem Bagoas, von seinem Sohn, dessen rasche Flucht aus der Burg verdächtig ist, die Mitschuldigen zu erkunden. Als Bagoas bemerkt, daß ihm die List, Artavasdus, seinen eigenen Sohn, von Arsimes abspenstig zu machen, nicht gelingt und er noch dazu fürchten muß, daß dieser Arsimes das Geheimnis enthüllt, will er Selbstmord begehen (II/2). Er wird aber von Aribarzus, einem vornehmen Perser, daran gehindert und plant mit ihm einen neuen Anschlag, um Arsimes zu töten. In der vierten Szene berät Arsimes mit den Großen des Reiches über die Strafe für das Verbrechen des Artavasdus, worauf dieser zum Tod verurteilt wird. Bagoas ist darüber verzweifelt und will Arsimes ermorden , um seinen eigenen Sohn endlich zu befreien (II/6).– Am Anfang des dritten Aktes führt Mentor, ein Edler des Perserhofes, Artavasdus heimlich aus dem Kerker. Als dieser von ihm erfährt, daß sein Vater nahe, um Rache zu üben, will er sich ihm offenbaren und ihn bitten, ihn mit dem Schwert, das er Mentor aus der Scheide gerissen hat, zu töten. In der zweiten Szene sieht Bagoas, wie Mentor mit gezogener Waffe flieht, findet im Kerker nur die von seinem Sohn zurückgelassenen Fesseln und hält diesen für verloren. Deshalb vereinbart er mit seinem Vertrauten Aridaeus, Arsimes' Becher vor dem Opfertrunk zu vergiften (III/3). Doch die Verräter, die dem Sohn des Perserkönigs nach dem Leben trachten, werden teils umgebracht, teils können sie entkommen. An dieser Stelle erfolgt nun der Schwertkampf (III/4). Dann befiehlt Arsimes, das Opfer an die Götter zu beschleunigen, und greift auch selbst zu. Als er den geweihten Becher gerade leeren will, erfährt er, daß ihn Bagoas vergiftet habe, und zwingt diesen mit gezücktem Schwert, den todbringenden Trank selbst zu nehmen. So triumphiert schließlich die Gerechtigkeit über den „gestürzten Hochmut" (Epilog).

Wegen des mangelnden Textbuches läßt sich über den Gehalt dieses Dramas kaum Sicheres aussagen. Doch da auch hier – ähnlich wie schon in „David", „Anconius" und „Caesar Augustus" – ein ehrgeiziger Usurpator im Mittelpunkt des Geschehens steht, dürfte der Autor neben der Allgemeingültigkeit seiner Aussagen im besonderen wohl wieder die Erbstreitigkeiten im ersten Regierungsjahrzehnt Maria Theresias vor Augen gehabt haben, war doch erst kurz zuvor durch den Friedensschluß von Aachen im Oktober 1748 der Österreichische Erbfolge-

krieg zu Ende gegangen.[214] Der Habsburgerstaat hatte sich dabei letztlich „gegen eine Koalition, die ihn teilen wollte und der zeitweilig Frankreich, Spanien, Preußen, Bayern und Sachsen angehört hatten, viel besser behauptet, als man dies nach dem unglücklichen zweiten Türkenkrieg Karls VI. und angesichts des anfänglich völlig desolaten Zustandes der Armee hatte hoffen können."[215] Für die Zöglinge der Kremsmünsterer Ritterakademie mußte somit das in fast allen Stücken Weylgounes angesprochene Problem der habsburgischen Thronfolge zur Zeit Maria Theresias und seine Auswirkungen wegen der kaum gebannten politischen Gefahr auch weiterhin von brennender Aktualität sein.– Die Musikeinlagen für den „Bagoas" komponierte wieder Ignaz Dansky. Über die Aufführung dieses vermutlich letzten Bühnenwerkes von P. Johannes Nep. Weylgoune schreibt P. Heinrich Pichler OSB in seinem Tagebuch: „1749, den 4. September als an einem Pfingsttag wurde bey uns die Hauptcomedi gespillet von König Ocho und Bagoa, von welcher das Exemplar zu lesen. Diese fangte an umb 1 Uhr und endigte sich um 5 Uhr in Gegenwarth sehr vielen Gästen und anderer Personen beiden Geschlechts."[216]

3. Inszenierung, Schauspieler und Musiker

Außer den großangelegten Theateraufführungen am Ende des Schuljahres und zum Namenstag des Abtes boten auch dessen Geburts- und Wahltag für die Zöglinge in Kremsmünster, von den Rudimentisten bis zu den Rhetorikern und Akademikern, oft einen willkommenen Spielanlaß. Zwar fehlen in den Periochen zu „David", „Hannibal" und „Belisarius" die Spielerverzeichnisse, doch jene der vier übrigen noch erhaltenen Dramen Weylgounes geben über die Mitwirkenden zumeist recht genau Bescheid. Unter den „actores" und „personae musicae" finden sich manche illustre Vertreter des Adels wie auch zahlreiche Söhne aus bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen, die später im öffentlichen Leben oder in Wissenschaft und Kunst eine bedeutende Stellung einnahmen. Daneben gab es auch solche Schüler, die nach dem Gymnasium ins Stift eintraten und als Benediktiner von Kremsmünster nicht nur zu den Zierden des Hauses, sondern mitunter des ganzen Ordens zählten.– Wie schon früher bemerkt, scheint der Stiftsmu-

214) Vgl. dazu u. a. Hanns Leo Mikoletzky, Österreich. Das große 18. Jahrhundert. Von Leopold I. bis Leopold II., Wien-München 1967, S. 199–201; Erich Zöllner, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 5., verm. Aufl., Wien 1974, S. 308; Hamish M. Scott, Verteidigung und Bewahrung: Österreich und die europäischen Mächte 1740–1780, in: Koschatzky (Anm. 49), S. 47–54, bes. 47 f.; Günther Vogler/Klaus Vetter, Ein Konflikt und seine Wirkungen. Zum Verhältnis Preußens und Österreichs im 18. Jahrhundert, in: ebd., S. 73–77; Mraz (Anm. 154), S. 94.

215) Zöllner, Geschichte Österreichs (Anm. 214), S. 308.

216) Zit. nach Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 346. – Zu P. Heinrich Pichler OSB (1722–1809), der durch seine umfangreichen Tagebuch-Aufzeichnungen für die damalige Zeitgeschichte in Kremsmünster und Salzburg große Beachtung verdient, vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 307–309; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 424–428; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 22, S. 256 u. a.

siker Ignaz Dansky, der bereits am 17. Mai 1736 als Schreiber und Organist in den Stiftsdienst übernommen wurde, zweimal als begabter Komponist auf, und zwar im „Anconius" (1745) und im „Bagoas" (1749). Die Choreographie für die Ballett- und Tanzeinlagen – z. B. im „David" (II/5), „Hannibal" (I/2; II/1 u. 5), „Anconius" (I/6; II/7) „Caesar Augustus" (I/4; III/4), „Godefredus Bullionius" (I/4; III/4) und im „Bagoas" (I/4) – ebenso wie für die Kampf- und Fechtszenen, etwa im „Caesar Augustus" (II/2), lagen in den bewährten Händen des Tanz- und Fechtmeisters der Ritterakademie, des *saltus magister* Johann Baptist Ferdinand Neusser.[217] Für die Bewertung der Inszenierungsform ist es zudem wichtig, zu wissen, daß die Tänze überall nach dramaturgischen Gesichtspunkten, d.h. in unmittelbarem Anschluß an die Handlung eingefügt waren und immer als Stilisierungsmoment dienten. Durch geschickte Choreographie war es auch möglich, mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Darstellern selbst Massenszenen zu bewältigen. So waren z. B. im „Caesar Augustus" (1746) nur 15 Tänzer notwendig, um das „specimen saltatorium" (I/4), das besonders hohe Anforderungen an die Mitwirkenden stellte, zu inszenieren, ferner das „gladiatorium certamen" (II/2) im Rahmen einer Truppenparade sowie die „chorea symbolica" (III/4) (Abb. 5).[218]

Zu Weylgounes Textbüchern sind uns – wie bei vielen anderen Kremsmünsterer Dramen aus dieser Zeit – im Musikarchiv des Stiftes Noten erhalten, sodaß wir über die musikalische Gestaltung dieser Aufführungen und die „Zusammenhänge von Sprache, Musik, Dekoration und Darstellung gut unterrichtet sind."[219] Da die Tanz- und Balletteinlagen ebenso Instrumentalbegleitung verlangten wie fast alle Massenszenen und Prunkaufzüge, konnte kaum eine größere Aufführung ohne gutbesetztes Orchester auskommen. Vor allem waren die bei Weylgoune häufig vorkommenden biblischen Prologe, Epiloge und Chorszenen der Zwischenakte mit ihren moralisierenden Gesangspartien zumeist so konzipiert, daß sie u.a. beinahe immer auch Streicher und Bläser benötigten. Kremsmünster hatte diesbezüglich wohl kaum Schwierigkeiten, gab es hier doch stets bis zu 25 festbesoldete Stiftsmusiker, die unter der erfahrenen Leitung des Regens chori als Instrumentalisten an den Aufführungen beteiligt waren. Außerdem stellte die aktive Musikpflege auch in der Gesamtausbildung der Ritterakademiker einen fixen Programmpunkt dar.[220]

Entsprechend ihrem bedeutenden Umfang wie der aufwendigen Inszenierung[221] wurden auch Weylgounes Stücke meist am Nachmittag („sumpto prandio") angesetzt und dauerten mehrere Stunden, selten aber länger als fünf. So

217) Nach Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 391, Anm. 9, war Joh. B. Ferd. Neusser (Neissner) von 1744 bis 1783 Lehrer der Tanz- und Fechtkunst an der Ritterakademie in Kremsmünster. Vgl. auch ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 414, und Fuhrich (Anm. 2), S. 111 u. 123. – Was Drozd (Anm. 64), S. 130–143, über die Bedeutung des Balletts an den Jesuitenbühnen schreibt, gilt in vielem auch für das barocke Schultheater der Benediktiner.

218) Vgl. Fuhrich (Anm. 2), S. 123 f.

219) Ebd., S. 121.

220) Genaueres bei Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1,), S. 361.

221) Über die damaligen Bühnen- und Dekorationsverhältnisse in Kremsmünster vgl. Fuhrich (Anm. 2), S. 118–120.

benötigte etwa der „Anconius" (1745) fünfeinhalb, der „Bagoas" (1749) nach Pichlers Tagebuchangaben hingegen vier Stunden.[222] Dabei kamen in den Finalkomödien oft recht zahlreiche Mitwirkende auf die Bühne, fielen doch selbst den Statisten-Gruppen mitunter wichtige Aufgaben zu. Die Perioche für den „Anconius" führt z.B. 28 Schauspieler und 9 Sänger an. Während darin die Rolle des Königs Anconius von Quiloa in Abessinien von Franz Xaver Gerendinger, einem Absolventen der Metaphysik aus Taiskirchen in Bayern, übernommen wurde, scheint als dessen ältester Sohn, Conanus, der Rhetoriker Ignaz Leopold de la Salle aus Salzburg auf[223], als sein jüngerer Sohn, Sosias, Johann Franz Alois Weichard Reichsgraf von Spindler.[224] Von den anderen Mimen ist vor allem als Alfadinus Georg Pachmayr aus Kematen an der Krems zu erwähnen, damals noch nicht ganz 17 Jahre alt und ebenfalls Schüler der Rhetorikklasse. Ein Jahr später übernahm dieser als „physicus" den Part des Lepidus im „Caesar Augustus", trat bald danach ins Stift ein und wurde später als P. Marian Pachmayr OSB (1728-1805)[225] einer der bedeutendsten Historiker und Hauschronisten von Kremsmünster. Im gleichen Stück spielte der Rhetoriker Matthias Pregg aus Peuerbach den „Bisonthas", einen Gefangenen aus dem Heer des Alfadin. Auch Pregg wurde später Benediktiner von Kremsmünster, wirkte als P. Matthias am Stiftsgymnasium, war von 1758 bis 1770 selbst Leiter des Stiftstheaters und schrieb eine Reihe von Schuldramen.[226] Laut Perioche waren am „Caesar Augustus" (1746) 54 Schauspieler und 7 Sänger beteiligt, wobei Josef Hoffbauer als Physiker den Kaiser Augustus spielte, der jugendliche Graf Spindler den Lucius. Johann Nep. Friedrich von Öttl, der Sohn eines Pflegers auf Schloß Achleiten bei Amstetten (NÖ.), hatte als besonders begabter Schauspieler darin eine Doppelrolle als einer der

---

222) Vgl. Fuhrich (Anm. 2), S. 111 f., und Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 346. Wenn Fuhrich für den „Bagoas" fünf Stunden Spieldauer angibt, dürfte dies wohl ein Irrtum sein.

223) Ignaz Leopold de la Salle (Lassal) wurde als Sohn des Karabinieriwachtmeisters Johann Baptist Lassal und der Maria Theresia geb. Kienberger am 31. 7. 1729 in der Pfarre St. Andreas zu Salzburg getauft. Er absolvierte im Schuljahr 1744/45 die oberste Gymnasialklasse in Kremsmünster und kehrte dann wieder in die Salzachstadt zurück. Vgl. Bernhard Pösinger, Die Ritterschüler von Kremsmünster und ihre Porträts, Kremsmünster o. J. [ca. 1920]. [Masch.], S. 35, Nr. 8; Hagn (Anm. 21), S. 297, Nr. 176.

224) Johann Franz Alois Weichard Reichsgraf von Spindler wurde als Sohn des Grafen Johann Weichard auf Irnharting († 1755) und der Leopoldine geb. Gräfin von Kuefstein († 1758) in Linz/D. geboren. Er trat im Herbst 1741 in die zweite Gymnasialklasse ein, wurde dann Zögling der Akademie und verließ die Anstalt 1748 nach Abschluß des Lyzeums. Spindler erbte u. a. die Fideikommißherrschaft Irnharting, wurde Mitglied der oberösterreichischen Landesregierung, 1760 k. k. Kämmerer, 1764 Geheimer Rat und starb am 27. 7. 1798 im Alter von 70 Jahren in Wien. Sein Sohn Leopold studierte im Schuljahr 1775/76 ebenfalls an der Ritterakademie Kremsmünster. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 36, Nr. 10, u. S. 87, Nr. 81 a; Hagn (Anm. 21), S. 298, Nr. 204.

225) Über ihn vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 317 f.; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 21, S. 168.

226) Zu P. Matthias Pregg OSB (1730–1773) vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 318.; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 421–424; Fuhrich (Anm. 2), S. 117 f.

„patres conscripti" und als Sohn eines Orators. Im „Godefredus Bullionius" (1748) stellte er den Franken Qualbertus, einen christlichen Heerführer, dar. Bald darauf bat auch von Öttl um Aufnahme ins Kloster, erhielt den Ordensnamen Ulrich, war später u.a. ebenfalls Gymnasialprofessor, lehrte an der Ritterakademie Institutionen, wirkte von 1756 bis 1758 als Leiter des Stiftstheaters und schuf in dieser Funktion einige Bühnenwerke.[227] Zu den weiteren Mitspielern im „Caesar Augustus" gehörte damals noch ein Brüderpaar, die zwölf- beziehungsweise elfjährigen Prinzipisten Richard und Theophil Doberschiz, Söhne eines Pflegers auf Schloß Altenhof im Mühlviertel und späteren Passauisch Geheimen Rates. Zwei Jahre später traten die gleichen Brüder, nun in der Grammatikklasse, im „Godefredus Bullionius" als „Sarazenen" auf. Richard und Theophil Doberschiz verteidigten zum Studienabschluß 1753 vor P. Anselm Kaserer die philosophischen Thesen.[228] Richard bat im gleichen Jahr um das Kleid des hl. Benedikt, hieß von nun an mit dem Ordensnamen Laurenz und vollendete seine philosophisch-theologischen Studien in Wien. P. Laurenz Doberschiz (1734-1799)[229] war weitgereist, sprachkundig und hatte viele Ämter inne. So unterrichtete er u.a. von 1761 bis 1771 am Stiftsgymnasium und war später als Novizenmeister wie als unermüdlicher Hauschronist tätig, dem wir neben zahlreichen anderen Werken die in 20 Bänden handschriftlich überlieferte „Historia Academiae Cremifanensis" (1770/99), die Geschichte der Ritterakademie von Kremsmünster, verdanken. Sein Bruder, Theophil Doberschiz, wurde später Passauischer Hofrat.[230] Unter den Sängern im „Caesar Augustus" ist besonders noch Robert Pasterwiz aus der Rhetorikklasse erwähnenswert, der den Part des Banaias sang. Pasterwiz, aus Bierhütte bei Hohenau (Passau) gebürtig, wirkte in der Folgezeit ebenfalls als Benediktiner von Kremsmünster. Er studierte in Salzburg Theologie, ferner Jus, Mathematik und Sprachen sowie Musik bei Johann Ernst Eberlin. P. Georg Pasterwiz OSB (1730-1803) lehrte u.a. Philosophie, Mathematik und Experimentalphysik, dazu Politik und Ökonomie an der Ritterakademie; von 1767 bis 1783 war er auch Regens chori. Pasterwiz galt als hervorragender Musiker und hinterließ neben einem umfangreichen philosophischen und juridischen Werk auch zahlreiche Kompositionen.[231]

Im „Godefredus Bullionius" (1748), einem Drama mit 38 Schauspielern und vier Sängern, spielte die gleichnamige Hauptrolle, Gottfried von Bouillon, König

---

227) Über P. Ulrich von Öttl OSB (1731–1795) vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 319; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 419; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 21, S. 36.

228) P. Anselm Kaserer OSB (1721–1787) stammte aus Salzburg. Primiz 1746; 1749–1753 Prof. für Philosophie, 1753–1756 Prof. für Moraltheologie in Kremsmünster; 1756 Dr. phil. 1756–1759 lehrte Kaserer Ethik und Geschichte an der Universität Salzburg, später war er hauptsächlich in der Seelsorge tätig. Näheres bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 304 f.

229) Vgl. über ihn u. a. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 326–329; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 431–434.

230) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 327.

231) Genaueres über ihn bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 319–323; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 436–531; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 21, S. 336 ff.

von Jerusalem, Maximilian Beatus von Schott aus Wolfsegg (OÖ.), ein Schüler der Rhetorikklasse.[232] Hugo, den Bruder König Philipps von Frankreich, mimte der Rhetoriker Christoph Reichsgraf Kletzl von Altenach[233], Eustachius, einen von Gottfrieds Brüdern, der Syntaxist Philipp Reichsgraf von Sprinzenstain, der zusammen mit seinen vier Brüdern, Franz, Josef, Norbert und Guido, an der Ritterakademie studierte.[234] Den Part Raimunds, eines Grafen von Toulouse, übernahm der Syntaxist Heinrich Reichsgraf von Hohenfeld[235], während dessen um ein Jahr älterer Bruder, Otto Joseph Reichsgraf von Hohenfeld[236], im gleichen Stück bei den Tanzeinlagen mitwirkte. Einer, dem man unter den Mitspielern in Weylgounes Dramen immer wieder begegnet, ist Franz Salesius Freiherr von Grustorff aus Berchtesgaden. Nachdem er bereits als Grammatiker im „Anconius" (1745) den Portugiesen Don Rombas und dann im „Caesar Augustus" (1746) einen der „patres conscripti" dargestellt hat, finden wir ihn im „Godefredus Bullio-

---

232) Maximilian Beatus von Schott dürfte einem ursprünglich bayerischen Geschlecht mit dem Prädikat „von Regenpeilstein" angehört haben. Diese Familie erhielt 1696 durch Kaiser Leopold I. eine Adelsbestätigung. Vgl. Otto Titan von Hefner-Gustav Adelbert Seyler, Die Wappen des bayerischen Adels. J. Siebmacher's großes Wappenbuch. Reprografischer Nachdruck, Bd. 22 (Neustadt an der Aisch 1971), S. 113.

233) Christoph Joseph Joh. Nep. Albert Reichsgraf Kle(t)zl von Altenach war ein Sohn des Grafen Joseph Reichard († 1737) und der Eleonora Leopoldine geb. Freiin von Gudenus und wurde am 13. 2. 1734 in der Schottenpfarre zu Wien getauft. Im Unterrichtsjahr 1746/47 trat er in die Poetikklasse ein und besuchte nach Vollendung seiner Studien am hiesigen Lyzeum ab 1750 die ständische Akademie in Wien. Christoph Reichsgraf Kle(t)zl von Altenach erbte die Herrschaft Schallaburg bei Melk und Donaudorf bei Ybbs, vermählte sich mit M. Josepha Elisabeth Gräfin von Ueberacker († 1797) und starb 1762 ohne männliche Nachkommen. Sein Bruder Ferdinand beschloß 1773 das alte Adelsgeschlecht im Mannesstamm. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 43, Nr. 34; Hagn (Anm. 21), S. 294, Nr. 105.

234) Franz Seraph Philipp Neri Joseph Kajetan Thomas Vinzenz Ferrer Bricius Joh. Nep. Reichsgraf von Sprinzenstain war ein Sohn des Oberst-Erbland-Münzmeisters Franz Joseph Ernst († 1771) und der Guidobaldine geb. Gräfin von Thürheim († 1766). Er wurde am 22. 12. 1734 in der Stadtpfarrkirche in Linz/D. getauft und besuchte 1746–1754 in Kremsmünster Gymnasium und Ritterakademie. Anschließend ging er zum Militär, wurde k. k. Hauptmann im Infanterieregiment Nr. 18 und starb unvermählt am 23. 2. 1793. Seine vier Brüder, Franz, Joseph, Norbert und Guido, waren ebenfalls Zöglinge des Gymnasiums und der Ritterakademie in Kremsmünster. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 42 f., Nr. 29–31; S. 48, Nr. 49; S. 55 f., Nr. 92; ferner Hagn (Anm. 21), S. 298, Nr. 207–211.

235) Otto Heinrich Sigmund Wolfgang Peregrin Joseph Joh. Nep. Reichsgraf von Hohenfeld wurde als Sohn des Grafen Otto Karl Maximilian († 1772) und der Maria Theresia geb. Gräfin Bagni († 1776) 1736 in Linz/D. geboren und besuchte 1745–1749 die vier mittleren Klassen des Gymnasiums Kremsmünster. Später widmete er sich der Offizierslaufbahn, wurde Kapitänleutnant im 18. Infanterieregiment und starb am 26. 6. 1760 den Heldentod. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 40, Nr. 22; Hagn (Anm. 21), S. 294, Nr. 82.

236) Otto Joseph Wilhelm Heinrich Joh. Nep. Reichsgraf von Hohenfeld wurde 1735 in Wien geboren, kam 1745 in die zweite Klasse des hiesigen Gymnasiums, starb aber bereits am 2. 7. 1749 im Alter von 14 Jahren als Schüler der Poetik. Das seit 1249 nachweisbare Geschlecht erlosch 1824 im Mannesstamm. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 39, Nr. 21; Hagn (Anm. 21), S. 294, Nr. 81.

nius" als Anselm Graf von Austrovandia. Franz Sales Freiherr von Grustorff trat einige Jahre danach, wie seine beiden Brüder vor ihm, ins Stift Kremsmünster ein und war später als P. Paul Freiherr von Grustorff OSB (1731-1804) in der Pfarrseelsorge tätig.[237] Weitere Brüderpaare im „Godefredus Bullionius" waren Reichard und Heinrich Reichsgrafen von Salburg[238], der Ältere Prinzipist, der Jüngere Parvist, die zwei Gefangene aus dem Heer Gottfrieds von Bouillon mimten, sowie die schon erwähnten Grammatiker Johann Richard und Theophil Doberschiz als Sarazenen Asrabal bzw. Artavasdus. Ebenfalls einen Sarazenen, den Orator Hannibal, verkörperte der Rhetoriker Joseph von Trost[239] aus Lorch bei Enns, während sein Mitschüler aus derselben Klasse, Johann Baptist Digl, gebürtig aus Kremsmünster, die Rolle des Herzogs Roger von Sizilien spielte. Digl, dessen Vater Kanzleischreiber im Stift war, verteidigte zusammen mit Joseph von Trost am 20. August 1749 vor P. Raymund Joly[240] die philosophischen Thesen.[241] Hier-

---

237) Näheres über ihn bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 323; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 414. – Leibliche Brüder P. Pauls, die ebenfalls als Benediktiner von Kremsmünster wirkten, waren P. Benedikt (früher: Maximilian Joseph Sebastian) Freiherr von Grustorff (1722–1794), gebürtig aus Augsburg und 1748–1752 Professor des Rechts an der Ritterakademie, später Pfarrer, ein kunstsinniger Mann, und P. Amand (vorher: Thaddäus Heinrich Wolfgang Franz Anton) Freiherr von Grustorff (1727–1792) aus Berchtesgaden, u. a. 1756–1772 Professor der Philosophie; 1760–1772 Subregens der Ritterakademie; zuletzt war auch er in der Stiftsseelsorge tätig. Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 304 bzw. S. 312; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 428 f.

238) Johann Reichard III. Joseph Nepomuk Kajetan Wolfgang Sebastian Reichsgraf von Salburg wurde als Sohn des Grafen Johann Reichard II. († 1742) und der Maria Josepha geb. Gräfin von Sprinzenstain († 1782) am 21. 1. 1739 in der Stadtpfarre Linz/D. getauft. Er kam am 13. 1. 1748 in die erste Klasse unseres Gymnasiums, erhielt 1751 ein ständisches Stipendium und verließ 1757 als Jurist die Ritterakademie. 1767 wurde Graf Reichard III. k. k. Kämmerer und Landschaftsverordneter ob der Enns, vermählte sich 1768 mit der Gräfin Anna Maria Fieger von Hirschberg und starb am 1. 5. 1789. (Seine Urenkel Oskar, Richard und Julius sowie dessen Sohn Emanuel studierten ebenfalls in Kremsmünster.) – Heinrich Joseph Joh. Nep. Kajetan Franz Reichsgraf von Salburg wurde am 12. 7. 1740 in der Stadtpfarre Linz/D. getauft und gleichzeitig mit seinem Bruder Reichard an der Ritterakademie unterrichtet. Er erhielt ebenfalls 1751 einen ständischen Stiftsplatz, absolvierte 1758 die Rechte und soll im Siebenjährigen Krieg gefallen sein. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 45 f., Nr. 40 u. 41; Hagn (Anm. 21), S. 297, Nr. 174 u. 175.

239) Joseph von Trost entstammte vermutlich einem alten Bürgergeschlecht aus Enns (OÖ.), zu dessen Vorfahren Stadtschreiber, Gastwirte und Kaufleute zählten. Freundliche Mitteilung von Herrn OMed.Rat Dr. Herbert Kneifel, Stadtmuseum Enns, wofür ich bestens danke.

240) P. Raymund Joly OSB (1720–1792) wurde in Salzburg geboren, wo er auch alle seine Studien absolvierte. Als Mag. phil. trat er 1737 in das Stift Kremsmünster ein; Primiz 1744. Seit 1745 Prof. der französischen Sprache; 1748–1752 Prof. der Philosophie; 1752–1772 Prof. für Dogmatik. Joly war auch eine Zeitlang Leiter des Stiftstheaters; 1756–1760 Subregens der Ritterakademie; 1760 Notarius apostolicus; 1772–1787 Prior. Genaueres bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 301 f.; Wurzbach (Anm. 4), Bd. 10, S. 255.

241) Doberschiz (Anm. 24), Bd. 1, S. 149. – Ihre Thesentafel (76 x 53 cm), die den Guten

auf bat Digl um Aufnahme in die Abtei Kremsmünster und wirkte nach seiner Priesterweihe 1757 als P. Nikolaus größtenteils in der Landpastoral.[242] Von seinen Brüdern war einer, P. Roman Digl OSB (1727-1795), Prior im Stift Seitenstetten, ein zweiter, ebenfalls P. Nikolaus Digl OSB (1735-1787), Subprior in Garsten.[243] Taten sich bei den im „Godefredus Bullionius" vorgesehenen Schwertkämpfen besonders die Brüder Philipp und Franz Grafen Korschensky von Thereschau[244], beide Jusstudenten an der Ritterakademie, hervor, so beteiligte sich an der musikalischen Gestaltung dieses Werkes der aus Landau in Bayern gebürtige Franz Schweigert. Wie seine Mitspieler von Öttl, Johann Richard Doberschiz und Johann Bapt. Digl trat auch er später ins Stift Kremsmünster ein, wurde als P. Bonifaz 1759 zum Priester geweiht, war dann lange Jahre Gymnasiallehrer und zuletzt Regens chori.[245]

Für den „Bagoas" (1749) wurden – von den Massenszenen abgesehen – insgesamt 30 Schauspieler und 14 Sänger benötigt. Die Titelrolle – den ehrgeizigen Feldherrn und Minister am Hof des Perserkönigs Ochus – spielte diesmal der Rhetoriker Johann Michael Schnabel, der spätere P. Sigismund Schnabel OSB (1730-1792) aus Kirchberg im Mühlkreis.[246] Gleich anderen war auch er nach der Priesterweihe kurze Zeit am hiesigen Gymnasium tätig, ansonsten widmete er sich jedoch hauptsächlich der Seelsorge in den Stiftspfarreien. Den Sohn des Per-

---

Hirten zeigt, stammt von Senior J. Daniel Herz in Augsburg und wurde von Gottlieb Thelot gestochen. Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 324 (zu Nikolaus Digl I.).

242) Näheres zu P. Nikolaus Digl OSB (1733–1804) bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 324.

243) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 324. – Über P. Roman Digl, Prior in Seitenstetten, Theologieprofessor an der Universität Salzburg sowie Autor mehrerer lateinischer Bühnenwerke, vgl. bes. Johann Haider, Die Geschichte des Theaterwesens im Benediktinerstift Seitenstetten in Barock und Aufklärung (= Österr. Akademie d. Wissenschaften, Kommission f. Theatergeschichte Österreichs, Bd. 4: Niederösterreich, Heft 1), Wien 1973, S. 114–125, 155–159, 176–178 u. ö.

244) Johann Philipp Otto Graf Korschensky von Thereschau (Kořcnský von Terešov) empfing als Sohn des Grafen Wenzel († ca. 1756) und der Maria Josepha geb. Baronin Schubirz v. Chobynie († 1737) am 30. 11. 1731 in der Propsteikirche St. Moritz zu Olmütz die hl. Taufe. Er studierte 1746–1751 Jus an der Ritterakademie Kremsmünster und scheint um 1757 gestorben zu sein. – Franz Anton Joseph Graf Korschensky von Thereschau wurde am 19. 2. 1733 in der Stadtpfarre St. Jakob zu Brünn getauft und studierte an der Akademie hier gleichzeitig mit seinem Bruder vier Jahre Jus. Er vermählte sich mit Ludowiga Gräfin Podstatzky von Prussinowetz und nach deren Tod mit Theresia Freiin von Kalkreuth, wurde 1758 k. k. Kämmerer, Landrechtsbeisitzer und Obersterblandpanier in Mähren, wo er 1790 starb. Sein Sohn Rudolph beschloß 1795 das Geschlecht im Mannesstamm. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 44, Nr. 36 u. 37; Hagn (Anm. 21), S. 295, Nr. 109 u. 110.

245) Zu P. Bonifaz Schweigert OSB (1734–1794) vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 326; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 535–539 u. ö.

246) Über ihn vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 326.

serkönigs Ochus, Arsimes, verkörperte ein aus altem westfälischen Adel stammender Rhetorikschüler, Clemens August Freiherr von Mengersen, der auch bei der Balletteinlage dieses Stückes mitwirkte und später Benediktiner der Abtei Corvey wurde.[247] Neben dem Poetiker Heinrich Reichsgraf von Hohenfeld, der hier den Sohn des Bagoas, Artavasdus, mimte, traten im letzten Drama Weylgounes auch die beiden Brüder Doberschiz wieder auf, Richard als Bessus, Vertrauter des Artavasdus, und Theophil als Olynthus, Verwandter des Arsimes. Der Primaner Ignaz Stadler von Gstirner[248] aus Linz/D. spielte, wie drei andere Mitschüler, einen Vertrauten Olynths. Johann Nepomuk von Stubenberg[249], aus der Grammatikklasse, stellte den jungen Perser Sapor dar, die beiden Reichsgrafen Reichard und Heinrich von Salburg verkörperten zwei weitere Perserjünglinge. Die Schwertkämpfe lagen – wie schon früher – u.a. in den bewährten Händen der beiden jugendlichen Grafen Korschensky von Thereschau, des Grafen Johann Baptist Hřán von Haras[250] und des Physikers Christoph Reichsgraf Kletzl von Altenach. Von den Gesangspartien übernahm Franz Schweigert, jetzt in der Poetikklasse, die Rolle der Bersabee sowie die der Justitia.

---

247) Clemens August Freiherr von Mengersen (1731–1778) stammte aus Neuhaus in Westfalen, studierte an der Ritterakademie Kremsmünster 1748–1751 Rhetorik und Logik und starb als Konventuale von Corvey. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 46, Nr. 43; Hagn (Anm. 21), S. 296, Nr. 138.

248) Ignaz Bonaventura Joseph Franz Kajetan Stadler von Gstirner erhielt als Sohn des Stadtsyndikus Dr. Bonaventura Ignaz Stadler und der Maria Genoveva geb. Stadler am 12. 8. 1739 in der Stadtpfarrkirche zu Linz/D. die hl. Taufe. 1748–1751 besuchte er die ersten drei Gymnasialklassen in Kremsmünster und ging später zum Militär. 1797 scheint er als Oberst des 16. Infanterieregimentes auf, 1799 wurde er Generalmajor. Stadler war mit der Witwe Elisabeth von Oette geb. von Gruber († 1801) verehelicht und starb als pensionierter General-Feldwachtmeister zu Graz am 13. 8. 1813. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 46; Nr. 44; Hagn (Anm. 21), S. 298, Nr. 212.

249) Johann Nep. Graf von Stubenberg wurde als Sohn des Franz Joseph und der Elisabeth geb. Gräfin von Breda († 1764) am 4. 6. 1736 zu Ungarisch-Hradisch in Mähren geboren. Er besuchte 1746–1751 die ersten fünf Gymnasialklassen in Kremsmünster und setzte 1751–1757 seine Studien am Theresianum in Wien fort. Anschließend schlug er die militärische Laufbahn ein und ließ sich später zu Taus in Böhmen nieder, wo er 1815 starb. Seine Nachkommenschaft aus zweimaliger Ehe erlosch 1847. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 43, Nr. 33; Hagn (Anm. 21), S. 298, Nr. 222.

250) Johann Bapt. Joseph Reichsgraf Hřán von Haras wurde als einziger Sohn des Grafen Siegmund Gustav und der Maria Anna geb. Harrach am 7. 1. 1731 in Böhmen geboren. Er studierte 1747–1750 Philosophie und Jus an der Ritterakademie von Kremsmünster, nahm am Siebenjährigen Krieg teil und erbte von seinem Vater die Herrschaft Milleschau, wo er am 25. 4. 1785 starb. Sein Sohn Johann Nep. Joseph Dominik Franz Vinzenz Ferrer Reichsgraf Hřán von Haras (1771–1788) studierte 1785–1787 ebenfalls in Kremsmünster und fiel im Krieg gegen die Türken. Das altadelige tschechische Geschlecht erlosch 1842 im Mannesstamm. Vgl. Pösinger (Anm. 223), S. 40 f., Nr. 25, u. S. 105 a, Nr. 236; Hagn (Anm. 21), S. 294, Nr. 83 u. 84.

4. Zur Charakteristik von Weylgounes Dramenkunst

Wie die meisten übrigen Vertreter des Benediktinertheaters an der alten Universität Salzburg schöpft auch P. Johannes Nep. Weylgoune das Material für seine frei variierten typologischen Intrigenstücke aus dem reichen Fundus der Universalgeschichte. Dabei geht er z.T. aber auch wieder ganz eigene Wege. Da zudem auch für ihn nach barocker Geschichtsdeutung die Welt eine große Bühne und die Historie ein eindrucksvolles Beispiel darstellen[251], gestaltet er in seinen didaktisch orientierten Dramen an Hand markanter Persönlichkeiten aus der Heilsgeschichte des Alten Testamentes wie aus der römischen, portugiesischen, französischen, byzantinischen und persischen Nationalgeschichte und nach individuell entworfener Fabel exemplarisches Verhalten, um dieses dann mit aktuellen *Zeitproblemen* und ihrer möglichen Lösung zu konfrontieren. In den ersten Bühnenwerken („David", „Anconius") liegt das Schwergewicht der Darstellung wohl aus patriotisch-erzieherischen Gründen vor allem auf der unmittelbaren politischen Notsituation des Österreichischen Erbfolgekrieges. An Weylgounes „David" fällt zusätzlich auch der üppige Gebrauch der Allegorie im Prolog, Epilog und in den Chören auf. Es dürfte sich darum bei diesem Stück noch weitgehend um eine Nachahmung der Bühnenkunst Rettenpachers handeln, denn in den späteren Dramen des Dichters verschwindet der allegorische Schmuck fast gänzlich. Der Autor vertieft die politisch-ethische Thematik seiner Finalkomödien jedoch bald weiter und behandelt neben der dynastischen Frage im ersten Regierungsjahrzehnt Maria Theresias auch *allgemein gültige* relevante Tugenden (virtutes) aus dem Wirkungsbereich eines christlichen Regenten und seiner Hofbeamten oder eines verantwortungsbewußten Feldherrn: die Treue dem einmal geleisteten Eid gegenüber („Hannibal"), Gerechtigkeit und Milde als die wesentliche Stützen eines Herrschers („Caesar Augustus"), Ertragen des Unrechts, das einem durch Verleumdung von seiten des Souveräns zugefügt wird, bzw. verzeihende Großmut („[...] exemplum praebet [...], non minus militari gloria, quam Christiana virtute conspicuus", „Belisarius", Argumentum), die standhafte Lauterkeit des christlichen Heerführers („Godefredus Bullionius"), schließlich die gerechte Bestrafung eines hochmütigen Usurpators („Bagoas"). Dabei verwendet Weylgoune neben der lateinischen Terminologie für die einzelnen speziell ausgeprägten Tugenden und Laster auch immer wieder den allgemeinen Ausdruck „virtus" sowie dessen Gegenteil und verwandte Begriffe aus dem gleichen Wortfeld.[252] Im Rahmen

---

251) Vgl. Coreth (Anm. 151), S. 17 f. u. ö.

252) *Tugend* (ahd. *tugund*, von *tugan* »taugen«) drückt ursprünglich die Tüchtigkeit oder Tauglichkeit einer Person bzw. Sache aus. Da diese beim Menschen zumeist auch sittliche Haltung voraussetzt, nahm das Wort unter dem Einfluß des lateinischen Terminus „virtus" (Mannestum) immer mehr *ethische* Bedeutung an und wurde im antiken Rom zu einem wichtigen Schlüsselbegriff. Die *virtus* zeigt und bewährt sich im Krieg als Tapferkeit (fortitudo), aber auch im Standhalten und Ertragen von Mühen und Schmerzen. Zu ihr gehören ferner Tüchtigkeit und Leistung im bürgerlichen Leben sowie stete Bereitschaft zu anstrengender Arbeit. In der römischen Philosophie (Cicero, Seneca) diente der Terminus virtus zur Übersetzung des griechischen „arete", wodurch der Ausdruck eine umfassende Bedeu-

der fiktiven Spielhandlung soll so der jeweilige Bühnenvorwurf mit seinen verwickelten, oft ins Ausweglose führenden Konflikten, bei denen vielfach Neid, Haß und andere Leidenschaften eine große Rolle spielen, wirkungsvoll zum Ausdruck kommen.

Unverkennbar ist auch in Weylgounes Haupt- und Staatsaktionen der starke Einschlag der *stoisch-christlichen* Tugendlehre mit ihren *vier* Grundbegriffen der „iustitia", „ fortitudo", „prudentia" und „temperantia".[253] Aufgrund ihrer didaktischen Eigenart erfüllen diese Exempelstücke im Rahmen der Ritterakademie zum Teil die Aufgabe eines dramatisierten Fürstenspiegels[254], da der Autor trotz seiner großzügigen und scheinbar oft recht unbekümmerten Gestaltung der geschichtli-

---

tung erlangte, in der besonders auch die platonischen Grundtugenden in römisch abgewandelter Form mitgedacht wurden. Genaueres darüber u. a. bei J. Klein, Art. „Tugend" in: RGG, Bd. 6, Sp. 1080–1085; Karl Otto Conrady, Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur, hg. v. Benno von Wiese, Bd. 4), Bonn 1962, S. 267–277; J. Pieper, Das Viergespann. Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß, München 1964; Walter Pötscher, Art. „Virtus", in: Kl. Pauly, Bd. 5, Sp. 1297; Singer (Anm. 74), S. 31.

253) Vgl. dazu Fuhrich (Anm. 2), S. 128. – Die vier Grundhaltungen der *iustitia, fortitudo, prudentia* und *temperantia*, die bereits auf Platons Tugendverständnis zurückgehen, zählt Seneca in ep. 113 auf. Im Anschluß an seine Schriften und die Ciceros wurde die stoische Tugendlehre an die lateinischen Kirchenväter vermittelt, wobei Ambrosius Christus als das Fundament der vier „Kardinaltugenden" bezeichnet. – Über die Ähnlichkeiten und Parallelen zwischen Stoizismus und Christentum vgl. J. Stelzenberger, Die Beziehungen der frühchristlichen Sittenlehre zur Ethik der Stoa, München 1933; E. Elorduy, Die Sozialphilosophie der Stoa (= Philologus Suppl. XXVIII, 3), Leiden 1936; M. Pohlenz, Die Stoa. Geschichte einer geistigen Bewegung, 2 Bde., Göttingen 1948/49 (4. Aufl. 1970), bes. Bd. 1, S. 303–327 u. S. 400–461; Bd. 2, S. 152–161 u. S. 195–226; E. R. Curtius, Das „ritterliche Tugendsystem", in: ders., Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 2. Aufl., Bern 1954, S. 506–521; Seneca. Ausgewählte Schriften. Vom wahren Leben. Übersetzt u. eingeleitet v. A. Th. Lang (= Denken. Eine Schriftenreihe, hg. v. Gerhard Stenzel), Gütersloh 1958; J. Endres, Menschliche Grundhaltungen. Ein Ordnungsbild der Tugenden (= Studia theologiae moralis et pastoralis, 5), Salzburg 1958, S. 248–261; M. Dibelius (A. Dihle), Art. „Seneca" in: RGG, Bd. 5, Sp. 1698 f.; Klein (Anm. 252); B. Häring, Das Gesetz Christi. Moraltheologie, 7. Aufl., 3 Bde., Freiburg/Br. 1963, Bd. 3, S. 25–93; E. Elorduy, Art. „Seneca" in: LThK, Bd. 9, Sp. 664 f.; J. Gründel, Art. „Tugend" in: LThK, Bd. 10, Sp. 395–399; A. Bridoux, Le stoicisme et son influence, Paris 1966; J. M. Rist, Stoic Philosophy, Cambridge 1969; Marion Lausberg, Untersuchungen zu Senecas Fragmenten (= Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, hg. v. Heinrich Dörrie u. Paul Moraux, Bd. 7), Berlin 1970, S. 16 ff. u. ö.; R. Hoven, Stoicisme et stoiciens face au problème de l'au-delà, Paris 1971; P. Grimal, Seneca. Macht und Ohnmacht des Geistes. Aus dem Französischen von Karlheinz Abel (= Impulse der Forschung, Bd. 24), Darmstadt 1978, hier S. 173 ff., 309 ff.; Günter Abel, Stoizismus und Frühe Neuzeit. Zur Entstehungsgeschichte modernen Denkens im Felde von Ethik und Politik, Berlin-New York 1978, bes. S. 7 ff., 43 ff. u. ö.; Maximilian Forschner, Die stoische Ethik. Über den Zusammenhang von Natur-, Sprach- und Moralphilosophie im altstoischen System, Stuttgart 1981, S. 25 ff., 54 ff., 85 ff., 114 ff., 160 ff., 183 ff.

254) Die sogenannten „Fürstenspiegel", die als didaktische Schriften eine lange abendländische Tradition aufweisen, waren dazu bestimmt, ein Bild des *guten* und *gerechten* Herrschers zu entwerfen. Der Bogen der Anleitungen spannte sich dabei von einfachen Anstandsregeln über Ratschläge zum rechten praktisch-politischen

chen Vorlage neben den zeitgenössischen politischen Problemen besonders auch vorbildliches Benehmen von seiten hochgestellter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auf die Bühne bringt. Wird hierbei ein historischer Stilbruch vermieden, dann wohl nur deshalb, weil für den humanistisch-klassisch wie theologisch-patristisch gebildeten Benediktiner die Verbindung von philosophisch-antiker Kultur und christlicher Glaubenswelt in Kremsmünster zur Zeit des Spätbarock noch eine, wenn auch gewiß letzte, universale *Einheit* bildet.[255] Ungeachtet des sentenzenhaften Charakters vieler Aussprüche, die im Sinne der Aufklärung bereits weitgehend das moralische Empfinden des Dichters prägen[256], findet die harmonische Eingliederung der antiken Ethik in die Welt katholischer Wertvorstellungen in fast allen seinen Stücken durch die Konfrontation und gedankliche Verknüpfung von historisch-antiker Haupt- und biblischer Rahmenhandlung in Prolog und Epilog ihren dramaturgisch-künstlerischen Zuschnitt. Gerade diese Rückkoppelung profangeschichtlicher Motive und ihre Verankerung in der typologischen Sakralgeschichte des Alten Bundes als Rahmen, die bei Rettenpacher gänzlich fehlen[257], zeigen Weylgoune aber auch deutlich als einen der letzten lateinisch schreibenden Vertreter des christlich-humanistischen Barocktheaters, zu einer Zeit, da man in Nord- und Mitteldeutschland schon seit gut hundert Jahren fast ausschließlich in deutscher Muttersprache dichtet.[258]

Handeln bis hin zur theoretischen Begründung des Herrscheramtes. Näheres dazu u. a. bei Pierre Hadot, Art. „Fürstenspiegel" in: Reallexikon für Antike und Christentum, Bd. 8 (Stuttgart 1972), Sp. 555–632; O. Baumhauer, Art. „Fürstenspiegel" in: LThK, Bd. 4, Sp. 473 f.; A. Erler, Art. „Fürstenspiegel" in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hg. v. A. Erler u. E. Kaufmann, Bd. 1 (Berlin 1971), Sp. 1361 f.; Coreth (Anm. 151), S. 16 f.; Hans Hubert Anton, Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit (= Bonner historische Forschungen, hg. v. Max Braubach, Bd. 32), Bonn 1968, S. 45 ff.; Singer (Anm. 74), bes. S. 11–47 u. ö.; Wilhelm Kühlmann, Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, hg. v. Günter Hess, Georg Jäger, Dieter Langewiesche, Alberto Martino, Bd. 3), Tübingen 1982, S. 341 ff. u. 351 ff.

255) Über die kulturelle Bedeutung dieses Zeitabschnittes für die Tassilostiftung an der Krems, da man christlichen Humanismus im weitesten Sinn mit den *neuen* Ideen der Aufklärung zu verbinden suchte, vgl. u. a. Hagn (Anm. 21), S. 51 ff., 102 ff., 137 ff., 142 ff.; Fellöcker (Anm. 26), S. 17 ff.; Stegmann (Anm. 26), S. 64–74; Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 249–540; Mandorfer, Abt Berthold Vogl (Anm. 75), S. 4 ff., 26 ff. u. ö.; ders., Erziehung und Unterricht (Anm. 26), S. 156–158; Pitschmann (Anm. 26), S. 88–96; Krinzinger (Anm. 26), S. 259–268.

256) Eine ähnliche Neigung zu sentenzenhafter Darstellung aus dem Geist der bürgerlichen Aufklärung findet sich auch in den Schicksalstragödien P. Ignaz Weitenauers SJ (1709–1783) und bei anderen Vertretern des ausgehenden Jesuitendramas im 18. Jahrhundert, die insgesamt in einen neulateinischen Klassizismus münden. Vgl. Hans-Gert Roloff, Neulateinisches Drama, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Aufl., neu bearb. u. hg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr, Bd. 2 (Berlin 1965), S. 645–678, hier S. 676.

257) Zum dramaturgischen Aufbau der Bühnenwerke Rettenpachers vgl. bes. Pfanner (Anm. 1), S. 59–73 u. ö.; Sturm (Anm. 1), S. 119–121.

258) Meines Erachtens wurde diese wichtige, im österreichisch-süddeutschen Raum bis weit ins 18. Jahrhundert hinein reichende sprachliche Komponente des lateinischen Ordensdramas, die in engem Zusammenhang mit dem katholisch-univer-

Die während des Barockzeitalters vorherrschende Ansicht von der Geschichte als *Schauspiel* auf der Bühne der Welt macht im Aufstieg und Fall der Großen die Unbeständigkeit des Glückes deutlich.[259] Doch ähnlich wie bei Rettenpacher wird auch in Weylgounes ethisch-didaktischen Dramen die Fortuna-Idee, die ursprünglich ebenfalls von Seneca und der Philosophie der Stoa herkommt, durch das christliche Motiv der göttlichen *Vorsehung* (Providentia Dei) modifiziert.[260] Da das schützende Auge Gottes über jedem gläubig vertrauenden Menschen wacht, hat der Dichter keinerlei Bedenken, das Schema des Vorsehungsglaubens auch auf bedeutende Gestalten der antiken Profangeschichte zu übertragen. Wenn er zu diesem Zweck manches am Charakterbild seiner Helden zurechtbiegen und die Historie teilweise in seinem Sinn umformen muß, so entspricht das eben seiner barocken Grundkonzeption von der Welt als ‚Theatrum universum'.[261] Kraft ihrer selbstlosen, gemeinnützigen Einstellung überwinden die exemplarischen Figuren seiner Stücke die Leidenschaften und gelangen durch Tugendübung zur Verwirklichung ihrer Aufgaben wie auch zur Glückseligkeit. Stoisch-christliche Wertbegriffe, die dabei zum Tragen kommen, reichen aufgrund der positiven Seneca-Rezeption durch die lateinischen Kirchenväter[262] im

---

salistischen Weltbild des Barock zu sehen ist, in der bisherigen Forschung noch viel zuwenig berücksichtigt. Übrigens sinkt in Deutschland auch die Buchproduktion in lateinischer Sprache erst 1770 auf 14,25% des Gesamtvolumens ab und erreicht damit ungefähr mit einem Jahrhundert Verspätung die französischen Werte von 1670–79. Vgl. Alberto Martino, Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der litararischen Intelligenz, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, hg. v. Georg Jäger, Alberto Martino, Friedrich Sengle, Bd. 1 (Tübingen 1976), S. 107–145, hier S. 108 f.

259) Vgl. dazu u. a. Coreth (Anm. 151), S. 18 f.; Conrady (Anm. 252), S. 277–290; Lausberg (Anm. 253), S. 155 ff.; Kirchner (Anm. 161), S. 5 ff., 49 ff.; Valentin (Anm. 161), Bd. 1, S. 327 ff., 331 ff. u. ö.; Fidel Rädle, Gottes ernstgemeintes Spiel. Überlegungen zum welttheatralischen Charakter des Jesuitendramas. In: Franz Link u. Günter Niggl (Hg.), Theatrum Mundi. Götter, Gott und Spielleiter im Drama von der Antike bis zu Gegenwart. Sonderband des Literaturwiss. Jahrbuchs, Hermann Kunisch zum 80. Geburtstag, Berlin 1981, S. 135–159; Robert J. Alexander, Das deutsche Barockdrama (= Sammlung Metzler, Bd. 209), Stuttgart 1984, S. 21 ff., 59 ff., 77 ff. u. ö.

260) Genaueres darüber u. a. bei Gerda Busch, Fortunae resistere in der Moral des Philosophen Seneca (1961), in: Gregor Maurach (Hg.), Seneca als Philosoph (= Wege der Forschung, Bd. 414), Darmstadt 1975, S. 53–94, bes. S. 93 f.; Kirchner (Anm. 259), S. 101 ff., 114 ff., 124 ff., 129 ff. u. ö.; Grimal (Anm. 253), S. 51 f., 279 f., 306 f. u. ö.

261) Vgl. auch Kirchner (Anm. 259), S. 129 ff.

262) Über die Anfänge und den ungefähren Verlauf dieser Seneca-Rezeption bei den lateinischen Kirchenvätern vgl. u. a. Claude W. Barlow, Seneca im Mittelalter (1940/41), in: Maurach (Anm. 260), S. 361–363; J. N. Sevenster, Paul and Seneca, Leyden 1961; Karl Alfred Blüher, Seneca in Spanien. Untersuchungen zur Geschichte der Seneca-Rezeption in Spanien vom 13. bis 17. Jahrhundert, München 1969, S. 18–22; 55 f.; 194–199; 276–281; 354 ff. u. ö.; Lausberg (Anm. 253), S. 4 ff., 13 ff., 53 ff. u. ö.; Grimal (Anm. 253), S. 51 f. – Ein apogrypher Briefwechsel zwischen dem Apostel Paulus und Seneca, der wohl gegen Ende des vierten Jahr-

katholischen süddeutsch-österreichischen Raum als *ungebrochene* Tradition bis weit in den Spätbarock hinein, wurde beispielsweise doch noch um 1700 in Passau eine Blütenlese aus Senecas Briefen mit dem Titel ‚Seneca christianus' für die Sodalen der Marianischen Kongregation am dortigen Jesuitenkolleg gedruckt.[263] Wie weitere Nachforschungen in der Stiftsbibliothek Kremsmünster

---

hunderts verbreitet wurde und das Ansehen des jungen Christentums bei den heidnischen Philosophen fördern sollte, galt lange Zeit als echt und wurde erst viel später als literarische Erfindung oder als Fälschung erkannt. Er stützte sich im weiteren Sinne auf das Wort Tertullians († nach 220): „Seneca saepe noster" (De anim. 20, 1 Waszink). Hieronymus, Verfasser der ersten altchristlichen Literaturgeschichte mit dem Titel „De viris inlustribus" (392), nahm Seneca als ursprünglich heidnischen Philosophen neben den Juden Philo und Josephus unter die *christlichen* Schriftsteller auf. Trotz mancher Kritik, die das Werk des Hieronymus zuerst bei Augustin (ep. 40: wegen lückenhafter Aufzählung und fehlender Unterscheidung zwischen häretischen und orthodoxen Schriften) erfuhr, wurde es das ganze Mittelalter hindurch einhellig bewundert und blieb bis ins 18. Jahrhundert eine wesentliche Grundlage der Patrologie. Die lange und starke Resonanz Senecas im katholisch-kirchlichen Raum wird dadurch weitgehend verständlich. – Vgl. dazu auch Wolfgang Speyer, Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung (= Handbuch der Altertumswissenschaft I/2), München 1971, S. 100, 178, 256, 258, 312 u. ö.; Berthold Altaner-Alfred Stuiber, Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, 8. Aufl., Freiburg/Br.-Basel-Wien 1978, S. 8, 140 u. ö.

263) Der genaue Titel dieser in einem Sammelband der Stiftsbibliothek Kremsmünster aufbewahrten Ausgabe lautet: „SENECA christianus. id est: FLORES christiani, Ex L. Annaei Senecae epistolis Collecti. Et Dominis Dominis SODALIBUS Almae ac Venerabilis Congregationis Majoris B. M. V. in caelos Assumptae in Archiducali Societatis JESU Collegio Passavij erectae & confirmatae. ANNO M.DCC. Typis, Mariae Margrethae Höllerin." 12°. XII – 95 S. (8° Bh 2026). – Laut zusätzlichem Vermerk auf dem Karteiblatt der Stiftsbibliothek besorgte diese Ausgabe „Franciscus Reinzer". Das Werk war ursprünglich – wie aus dem später abgezogenen Exlibris hervorgeht – im Besitz von Joh. Joseph Anton Freinhueber, Churfürstl. Regimentsrat zu Landshut (1736). (Handschriftl. Hinweis von P. Hugo Schmidt OSB, 28. 5. 1892.) – Daneben gibt es in der hiesigen Klosterbibliothek noch zwei weitere Editionen zum gleichen Thema aus früherer Zeit: „SENECA christianus; Id est FLORES christiani. Ex Annaei Senecae Epistolae collecti, & in 38. Capita digesti. Coloniae Agrippinae, Apud Wilhelmum Friessem sub signo arboris ante S. Paulum, Anno 1644. Permissu Superiorum." 24°. XIV – 121 – IV S. (8° Bh 2023) – „SENECA christianus; Id est FLORES christiani. Ex Annaei Senecae Epistolis collecti, & in 38. Capita digesti. Permissu Superiorum, Typis Lucernae, In Officina Davidis Hautti, Anno 1640." 24°. X – 106 – III S. (8° Bh 2025). – Seneca hatte aber auch im Stiftsgymnasium Kremsmünster von jeher seinen festen Platz im Lektürekanon der Rhetorikklasse. Vgl. Hagn (Anm. 21), S. 131; Altmann Altinger, Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. I. Abschnitt. In: 52. Progr. d. k. k. Obergymn. d. Benediktiner zu Kremsmünster f. d. Schulj. 1902, Linz 1902, S. 6–39, hier S. 30; ders. (Anm. 55), S. 58. – Zu den auch in der Barockzeit sehr beliebten ‚Blütenlesen' und literarischen Sammelwerken vgl. bes. Conrad Wiedemann, Vorspiel der Anthologie. Konstruktivistische, repräsentative und anthologische Sammelformen in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. In: Die deutschsprachige Anthologie, Bd. 2: Studien zu ihrer Geschichte und Wirkungsform, hg. v. Joachim Bark u. Dietger Pforte, Frankfurt/M. 1969, S. 1–47; ders. (Anm. 192), S. 35.

ergaben, ist auch hier neben den lateinischen Kirchenschriftstellern[264] und Erasmus von Rotterdam, dem großen europäischen Humanisten[265], eine intensive Seneca-Rezeption klar erkennbar.[266] Danach gilt ebenso für die alte Tassilostiftung an der Krems, was der Herausgeber in seiner Einleitung zum ‚Seneca christianus' in der Passauer Ausgabe von 1700 schreibt: „Dicam paucis: flores Lucij Annaei Senecae sunt, ex epistolarum areolis laboriosa et sincera manu decerpti, ut quibus quondam bonos instituit Romanos, modò bonos efficeret Christianos. Nec Ethnici Philosophi nomen nos terreat, ubi Christiana loquitur veritas. Parum enim refert, quis dixerit, si quod dicitur, controversiam non patitur." – Der universalistische Geist des Barock mit seiner Toleranz der ethisch hochstehenden antiken Philosophie gegenüber – wohl ein Erbe der Renaissance – wird hier deutlich: Wie Seneca mit seinen Briefen einst die Römer im Guten unterwiesen habe, so möge er nun durch sie auch gute Christen bewirken. Der Name eines heidnischen Philosophen solle uns nicht erschrecken, wo christliche Wahrheit spreche. Denn es komme wenig darauf an, wer gesprochen habe, wenn nur das, was gesagt werde, keinen Widerspruch dulde.–Diese tolerante Geisteshaltung, die Antike und Christentum in einer partiellen Synthese zu vereinigen sucht, kommt bezeichnenderweise auch schon in manchen von Weylgounes Dramentiteln zum Ausdruck, etwa im „Hannibal" als „Ethnicus Religiosus" und im „Godefredus Bullionius" als „Hercules Christianus".[267]

---

264) Besonders zahlreich ist darunter Augustinus (354–430) vertreten, sehr beachtlich sind aber auch die Einzel- und Gesamtausgaben zu Tertullian († nach 220), Ambrosius († 397) und Hieronymus (ca. 347–419/20).

265) Seine Werke sind in der Stiftsbibliothek Kremsmünster mit ungefähr 115 Exemplaren (!), überwiegend Teilausgaben aus dem 16. und 17. Jahrhundert, vertreten. Als Hauptexponent des Humanismus in Deutschland gehört Erasmus zu jenen, die sich u. a. besonders auch um die Vermittlung der Antike an die Neuzeit bemühten. Näheres darüber bei J. Huizinga, Europäischer Humanismus: Erasmus. Aus dem Holländ. übers. v. Werner Kaegi (= rowohlts deutsche enzyklopädie, 78), Reinbek/ Hamburg 1958, bes. S. 45 ff., 91 ff., 149 ff., 165 ff.; Erasmus von Rotterdam, Enchiridion, Handbüchlein eines christlichen Streiters, übertr. u. hg. v. Werner Welzig, Graz-Köln 1961 (bes. Einleitung); R. Stupperich, Erasmus von Rotterdam und seine Welt, Berlin 1977; R. Padberg, Erasmus von Rotterdam. Seine Spiritualität, Grundlage seines Reformprogramms (= Oecumenismus spiritualis, hg. v. Johann-Adam-Möhler-Institut Paderborn, 2), Paderborn 1979 u. a.

266) So finden sich in der Stiftsbibliothek insgesamt rund 52 Sammel- bzw. Teilausgaben zu Senecas Werken, die zwischen 1503 und 1749, dem Publikationsjahr der frühesten in Kremsmünster vorhandenen Ausgabe und dem Aufführungsjahr von Weylgounes vermutlich letztem Theaterstück als *terminus ad quem*, gedruckt worden sind. Davon erschienen bereits sieben zwischen 1503 und 1599, jedoch 33 von 1600 bis 1700 und zwölf von 1700 bis 1749. Aus der Zeit 1750–1800, die allerdings für Weylgoune nicht mehr in Betracht kommt, stammen sieben weitere Seneca-Werke. Gelegentliche handschriftliche Besitzvermerke in diesen Ausgaben, die sich auch teils auf Rettenpachers, teils auf Weylgounes geistliche Mitbrüder und Zeitgenossen beziehen, weisen ebenfalls deutlich auf die wirkungsvolle Seneca-Rezeption in Kremsmünster während des 17. und 18. Jahrhunderts hin.

267) Ähnlich verhält es sich mit der Titelgebung bei zahlreichen anderen Barockdramen, besonders bei solchen mit vorwiegend zeitgeschichtlich-politischer Thematik. – Im Anschluß an einschlägige Untersuchungen von Gerhard Oestereich hat

Wenn Weylgounes Finalkomödien, die im übrigen auch der barocken Blutrünstigkeit beachtlichen Tribut zollen, eine eigentliche psychologische Entwicklung der Charaktere noch vielfach mangelt, so geht es dabei doch immer um sittlich-christliche *Leitbilder*, die den jugendlichen Spielern wie dem Publikum, vornehmlich aber den Zöglingen der Ritterakademie, einprägsam vor Augen geführt werden sollten. Der regelmäßige Aufbau dieser Stücke mit jeweils drei Akten und fünf bis sieben Szenen, ferner die kunstvolle Verklammerung der zumeist dreifachen Bezugsebene von historisch-antiker Haupt- sowie biblischer Rahmenhandlung als didaktisch-ethische Beispiele zur Illustration aktueller Herrschaftsprobleme und ihrer in christlichem Geist versuchten Bewältigung zeigen den Autor bereits auf dem Weg vom herkömmlichen Barockdrama zum klassizistischen Zeitdrama der Aufklärung.[268] In diese Richtung weist zudem die recht genaue Beobachtung der drei dramaturgischen Einheiten von Zeit, Ort und Handlung,

---

C. Wiedemann in seinem Referat (Anm. 263), S. 42, kurz darauf hingewiesen, daß bei der barocken Ausprägung des absolutistischen Persönlichkeitsideals und des christlichen Neustoizismus im deutschen Sprachraum auch dem politischen Werk des großen klassischen Philologen Justus Lipsius (1547–1606) als *Vermittler* wesentliche Bedeutung zukomme. Diese Ansicht scheint sich tatsächlich auch im christlich-humanistischen Bildungsbereich Kremsmünsters zu bestätigen. In der hiesigen Stiftsbibliothek rangiert der berühmte niederländische Gelehrte mit nicht weniger als ungefähr 90 Werken – teils Sammelausgaben, teils Einzeldrucke –, die zwischen 1590 (den zwei ältesten Ausgaben) und 1719 (der jüngsten hier vorhandenen Edition) erschienen sind. Bemerkenswert ist dabei, daß eine in Antwerpen 1637 in drei Bänden gedruckte Gesamtausgabe der Werke Lipsius' bereits 1654 in Kremsmünster gebunden wurde (2° Fh 18) und das Exlibris des Abtes Placidus Buechauer OSB (1611–1669, Prälat seit 1644) trägt, der als tatkräftiger Förderer der Künste und Wissenschaften u. a. das Stiftsgymnasium wieder zu einer Blüte führte und Präses der Salzburger Benediktineruniversität war (vgl. Kellner, Profeßbuch [Anm. 1], S. 224–226). – Zwei andere Ausgaben („Poliorceticon, sive de machinis, tormentis, telis libri V", Antwerpen 1596, und „Monita et exempla politica libri II", Leiden 1650) zeigen Rettenpachers Besitzvermerk als Eigentum der Klosterbibliothek von Kremsmünster (4° Fh 34 u. 12° Fh 315). – Nicht bloß als reiner Zufall dürfte auch die Tatsache zu werten sein, daß 1741, nur drei Jahre vor der Gründung der Ritterakademie, verschiedene Einzelwerke von Lipsius, in vier Sammelbänden vereinigt, gebunden und mit dem Exlibris des damals regierenden Abtes Alexander III. Fixlmillner versehen wurden (4° Fh 35; 4° Fh 37; 4° Fh 38; 4° Fh 41). – Zur Biobibliographie Joest Lips' vgl. u. a. den Art. „Justus Lipsius" von Heinz Dollinger in: NDB, Bd. 14 (Berlin 1985), S. 676–680 (mit weiteren Literaturangaben); ferner Gerhard Oestreich, Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform (1953), in: ders., Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1969, S. 11–34, bes. S. 12–18; ders., Justus Lipsius als Theoretiker des neuzeitlichen Machtstaates (1956), in: ebd., S. 35–79; ders., Justus Lipsius in sua re (1956), in: ebd., S. 80–100; ders., Das politische Anliegen von Justus Lipsius' De constantia ... in publicis malis, in: Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971, hg v. d. Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 1 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 36/I), Göttingen, 1971, S. 618–638, bes. S. 619–621 u. 633 ff.

268) Vgl. dazu u. a. Fuhrich (Anm. 2), S. 128; Walther Rehm, Römisch-französischer Barockheroismus und seine Umgestaltung in Deutschland, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 22 (1934), S. 81–106 u. 213–239, bes. 86 ff., 96 ff., 215 ff.

das weitgehende Fehlen des Burlesken mit Ausnahme mancher Zwischenspiele, aber auch die elegante, kurze und präzise lateinische Diktion, die Weylgounes Bühnenwerken ganz allgemein Harmonie, Ebenmaß und Geschlossenheit verleihen.[269] Anderseits lassen die ständig wiederkehrenden musikalischen Szenen und Einlagen deutlich den Einfluß der italienischen Oper erkennen. Dieser ging von Salzburg aus und wurde damals neben Lambach und Seitenstetten ebenso in Kremsmünster immer stärker spürbar, hatte doch auch Weylgoune – wie schon Rettenpacher und andere Dramatiker-Spielleiter nach ihm – stets das theatralische Gesamtkunstwerk vor Augen.[270] Bezeichnend ist darum wohl auch, wie die Zeitgenossen über unseren Dichter urteilten: „[...] eminuit Comicus non minus quam Rhetor celeberrimus."[271]

IV. Weylgounes letzte Seelsorgstätigkeit – die Fischerkanzel von Fischlham

Im Jahr 1749 wurde P. Johannes Nep. Weylgoune von Abt Alexander III. Fixlmillner nach Adlwang berufen, wo er an der dortigen Wallfahrtskirche bis 1752 als Beichtvater wirkte.[272] Am 24. Februar dieses Jahres kam er dann als Pfarrer nach Fischlham bei Lambach und verblieb hier bis zu seinem frühen Tod 1760.[273] Laut Pfarrchronik[274] stammt die erste Matrikeleintragung Weylgounes in Fischlham vom 12. März 1752, seine letzte erfolgte am 17. Mai 1760. Vom 6. Februar bis zum 26. Oktober 1756 fehlen in den Matrikelbüchern bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen sämtliche Vermerke von seiner Hand, erst vom 30. November 1756 an scheint sein Name als „P. Johannes Nep. Parochus" wieder auf. Da in der Zwischenzeit die Seelsorgsaufgaben in der Pfarre Fischlham von anderen Krems-

---

269) Vgl. auch Tönig (Anm. 1), S. 66; Fuhrich (Anm. 2), S. 128.

270) Vgl. dazu Tönig (Anm. 1), S. 65; Sturm (Anm. 1), S. 120 f.; Fuhrich (Anm. 2), S. 109 ff., 133 ff., 303 ff., 326 ff.; Isnenghi (Anm. 147), S. 189–191; Haider (Anm. 243), S. 53 ff., 103 ff., 114 ff.; Boberski (Anm. 1), S. 196, 206 f.; Günter Zwanowetz, Das Jesuitentheater in Innsbruck und Hall von den Anfängen bis zur Aufhebung des Ordens, Phil. Diss. Wien 1981 [Masch.], S. 14 ff.

271) Pichler (Anm. 4), zum Jahr 1730.

272) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 285; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 347. – Über Adlwang vgl. Lambert Guppenberger, Geschichte des Pfarr- und Wallfahrtsortes Adlwang, Steyr 1901; Edmund Friess-Gustav Gugitz, Die Wallfahrten nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher (1620–1746). Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie (= Buchreihe d. Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, Neue Serie, Bd. 1), Wien 1951 u. a.

273) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 285; ders., Musikgeschichte (Anm. 1), S. 347. – Interessanterweise war auch schon P. Simon Rettenpacher in den Jahren 1688–1706 Pfarrer von Fischlham, ebenso P. Agapit Moser 1736–1739 (vgl. Anm. 18), später auch P. Rudolf Graser 1771–1775 (vgl. Anm. 20) und P. Placidus Hall 1826–1833. Vgl. Rudolf Zinnhobler, 700 Jahre Pfarre Fischlham, Wels 1967, S. 7 f., u. Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 86–88, 92, 96 f. Zu P. Placidus Hall OSB (1774–1853) vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 373 f.; ferner Konrad F. Kienesberger, P. Placidus Hall, der Lehrer Adalbert Stifters, in: Vierteljahresschrift d. Adalbert-Stifter-Institutes d. Landes Oberösterreich 32 (1983) S. 11–44.

münsterer Patres als Aushilfspriester wahrgenommen wurden, bleibt die Frage offen, ob Weylgoune in dieser Zeit krank war oder verreiste.[275] Während seines Aufenthaltes in Fischlham widmete sich P. Johannes in den Musestunden auch der Erziehung der Kinder des Freiherrn Franz Josef von Eiselsberg im nahegelegenen Schloß Pernau.[276]

Als eifriger Seelsorger bemühte sich Weylgoune im neuen Wirkungsbereich u.a. besonders um die künstlerische Ausgestaltung der dortigen spätgotischen Pfarrkirche. Ein bleibendes Denkmal schuf er sich dabei mit der Errichtung der weitbekannten barocken *Fischerkanzel*, deren Entwurf von ihm stammte und die seither zum Wahrzeichen des freundlichen Ortes geworden ist (Abb. 8). Die originelle Art, den Predigtstuhl in Form eines Bootes darzustellen, finden wir in Oberösterreich insgesamt dreimal verwirklicht, vor Fischlham (1759) bezeichenderweise bereits in dem damals von Jesuiten betreuten Traunkirchen (1753), später noch in Gaspoltshofen (1770), und einmal in Niederösterreich, in Tautendorf bei Gars am Kamp (1786).[277] Neben der biblischen Symbolik, daß Christus einst am See Genesareth vom Boot des Petrus aus einer großen Volksmenge predigte (Lk 5, 1-11), dürften Weylgoune noch andere Motive dazu bewogen haben, diese Kanzelform zu wählen. Fischlham wurde früher „Vischenhaim" oder „Vischlhamb" geschrieben, d.h. Heimat der Traunfischer[278], und besaß schon im 12. Jahrhundert eine Kirche, die Papst Alexander III. 1179 bestätigte, und zwar als *Filiale* von Steinerkirchen an der Traun, einer alten Kremsmünsterer Stiftspfarre.[279] Das Gotteshaus in Fischlham war dem hl. Petrus geweiht und wurde auch „St. Peter im Sand" genannt, weil es auf sandigem Terrain steht.[280] Obwohl nur eine Viertelstunde von Steinerkirchen entfernt, erlangte Fischlham bald nach 1266 eine gewisse Eigenständigkeit, wodurch aber nicht nur die Zugehörigkeit zur Mutterpfarre, sondern ebenso die zu Kremsmünster gelockert wurde.[281] Das ganze Mittelalter

---

274) Vgl. Rauch (Anm. 4), S. 110.
275) Ebd., S. 111.
276) Ebd. u. S. 404 f. – Vgl. auch Pachmayr (Anm. 4), S. 699, u. Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 95, u. Bd. 2, S. 188 f.
277) Vgl. dazu u. a. Huemer-Kreiner (Anm. 4), S. 159 f.; Johannes Geistberger, Die Schiffskanzeln Oberösterreichs, in: Christl. Kunstblätter 55 (1914), S. 4–6, 39–41; Erwin Hainisch, Die Kunstdenkmäler Österreichs: Oberösterreich. Neubearb. v. Kurt Woisetschläger. Mit Beiträgen v. Justus Schmidt u. Benno Ulm (= Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs, hg. v. Bundesdenkmalamt/Institut f. österr. Kunstforschung, begr. v. Dagobert Frey, fortgeführt v. Karl Ginhart), 3., neubearb. Aufl., Wien 1958, S. 345 u. 87; Ferdinand Mittendorfer, Traunkirchen – einst Mutterpfarre des Salzkammergutes, Linz/D. 1981, S. 95 f.
278) Die Traun – der hier in Frage kommende Bereich gehört dem Unterlauf des Gewässers an – floß damals direkt an der Mühle von Schloß Pernau vorbei und bildete die Grenze zwischen Fischlham und Lambach. Spätere Traunregulierungen veränderten hier das Flußbett beträchtlich. Vgl. Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 7.
279) Genaueres darüber bei Zinnhobler (Anm. 273), S. 12 f.; Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 7 ff.; Gregor Humer-Norbert Baron Handel (Hg.), Steinerkirchen-Almegg-Fischlham, Linz/D. o. J. [1983], bes. S. 12–15.
280) Vgl. Zinnhobler (Anm. 273), S. 10 f.; Humer-Handel (Anm. 279), S. 13.
281) Zum Folgenden vgl. Zinnhobler (Anm. 273), S. 11 ff.; Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 7–72.

hindurch galt Fischlham als Pfarre freier bischöflicher Verleihung und gehörte zum Bistum Passau, ohne daß jedoch die ehemalige Verbindung zur Kremsmünsterer Pfarre Steinerkirchen in Vergessenheit geriet. In der Reformationszeit war die Rechtslage der Pfarre unklar. Längere Zeit maßte sich dann die Burgvogtei Wels das Patronat an. Erst 1622 wurde Fischlham dem Stift Kremsmünster voll inkorporiert. Bald übernahmen die Benediktiner von Kremsmünster auch wieder die Seelsorge in diesem Pfarrgebiet und stärkten dadurch die Beziehungen zum Stift weiter. Von 1663 bis 1785 wohnte der jeweilige Pfarrvikar von Fischlham ständig im Pfarrhof Steinerkirchen. – Für Weylgoune waren wohl auch das Petruspatrozinium der Pfarrkirche sowie die Traunfischerei, die den Ortsbewohnern einen gewissen Wohlstand verschaffte, ein weiterer Anlaß, die neue Kanzel nach Art eines Bootes zu entwerfen.[282]

Die Fischer- oder Schiffskanzel in Fischlham[283] befindet sich symbolisch richtig auf der Nordseite der Pfarrkirche, die gleichzeitig auch die Evangelienseite ist. Nach alter Tradition versinnbildet die nördliche Himmelsrichtung die Macht des Heidentums, und diese soll vom Licht der christlichen Frohbotschaft sowie durch die Predigt immer mehr beseitigt werden. Der Evangelisationsprozeß beginnt bereits mit der öffentlichen Lehrtätigkeit Jesu und setzt sich in der Predigttätigkeit der Kirche fort. Zudem wurde der reiche Fischfang in der christlichen Ikonographie stets als Bild für den Erfolg der Glaubensverkündigung aufgefaßt.[284] Es war also durchaus naheliegend, daß sich das sinnenfreudige Barock dieser Symbolik annahm und Kanzeln, von denen die Priester das Evangelium verkündeten, in Bootsform gestaltete, um so auch hier die biblische Präfiguration bildhaft zu veranschaulichen. Das paßte besonders in jenen Kirchen gut, wo die Pfarrangehörigen selbst mit der Fischerei zu tun hatten, wie etwa in Traunkirchen und in Fischlham, gilt allerdings weniger für Gaspoltshofen, dessen Schiffskanzel von Joachim Ertl aus Lambach angefertigt wurde.[285] Bemerkenswert ist in diesem Zusam-

---

282) Wegen der Wohlhabenheit, die sich durch die Traunfischerei bei den Bewohnern von Fischlham allmählich eingestellt hatte, hieß es früher von dieser Pfarre: „St. Peter im Sand, bist die Reichste im ganzen Land." Zit. nach Zinnhobler (Anm. 273), S. 10. Vgl. auch Fischer (Anm. 4), Bd. 2, S. 143–145; Humer-Handel (Anm. 279), S. 13.

283) Eine ausführliche Beschreibung davon bietet Geistberger (Anm. 277), S. 4–6. Vgl. auch Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 93 f.

284) Näheres bei B. Ott, Art. „Fisch, Fischfang" in: Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. v. Engelbert Kirschbaum SJ u. a., 8 Bde., Rom-Freiburg/Br.-Basel-Wien 1968/76, Bd. 2, Sp. 40–42, hier Sp. 41 f.; Franz Xaver Kraus (Hg.), Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer, 2 Bde., Freiburg/Br. 1882/86, Bd. 1, S. 516–528, Bd. 2, S. 729–732; Wilhelm Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst. Photomech. Nachdr. d. 1926 in Leipzig ersch. Ausg., Graz 1984, Nr. 995.

285) Es ist aber wohl auch hier nicht rein zufällig, daß Joachim Ertl aus Lambach stammte, lag doch in unmittelbarer Nähe dieses Marktes die Ortschaft Stadl-Paura als wichtiger Umschlagplatz für die Salzschiffe, die ihre kostbare Fracht aus dem inneren Salzkammergut auf der Traun hinuntertransportierten, von wo sie dann – schon lange vor der Pferdeeisenbahn – über Linz nach Böhmen gebracht wurde. Ertl konnte zudem leicht von der Schifferkanzel im nahegelegenen Fischlham gehört und sie dort wegen ihrer besonderen Eigenart besichtigt haben.

menhang, daß selbst die Fischerkanzel in Tautendorf (NÖ.) ursprünglich aus der Dominikanerkirche zu Krems an der Donau, also auch aus einem flußnahen Gotteshaus, stammte.[286]

P. Johannes Nep. Weylgoune, als ehemaliger Pater Comicus des Kremsmünsterer Schultheaters an die wirkungsvolle Inszenierung barocker Ordensdramen gewöhnt, ließ sich dieses künstlerische Motiv nicht entgehen. Er hielt in seinem Kanzelentwurf jenen Moment fest, da der Apostel Petrus zum Meister spricht: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Aber auf dein Wort hin will ich das Netz auswerfen." (Lk 4, 5). Der zweite Satz ist in lateinischer Vulgata-Übersetzung auf einem Spruchband geschrieben, das ein Engel am Segel über dem Haupte Jesu hält: „In verbo tuo laxabo rete." Im Boot stehen die beiden Hauptgestalten, Christus und Petrus, als Ganzfiguren einander in kleinem Abstand gegenüber, wobei sie sich gegenseitig anblicken. In feiner Bedeutungsdifferenzierung sitzt Andreas, der Bruder des Petrus, neben dem Herrn und blickt zu ihm auf. Der predigende Priester – auch das kann man symbolisch deuten – steht demnach zwischen Christus und Petrus und befindet sich mit ihnen im gleichen Boot. Petrus und Andreas sind eben dabei, das Netz, das teilweise über dem Rand des Schiffleins sichtbar wird, wieder auszuwerfen. Die holzbraun gefaßten Flanken des Kahns sind mit einigen vergoldeten Ornamenten geschmückt. Der Nachen selbst ruht auf versilberten Wasserwellen, aus denen halb ein Seeungeheuer ragt und zwei gewaltige Wasserfontänen gegen das Schiff emporbläst. Ohne Zweifel soll damit das vergebliche Wüten Satans gegen die Kirche und ihre Lehre drastisch zum Ausdruck gebracht werden. Den Untergrund des Wassers und gleichzeitig den Fuß der Kanzel bilden zackige Felsen. Wie die zierliche Schiffskanzel, so steht auch das Schalldach schräg zur Kirchenachse, um dem Prediger das Sprechen in diagonaler Richtung zum Langhaus zu erleichtern. An der Unterseite des hölzernen Schalldeckels, den reich versilberte Wolkenknäuel umrahmen, befindet sich nicht – wie es sonst zumeist üblich ist – eine Abbildung des Heiligen Geistes in Taubengestalt[287], sondern das Wort „Jehova" als sogenanntes Tetragrammaton, d.h. der aus vier hebräischen Buchstaben bestehende Name Gottes. Vorne, am äußeren Rand des Schalldaches, sitzen zwei kleine Engel, von denen der eine einen Anker und ein Ruder trägt, der andere hingegen einen sogenannten Fischbären, das ist ein kleines, sackförmiges und oben an einem Rahmen befestigtes Fischernetz. An den Schmalseiten des ovalen Schalldeckels knien auf Wolken zwei größere Engel in anbetender Haltung, denn darüber, auf dem Gipfel des Gewölks, thront die Gestalt des himmlischen Vaters mit Weltkugel und Zepter. Erst jetzt, als Abschluß nach oben, begegnen wir in einem Strahlenkranz der Taube als Sinnbild des Heiligen Geistes, so daß an diesem Predigtstuhl alle drei göttlichen Personen erkennbar werden, wie man dies in ähnlicher Weise auch auf vielen Barockaltären des 17. und 18. Jahrhunderts im österreichisch-süddeutschen Raum antreffen kann. Die Gesamtkonzeption der Fischlha-

286) Vgl. Geistberger (Anm. 277), S. 41.
287) Zu dieser Symbolik vgl. Kirschbaum (Anm. 284), Bd. 4, Sp. 241–244; ferner Molsdorf (Anm. 284), Nr. 5–7, 36, 580, bes. 828.

mer Schiffskanzel ist demnach äußerst *symbolträchtig* und reicht von der biblischen Präfiguration der Predigt Jesu vom Boot aus und den Gestalten des Petrus und Andreas als Menschenfischer über die christlichen Embleme von Anker, Ruder und Fischernetz bis zur Krönung des Trinitätsgeheimisses durch Gottvater, den Beherrscher des Weltalls, und den Heiligen Geist, der Himmel und Erde in ihrem Gefüge zusammenhält. Eine Parallele zum Ordensdrama der Zeit bietet sich spontan an. Auch diese Fischerkanzel stellt eine Art spätbarockes Gesamtkunstwerk dar, das auf den Beschauer und Zuhörer von unten den Eindruck einer großartigen biblisch-heilsgeschichtlich ausgerichteten Theaterkulisse macht, wobei der predigende Priester gleichsam auf der Bühne steht, um die verschiedenen visuellen Eindrücke religiös zu koordinieren und zu deuten. Nur ein Künstler, der mit beiden Welten zutiefst vertraut war, der des geistlichen Barockdramas und der des volksverbundenen religiösen Glaubens, konnte eine *derartige* Zusammenschau gestalten.– Wie der damalige Schulmeister von Fischlham, Wolfgang Strasser, berichtet[288], ließ Weylgoune die von ihm selbst entworfene Schiffskanzel von zwei einheimischen Künstlern aus Lambach, dem Bildhauer Franz Xaver Leithner und dem Maler Adam Racher, anfertigen und am 28. Juni 1759, dem Vigiltag des Festes Peter und Paul, aufstellen. Die Kosten betrugen alles in allem 490 Gulden 30 Kreuzer. Im Jahr 1850 faßte der Maler Josef Pranzl aus Kirchdorf an der Krems die Kanzel im Auftrag des damaligen Pfarrvikars P. Leopold Kopp OSB neu.[289]

Auch den Hauptaltar ließ P. Johannes erneuern und dazu 1760 ein Altarbild, das die Predigt des hl. Petrus am ersten Pfingstfest darstellte, von dem Gmundner Bernhard Schmidt malen.[290] 1880 wurde die alte Kircheneinrichtung unter P. Basil Wiesinger OSB, der von 1875 bis 1882 Pfarrvikar in Fischlham war[291], leider großteils durch eine schlechte Neugotik ersetzt. Dabei entfernte man das Hochaltarbild der Pfarrkirche und tauschte es gegen eine Plastik aus, die von einem Baldachin überdacht war und Petrus zeigte, wie er gerade von Jesus die Schlüssel des Himmelreiches empfing.[292] Die Fischlhamer Pfarrchronik vermerkt weiter, daß

---

288) Vgl. Rauch (Anm. 4), S. 198; Kurt Holter (Hg.), Urkunden und Regesten zur Kulturgeschichte des Gerichtsbezirkes Wels. Aufgrund der Materialsammlungen von Tassilo M. Blittersdorff, Elfriede Czurda, Rudolf Moser und Wilfried Schaber (= Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich, histor. Reihe I/6), Linz/D. 1980, S. 54 f. (F 46); Geistberger (Anm. 277), S. 40.

289) Vgl. Rauch (Anm. 4), S. 193; Holter (Anm. 288), S. 55 (F 47); Geistberger (Anm. 277), S. 40. – Über P. Leopold Kopp OSB (1809–1871), der von 1849 bis 1854 Pfarrer in Fischlham war, vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 404.

290) Vgl. Rauch (Anm. 4), S. 111; Holter (Anm. 288), S. 54 (F 37). Bei Rauch wird der Name des Malers „Schmitt" geschrieben. Wurzbach (Anm. 4), Bd. 30, S. 228, konnte zu seiner Zeit (d. h. 1875) auch noch keine näheren Angaben über Lebensdaten und Herkunft des Künstlers machen. Es handelt sich hier jedoch eindeutig um *Bernhard Schmidt* (1712–1782), Maler in Gmunden, den sogenannten „Gmundner Schmidt", der um die Mitte des 18. Jahrhunderts Altarbilder für Kirchen in Oberösterreich schuf. Vgl. u. a. Hans Vollmer (Hg.), Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, 30. Bd. (Leipzig 1936), S. 135.

291) Über P. Basil Wiesinger OSB (1831–1883) vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 439 f.

Weylgoune 1758 auch eine vergoldete Monstranz und einen vergoldeten Meßkelch um 300 Gulden ankaufte, um den Verlust der bei einem Kircheneinbruch am 27. Mai 1750 geraubten sakralen Geräte wieder auszugleichen.[293] Aus all dem ist zu entnehmen, daß sich P. Johannes als Pfarrvikar um die Verschönerung des Gotteshauses wie um die würdige Gestaltung des pastoralen Dienstes besonders bemühte, was ihm die allgemeine Liebe und Verehrung des Kirchenvolkes eintrug.[294] Leider konnte er in Fischlham jedoch nur mehr acht Jahre als Seelsorger wirken. Am 16. Mai 1760, seinem Namenstag, wurde er abends von plötzlichem Unwohlsein befallen. Weylgoune bedauerte noch auf dem Sterbebett zutiefst, daß es ihm nicht gegönnt gewesen sei, die Neugestaltung der Kirche zu vollenden, fügte sich dann aber doch in das Unvermeidliche.[295] Gestärkt mit den Tröstungen der heiligen Religion, starb P. Johannes nach kurzer, achttägiger Krankheit, schmerzlich betrauert von seiner Pfarrgemeinde, am 22. Mai 1760, gegen elf Uhr abends, in Steinerkirchen an Erstickungskatarrh.[296] Er stand im 53. Lebensjahr, im 30. Jahr seiner Ordensprofeß und im 25. Jahr seines Priestertums. Der Verstorbene wurde nach Kremsmünster übergeführt und zwei Tage später, am 24. Mai, einem Pfingstsamstag, um acht Uhr früh in der Krypta der Mönche unter der Marienkapelle beigesetzt.[297]

V. Zusammenfassung und Schluß

Trotz seines relativ frühen Todes war P. Johannes Nep. Weylgoune ein reiches und verdienstvolles Leben beschieden. Bei aller persönlichen Frömmigkeit, die

292) Vgl. Rauch (Anm. 4), S. 183; Fischer (Anm. 4), Bd. 1, S. 145, u. Bd. 2, S. 3; Holter (Anm. 288), S. 54 (F 43). – Bei der vorletzten Renovierung der Pfarrkirche von Fischlham wurde der Altarraum 1968 im Sinne der liturgischen Erneuerung des II. Vatikanischen Konzils umgestaltet und die neugotische Einrichtung aus dem 19. Jahrhundert in Zusammenarbeit mit der kirchlichen und staatlichen Denkmalpflege wieder entfernt. Vgl. Humer-Handel (Anm. 279), S. 13. – Im Zuge der weiteren Restaurierung dieser uralten Petruskirche, bei der 1986 auch die Fischerkanzel saniert werden mußte, konnte man im Gewölbe und an den Wänden des Altarraumes zudem wertvolle Secco-Malereien freilegen. Vgl. Nachrichtendienst der Diözese Linz, Nr. 80/12. 5. 1986.

293) Vgl. Rauch (Anm. 4), S. 204 u. 109 f.; Fischer (Anm. 4), Bd. 2, S. 32.

294) Der Kremsmünsterer Hauschronist P. Marian Pachmayr schreibt über Weylgounes Wirksamkeit in Fischlham wie folgt (Anm. 4, S. 699): „A. 1752. 24. Februarii in *Vischenham* parochiae rector discessit, vbi populi sui singularem amorem et fiduciam promeritus, quum et ecclesiam parochialem splendide et ingeniose tam quod ad aram principem, quam quod ad suggestum etc. exornasset, subseciuas vero horas ad gubernandam *perillustris L. B. de Eislsperg* prolem vtilissime impendisset [...]" (Hervorhebung auch im Original.)

295) Bei Besange (Anm. 4) heißt es in diesem Zusammenhang: „[...] decori vbique studens, templum parochiale summo studio exornauit, nihilque morti proximus vehementius doluit, quam non potuisse ad perfectionem deducere templi sui decorem. Denique catarrho suffocatiuo acuto correptus, inter stupendos perfectae resignationis actus, sibi praesentissimus, & semetipsum ad extremum cohortans vitae passum, viam suam, vitamque absoluit."

296) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 285; Pichler (Anm. 4).

297) Ebd. Vgl. auch Kellner, Musikgeschichte (Anm. 1), S. 347.

schon in seinen literarischen Werken zum Ausdruck kommt und ihn auch als Seelenhirt auszeichnete, besaß er eine vielseitige, den abendländischen Bildungsmächten verpflichtete Künstlernatur, die durch den mehrjährigen Studienaufenthalt in der alten und prachtvollen Barockstadt an der Salzach entscheidend mitgeprägt worden war. Dank der regen geistigen Verbindung zwischen der Salzburger Benediktineruniversität und den Kremsmünsterer Lehranstalten konnte Weylgoune als *Rhetorikprofessor* und *Pater Comicus* die in der fürsterzbischöflichen Residenzstadt empfangenen Ideen bereits in seiner programmatischen, von einem Studenten vorgetragenen *Rede* anläßlich der Eröffnung der unter Maria Theresia 1744 gegründeten Ritterakademie anschaulich darlegen. Künstlerische Ausgestaltung fanden diese jedoch vor allem im Rahmen der von ihm selbst verfaßten und am Stiftstheater bis 1749 jährlich inszenierten *Finalkomödien*. Außerdem leistete P. Johannes auch noch als Pfarrer einer kleinen Landgemeinde durch die Errichtung der weitum bekannten *Fischerkanzel* einen bleibenden Beitrag zur österreichisch-alpenländischenBarockkultur.

Im Rotelbrief[298], der zu Weylgounes Ableben mit dem Kremsmünsterer Datum vom 3. Juni 1760 durch Abt Berthold III. Vogl OSB (1759-1771)[299] und Prior Josef Fixlmillner OSB (1716-1785)[300] im Namen des Konventes herausgegeben wurde, spiegelt sich deutlich die barocke Gläubigkeit wider, an der auch der Verstorbene so wesentlichen Anteil hatte. Derartige Todesanzeigen, die stets von Pietät getragen sind, dürfen in ihrem objektiven Aussagewert gewiß nicht überschätzt werden und sind mitunter nicht frei von floskelhafter Schönfärberei, doch runden sie im allgemeinen das Gesamtbild, das sich die unmittelbare Nachwelt von der Persönlichkeit des Verstorbenen macht, zumeist recht treffend ab. Dies gilt auch im vorliegenden Fall. Da Abt Berthold III. zudem selbst lange Jahre an der Alma Mater Paridiana in Salzburg als Professor für Philosophie und Theologie wirkte und fünfmal zu deren Rector Magnificus gewählt wurde, bevor er 1759 die Leitung des Stiftes Kremsmünster übernahm[301], stellte er damals gleichsam das markanteste Bindeglied zwischen den beiden Zentren benediktinischer Geistigkeit dar. Der lateinisch geschriebene Nachruf auf Weylgoune stand unter dem Motto: „Dirige in conspectu tuo viam meam" (Ps 5, 9). Den Sinn des Lebens faßt der Autor mit Gregor dem Großen als ein *Hingehen* in die eigentliche Heimat

298) Vgl. Anm. 4.

299) Abt Berthold III. Vogl, mit dem Taufnamen Johann Martin, wurde am 29. 5. 1706 zu Pfarrkirchen bei Bad Hall als Sohn des dortigen Schulmeisters geboren. Studium in Kremsmünster und Salzburg, Mag. phil.; 1731 Priesterweihe. Nach kurzer Seelsorgstätigkeit 1735–1744 Lektor für Philosophie an der Universität Salzburg über das Leibniz-Wolffsche System; Dr. phil.; 1744–1759 Prof. d. Theologie (Begründer einer erneuerten theolog. Schule); 1744, 1747, 1750, 1753 u. 1756 Rector magnificus der Salzburger Hochschule (Sorge für die Bibliothek u. die experimentellen Wissenschaften); am 22. 2. 1759 zum Abt von Kremsmünster gewählt. Genaueres über ihn u. a. bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 330 f.; bes. Mandorfer (Anm. 75).

300) Der damalige Prior Josef Fixlmillner stammte aus Salzburg und war ein Neffe des Abtes Alexander III. Fixlmillner. Näheres bei Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 293.

301) Vgl. Kellner, Profeßbuch (Anm. 1), S. 330.

des Menschen auf. Er preist diese Führung durch Gott „glücklich" („Felix *directio*") und „selig" („Beata *directio*"), weil sie von den Nichtigkeiten des Lebens abhält und das Anlitz des Ewigen suchen läßt. Sei uns dieses jetzt nur wie durch einen Schleier zugänglich, so sähen wir Gott später einmal von Angesicht zu Angesicht. Den gleichen wertvollen Weg habe auch P. Johannes Nep. Weylgoune beschritten und – wie zu hoffen sei – sein Ziel glücklich erreicht. Der gesamte Nachruf auf den Verstorbenen ist ein geistvolles, symbolträchtiges Wortspiel mit den Ausdrücken „via" und „dirigere" bzw. „directio" aus dem angeführten Psalmvers. Als Lehrer und Präfekt habe P. Johannes nicht so sehr mit der Rute als vielmehr mit dem Herzen den rechten Weg gewiesen („non tam *virga directionis*, quam *cordis directione* regens")[302]. Wegen der guten Umgangsformen und seiner umfassenden Bildung schon bei der Ablegung der Ordensprofeß gleichsam mit offenen Armen aufgenommen[303], war er nach längerer, ausgezeichneter Unterrichtstätigkeit auch ein überaus eifriger, auf die Schönheit des Gotteshauses wie der Liturgie bedachter Seelsorger. Er habe den von Gott gewollten Pfad eingeschlagen und deshalb könne man mit Billigkeit voraussagen, wohin der Verblichene gegangen sei. Da jedoch die Meinung des Menschen trüge und die Urteilssprüche Gottes einem Abgrund glichen, könnte wohl auch dieser Mitbruder noch am Reinigungsort verweilen und unseres Gebetes bedürfen:

„[...]
Vidistis *directam in conspectu Dei viam* Confratris nostri:
Et *viam* scitiꝭ, & quo iuerit ille, fas est diuinare.
Verum cum fallax sit mortalium opinio, & Iudicia Dei abyssus,
sique in purganti forte *diuerticulo* haereat Confrater,
necdum *directus* ad conspectum Dei:
Dirigatur oratio Vestra sicut incensum in conspectu Dei,
qua in *viam* pacis *dirigatur*, lumen visurus in lumine.
Hoc ipsum mutuae charitatis *viaticum* sancto ex foedere
Manibus Vestris in aeternitatis *via directis* sancte spondemus."[304]

Abschließend kann wohl mit Recht gesagt werden, daß P. Johannes Nep. Weylgoune zu den bedeutendsten Vertretern der Kultur des Spätbarock in Kremsmünster zählt. Anders als bei P. Simon Rettenpacher, dem großen neulateinischen Dichter des 17. Jahrhunderts, zeigen Weylgounes Leben wie sein künstlerisches Gesamtschaffen, daß er bereits einer kulturellen Übergangsperiode angehörte. Künden sich einerseits in seinem beachtlichen literarischen Werk teilweise schon die neuen Ideen der Aufklärung an, so wird andererseits aus seiner universalistischen, noch echt barocken Geisteshaltung deutlich, daß er mit der Bildungswelt dieser historisch gewachsenen Tradition auch weiterhin eng verbunden blieb.

---

302) Rotelbrief (Anm. 4), S. 2. (Hervorhebung auch im Original.)
303) Pachmayr (Anm. 4), S. 698, schreibt in diesem Zusammenhang: „[...] ob morum elegantiam et copiosam eruditionem ambobus, vt aiunt, brachiis in coetum nostrum susceptus A. 1730. 28. Octobris [...]".
304) Rotelbrief (Anm. 4), S. 2. (Hervorhebung auch im Original.)

Abbildungen

Fotos:
Stiftsbibliothek Kremsmünster/OÖ.: Abb. 1-7
Dr. Erich Widder (Diözesanbildstelle Linz/D.): Abb. 8

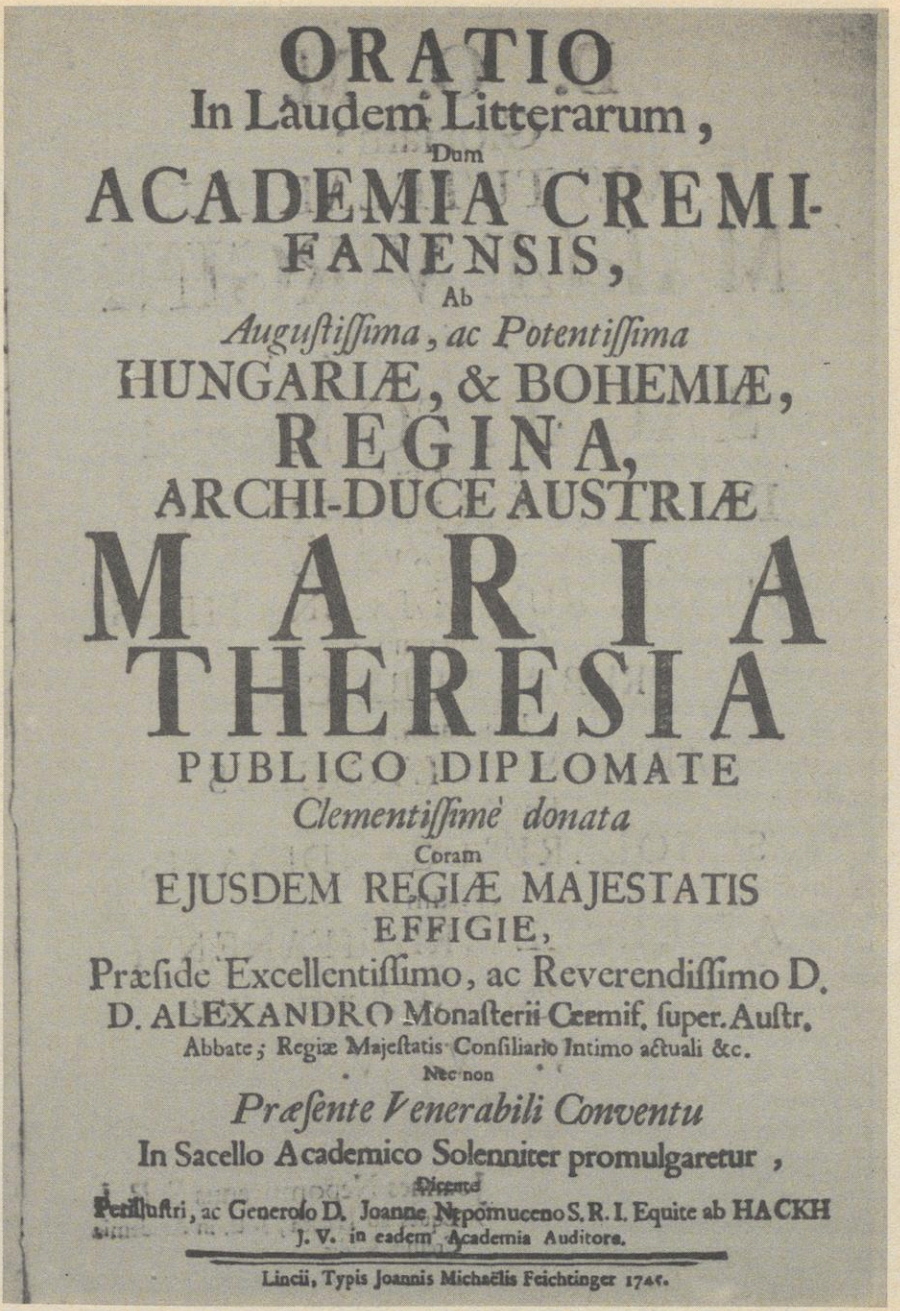
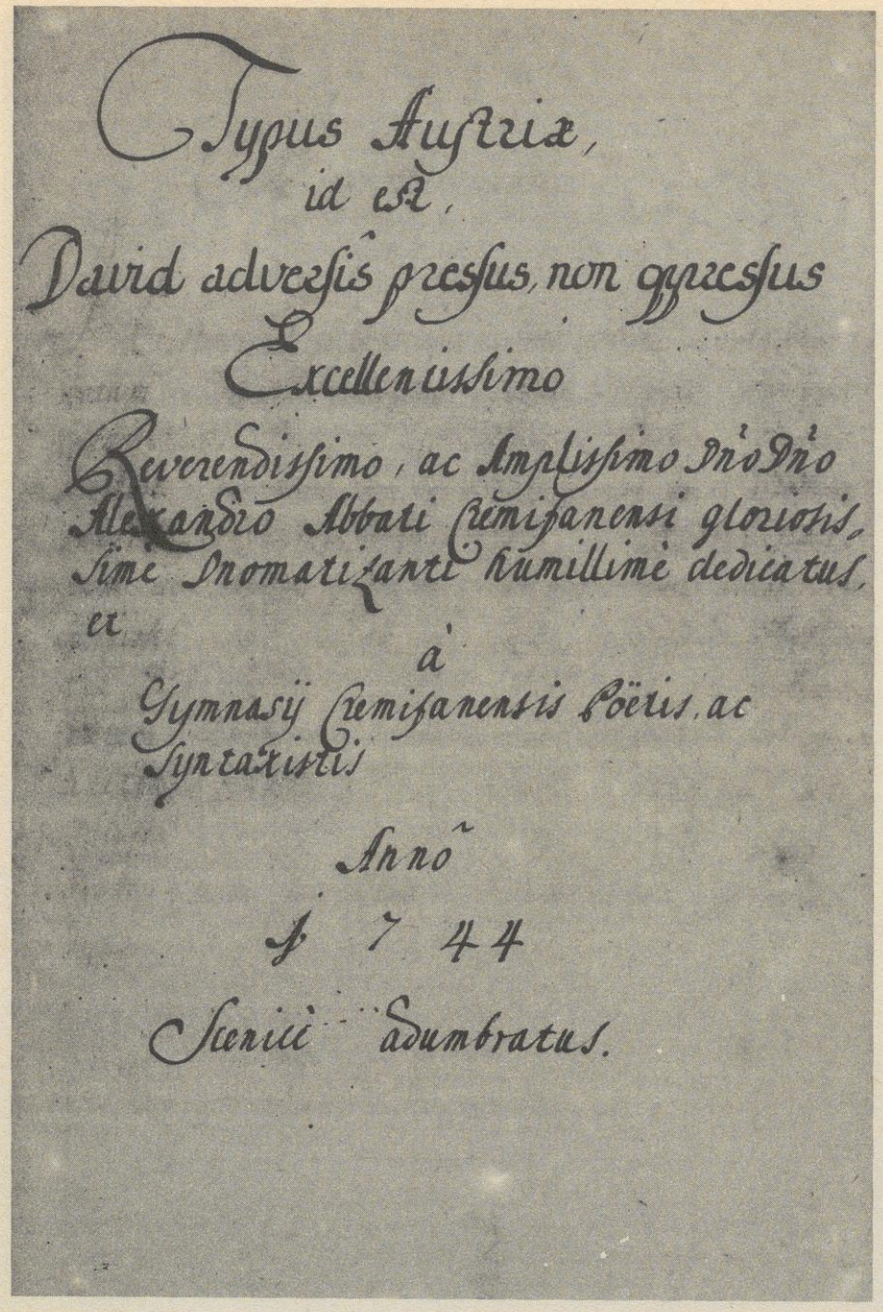

ORATIO
In Laudem Litterarum,
Dum
ACADEMIA CREMI-
FANENSIS,
Ab
Auguſtiſſima, ac Potentiſſima
HUNGARIÆ, & BOHEMIÆ,
REGINA,
ARCHI-DUCE AUSTRIÆ
MARIA
THERESIA
PUBLICO DIPLOMATE
Clementiſſimè donata
Coram
EJUSDEM REGIÆ MAJESTATIS
EFFIGIE,
Præſide Excellentiſſimo, ac Reverendiſſimo D.
D. ALEXANDRO Monaſterii Cœmiſ. ſuper. Auſtr.
Abbate; Regiæ Majeſtatis Conſiliario Intimo actuali &c.
Nec non
Præſente Venerabili Conventu
In Sacello Academico Solenniter promulgaretur,
Dicente
Perillustri, ac Generoso D. Joanne Nepomuceno S. R. I. Equite ab HACKH
J. V. in eadem Academia Auditore.
Lincii, Typis Joannis Michaëlis Feichtinger 1745.

Abb. 1: Gedruckte Festrede zur feierlichen Eröffnung der Ritterakademie in Kremsmünster (1745), Titelseite. Kremsmünster, Stiftsarchiv



Typus Austriæ,
id est,
David adversis pressus, non oppressus
Excellentissimo
Reverendissimo, ac Amplissimo Dño Dño
Alexandro Abbati Cremifanensi gloriosis-
sime Onomatizanti humillime dedicatus,
et
à
Gymnasij Cremifanensis Poëtis, ac
Syntaxistis
Annô
A 7 44
Scenicè adumbratus.

Abb. 2: „David" (1744), Titelblatt der Spielhandschrift. Kremsmünster, Stiftsbibliothek, Sign. CCn 1369

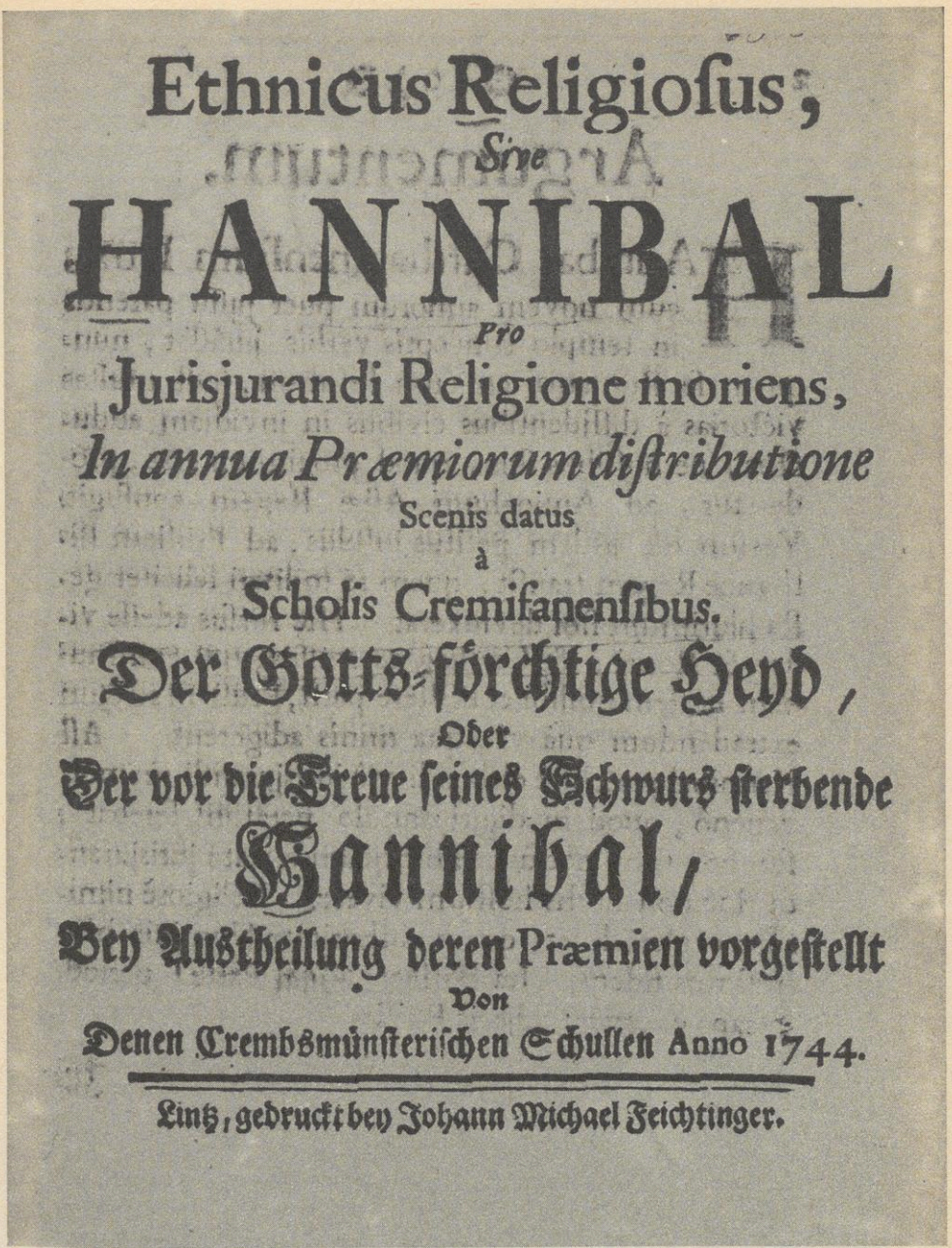
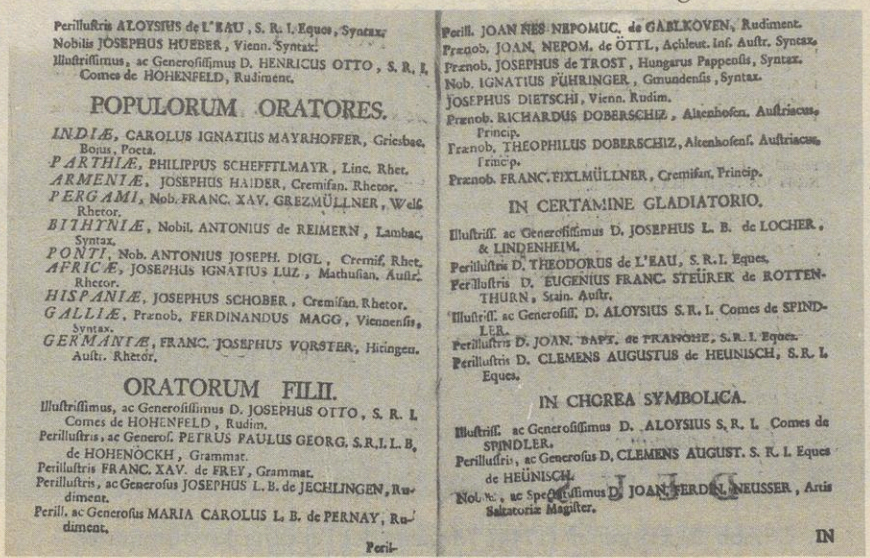

Ethnicus Religioſus;
Sive
HANNIBAL
Pro
Jurisjurandi Religione moriens,
In annua Præmiorum diſtributione
Scenis datus
à
Scholis Cremifanenſibus.
Der Gotts-förchtige Heyd,
Oder
Der vor die Treue ſeines Eydwurs ſterbende
Hannibal,
Bey Austheilung deren Præmien vorgeſtellt
Von
Denen Crembsmünſteriſchen Schullen Anno 1744.
Lintz, gedruckt bey Johann Michael Feichtinger.

Abb. 3: „Hannibal" (1744), Titelseite der Perioche. Kremsmünster, Stiftsbibliothek, Sign. 8° Gc 34



Neu-eröffneter
Historischer
Bilder-Saal/
Das ist:
Kurtz/ deutliche und unpassionirte
Beschreibung
Der
HISTORIÆ UNIVERSALIS,
Von Anfang der Welt biß auf unsere
Zeiten/ in ordentliche und merckſame Perio-
dos und Capitul eingetheilt/
Darinnen die fürnehmſte Geſchichten/ Kriege/
Schlachten/ und andere Begebenheiten/ in mehr als 900.
Kupfferſtücken gar kenntlich fürgeſtellet werden/ alſo/ daß aus ſolchen
allein eine General-Cognition von der gantzen Hiſtorie und deren
Chronologiſcher Auffeinanderfolgung zu erlangen iſt.
Allen Liebhabern der Hiſtori Geiſtlich- und weltlichen
Stands/ Predigern und andern ſo zu Diſcurriren Belieben ha-
ben/ abſonderlich deſtudirenden Jugend zu ſonderbarer Er-
götzung und Nutzen alſo zuſammen getragen.
Erſter Theil/
enthaltend die Geſchichten von Anfang der
Welt/ biß auf die Geburt JEſu Chriſti und bald darauf
erfolgten Tod Käyſers Auguſti./
Zum andermal heraus gegeben.
Mit Röm. Käyſ. Maj. Gnäd. Freyheit nicht nachzudrucken.
Nürnberg/
Zu finden bey Johann Leonhard Buggel/
Druckts Abraham Lichtenthaler/ 169

Abb. 4: „Neu-eröffneter Historischer Bilder-Saal [...]", 1. Teil, Nürnberg 169[7], Titelblatt. Linz/D., Bibliothek des oö. Landesmuseums, Sign. I 3516



Perillustris ALOYSIUS de L'EAU, S. R. I. Eques, Syntax.
Nobilis JOSEPHUS HUEBER, Vienn. Syntax.
Illustrissimus, ac Generosissimus D. HENRICUS OTTO, S. R. I. Comes de HOHENFELD, Rudimen.

POPULORUM ORATORES.

INDIÆ, CAROLUS IGNATIUS MAYRHOFFER, Griesbac. Bojus, Poeta.
PARTHIÆ, PHILIPPUS SCHEFFTLMAYR, Linc. Rhet.
ARMENIÆ, JOSEPHUS HAIDER, Cremisan. Rhetor.
PERGAMI, Nob. FRANC. XAV. GREZMÜLLNER, Welß Rhetor.
BITHYNIÆ, Nobil. ANTONIUS de REIMERN, Lambac. Syntax.
PONTI, Nob. ANTONIUS JOSEPH. DIGL, Cremif. Rhet.
AFRICÆ, JOSEPHUS IGNATIUS LUZ, Mathuſian. Auſtr. Rhetor.
HISPANIÆ, JOSEPHUS SCHOBER, Cremisan. Rhetor.
GALLIÆ, Prænob. FERDINANDUS MAGG, Viennenſis, Syntax.
GERMANIÆ, FRANC. JOSEPHUS VORSTER, Hitingen. Auſtr. Rhetor.

ORATORUM FILII.

Illustrissimus, ac Generosissimus D. JOSEPHUS OTTO, S. R. I. Comes de HOHENFELD, Rudim.
Perillustris, ac Generos. PETRUS PAULUS GEORG. S. R. I. L. B. de HOHENÖCKH, Grammat.
Perillustris FRANC. XAV. de FREY, Grammat.
Perillustris, ac Generosus JOSEPHUS L. B. de JECHLINGEN, Rudiment.
Perill. ac Generosus MARIA CAROLUS L. B. de PERNAY, Rudiment.
Peril-

Perill. JOANNES NEPOMUC. de GABLKOVEN, Rudiment.
Prænob. JOAN. NEPOM. de ÖTTL, Achleut. Inf. Auſtr. Syntax.
Prænob. JOSEPHUS de TROST, Hungarus Pappenſis, Syntax.
Nob. IGNATIUS FÜHRINGER, Gmundenſis, Syntax.
JOSEPHUS DIETSCHI, Vienn. Rudim.
Prænob. RICHARDUS DOBERSCHIZ, Akenhofen. Auſtriacus, Princip.
Prænob. THEOPHILUS DOBERSCHIZ, Akenhofenſ. Auſtriacus, Princip.
Prænob. FRANC. FIXLMÜLLNER, Cremisan. Princip.

IN CERTAMINE GLADIATORIO.

Illustriſſ. ac Generosissimus D. JOSEPHUS L. B. de LOCHER, & LINDENHEIM.
Perillustris D. THEODORUS de L'EAU, S. R. I. Eques.
Perillustris D. EUGENIUS FRANC. STEURER de ROTTENTHURN, Stain. Auſtr.
Illustriſſ. ac Generosiſſ. D. ALOYSIUS S. R. I. Comes de SPINDLER.
Perillustris D. JOAN. BAPT. de FRANOHE, S. R. I. Eques.
Perillustris D. CLEMENS AUGUSTUS de HEUNISCH, S. R. I. Eques.

IN CHOREA SYMBOLICA.

Illustriſſ. ac Generosissimus D. ALOYSIUS S. R. I. Comes de SPINDLER.
Perillustris, ac Generosus D. CLEMENS AUGUST. S. R. I. Eques de HEUNISCH.
Nob. &c., ac Spectabilis D. JOAN. FERDIN. NEUSSER, Artis Saltatoriæ Magiſter.

IN

Abb. 5: „Caesar Augustus" (1746), Perioche, Spielerverzeichnis (Ausschnitt). Kremsmünster, Stiftsbibliothek, Sign. 8° Gc 36

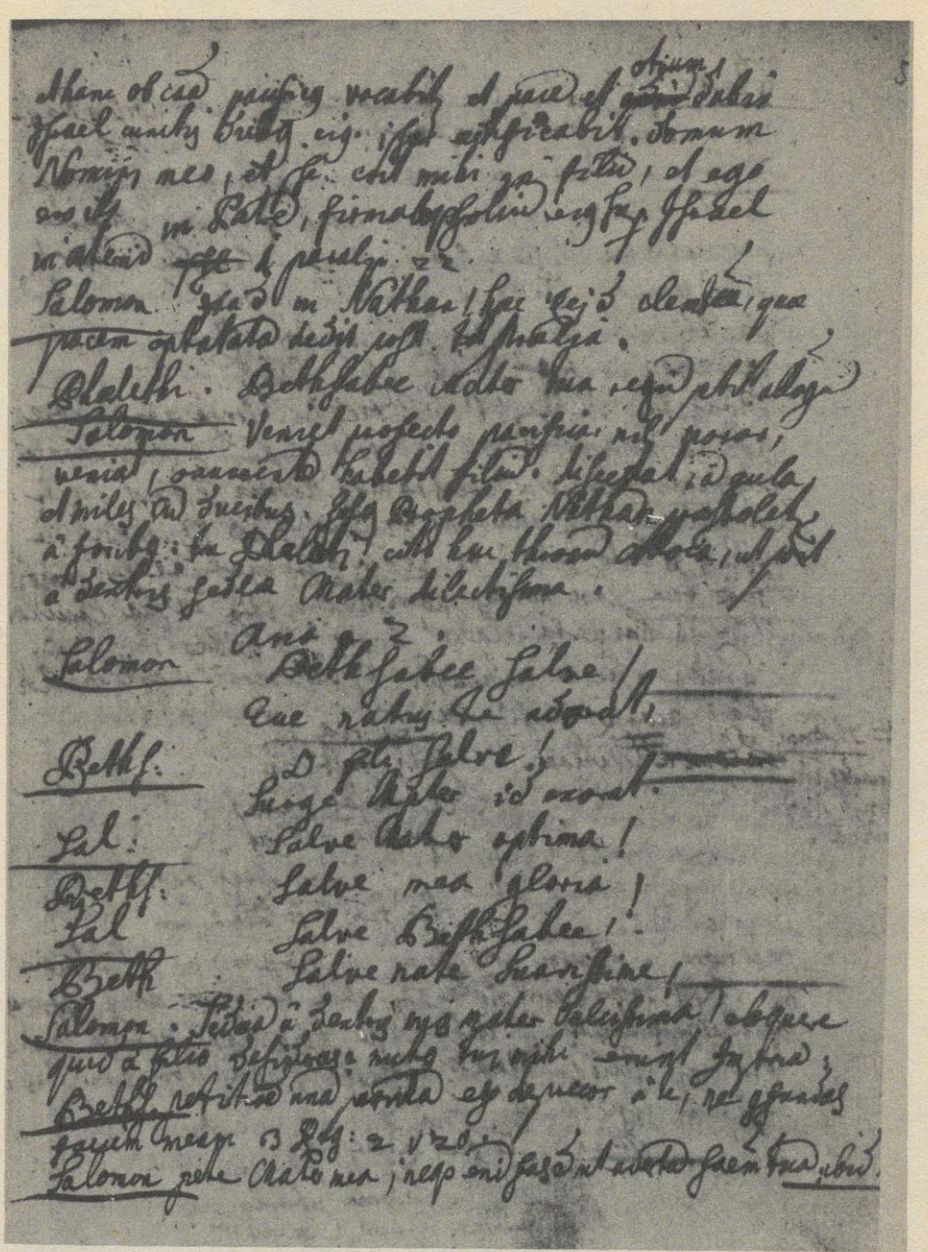
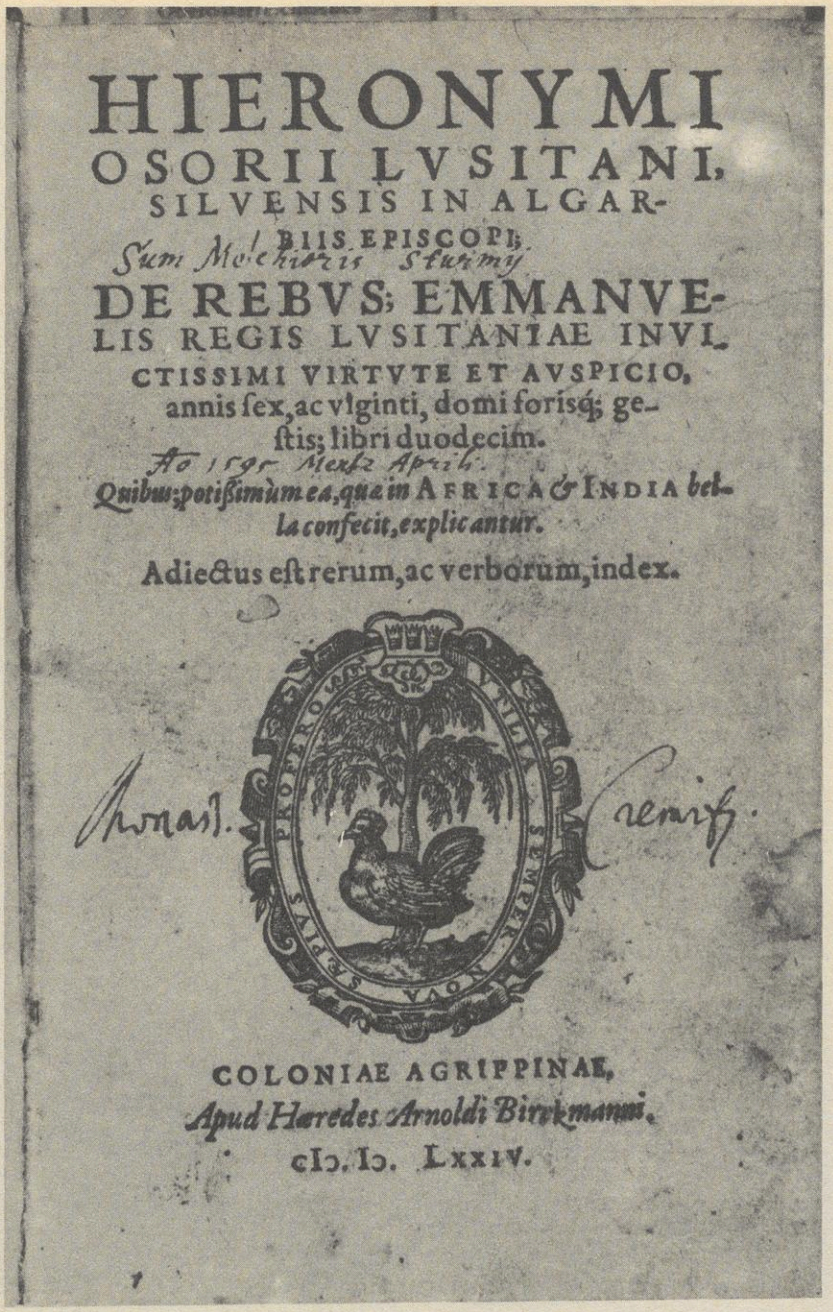


Abb. 6: „Caesar Augustus", Autograph (?) von P. Johannes Nep. Weylgoune, S. 5. Kremsmünster, Stiftsbibliothek, Sign. CCn 1373



HIERONYMI
OSORII LVSITANI,
SILVENSIS IN ALGAR-
BIIS EPISCOPI;
Sum Melchioris Sturmij
DE REBVS; EMMANVE-
LIS REGIS LVSITANIAE INVI-
CTISSIMI VIRTVTE ET AVSPICIO,
annis sex, ac vlginti, domi forisq; ge-
stis; libri duodecim.
Ao 1595 Mensis Aprili.
Quibus; potißimùm ea, quæ in AFRICA & INDIA *bel-
la confecit, explicantur.*
Adiectus est rerum, ac verborum, index.

COLONIAE AGRIPPINAE,
Apud Hæredes Arnoldi Birckmanni.
cIↃ. IↃ. LXXIV.

Abb. 7: Jerónimo Osório, „De Rebus Emmanuelis Regis Lusitaniae [...]", Köln 1574, Titelblatt. Kremsmünster, Stiftsbibliothek, Sign. 8° Cm 9

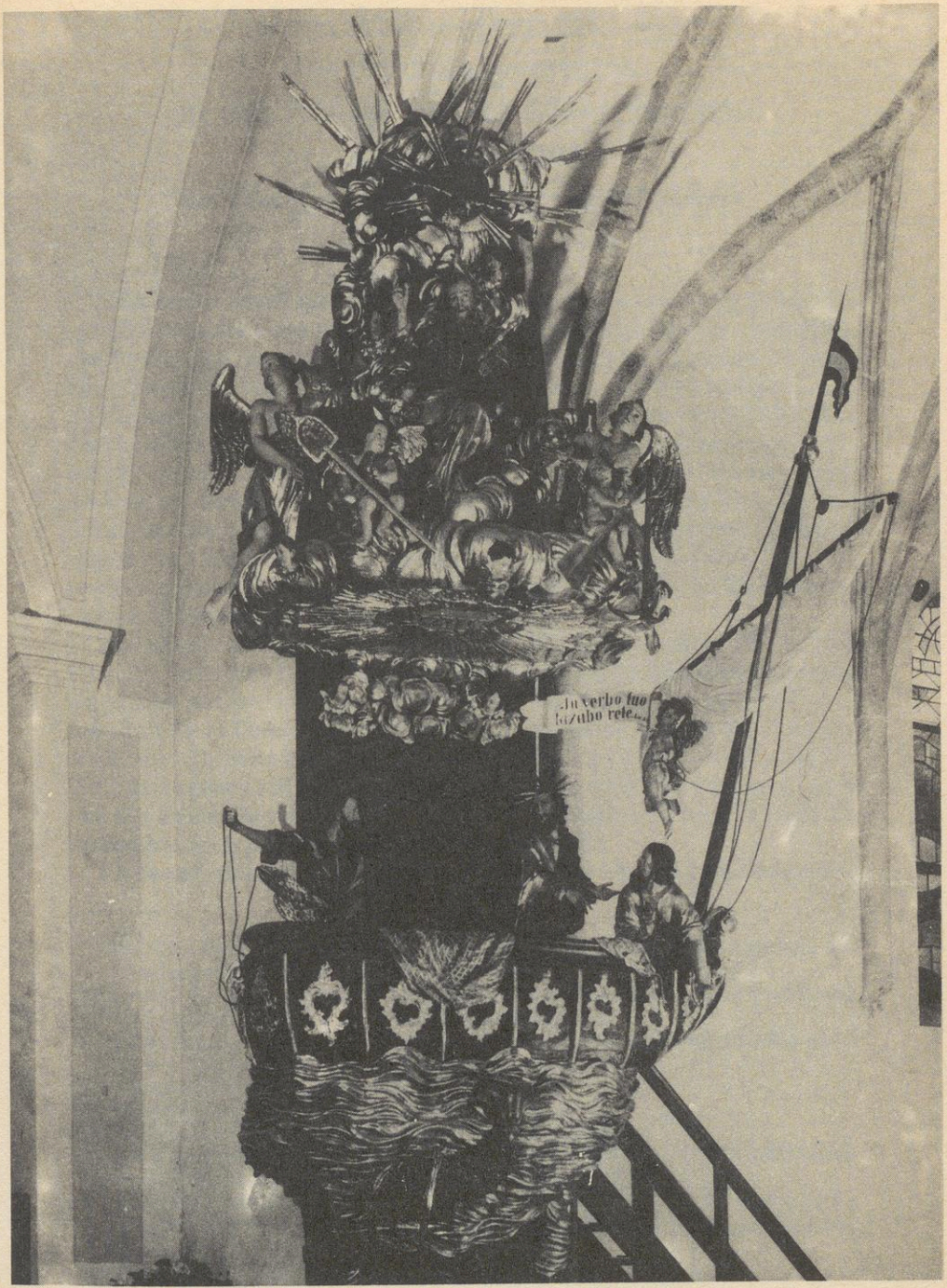


Abb. 8: Fischerkanzel (1759) in Fischlham, OÖ.

Psalmenfrömmigkeit und Feier des Paschamysteriums in der Psalmodie des Monastischen Stundenbuches

Ein Beitrag zur Spiritualität des Stundengebetes*

Von Odo Lang OSB – Einsiedeln

Einer der Schlüsselbegriffe des Zweiten Vatikanischen Konzils für seine Liturgieauffassung ist das Wort *Pascha-Mysterium*. Die Liturgie feiert im Gedächtnis das Paschamysterium des Leidens, Sterbens und der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, welches damit Angelpunkt der christlichen Heilsordnung ist[1]. Weil die Kirche besonders am Sonntag als dem „Herrentag" dieses zentrale Geheimnis des christlichen Glaubens feiert, war es ein Ziel der liturgischen Erneuerung durch das Konzil und die weiteren Dokumente zur Liturgiereform, den Sonntag als den „Ur-Feiertag" der Christen und der Kirche wiederherzustellen als einen Tag der Freude und der Muße, als Fundament und Kern des ganzen liturgischen Jahres[2]. Was einst an Christus geschah, das wirkt er an uns in der christlichen Initiation, weshalb die sonntägliche Feier des Paschamysteriums auch die Feier unseres eigenen Heiles und des Wesens der Kirche ist.

Deshalb ist hauptsächlich der Sonntag der Tag der Eucharistiefeier[3] und der Feier der christlichen Initiation[4], aber auch der Tag, an dem die Gläubigen eigens eingeladen werden sollen, am Stundengebet der Kirche teilzunehmen[5]; vornehmlich die Mitfeier der Vesper wird als besonders ehrwürdige alte Tradition empfohlen[6]. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang der Aufruf an die Klöster, ihr Stundengebet nach Möglichkeit mit dem gläubigen Volk zusammen zu feiern und dies als eine ihnen eigene Form der Pastoral anzusehen[7]. Ihnen wird auch die verlängerte Form der Vigil an Sonntagen nahegelegt[8].

Die Benediktiner folgen von jeher bei der Feier des *Opus Dei*, des Stundenge-

---

*) Vgl. Odo Lang, Das „Monastische Stundenbuch". Ein Beitrag zur Erneuerung des Stundengebetes: StMB 94 (1983) 542-573.

1) Liturgie-Konstitution, Art. 5-6: vgl. Heinrich Rennings, Dokumente zur Erneuerung der Liturgie, Band 1 (Kevelaer 1983) [= Rennings] 5-6.

2) Liturgie-Konstitution, Art. 106: Rennings 106; vgl. auch Rennings 102, 923, 1244, 1272, 1274, 1275, 3002.

3) Rennings 49, 106, 923-926, 1843.

4) Rennings 1782, 1820, 2698, 2749, 2784.

5) Rennings 771, 2276, 2411b, 2457-2460, 2524, 2869, 2871.

6) Allgemeine Einführung in das monastische Stundengebet [= AEMSt] 198 (Monastisches Stundenbuch [MStB] I, 97: Vgl. Rennings 2460).

7) AEMSt 22 (MStB I, 41; vgl. Rennings 2276; – vgl. Richtlinien für das monastische Stundengebet [= Richtlinien], Nr. 22 (MStB I, 134 f: Thesaurus Liturgiae Horarum monasticae [= Thesaurus], 15).

8) AEMSt 65-68 (MStB I, 55 f; vgl. Rennings 2323-2326, 2869, 2872).

betes, ihrer eigenen liturgischen Überlieferung[9]. Heute haben zwar die in der Liturgie-Konstitution „Sacrosanctum Concilium" festgehaltenen Normen und Weisungen für die Erneuerung des kirchlichen Stundengebetes[10] – mutatis mutandis freilich – auch für die monastischen Ordensgemeinschaften Geltung. Dennoch erachtete man es im Benediktinerorden für richtig, bei aller Anpassung des Stundengebetes an die Weisungen des Konzils und die Anforderungen der Gegenwart, welche auch an den Klöstern nicht spurlos vorübergeht, doch so weit wie möglich die eigene überkommene liturgische Tradition zu bewahren. Das Entgegenkommen der römischen Instanzen ermöglichte und förderte im Orden verschiedenste Experimente im Umgang mit dem Stundengebet, so daß sich im Verlauf nur weniger Jahre ein Pluralismus herausbildete, dessen lebendiger Vielfalt schließlich der von der Ordensleitung mit Zustimmung der römischen Kongregation für den Gottesdienst herausgegebene *Thesaurus Liturgiae Horarum monasticae*[11] Rechnung trug. Dieser Thesaurus enthält die bei einer Neuordnung des benediktinischen Stundengebetes möglichen Psalmenschemata sowie die Liste der notwendigen Texte (wie Hymnen, Antiphonen, Versikel, Kurzlesungen und Responsorien).

Auf Grund der Erfahrungen während der Phase des Experimentierens im deutschen Sprachgebiet beschloß die Salzburger Äbtekonferenz[12] durch ihre Liturgiekommission ein gemeinsames *Monastisches Stundenbuch* erarbeiten zu lassen[13].

Gegen dieses Vorhaben wurden damals verschiedentlich kritische Stimmen laut zugunsten einer Übernahme der römischen *Liturgia Horarum*. Nachdem man das bisher gültige *Breviarium monasticum* nicht mehr als zeit- und situationsgerecht empfinde, und nachdem sich die Benediktiner schon weitgehend nicht mehr an die Offiziumsordnung der Benediktsregel hielten, sei es – dem Geist der nachkonziliaren Liturgiereform folgend – sinnvoller, als Ausdruck der Gemeinsamkeit und der Einheit mit der Gesamtkirche, auch deren Stundengebet zu übernehmen. In der gewandelten Situation solle man auf die bisherigen Unterschiede

---

9) Vgl. Benediktsregel, Kap. 8-20. – „Die in der Benediktsregel, Kapitel 8-20, beschriebene Ordnung des Stundengebetes ist ein klares Zeugnis dafür, daß die Benediktinerklöster ihre eigene liturgische Tradition besitzen": Richtlinien, Nr. 19 (MStB I, 130; Thesaurus, 13); vgl. Richtlinien, Nr. 24 (MStB I, 136; Thesaurus, 16).

10) Liturgie-Konstitution, Art. 83-101: Rennings, 83-101.

11) Rom 1977. – Vgl. Thaddäus A. Schnitker, Der Thesaurus Liturgiae Horarum monasticae und seine Bedeutung für die Liturgiewissenschaft: LJ 28 (1978) 45-56.

12) In der Salzburger Äbtekonferenz sind die Benediktineräbte des deutschen Sprachgebietes in einem Interessenverband zusammengeschlossen.

13) Die Feier des Stundengebetes. Monastisches Stundenbuch für die Benediktiner des deutschen Sprachgebietes. Herausgegeben im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. 3 Bände: I. Advents- und Weihnachtszeit; II. Fasten- und Osterzeit; III. Im Jahreskreis (EOS-Verlag St. Ottilien 1981/1982). – Dazu gehört das Monastische Lektionar in vier Teilbänden: I/1. Lesejahr I, Advent bis Pfingsten; I/2. Lesejahr I, 6.–34. Woche im Jahreskreis; II/1. Lesejahr II, Advent bis Pfingsten; II/2. Lesejahr II, 6.–34. Woche im Jahreskreis (EOS-Verlag St. Ottilien 1981/1982).

Äußerungen gegenüber konnte jedoch überzeugend geltend gemacht werden, daß schon Benedikt selber nicht einfach das römische Offizium seiner Zeit übernommen, sondern es den Gegebenheiten und Möglichkeiten seines Klosters angepaßt habe, ohne sich einfach die römische Praxis zu eigen zu machen. Und in all seinen Bestrebungen innerhalb des Ordens seit dem Konzil ging es um nichts anderes. Man war bestrebt, wiederum diese Angemessenheit des Stundengebetes an die heutigen Gegebenheiten und Möglichkeiten unserer Klöster zu finden. Und die Erfahrungen haben gezeigt, daß das Monastische Stundenbuch als Frucht dieser Bestrebungen im deutschen Sprachraum Ausdruck dieser Angemessenheit ist[14].

Die *Bedeutung* des Monastischen Stundenbuches ergibt sich vor allem aus seiner Eigenart (in Abhebung von der römischen Liturgia Horarum) und diese wiederum erklärt sich aus den Schwerpunkten und Prinzipien, die für seine Gestaltung maßgebend waren[15]. Durch dieses neue Stundenbuch sollte das *urbenediktinische Gleichgewicht*, die Harmonie zwischen dem *Opus Dei* (der gemeinschaftlichen Feier der Liturgie), der *Lectio divina* (der persönlichen geistlichen Lesung und Meditation) und dem *Labor* (der seriösen Arbeit) nach Möglichkeit wiederhergestellt werden[16]. Des weiteren sollte dem Stundengebet der Charakter eines authentisch christlichen Gebetes gegeben (bzw. wiedergegeben)[17] und es der psychosomatischen Verfassung der heutigen Mönche angepaßt werden[18]. Als Sache der ganzen, konkreten klösterlichen Gemeinschaft[19] sollte es – nach der mens fundatoris – als Ziel die Heiligung der Zeit und der Betenden haben mittels einer festen Ordnung für das jeweilige Kloster[20].

Hauptelement des Monastischen Stundenbuches bleibt weiterhin der Psalter, welcher die Grundlage des Gemeinschaftsgebetes bildet und somit *der* Wesensbestandteil des Monastischen Stundenbuches ist. Die Psalmen sind so angeordnet, daß sie grundsätzlich alle in *einer* Woche gebetet werden können[21], das Schema ist jedoch flexibel genug, um den unterschiedlichen Bedingungen und Möglichkeiten der einzelnen Gemeinschaften Rechnung tragen zu können[22].

---

14) Vgl. Odo Lang, Das „Monastische Stundenbuch". Ein Beitrag zur Erneuerung des Stundengebetes: StMB 94 (1983) 546-550.
15) Vgl. Odo Lang, a.a.O. 569-571; Notker Füglister, Zum Entwurf eines deutschen monastischen Offiziums (Vier-Türme-Verlag Münsterschwarzach 1969).
16) Notker Füglister, a.a.O. 1.
17) Notker Füglister, a.a.O. 3.
18) Notker Füglister, a.a.O. 3 f.
19) Notker Füglister, a.a.O. 4.
20) Vgl. Benediktsregel, Kap. 18, 22-25.
21) Vgl. Benediktsregel, Kap. 18, 23.
22) Dieses Psalmenschema stammt von P. Notker Füglister und entstand 1963/1964 als Korollarium zu einem Kurs über Psalmenfrömmigkeit in Sant'Anselmo-Rom (vgl. Odo Lang, a.a.O. 552, Anm. 36). Eine Realisierung war vorerst nicht ins Auge gefaßt. Das Schema kam jedoch im Zusammenhang mit der Vorbereitung des Äbtekongresses 1966 als echte Alternative in Diskussion, wurde im „Deutschen Psalterium" (Vier Türme Verlag Münsterschwarzach 1969) verwirklicht und fand in der Folge weite Verbreitung und Anerkennung in den Klöstern des deutschen Sprachgebietes, weshalb es auch als Grundlage des Monastischen Stundenbuches gewählt wurde, besonders nachdem es im Thesaurus Liturgiae Horarum monasticae als Schema „B" die offizielle Approbation gefunden hatte.

Für die Psalmenverteilung waren folgende Kriterien maßgebend: Jeder Psalm kommt im Wochenpsalter grundsätzlich nur einmal vor. Jeder Psalm wird als eine in sich geschlossene Einheit behandelt. Die liturgische Eigenart der einzelnen Gebetszeiten wird berücksichtigt: Jeder Psalm an seinem Platz. Allzu große Eintönigkeit wird vermieden. Die Homogenität einer jeden Hore wird gewahrt. Die Dauer der einzelnen Gebetszeiten wird ausgeglichener[23]. Eines dieser Kriterien ist für unser Thema von besonderem Gewicht: *Der liturgische Charakter einzelner Wochentage wird beachtet*[24].

Das unterscheidende Element des Monastischen Stundenbuches ist also die ihm eigene Psalmenverteilung.

Die Anregung zu dieser Studie über die Psalmenfrömmigkeit gab die Beschäftigung mit der liturgischen Spiritualität des Stundengebetes im Zusammenhang mit der Einführung des Römischen und mit der Arbeit am Monastischen Stundenbuch[25]. Gewiß waren die neuen Stundenbücher ein Ziel der Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Aber dem Konzil ging es um bedeutend mehr, wie das betreffende Kapitel der Liturgie-Konstitution zeigt[26], nämlich um die Erneuerung der Liturgie selber, d. h. des Stundengebetes. Was not tut, um die neuen Bücher im Geist des Konzils richtig zu benützen, ist deshalb eine vertiefte liturgische Spiritualität. Die Entfaltung der besonderen Spiritualität des Monastischen Stundenbuches aufgrund der ihm eigenen Psalmenverteilung läßt es jedoch als wünschenswert erscheinen, ihr einige grundsätzliche Gedanken über das Gebet im allgemeinen und die Psalmenfrömmigkeit im besonderen in Auseinandersetzung mit zwei geschichtlichen Formen, mit derjenigen der Benediktsregel und des Augustinus, vorauszuschicken.

I. Grundsätzliche Vorüberlegungen

1. Das Psalmen-Beten im Stundengebet konfrontiert uns zunächst und besonders heute mit dem Problem des Betens überhaupt, weil für viele das Beten erschwert oder gar nicht (mehr) möglich ist. Was heißt denn *beten?*[27]

23) Vgl. Notker Füglister, a.a.O. 8–11.

24) „Das gilt vor allem für den Sonntag (Königs-Psalmen in der Samstag-Abendhore und in der Vigilpsalmodie; Hallel-Psalmen in der Abend- sowie in der Mittagshore) sowie, einschließlich der Abend- und Nachthore des Donnerstags, für den Freitag (hauptsächlich individuelle Klagelieder)": Notker Füglister, a.a.O. 10.

25) Vgl. dazu Odo Lang, Vom Opfer des Lobes, in: Gott feiern. Theologische Anregungen und geistliche Vertiefung zur Feier von Messe und Stundengebet. Festschrift Theodor Schnitzler zum 70. Geburtstag. Hg. von J. Plöger (Freiburg/B 1980) 340–349; ders., Monastisches Stundenbuch. Ein gemeinsames Stundenbuch für die benediktinischen Gemeinschaften des deutschen Sprachgebietes: Notitiae 17 (1981) 181–189; ders., Welche Anregungen bieten die „Allgemeine Einführung" und die „Richtlinien für das monastische Stundengebet" für unser Chorgebet?: Erbe und Auftrag 57 (1981) 405–415; 58 (1982) 22–32; ders., Das „Monastische Stundenbuch". Ein Beitrag zur Erneuerung des Stundengebetes: StMB 94 (1983) 542–573.

26) Liturgie-Konstitution, Art. 83–101.

27) Vgl. dazu: Thum, B. – Bea, A. – Hillmann, W. – Rahner, K. – Wulf, F. – Frei, G., Gebet: LThK IV (^{2}1960) 537–551; Paul-Werner Scheele, Opfer des Wortes. Gebete der Heiden aus fünf Jahrtausenden (Paderborn 1960); Alfons Kemmer, Wir dürfen mit Gott sprechen (Freiburg/B 1983).

Im Gebet wendet sich der Mensch über sich und über die sichtbare Welt hinaus an eine Macht, die über ihm ist und die er *Gott* nennt. Beten ist aufschauen zu Gott, ist sprechen mit Gott. Beten ist aber nicht einfach Wort; denn am Anfang steht nicht das Reden, sondern das Stillwerden und Hören. Aber wohin muß der Mensch hören? Der Mensch muß hinhören auf die Schöpfung Gottes in der Natur, vor allem aber auf den Mitmenschen und in sein eigenes Inneres, um die Stimme Gottes, um den Anruf Gottes an ihn vernehmen zu können[28]. Als Ant-Wort des Menschen hat deshalb das Beten eine dialogische Struktur.

Im Gebet kann der Mensch alles vor Gott artikulieren, es ins Wort bringen. Drängt ihn beispielsweise die Not zum Beten, so wird sein Gebet hauptsächlich ein Aufschrei aus der Tiefe sein. Oft, ja immer wieder, wird er jedoch auch danken und loben müssen. Dank und Lob sind geradezu die Grundformen menschlichen Betens. Der Mensch kann und soll alles in sein Lob hineinnehmen, wie das beispielsweise die Praxis der Psalmen zeigt. Beten wird so zu einer Manifestation der Liebe, wird zum *Opfer des Wortes*. Als Opfer des Wortes kann das Gebet des Menschen immer wieder dessen Opfergesinnung und so irgendwie das Opfer selber (d. h. die Selbsthingabe des Menschen) erneuern. So vermag der betende Mensch die Liebe Gottes nicht nur zu ersehnen, sondern sich mit ihr zu vereinen. Der Beter weiß sich eins mit Gott. – *Ver-sagt* sich jedoch der Mensch, so wird sein Verhalten zur Ursache unermeßlichen Leids für ihn selber und für die ganze Menschheit[29]. Die Folge davon sind Fehlformen des Betens[30]. – Und weil der Mensch sich tatsächlich seinem Gott ver-sagt hat, wurde der ursprüngliche Dialog abgebrochen und kann von Seiten des Menschen nicht mehr wiederhergestellt bzw. wiederaufgenommen werden. Es ist nun der Glaube der biblischen Offenbarung, wie sie sich im Alten und im Neuen Testament manifestiert, daß Gott selber von sich aus jene Schranke auf den Menschen hin überschritten hat, welche der Mensch durch sein Fehlverhalten zwischen sich und ihm aufgerichtet hatte; Israel und dann die Kirche haben diese Überzeugung. Aber dieses neue Gespräch kann nur im Glauben angenommen werden. Nur im Glauben kann nämlich wahrgenommen werden, daß Gott *sein* Wort spricht, jenes Wort, das alles menschliche Versagen und Fehlverhalten überwindet. Unermüdlich predigen deshalb die Propheten im Alten Bund, daß der Mensch diesem göttlichen Anruf eine Antwort schulde. Im Alten Bund nimmt Israel in seinem kultischen und privaten Beten das *Wort* Gottes auf, das Gott insbesondere durch seine *Taten* spricht. Für Israel sind die Taten

---

28) Augustinus beschreibt diesen Weg des Hinhörens des Menschen aus eigener Erfahrung im 10. Buch seiner Bekenntnisse: „Interrogaui terram, et dixit: ‚Non sum'; et quaecumque in eadem sunt, idem confessi sunt. Interrogaui mare et abyssos et reptilia animarum uiuarum, et responderunt: ‚Non sumus deus tuus; quaere super nos' ... Et direxi me ad me et dixi mihi: ‚Tu quis es?' Et respondi: ‚Homo' ... Quid ergo amo, cum deum meum amo? Quis est ille super caput animae meae? Per ipsam animam meam ascendam ad illum": Augustinus, Confessiones X, 6.9–7.11: CChrSL 27, 159–160.

29) Vgl. Gen 3, 10.

30) Solche Fehlformen des Betens sind: Beten, das zum Gerede wird, Beten, das Gott überreden will, das Gott drohen will, Beten das Selbstgespräch ist und Selbstbefriedigung.

Gottes in der Vergangenheit das Unterpfand für seine gnädige Nähe in der Gegenwart und Verheißung für Gottes Hilfe in der Zukunft. – Die Christen ihrerseits beten im Namen Jesu. Christliches Beten ist Hören und gläubiges Beantworten dessen, was Gott spricht durch die Schöpfung und durch die Menschheit, vor allem aber durch das menschgewordene Wort Gottes, Jesus Christus. Das Neue am christlichen Beten besteht darin, daß der Christ das *ganze* Wort (Gottes) im personalen Lebensbund mit Christus empfängt. Im Gebet bemüht er sich, darauf auch eine *ganze* Antwort zu geben, um schließlich selber *Ganz-Antwort* zu sein[31].

2. Bedeutet schon das Beten an sich heute für viele Menschen ein Problem, dann umso mehr das Psalmen-Beten, und dies vor allem, wenn man bedenkt, daß das Psalmenbeten im Stundengebet der Kirche ein authentisch christliches Gebet sein soll. Das Gotteslob im Stundengebet der Kirche soll ja das „Opfer des Lobes sein, nämlich die Frucht der Lippen, die Gottes Namen preisen"[32]. Gilt jedoch nicht oft von den Betern das Wort Jesu: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist weit weg von mir"[33]? Ist denn unser Herz dabei, wenn wir die Psalmen beten und singen?[34] Ja, man kann noch grundsätzlicher fragen: Weshalb überhaupt heute noch Psalmen singen? Die Psalmen sind, so sagt man, nicht unsere Gebete, sie sind vielmehr die Gebete eines Volkes, das, auch wenn es das auserwählte Volk war, doch vor Jahrtausenden lebte und diese Gebete gedichtet hat. – Aber sind die Psalmen wirklich nicht unsere Gebete? Dieser Frage kommt angesichts der Bedeutung der Psalmen in unserem Stundengebet eine tiefere Bedeutung zu und sie verdient eine eingehendere Betrachtung.

Die Antwort hängt sicher mit dem zusammen, was wir über das Verhältnis des alttestamentlichen Bundesvolkes zu seinem Gott wissen. Israel *lebte* mit seinem Gott. Und Israel erkannte, daß es von diesem seinem Gott zum Lob aufgerufen war. Für Israel galt: „Loben und nicht mehr Loben stehen einander gegenüber wie Leben und Tod"[35]. Weil Israel in seiner Geschichte aus dieser Erkenntnis heraus lebte, konnte es das Buch der Psalmen schreiben. Die Psalmen sind Israels Lieder von seinem Gott und dessen Heilswirken an seinem Volk. Sie sind erwachsen aus dem religiösen Empfinden und Glauben Israels. – Damit ist jedoch unsere Frage nach dem Sinn des Psalmenbetens *heute* noch nicht gelöst oder beantwortet.

---

31) Das Leben selber muß zum Gebet werden. So sagt Joh. Kassian: „Hic, inquam, finis totius perfectionis est, ut eo usque extenuata mens ab omni situ carnali ad spiritalia cotidie sublimetur, donec omnis eius conuersatio, omnis uolutatio cordis una et iugis efficiatur oratio": Conlatio (X) Abbatis Isaac secunda De oratione 7: SourcesChr 54, 82. Ebenso lesen wir bei Augustinus: „Laudemus, laudemus; sed non solis vocibus, laudemus et moribus: laudet lingua, laudet vita; sed habeat charitatem infinitam": Sermo 254, 8: PL 38, 1185–1186. Cantate ei canticum nouum ... cantet canticum nouum, non lingua, sed uita: Enarr. in Ps. 32,8: CChrSL 38, 253.

32) Hebr 13, 15.

33) Mk 7, 7; vgl. Jes 29, 13.

34) Vgl. Benediktsregel, Kap. 19, 6 f: „Bedenken wir also, wie wir uns verhalten sollen unter den Augen Gottes und seiner Engel, und stehen wir beim Singen der Psalmen so, daß unser Denken und unser Herz in Einklang mit unserer Stimme sind".

35) Gerhard von Rad, Theologie des Alten Testamentes, Bd. 1 (München ^{4}1962) 381.

Hier muß man vorerst auf die Doppelnatur der Psalmen hinweisen. Die Psalmen sind – auch für uns – zunächst *Gottes* Wort an den Menschen und erst in zweiter Linie des Menschen Ant-Wort an Gott. Der Umstand, daß sie – wie man sagt – inspiriert sind, mag erklären, daß die Psalmen immer noch lebendig sind. Durch ihre Geistgewirktheit unterscheiden sich sich von anderen Gebeten der Menschen – z. B. von „modernen" Psalmen etwa eines Ernesto Cardenal – und auch von den Gebeten der Kirche. Noch immer vermögen die Psalmen eine Brücke zu schlagen zwischen Gott und dem Menschen. Die Psalmen sind deshalb auch heute noch so lebendig, wie sie es durch all die Jahrhunderte gewesen sind. Sie sind es, weil sie von ihrem Ursprung her, d. h. von ihrer göttlichen Eingebung her, die Kraft enthalten, „Geist und Herz der Menschen zu Gott zu erheben und in ihnen fromme und heilige Gesinnung zu wecken"[36].

Die Psalmen sind jedoch alles andere als eine bloße Information über Gott und den Menschen. Obwohl sie Gottes Wort an den Menschen sind – und somit auch etwas mitteilen wollen, sind sie doch in erster Linie *Gebete*, d. h. bekennender, lobpreisender und bittender Ausdruck des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe vor Gott und für die Welt, ermöglicht durch Christus und mit Christus im Heiligen Geist.

Die Psalmen sind sodann – im Gottesdienst der Kirche – nicht Lesungen, sondern Gedichte. So singen sie allzeit von Gottes Liebe und Majestät, von des Menschen Undank und Sünde, aber auch von seinem Suchen nach Gott, seiner Reue und Dankbarkeit. So schaffen die Psalmen, die wir im Stundengebet singen, jene äußere Atmosphäre und jene innere Haltung, die ein betrachtendes, also kontemplatives Beten fördern; dies gilt vor allem für das gemeinschaftliche Gebet. Denn gerade im gemeinschaftlichen Gebet geschieht mehr als das bloße Persolvieren eines Pensums. Unser gemeinsames Beten in der Liturgie ist zugleich persönlicher und gemeinsam-gemeinschaftlicher Ausdruck unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe. Dadurch wird es wahrhaft zu einer Quelle der Frömmigkeit und zur Nahrung für das persönliche Gebet.

Nun läßt sich aber nicht leugnen, daß das Psalmenbeten heute nicht so leicht fällt, und daß die Psalmen, diese täglichen Gebete unserer Gemeinschaften, dem heutigen Beter eine Reihe von Fragen und Problemen aufgeben. Das Beten soll ja eine Angelegenheit des Herzens sein, auch wenn es gemeinschaftliches Gebet ist, jenes Herzens freilich, in das Gott seinen Geist, den Geist seines Sohnes ausgegossen hat[37]. Beten bedeutet des weiteren Sprechen mit Gott, bedeutet Verwirklichung meines persönlichen Verhältnisses zu Gott; Beten bedeutet Verlebendigung von Glaube, Hoffnung und Liebe, und das bedeutet konkret, *meines* Glaubens, *meiner* Hoffnung und *meiner* Liebe. Wie läßt sich das mit den fixen Formeln, wie sie die Psalmen nun einmal sind, verwirklichen? Dazu kommt noch, daß die Psalmen in einer Sprache geschrieben sind, die nicht unsere Sprache ist, die nicht unsere Gefühle zum Ausdruck bringt und die folglich eher ein Hindernis als eine echte Hilfe für das spontane persönliche Gebet darstellt.

---

36) AEMS, 94 (MStB I, 63; Rennings, 2353).
37) Gal 4, 6; Eph 5, 18 f.

Was bedeutet es deshalb für *meinen* Glauben, *meine* Hoffnung und *meine* Liebe, daß die Psalmen eigentlich nicht christliche Gebete sind, sondern vor-christliche, eben alttestamentliche Gebete? Die Psalmen haben einen alttestamentlichen Inhalt und dazu eine Form, die uns heutigen Menschen fremd anmutet, und wir tun uns oft recht schwer mit diesen Psalmen. Was können also heute die Psalmen dem christlichen Beter noch bieten? Was können sie uns noch sagen? Lauter Fragen, die den christlichen Psalmenbeter beschäftigen müssen.

Aber *die Kirche betet die Psalmen.* Und diese Psalmen sind Lieder, d. h., sie sind Poesie. Wenn die Psalmen jedoch Lieder sind, so geht es in ihnen nicht in erster Linie um den rationalen Gehalt der einzelnen Worte, sondern es geht in erster Linie um eine Stimmung, um einen inneren Zustand, den der Sänger aussingen will. Nicht unser Verstand, der schon genug strapaziert ist durch unsere moderne Welt, auch durch unsere klösterlichen Aufgaben, nicht dieser Verstand ist angesprochen, sondern das *Herz.* Diese Erkenntnis kann uns eine erste und gewiß wertvolle Hilfe zum Verständnis und zum Vollzug der Psalmen in unserem Gottesdienst sein, vor allem im Stundengebet. Denn aus diesem Grund läßt sich der alttestamentliche Psalmtext neutestamentlich aufnehmen und erleben.

Dazu kommt ein weiteres: Unsere Zeit ist weitgehend geprägt von einer vorzugsweise *horizontalen Christus-Frömmigkeit.* Das gilt auch und sicher mit Recht für unsere klösterlichen Gemeinschaften. Christus, das sind die andern, heißt die Formel dafür. Das entspricht durchaus auch dem Evangelium[38]. Auch dieser Gedanke kann den christlichen Vollzug der Psalmen heute erleichtern – gerade im Gottesdienst.

Christus, das sind die anderen, heißt dann: Ich kann *Christus* in den Texten der Psalmen zu Wort bringen – und dies auch in Texten, die nicht immer angenehm im Ohr klingen, die uns vielmehr befremden: Christus, da heißt: die Armen, die Schwachen, die Unterdrückten, die Verfolgten, die Mitchristen in Lateinamerika oder in den kommunistischen Staaten im Osten. – Hier also, im Gebet der Psalmen, kann das Christsein als das *Für-einander-dasein* einen ganz konkreten Ausdruck finden. Die Psalmen ermöglichen es mir, die Last des anderen zu tragen, mit-zu-tragen, und so das Gesetz Christi zu erfüllen[39]. Hier, im Gebet der Psalmen, kann ich mich freuen mit den Fröhlichen und trauern mit den Trauernden[40]. Hier beginnt Christus selber in mir zu wachsen und Gestalt anzunehmen. Christlich Psalmen beten heißt dann, das Leben der andern vor Gott zur Sprache bringen, heißt im wahrsten Sinn des Wortes *Für-Sprache* bei Gott einlegen. Und das kann in Freude und Leid geschehen. Es kann ja sein, daß der Psalm, den ich eben bete, nicht *mein* Psalm ist, daß er so auch nicht *mein* Gebet ist; da spricht ein anderer Mensch, der vielleicht selber gar nicht (oder nicht mehr) beten kann, weil er im Rausch des Lebens Gott vergessen hat oder weil er, verzweifelt und zerschlagen, irgendwo in einem Kerker schmachtet. Und mit seinem ungehörten Schreien verbindet sich *mein* Psalm, so daß wir beide in Jesu Namen (in dem die räumliche Trennung keine Rolle spielt) vor dem Vater stehen.

38) Vgl. Mt 25, 31–46.
39) Gal 6, 2.
40) Vgl. Röm 12, 15.

Und wie reich ist die Palette der Stimmungen in den Psalmen: Loben, Singen und Jubeln, Vertrauen und Fragen, Trauern und Klagen und Weinen, Aufschreien in Not, Angst und Verfolgung, Bereuen und Umkehren, Glauben, Hoffen und Lieben – und Danken, immer wieder Danken. Und dies alles in den Psalmen. – Kann man so nicht auch heute noch *sinnvoll* Psalmen beten?

Stellen wir aber noch eine andere Frage: Warum hat die Kirche das Buch der Psalmen als ihr Gebetbuch übernommen? Die Antwort gibt uns das Evangelium selbst; besonders folgende Stelle bei Lukas gibt uns den Schlüssel zur Lösung in die Hand: „Dann sprach Jesus zu ihnen: Das sind die Worte, die ich zu euch gesagt habe, als ich noch bei euch war: Alles muß in Erfüllung gehen, was im Gesetz des Mose, bei den Propheten und in den Psalmen über mich gesagt ist"[41].

Davon ist die Urkirche ausgegangen und hat begonnen, die Psalmen von Christus her zu lesen und zu beten. Sie erkannte in den Psalmen das Gebet Christi und zwar das Gebet des *ganzen Christus*, des Hauptes und seiner Glieder. Die Märtyrerkirche betrachtete den ganzen Psalter im Licht Christi und verstand ihn als prophetisches Buch, das im Christusereignis erfüllt war. Jeder einzelne Psalm sprach ihr von Christus oder redete zu Christus oder Christus redete in ihm. Die beiden Leitworte der frühchristlichen Psalmenfrömmigkeit sind: Der Psalm ist die Stimme Christi an den Vater, und: Der Psalm ist die Stimme der Kirche an Christus, den am Kreuz erhöhten Herrn auf den man schon bald die Anrede „Herr" in den Psalmen bezog[42].

Man kann diese Psalmenfrömmigkeit im Unterschied zur heute vorzugsweise horizontalen eine *vertikale Christus-Frömmigkeit* nennen, die etwa im Psalmenkommentar des Augustinus einen besonders eindrucksvollen Niederschlag gefunden hat. Und so sind die Psalmen schon früh zum Hauptgesangbuch im Gottesdienst der christlichen Gemeinde geworden – und sind es bis heute geblieben.

Diese Überlegungen machen natürlich das Psalmenbeten nicht automatisch leichter; denn sie entbinden uns nicht von der Aufgabe, uns die Psalmen immer mehr geistig anzueignen. Pirmin Hugger nennt die Psalmen einmal das „Schwarzbrot"[43] unserer täglichen geistlichen Nahrung, also keine leichte Kost. Aber sie sind eben doch Brot, von dem man täglich leben kann; denn sie umgreifen die verschiedensten Dimensionen und Situationen unseres menschlichen Lebens. Wenn wir *so* die Psalmen beten, dann verwirklichen wir – insbesondere in unseren Gemeinschaften –, was Ignatius von Antiochien in einem seiner Briefe schreibt: „Es gebe in eurer Versammlung nur *ein* Gebet, *ein* Bitten, *einen* Sinn, *eine* Hoffnung in Liebe und in ungeteilter Freude. Das ist Jesus Christus, der über alles erhaben ist"[44].

41) Lk 24, 44.

42) Vgl. dazu: Balthasar Fischer, Die Psalmenfrömmigkeit der Märtyrerkirche, in: Die Psalmen als Stimme der Kirche. Gesammelte Studien zur christlichen Psalmenfrömmigkeit. Hg. von Andreas Heinz anläßlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Balthasar Fischer am 3. September 1982 (Trier 1982) 15–35.

43) Pirmin Hugger, Leitgedanken zum Psalmengebet des „Neuen Offiziums" (Münsterschwarzach 1971) I.

44) Ingatius von Antiochien, An die Magnesier 7,1: SourcesChr 10 (²1951) 101.

3. Der Frage der *Psalmenfrömmigkeit der Benediktsregel* ist in neuerer Zeit vor allem Balthasar Fischer nachgegangen[45]. Um die Psalmenfrömmigkeit der Benediktsregel richtig würdigen zu können, muß man sie im Zusammenhang mit der Gebetstradition der damaligen Zeit sehen. Zur Zeit Benedikts lassen sich zwei Strömungen auseinanderhalten, die alexandrinische und die augustinische Psalmenfrömmigkeit. Balthasar Fischer faßt seine Untersuchungen wie folgt zusammen: „Die Psalmenfrömmigkeit der Regula Sancti Benedicti ist durch drei Charakteristika gekennzeichnet: zwei negative und ein positives, und zwar: 1. das fast völlige Fehlen des allegorischen Elements, 2. das völlige Fehlen der typologischen Auffassung von Christus als dem einen Beter der Psalmen, 3. das durchgängige Ausgerichtetsein auf Christus als den Gott der Psalmen"[46].

Typisches Kennzeichen der *alexandrinischen Psalmenfrömmigkeit,* welche hauptsächlich das Erbe des Origenes ist, ist ihre Vorliebe für die *Allegorie.* Diese Art, die Psalmen zu beten, ist zur Zeit Benedikts auch im Westen nicht unbekannt, der Überlieferungsstrom führt vermutlich über Ambrosius von Mailand zu Cassiodor. Die Benediktsregel ist der Beweis dafür, daß Benedikt diese Art der Psalmenfrömmigkeit zwar kannte[47], aber, verglichen mit der zeitgenössischen Literatur, eigentlich wenig davon beeinflußt blieb. Die Frage, weshalb Benedikt sich diese Methode des Psalmenverständnisses nicht aneignete, drängt sich deshalb auf, weil er sonst stark der alexandrinischen Gebetstradition verpflichtet ist. Balthasar Fischer glaubt, im Fehlen der Allegorie ein Anzeichen typisch römischer Verhaltenheit und Nüchternheit sehen zu dürfen[48].

Charakteristisch für die alexandrinische Psalmenfrömmigkeit ist sodann das Fehlen der *Typologie* von Christus als dem Beter der Psalmen, mit dessen Stimme sich der Beter vereinen kann. Die einzige Ausnahme ist – wenn überhaupt – die Verwendung von Psalm 21(20) als Auftaktpsalm der sonntäglichen Vigil. Sicher ist der Psalm österlich gemeint. Aber – und hier dürfte Benedikt ebenfalls den Spuren des Origenes folgen – in der benediktinischen Sonntagsvigil ist Psalm 21(20) nicht sosehr der Dank Christi an den Vater für seinen Ostersieg, als derjenige der Mönchsgemeinschaft, der dann in der sonntäglichen Eucharistiefeier seine Krönung findet[49]. Das Fehlen der christologischen Typologie ist deshalb bemerkenswert und bedeutsam, weil die altchristliche und die nachaugustinische Psalmenfrömmigkeit in der westlich lateinischen Kirche durch die Idee von Christus als dem Beter der Psalmen beherrscht wird. „Die Christusstimme, die Benedikt aus den Psalmen erklingen hört, ist nicht die Stimme des betenden Menschen, sondern immer die Stimme des mahnenden Gottes Christus"[50]. Origenes stellt sich gegen die Christus-Typologie in den Psalmen, weil der Psalter „an

45) Balthasar Fischer, Die Psalmenfrömmigkeit der Regula S. Benedicti, in: Balthasar Fischer, Die Psalmen als Stimme der Christen (vgl. Anm. 42), 37–71.
46) Balthasar Fischer, a.a.O. 41.
47) Vgl. die allegorische Deutung von Psalm 137 (136), 9 „Wohl dem, der deine Kinder packt und sie am Felsen zerschmettert", im Vorwort zur Benediktsregel 28 und in Kapitel 4, 50: Schlechte Gedanken an Christus zerschmettern.
48) Balthasar Fischer, a.a.O. 45.
49) Balthasar Fischer, a.a.O. 46 f.
50) Balthasar Fischer, a.a.O. 50.

unmittelbarer Kraft der Aussage des eigenen sündigen und seligen Herzens verliert, wenn man ihn als ‚Vox Christi' versteht"[51]. Das „Ich" der Psalmen ist der Mensch! Origenes stellt sich allerdings mit dieser Auffassung gegen die altchristliche, ja schon neutestamentliche Art und Weise, die Psalmen zu verstehen und zu beten: Augustinus wird sie sich umso mehr zu eigen machen. Wichtig für uns ist hier die Feststellung, daß Benedikt im Strom der alexandrinischen und origenistischen Tradition und ihrer Psalmenfrömmigkeit steht, mit welcher er vermutlich über Ambrosius bekannt geworden war.

Charakteristisch für die benediktinische Psalmenfrömmigkeit ist hingegen ihre Ausrichtung auf *Christus als den Gott der Psalmen.* Christus ist der Gott, der in den Psalmen angeredet wird. Christus, nicht der Vater, ist das Du des Beters, auf das seine Psalmenfrömmigkeit ausgerichtet ist. In diesem Sinn sind folglich jene Psalmzitate in der Benediktsregel zu interpretieren, in denen das Gegenüber des Beters erkennbar ist. „Unsere These besagt, daß in diesen Psalmzitaten und allgemein in der Psalmfrömmigkeit der Regula der Gott, dem der Psalmenbeter sich zuwendet, im allgemeinen nicht etwa Gott, der Vater, sondern Christus ist, daß Benedikts Psalmfrömmigkeit nicht unter dem augustinischen Gesetz des ‚Psalmus vox Christi ad Patrem', sondern unter dem Gesetz des ‚Psalmus vox hominis, vox Ecclesiae *ad* Christum' steht"[52]. So spricht Benedikt beispielsweise in Kapitel 19,5f davon, daß der Mönch „unter den Augen Gottes" psalliere. Die von den Engeln umgebene Gottheit, vor der der Psalmenbeter steht und die das Du seines Betens ist, ist Christus, wie er uns in der Maiestas-Darstellung der praktisch zeitgenössischen Mosaiken von Ravenna begegnet, auf denen der verklärt thronende Herr ebenfalls von Engeln umgeben erscheint[53]. Diese Auffassung von Christus als der Gottheit begegnet uns jedoch schon in den Apophthegmata Patrum, und auch der Magister kennt sie. – Eine ähnliche Deutung verlangt Benediktsregel, Kapitel 16,5: „Zu diesen Zeiten also bringen wir unserem *Schöpfer* Lob dar...": Der Schöpfer ist wiederum Christus, ein in der alten Kirche ebenfalls beliebtes Motiv, wie ein Vergleich mit Ambrosius und den liturgischen Hymnen ergibt. Benedikt versteht folglich das Psallieren als einen Christus-Dienst des Mönches, ein Motiv, das in der geistigen Umwelt der Benediktsregel, besonders bei Ambrosius, geläufig ist. Deshalb heißt *Opus Dei* für Benedikt *Opus Christi*[54]. Die Stellen, wo vom Opus Dei (=Christi) als Christus-Dienst die Rede ist, müssen sodann mit jenen Stellen der Benediktsregel zusammengesehen werden, die von der *Christus-Liebe* des Mönches sprechen[55]. Hinzu kommt schließlich noch das Motiv *Christus-Pater.* Christus ist für den Verfasser der Regel der Herr und Vater; er ist der eigentliche Vater des Klosters, während der Abt nur sein Stellvertreter

51) Balthasar Fischer, a.a.O. 51.
52) Balthasar Fischer, a.a.O. 53.
53) Vgl. Balthasar Fischer, a.a.O. 54 f.
54) Vgl. Benediktsregel, Kapitel 43, 3.6.10: „Dem Gottesdienst (Christus-Dienst) werde nichts vorgezogen"; 58, 7: „Man achte sorgfältig darauf, ob er Eifer hat für den Gottesdienst (Christus-Dienst)"; vgl. auch Kapitel 16, 5; 19, 2; 20, 2.
55) Z. B. Benediktsregel, Kapitel 72, 11 f: „Sie sollen gar nichts höher stellen als Christus"; 4, 21: „Nichts der Liebe zu Christus vorziehen".

ist[56]. Es ist nun wiederum charakteristisch für die Psalmenfrömmigkeit der Benediktsregel, daß die Wurzeln dieser Auffassung ebenfalls alexandrinisch sind und auch im ägyptischen Mönchtum bekannt waren. Man kann zwar in dieser Frömmigkeitshaltung den Ausdruck einer antiarianischen Einstellung sehen; sie ist aber als solche bedeutend älter. Sie begegnet uns schon in den Homilien des Origenes und in seiner Schrift über das Gebet, ja, sie ist ganz allgemein ein Ausdruck jener frühchristlichen Überlieferung, deren Spuren sich schon bei Hippolyt von Rom finden.

Als Ergebnis können wir hier festhalten: Die Psalmenfrömmigkeit Benedikts ist das Erbe des Origenes. – Müssen wir sie aber nur als eine historische, in einer bestimmten Zeit realisierbare Weise der Psalmenfrömmigkeit betrachten? Hat sie nicht auch für den heutigen Psalmenbeter noch Bedeutung? Ich meine, daß sich in dieser sozusagen spezifisch benediktinischen Psalmenfrömmigkeit wohl auch heute noch die Psalmen beten lassen (vielleicht sogar leichter als in der augustinischen). Mit dem Motiv des Adressaten Christus als dem Gott der Psalmen ließe sich beispielsweise das stellvertretende Psalmenbeten vereinen[57].

4. Im Unterschied zur alexandrinischen Psalmenfrömmigkeit ist diejenige *Augustins* wesentlich vom Gesetz der *Typologie* bestimmt: Der eigentliche Beter der Psalmen ist *Christus*, und mit ihm, mit seiner Stimme, kann und soll sich der menschliche Beter vereinen. Fragt man aber nach dem genaueren Inhalt dieser Aussage, so antwortet Augustinus: Christus, das ist der *Christus totus, caput et membra*, der ganze Christus, Haupt und Glieder, oder das Haupt und der Leib, die Kirche. In allen Psalmen hört Augustinus so die Stimme Christi, bald die Stimme des Hauptes[58], bald jene des Leibes[59], beide aber bilden eine untrennbare Einheit, die *una-caro*-Gemeinschaft[60]. Dieses Motiv kehrt in den Psalmenhomilien so häufig wieder, daß man diesbezüglich wohl mit Recht von einem Fundamentalprinzip augustinischer Psalmenfrömmigkeit sprechen kann[61].

---

56) Vgl. Benediktsregel, Vorwort 35–36; Kapitel 2, 1–10.

57) Vgl. oben.

58) „Vox ipsa Christi est, sed pro membris suis": Enarr. in Ps. 53, 5: CChrSL 39, 650.

59) „Hoc dicat corpus christianum": Enarr. in Ps. 53, 4: CChrSL 39, 649. – „Quia ergo totus Christus caput est et corpus eius, propterea in omnibus psalmis sic audiamus uoces capitis, ut audiamus et uoces coporis. Noluit enim loqui separatim, quia noluit esse separatus, dicens: *Ecce ego uobiscum sum usque ad consummationem saeculi.* Si nobiscum est, loquitur in nobis, loquitur de nobis, loquitur per nos, quia et nos loquimur in illo; et ideo uerum loquimur quia in illo loquimur. Nam quando in nobis et ex nobis loqui uoluerimus, in mendacio remanebimus": Enarr. in Ps. 56, 1: CChrSL 39, 694 f.

60) „Intellegimus enim hic uocem Christi; uocem scilicet capitis et corporis Christi. Christum cum audis, noli sponsum a sponsa separare, et intellege magnum illud sacramentum: *Erunt duo in carne una.* Si duo in carne una, quare non et in uoce una?": Enarr. in Ps. 34, s. II, 1: CChrSL 38, 311.

61) „Nullum maius donum praestare posset Deus hominibus, quam ut Verbum suum per quod condidit omnia, faceret illis caput, et illos ei tamquam membra coaptaret, ut esset Filius Dei et filius hominis, unus Deus cum Patre, unus homo cum hominibus, ut et quando loquimur ad Deum deprecantes, non inde Filium separemus, et quando precatur corpus Filii, non a se separet caput suum, sitque ipse unus saluator corporis sui Dominus noster Iesus Christus Filius Dei, qui et oret pro nobis, et

Welche Kirche betet jedoch als der Leib Christi in den Psalmen? Es ist die eine, große, katholische Kirche auf dem ganzen Erdkreis, die mit *einer* Stimme betet[62]. Die wirklich wahre katholische Kirche, an der die Häretiker keinen Anteil haben[63], ist also nur diejenige, die auf der ganzen Erde dieselbe ist, nicht aber ein Teil, der sich selbst für die wahre Kirche hält, aber in der Absonderung von der katholischen Kirche lebt[64]. Die katholische Kirche ist es deshalb, an die sich Augustinus in seinen Predigten wendet, und die er als die *catholica germina*[65], als die *filii unicae catholicae*[66] anspricht. Auch das ist ein Begriff, auf den Augustinus in seinen Homilien zu den Psalmen immer wieder zu sprechen kommt.

Diese katholische Kirche muß sich aber immer bewußt sein und bleiben, daß sie die *ecclesia peregrinans* ist, die pilgernde Kirche, die in der irdischen Weltzeit unterwegs ist zur himmlischen Heimat, zur Stadt Zion zum wahren Jerusalem. Auch dieses Motiv ist mit den anderen zusammen ein maßgebendes Motiv augustinischer Psalmenfrömmigkeit[67].

Mit der Idee der *peregrinatio* verbindet sich das Motiv der *Hoffnung*. Die Psalmen als Lieder der pilgernden Kirche, als die Pilgerlieder der Kirche, sind für Augustinus der Bereich der Zukunftsliebe der Gläubigen; denn durch den Hinweis auf die *peregrinatio* will Augustinus im Zuhörer und Beter nicht die Furcht vor Gott, sondern die Liebe zu Gott und zur künftigen Stadt Gottes wecken[68]. Wovon ausführlicher im Gottesstaat Augustins die Rede ist, davon spricht der Prediger Augustinus auch oft in den Psalmenhomilien. Das Bildwort vom Pilger will in den Hörern eine überweltliche Gesinnung wecken. Dabei sucht Augusti-

---

oret in nobis, et oretur a nobis. Orat pro nobis ut sacerdos noster; orat in nobis, ut caput nostrum, oratur a nobis, ut Deus noster. Agnoscamus ergo et in illo uoces nostras, et uoces eius in nobis": Enarr. in Ps. 85, 1: CChrSL 39, 1176.

62) „Quia et in diuersitate linguarum carnis, una est lingua in fide cordis": Enarr. in Ps. 54, 11: CChrSL 39, 665; *„In ecclesia magna confitebor tibi.* ... Ecclesia magna quid est, fratres? Numquid exigua pars orbis terrarum ecclesia magna est? Ecclesia magna totus orbis est": Enarr. in Ps. 21, s. II, 26: CChrSL 38, 129.

63) „Haereticus ecclesiam non intrat": Enarr. in Ps. 18, s. II, 5: CChrSL 38, 109.

64) Wiederholt setzt sich Augustinus in den Homilien über die Psalmen mit den Donatisten auseinander, den „falsi fratres in communione catholici nominis": Enarr. in Ps. 77, 2: CChrSL 39, 1067; „Quocumque te uerteris, Christus est. Fines terrae habes haereditatem, huc ueni, totam mecum posside. Quare litigando uocas ad partem? Huc ueni": Enarr. in Ps. 21, 30: CChrSL 38, 132; *„Iubilate Deo, omnis terra;* nemo iubilet in parte. Nemo, inquam, iubilet in parte: omnis terra iubilet, catholica iubilet. Catholica totum tenet: quicumque partem tenet, et a toto praecisus est, ululare uult, non iubilare. *Iubilate Deo, omnis terra":* Enarr. in Ps. 65,2: CChrSL 39, 839.

65) Sermo 34, 6: CChrSL 41, 426.

66) Enarr. in Ps. 66, 6: CChrSL 39, 863.

67) „Dulcis est enim una patria, et uere una patria, sola patria; praeter illam quidquid nobis est, peregrinatio est": Enarr. in Ps. 61, 7: CChrSL 39, 777; „Neque enim in peregrinatione mea remanebo; est hic unde emigrem, sed ueniam unde non emigrabo. Nam inquilinus ego sum apud te in terra, sicut omnes patres mei. Ergo ab inquilinatu migrabo, de domo caelesti non emigrabo": Enarr. in Ps. 61, 12: CChrSL 39, 782.

68) „Haec ciuitas initium habet ab ipso Abel, sicut mala ciuitas a Cain. Antiqua ergo ista ciuitas Dei, semper tolerans terram, sperans caelum, quae etiam Ierusalem uocatur et Sion": Enarr. in Ps. 142, 3: CChrSL 40, 2061.

nus in den guten Dingen dieser sichtbaren Welt Anhaltspunkte für jene Dinge, die der Mensch noch erhoffen kann und soll.

Wie soll jedoch der christliche Beter die Psalmen singen? Vor allem muß er sich nach Augustinus immer bewußt sein, Glied am Leib Christi, im *Christus totus* zu sein, in lebendiger Verbundenheit mit dem Haupt. Des weiteren soll er als ganzer Mensch die Psalmen singen, nicht nur mit Mund, Zunge und Lippen, sondern insbesondere mit dem Herzen[69], ja mit seinem ganzen Leben[70]; denn „das Lob des Gesanges ist der Sänger selbst"[71]. Auch das ist ein Motiv, auf das Augustinus bei jeder passenden Gelegenheit in den Psalmenhomilien zurückkommt.

Es ist sicher unbestreitbar, daß auch diese Form der Psalmenfrömmigkeit viele und gute Anregungen für das heutige Psalmenbeten zu geben vermag. Gerade die christologisch-ekklesiologische Motivation kann dem heutigen Beter helfen, die Psalmen situationsgerecht zu beten, zusammen mit Christus, der sich vor allem der Armen und Unterdrückten annahm.

Wie heute die Psalmen beten? Eine generelle Lösung kann wohl nicht gefunden werden, dafür sind die Psalmen doch zu unterschiedlich. Man wird folglich in jedem Fall, d. h. für jeden Psalm, zusehen müssen, welche Art die geeignete ist. Viele Psalmen lassen sich gewiß im Sinn der augustinischen Psalmenfrömmigkeit Christus, dem *Christus totus*, in den Mund legen; andere wieder lassen sich ohne Schwierigkeiten im Geist der Psalmenfrömmigkeit der Benediktsregel beten. Eine Aktualisierung im Sinn etwa einer *horizontalen* Christus-Frömmigkeit läßt sich meines Erachtens mit beiden Formen verbinden. – Wie manifestiert sich diese Sicht nun in der Spiritualität des Monastischen Stundenbuches, und welchen Beitrag leistet die neue Psalmenverteilung zur Förderung einer echten Liturgischen Spiritualität? Die nachstehenden Gedanken möchten in diesem Sinn Anregungen geben für ein fruchtbares Psalmenbeten und so für eine Vertiefung der liturgischen Spiritualität des monastischen Stundengebetes.

---

69) „*Voce mea ad Dominum clamaui.* Id est,non corporis uoce, quae cum strepitu uerberati aëris promitur, sed uoce cordis, quae hominibus silet, Deo autem sicut clamor sonat": Enarr. in Ps. 3, 4: CChrSL 38, 8.

70) Wer als Sünder lebt, kann Gott nicht loben, das Leben muß dem Lob Gottes entsprechen, muß mit ihm übereinstimmen: „Illi autem laudant, qui bene uiuunt": Enarr. in Ps. 47, 10; CChrSL 38, 547.

71) „*Cantandum Domino, et oribus et moribus.* O fratres, o filii, o catholica germina, o sancta et superna semina, o in Christo regenerati et desuper nati! audite me; imo per me *cantate Domino canticum novum.* Ecce, inquis, canto. Cantas, plane cantas. Audio: sed contra linguam testimonium non dicat vita. Cantate vocibus, cantate cordibus, cantate oribus, cantate moribus:*Cantate Domino canticum novum.* Quaeritis quid decantetis de illo quem amatis? Sine dubio de illo quem amas, cantare vis: laudes eius quaeris, quas cantes. Audistis, *cantate Domino canticum novum.* Laudes quaeritis, *Laus eius in Ecclesia sanctorum.* Laus cantandi, est ipse cantor. Laudes vultis dicere Deo? Vos estote quod dicatis. Laus ipsius estis, si bene vivatis ... Vos attendite, vos estote": Sermo 34, 6: CChrSL 41, 426.

II. Die Feier des Paschamysteriums in der Psalmodie des monastischen Stundenbuches

Das Stundengebet ist wesentlich eine Form der Feier des Christusmysteriums und als solche umfaßt es „die Feier der Heilsgeschichte in ihrer Ganzheit, d. h. sie umfaßt die Verkündigung des Heilsmysteriums, seine Erfüllung in Christus und deren Fortsetzung in der Kirche bis hin zur eschatologischen Vollendung"[72]. Auf diese Weise bewirkt die Feier des Stundengebetes vor allem die Heiligung der Zeit im dreifachen Zyklus des liturgischen Tages, der liturgischen Woche und des liturgischen Jahres. Für unsere Überlegungen kommt vor allem die Feier der liturgischen Woche mit dem Sonntag[73] und dem Freitag als ihren Schwerpunkten in Betracht, wobei die Feier des Sonntags von vorrangiger Bedeutung ist. Diese Sicht hat sich auf die Psalmenverteilung des Monastischen Stundenbuches ausgewirkt[74]. Die so betonte Feier des Paschamysteriums innerhalb einer jeden Woche entspricht bestens auch der Absicht des Konzils, den Sonntag liturgisch aufzuwerten[75]. – Die Untersuchung beschränkt sich dabei bewußt auf die Psalmodie des Stundenbuches, da dessen übrige Elemente weitgehend mit dem römischen Stundenbuch übereinstimmen.

1. Die Psalmodie des Freitags

Dem Grundsatz entsprechend, wonach im Wochenpsalter nach Möglichkeit der liturgische Charakter einzelner Wochentage berücksichtigt werden soll, sind die Psalmodie des Freitags als des Gedächtnistages des Leidens und Sterbens Jesu vorwiegend *Klagepsalmen* zugeordnet[76]. Unter Einbeziehung der Vesper und Komplet des Donnerstags ergibt sich demnach folgende Zusammenstellung:

Donnerstag:	
Vesper:	Psalm 111(110), 23(22), 84(83), 40(39), Cant.NT.
Komplet:	Psalm 102(101).
Freitag:	
Invitatorium:	Psalm 8.
Vigil: 1. Nokturn:	Psalm 88(87), 69(68), 38(37).
2. Nokturn:	Psalm 60(59), 106(105), 79(78).
Laudes	Psalm 96(95), 143(142), 64(63), Cant.AT, 146(145).
Kleine Horen: Terz:	Psalm 119(118), XVII-XIX.
Sext:	Psalm 22(21).
Non:	Psalm 11(10), 12(11), 13(12).
Vesper:	Psalm 144(143), 141(140), 142(141), 27(26), Cant.NT.
Komplet:	Psalm 31(30).

Die Cantica aus dem Alten und aus dem Neuen Testament in den beiden Vespern sowie in den Laudes sind dem römischen Stundenbuch entnommen und

---

72) Richtlinien, Nr. 11 (MStB I, 121; Thesaurus, 8).
73) Die Woche ist „vollständig auf jenen Tag gegründet, der aufgrund der Einheit und Ganzheit des Ostermysteriums, erneuert im Brotbrechen, im wahrsten Sinn der ‚Tag des Herrn' genannt wird": Richtlinien, Nr. 11 (MStB I, 121; Thesaurus, 9).
74) Siehe oben, Anm. 24.
75) Liturgie-Konstitution, Art. 121: Rennings, 121.
76) Vgl. oben, Anm. 24.

ergänzen die ursprünglich reine Psalmodie des Schemas von P. Notker Füglister *sicut psallit Ecclesia Romana*[77].

Es ist auffallend, aber von der Thematik des Freitags her gegeben, daß gerade die Psalmen des Freitags relativ leicht Christus selber in den Mund gelegt werden können, wie dies der augustinischen Psalmenfrömmigkeit entspricht.

1. Die Psalmodie der Vesper umfaßt jeweils vier Psalmen (und ein neutestamentliches Canticum entsprechend der römischen Liturgia Horarum). Von diesen vier Psalmen stellen der erste und der vierte Psalm gewissermaßen den „Rahmen" dar für die beiden mittleren Psalmen und haben insbesondere Lob-Charakter, stehen aber am Donnerstag, und wie wir sehen werden auch am Freitag, ihrerseits in Beziehung zur besonderen Thematik des Tages, heute des Vorabends zum Freitag.

Erster „Rahmenpsalm" ist dabei am Gedächtnistag der Einsetzung der Eucharistie vor dem Leiden Jesu[78] der *Psalm 111(110)*, ein ausgesprochener Lob-Psalm im Munde der Kirche. Diese besingt darin die Wohltaten Gottes, des Vaters und Christi. Augustinus sieht in V.5 dieses Psalmes einen Hinweis auf das wahre Himmelsbrot, und in V.9 auf die vollkommene Erlösung als der Befreiung von der Notwendigkeit der *peregrinatio* zur Ruhe in der himmlischen Heimat[79].

Der *Psalm 23(22)* führt als Danklied der Getauften die im vorausgehenden Psalm schon angesprochene Thematik weiter. Hier spricht gleichfalls die Kirche zu Christus, ihrem Hirten, der sie mit dem Stab seiner Lehre weidet und sie durch die Sakramente der Taufe und der Eucharistie heiligt. Auch in dunklen Stunden ist Christus uns und seiner Kirche nahe, so daß wir nichts zu fürchten brauchen[80].

Darauf folgt in *Psalm 84(83)* ein *Pilgerlied* der Kirche; denn der Psalm spricht von der *peregrinatio* der Kirche, von ihren Bedrängnissen und Prüfungen in dieser Weltzeit und von ihrer Hoffnung und Sehnsucht nach dem Haus Gottes, dem ewigen Haus, dem ewigen Jerusalem, wo sie Gott ewig loben wird[81]. Die Christen, d.h. der eine Leib Christi[82], dürfen freilich auf dem Weg nicht zurückschauen, sondern müssen aus der Hoffnung heraus voranschreiten.

77) Benediktsregel, Kapitel 13, 10.

78) „Wenn wir diesen Psalm am Donnerstagabend singen, dann sind unsere Gedanken beim Abendmahl des Herrn, der in dieser ‚Speise' des ‚Neuen und Ewigen Bundes' ein ‚Gedächtnis seiner Wunder gestiftet' hat, bei jenem Mahl, das Erinnerung an das ‚Wunder' des Lebens Jesu ist, Erneuerung des in der Taufe mit ihm geschlossenen Bundes und Erwartung des Offenbarwerdens seiner Herrlichkeit": Pirmin Hugger, Leitgedanken zum Psalmengebet des „Neuen Offiziums" (Münsterschwarzach 1971) 46.

79) „*Redemtionem misit populo suo.* Vnde autem redimuntur, nisi a captiuitate peregrinationis huius? Non ergo requies nisi in caelesti patria requiratur": Enarr. in Ps. 110, 7: CChrSL 40, 1624.

80) „Non timebo mala, quoniam tu habitas in corde meo per fidem; et nunc mecum es, ut post umbram mortis etiam ego sim tecum": Augustinus, Enarr. in Ps. 22, 4: CChrSL 38, 134.

81) „Hoc erit totum negotium nostrum, sine defectu Alleluia": Augustinus, Enarr. in Ps. 83, 8: CChrSL 39, 1154.

82) „Talis est qui cantat in hoc psalmo. Quis est? Corpus Christi. Quis est iste? Vos, si uultis; nos omnes, si uolumus ... et omnes unus homo, quia unum Christi corpus": ebda. 83, 5: CChrSL 39, 1150.

Das neue Gottesvolk singt schließlich den *Psalm 40(39)* als den neuen Hymnus, als Danklied für die Errettung aus der Not und als Lob-Opfer, das Gott gefällt und dem Beter Nutzen bringt[83]. Wer spricht also in diesem Psalm? Der *Christus-totus*, sagt Augustinus, bald das Haupt, bald der Leib. Höhepunkt ist jedoch, im Blick auf Christus[84], der Gedanke, daß nicht das Opfer von Tieren Gott gefällt, sondern die Hingabe des eigenen Willens und seine Unterordnung unter den Willen Gottes (VV.7-9)[85]. Damit klingt jetzt, am Ende der Vesper-Psalmodie, das Thema des Freitags an: Unsere Erlösung durch Christi Leiden aus Gehorsam gegenüber dem Willen des Vaters.

2. Die hebräische Überschrift zu *Psalm 102(101)*, dem Kompletpsalm am Donnerstag, lautet: „Gebet eines Unglücklichen, wenn er in Verzweiflung ist und vor dem Herrn seine Sorge ausschüttet". Wer ist dieser Arme und Unglückliche, der hier betet? Für Augustinus besteht kein Zweifel, daß hier Christus selber betet, reich zwar als das Wort Gottes, arm jedoch wegen der Menschwerdung, wegen uns, seinen Gliedern[86]. Folglich betet auch hier der *Christus totus*, wobei Augustinus auf das Gesetz der Solidarität im Leib Christi und seinen Gliedern hinweist. Der wahre Arme ist dabei der Mensch als Sünder, der einst in Gottebenbildlichkeit erschaffen worden war. – Der zweite Teil des Psalmes ist dann ein Hymnus der Freude, geboren aus der Hoffnung im Glauben an die Auferstehung Christi[87]. Die Kirche singt dieses Lied als die *peregrina*, als jene, die unterwegs ist zum himmlischen Jerusalem; denn das Leben des Menschen (und der Kirche) ist eine dauernde *peregrinatio*[88]. Aber mitten in der tiefsten Bedrängnis verliert der Beter seinen Glauben an die Vorsehung des ewigen Gottes nicht.

3. Der Invitatoriumspsalm des Freitags, *Psalm 8*, ist ein Hymnus auf die Größe der Schöpfung und die Würde des Menschen und damit ein Aufruf zum Lob Gottes. Die christliche Deutung sieht im Menschensohn des V.5b Christus in seiner Erniedrigung in der Menschwerdung und in seinem Leiden[89]. Der Hymnus wird freilich auch zum Bittgebet angesichts der erschreckenden Bedrohung und Gefährdung des Menschen und der Welt gerade in unserer Zeit.

4. Ähnlich wie in der Vesper kommt auch in der Vigil jeweils dem ersten und dritten Psalm der beiden Nokturnen eine gewisse Rahmenfunktion zu, die freilich ihrerseits geprägt ist von der besonderen Thematik des Freitags.

An sich spricht der *Psalm 88(87)* dem Wortsinn nach von Einsamkeit und Lei-

---

83) „*Sacrificium laudis glorificabit me* ... Vides quia tibi proderit laudare Deum, non Deo": Augustinus, Enarr. in Ps. 39, 4: CChrSL 38, 428.
84) Vgl. Hebr 9, 5–10.
85) Vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 47.
86) Vgl. 2 Kor 8, 9. „Sit caput nostrum, simus membra eius, sicut duo in carne una ... Dignatus est enim habere nos membra ... Vox ergo una, quia caro una": Enarr. in Ps. 101, s. I, 2: CChrSL 40, 1426 f.
87) „Credere resurrexisse Christum, et sperare te resurrecturum esse per Christum, haec es laus fidei": Augustinus, Enarr. in Ps. 101, s. II, 7: CChrSL 40, 1442.
88) Ebda. 101, S. II, 15: CChrSL 40, 1450.
89) „Filium, quem minutum paulo minus ab angelis per humilitatem carnalis generationis atque passionis audimus et credimus": Augustinus, Enarr. in Ps. 8, 11: CChrSL 38, 54.

den, vom Sein des Menschen zum Tod. Dieser Wortsinn ist jedoch nach Augustinus christologisch zu interpretieren vom Leiden Christi[90]. Gemeint ist aber auch hier wie so oft der *Christus totus*. Der Leib, d.h. die Glieder lernen vom Haupt. In den VV.13-19 spricht Christus mit der Stimme seines Leibes; denn was hier steht, geschieht am Leib Christi. – Furchtbar sind für den Menschen, der keine Hoffnung kennt, Leiden und Tod. Die Menschen außerhalb und vor Christus wissen nicht um die Auferstehung (und die Christen?). Wir können den Psalm stellvertretend beten für jene Menschen, die heute noch „vor Christus" leben und an ein Weiterleben nach dem Tod nicht glauben können[91]. – Der Psalm ist zudem ein Responsorialpsalm, d.h. nach Augustinus: wir sollen antworten, indem wir einerseits Christus in seinem Leiden nachahmen und andererseits für die Erlösung danken.

Der *Psalm 69(68)* ist als Herzstück der 1. Nokturn das Gebet des Gottesknechtes Jesus in seinem Leiden, an dem auch die Kirche Anteil hat[92]. Gewisse Verse des Psalmes sind ausdrücklich in seinem Leiden in Erfüllung gegangen. Was aber Christus tat und litt in seinem Hinübergang des Paschamysteriums, das geschieht auch an den Christen, den Gliedern seines Leibes[93]. Wir aber können den Hinübergang nur vollziehen, weil Christus ihn zuerst vollzogen hat. Und nur, wenn wir den Psalm so von Christus her begreifen, vermögen wir ihn richtig zu verstehen und zu beten.

Auch in *Psalm 38(37)* ist einiges von Christus in seinem Leiden gesagt. Der Psalm ist also vor allem die *vox Christi*. Er erschien in Menschengestalt, nicht sichtbar als Gott, weshalb er abgelehnt und getötet werden konnte. Doch auch für diesen Psalm gilt, daß Christus hier nicht nur als Haupt spricht, sondern bisweilen auch in der Person des Leibes[94]. Wiederholt spielt Augustinus auch auf das Motiv der *peregrinatio* an und damit auf die *recordatio sabbati*, von welcher der Titel des Psalmes spricht[95], d.h. auf die Verheißung der künftigen Ruhe in der himmlischen Heimat. Solange wir jedoch nicht in diese Ruhe eingegangen sind, pilgern wir noch unter Weinen und Klagen in Hoffnung und Geduld. – Im Anschluß an

90) „Domini hic passio prophetatur": Enarr. in Ps. 87, 1: CChrSL 39, 1208.

91) Vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 49.

92) „Christus enim hic loquitur (sed iam scientibus dicimus); Christus non solum caput, sed et corpus": Augustinus, Enarr. in Ps. 68, s. I, 1: CChrSL 39, 901.

93) „*Pauper et dolens ego sum.* Totum corpus eius hoc dicit. Corpus Christi in hac terra pauper est et dolens. Sed sint diuites christiani. Prorsus si christiani sunt, pauperes sunt; in comparatione diuitiarum caelestium quas sperant, omne aurum suum arenam deputant": ebda. 68, s. II, 15: CChrSL 39, 927.

94) „Vbi autem sequitur et dicit: *Verba delictorum meorum*, non est dubium quia uox Christi est. Vnde ergo peccata, nisi de copore quod est ecclesia? Quia loquitur corpus Christi et caput. Quare tamquam unus loquitur? Quia *erunt*, inquit, *duo in carne una. Sacramentum hoc magnum est*, ait apostolus, *ego autem dico in Christo et in ecclesia*... Si ergo ipse dixit: *Iam non duo, sed una est caro*, quid mirum si una caro, una lingua, eadem uerba, tamquam unius carnis, capitis et corporis? Sic audiamus tamquam unum, sed tamen caput tamquam caput, et corpus tamquam corpus. Non diuiduntur personae, sed distinguitur dignitas; quia caput saluat, saluatur corpus": Augustinus, Enarr. in Ps. 37, 6: CChrSL 38, 387.

95) „Titulus eius est: *Psalmus ipsi Dauid in recordationem sabbati*": Enarr. in Ps. 37, 2: CChrSL 39, 383.

Vers 10 spricht Augustinus auch vom immerwährenden Gebet, das zwar nicht äußerlich, wohl aber innerlich als Sehnsucht des Herzens möglich ist[96].

Im ersten Psalm der 2. Nokturn, in *Psalm 60(59)*, sprechen wiederum Christus und die Kirche. Das Leiden Christi erwies sich als fruchtbar in seiner Auferstehung[97]. Gleiches geschieht an der Kirche; auch ihr wird in den Verfolgungen Hartes auferlegt. Daher ihre Bitte, daß Gott sie aus der Gefahr erretten möge.

Der lange *Psalm 106(105)* ist heute vor allem das Gebet der Sünder, die ihre Verfehlungen bekennen und für die Christus gelitten hat. Nicht nur das alte Israel hat den Bund gebrochen, sondern auch die Christen, das neue Israel, verfehlen sich oft gegen den Bund, den Gott mit ihnen in der Taufe geschlossen hat[98]. Aber durch den Tod Christi haben wir die Gnade der Umkehr und Vergebung erhalten und preisen das Erbarmen Gottes, „der bis in die letzte Stunde unseres Lebens auf unsere Rückkehr wartet"[99].

In *Psalm 79(78)* schließlich, welcher die Vigilpsalmodie abschließt, werden am Beispiel des Untergangs Jerusalems und des alten Bundesvolkes die Leiden der Kirche verkündet; Christus hat sich diese Kirche durch das Paschamysterium seines Leidens und seiner Auferstehung erworben[100]. Wir beten diesen Psalm für jene, solidarisch mit jenen, die heute unter Verfolgung und Unterdrückung leiden.

5. Die Psalmodie sieht auch für die Laudes zwei „Rahmenpsalmen" vor, welche die „thematischen" Psalmen umgeben. Es sind dies am Freitag die Psalmen 96(95) und 146(145), ein Königspsalm und ein Lobpsalm.

Durch den *Psalm 96(95)* zieht sich wie ein „roter Faden", veranlaßt durch den Titel des Psalms *Quando domus aedificabatur post captiuitatem*, das Motiv des Bauens. Es geht dabei vor allem um den Bau des Hauses Gottes, um den Tempel aus den lebendigen Steinen der Gläubigen. Das Ziel ist die Kirche und zwar die Kirche, die als die katholische die eine ist auf der ganzen Erde[101]. Es muß aber das

---

96) „Est alia interior sine intermissione oratio, quae est desiderium. Quidquid aliud agas, si desideras illud sabbatum, non intermittis orare. Si non uis intermittere orare, noli intermittere desiderare. Continuum desiderium tuum, continua uox tua est. Tacebis, si amare destiteris. Qui tacuerunt? De quibus dictum est: *Quoniam abundauit iniquitas, refrigescet caritas multorum.* Frigus caritatis, silentium cordis est; flagrantia caritatis, clamor cordis est. Si semper manet caritas, semper clamas; si semper clamas, semper desideras; si desideras, requiem recordaris. Et rugitus cordis tui ante quem sit, oportet ut intellegas ... Si autem inest desiderium, inest et gemitus; non semper peruenit ad aures hominum, sed numquam recedit ab auribis Dei": Enarr. in Ps. 37, 14: CChrSL 38, 392.

97) „Caput enim meum Christus est. Et unde fructificatio fortitudo eius? Quia nisi granum caderet in terram, non multiplicaretur, solum remaneret. Cecidit ergo in terram Christus in passione, et secuta est fructificatio in resurrectione": Augustinus, Enarr. in Ps. 59, 9: CChrSL 39, 761.

98) Der V. 9 (–11) ist mit der Erwähnung des Durchzugs durch das Rote Meer eine Prophetie auf die christliche Taufe.

99) Pirmin Hugger, a.a.O. 50.

100) „Ipse Filius eam sua morte mirabiliter asquisiuit, quam resurrectione possedit": Augustinus, Enarr. in Ps. 78, 3: CChrSL 39, 1101.

101) „*Cantate Domino canticum nouum, cantate Domino omnis terra.* Si canticum nouum cantat omnis terra, sic aedificatur, cum cantat: ipsum cantare aedificare est": Enarr. in Ps. 95, 2: CChrSL 39, 1343; vgl. auch Augustinus, Sermo 27, 1: CChrSL 41, 361.

neue Lied des Herzens und der Liebe sein, das wir singen, damit es zu den Ohren Gottes gelangt. So wächst der Bau der Kirche Gottes dauernd weiter durch das Singen und Beten der Kirche, durch die heiligen Lesungen, durch die Verkündigung des Evangeliums auf der ganzen Erde[102]. Am Ende wird dann Christus, der König und Richter der Welt, wiederkommen und die Gefangenschaft beenden.

Im *Psalm 143(142)* spricht wieder der *Christus-totus;* denn in den Worten des Psalms ist prophetisch von Christus und seinen Leiden die Rede[103]. Wie in anderen Psalmen spricht Christus auch hier bald als das Haupt, bald in den Gliedern[104]. Der Leib Christi, die Kirche, hat Anteil an seinen Leiden, äußerlich durch Verfolgungen im Innern aber durch die „falschen Brüder", die nur schwer zu ertragen sind[105]. – In der Erklärung zu den VV.10-12 spricht Augustinus über das Problem der Gnade: Der Mensch ist aus sich selbst schlecht und kann nichts Gutes tun, „keiner, der lebt, ist gerecht vor dir"[106], nur aus Gnade ist er gut und fähig zu guten Werken, weshalb er Gott, nicht sich selbst, die Ehre geben soll. Das läuternde Leiden, das den Sünder trifft, ist deshalb eher als Gnade, denn als Gericht anzusehen, und der Psalm wird so zur Bitte um die Kraft und Hilfe Gottes im Leid.

Der *Psalm 64(63)* ist eine Bitte um Schutz vor Verleumdern, die ihre Mitmenschen durch Verdächtigungen und Anschuldigungen erledigen. Augustinus sieht in den Bedrängten begreiflicherweise wiederum Christus in seinen Leiden, das Vorbild der Märtyrer. Weil aber Christus und seine Gläubigen ein Leib sind, ist das Gebet der Bedrängten das Gebet Christi selber. – Der Psalmschluß hingegen ist ein Loblied wegen der schon erfolgten Auferstehung Christi[107]. In diesem Leben also bleibt noch die Zeit, die Stunde ernst zu nehmen und sein Herz zu einem *cor rectum* zu machen, solange Gott in Geduld zuwartet[108].

---

102) „Videte crescentem domum, uidete aedificium ire per totum orbem terrarum. Gaudete, quia intrastis in atria; gaudete, quia aedificamini in templum Dei. Qui enim intrant, ipsi aedificantur, ipsi sunt domus Dei; ille est inhabitator, cui aedificatur domus toto orbe terrarum": Augustinus, Enarr. in Ps. 95, 9: CChrSL 39, 1350.

103) „Quaeramus ergo in hoc psalmo Dominum et Saluatorem nostrum Iesum Christum praenuntiantem se per hanc prophetiam ... Ipse enim se in prophetis praedicabat; quoniam ipse est Verbum Dei ... Passionem itaque suam in hoc psalmo praedicaturus est Christus": Augustinus, Enarr. in Ps. 142, 2: CChrSL 40, 2060.

104) „Ergo ipse Dominus ... tamquam capitis nostri ... Christus et ecclesia, duo in carne una": ebda. 142, 3: CChrSL 40, 2061.2062.

105) „Multos enim falsos fratres passura erat ecclesia, ut et adhuc et usque in finem ... Est ergo ecclesiae quod ferat foris, gemat intus; inimicos tamen suos deputat foris et intus; foris facilius euitabiles, intus difficilius tolerabiles": ebda. 142, 4: CChrSL 40, 2062.2063.

106) Ps. 143 (142), 2 b.

107) Vgl. Augustinus, Enarr. in Ps. 65, 1: CChrSL 39, 838: „Quod praecessit in capite, sequetur in corpore. Haec est spes nostra; ad hoc credimus, ad hoc duramus, et perseueramus in tanta malignitate huius saeculi, consolante nos spe, antequam spes fiat res. Res enim erit cum et nos resurrexerimus, et in caelestem habitum commutati, aequales angelis facti fuerimus".

108) „Et numquid erit tunc tempus corrigere cor? Modo ergo corrigite, fratres; modo corrigite. Quis prohibet? Cantatur psalmus, legitur euangelium, sonat lector, sonat disputator: patiens est Dominus; peccas et parcit; adhuc peccas, adhuc parcit, et adhuc addis ...": Enarr. in Ps. 63, 19: CChrSL 39, 821.

Die Laudespsalmodie klingt aus im Loblied des *Psalms 146(145)*; denn das Gebet kann selbst in der irdischen Trübsal nicht ohne Freude sein[109]. Auch hier treffen wir wieder auf das Motiv der *peregrinatio*, in welcher der Mensch sein Vertrauen allein auf Gott setzen soll. Hier muß der Mensch lernen, mit den Augen des Glaubens zu sehen und das Ewige zu lieben[110].

6. Der *Psalm 119(118)*, der für die Terz vorgesehen ist, besingt in immer neuen Wendungen die Wunder Gottes in seinen Geboten, die deshalb steter Bewunderung und Betrachtung wert sind. Doch muß sich der Mensch vor Gott klein wissen; denn Gottes Gnade muß alles bewirken. Dafür wird dem Menschen der Geist Gottes gegeben. Je mehr aber der Mensch Gott erkennt, desto mehr dürstet er nach ihm. Der Dank für die göttliche Gnade sind die Gottesliebe und der Eifer für Gott.

Im *Psalm 22(21)* der Sext erkennt Augustinus die Stimme Christi am Kreuz, in der aber wieder die Kirche eingeschlossen ist, weil Christus hier unseren alten Menschen und dessen Sterblichkeit getragen hat. Augustinus hat die zweite Predigt zu diesem Psalm passenderweise *in sollemnitate passionis Domini* gehalten. Er sieht in diesem Psalm das ganze Leiden ausgedrückt, das Jesus wegen der Kirche auf sich genommen und durchlitten hat[111]. Der Psalm wird deshalb auch zur Apologie für die katholische Kirche gegen die Donatisten[112]. Christus hat die äußerste Verlassenheit durchlitten, damit wir wissen, daß auch wir in äußerster Not – wenn auch unfühlbar – getragen werden und es auch für uns eine Auferstehung gibt.

Die Psalmen der Non, *Psalm 11(10), 12(11) und 13(12)*, haben eine gemeinsame Thematik. Alle drei lassen sich gut in Vereinigung mit dem leidenden und verfolgten Christus beten, stellvertretend für und solidarisch mit allen Verfolgten und Unterdrückten auf der Welt. Denn Christus selber leidet in den Christen. So wird unser Gebet wahrhaft zur Für-Sprache für die anderen. Gegenüber aller Falschheit kann der Verfolgte auf die Treue Gottes bauen, der den Menschen mitten in der Bedrängnis nicht im Stich läßt.

7. Den Auftakt zur Vesperpsalmodie bildet *Psalm 144(143)*, ein Lobpsalm. Augustinus hört darin wie anderswo den *Christus-totus*[113] sprechen: Was im Psalm von Christus ausgesagt wird, betrifft auch die Glieder seines Leibes, der Psalm ist deshalb auch unsere Stimme[114]. – Die Kirche wirkt in der Welt mit den verschiedenen Gaben, die der eine Geist ihr gibt äußerlich im Kampf gegen die Mächte und Gewalten, innerlich gegen die Begierlichkeit des Fleisches. – Was ist

---

109) „Deliciae spiritus nostri diuina cantica, ubi et fletus sine gaudio non est": Augustinus, Enarr. in Ps. 145, 1: CChrSL 40, 2105.

110) „Ama aeternitatem: nullo fine regnabis, si finis tibi Christus est, cum quo regnabis in saecula saeculorum. Amen": ebda. 145, 20: CChrSL 40, 2121.

111) „Ecclesiam uideamus, propter quam passus est": Enarr. in Ps. 21, s. II, 23: CChrSL 38, 128.

112) „Vbicumque timetur Deus et laudatur, ibi est ecclesia Christi": ebda. 21, s. II, 24: CChrSL 38, 128; vgl. 21, s. II, 24–28; CChrSL 38, 128–131.

113) „Christus caput et corpus. Non ergo sic audiatis aliquid ex persona Christi, quasi ad uos non pertineat, qui estis membra Christi": Enarr. in Ps. 143, 1: CChrSL 40, 2073.

114) „Vox nostra est, si corpus Christi nos sumus": ebda. 143, 3: CChrSL 40, 2074.

der Mensch in den Augen Gottes? Gott schätzt den Menschen so hoch ein, daß er seinen eigenen Sohn für ihn hingibt[115], obwohl der Mensch eigentlich ein Nichts ist und im Dunkel der Sünde lebt. Deshalb kann Augustinus die Christen mit vielen Ehrennamen rufen: *filii regni caelorum, progenies resurrectionis in aeternum, corpus Christi, membra Christi, templum Dei*[116]. – Das ersehnte Davidsreich, das nach dem Exil nicht Wirklichkeit wurde, ist jetzt in Jesus Christus, dem wahren Sohn Davids, in die Welt gekommen, größer und vollkommener, als die Menschheit je ersehnen konnte.

Der *Psalm 141(140)*, in dem vom Erheben der Hände beim Abendopfer die Rede ist (V.2), gibt sich schon von seinem Wortlaut her als Vesper-Psalm. Die prophetischen Worte des Psalmes wurden durch Christus am Kreuz erfüllt, denn dort breitete er – wieder nach Augustinus – die Hände aus als Haupt des Leibes, so daß wir dabei eingeschlossen waren. – In diesem Psalm betet die Liebe aus reinem Herzen[117], d.h. wiederum der *Christus-totus*; denn nicht alles in diesem Psalm ist die Stimme des Hauptes, das ja ohne Sünde ist, da wird auch unsere Stimme laut, ein Thema, das Augustinus in immer neuen Wendungen behandelt[118]. Mit Christus beten wir diesen Psalm in der Stunde der Versuchung, eine Ausdeutung der letzten Vaterunserbitte[119].

Ein Hilferuf in schwerer Bedrängnis ist auch *Psalm 142(141)*, das Gebet der in der Welt bedrängten Kirche und ihrer Glieder, die untereinander solidarisch sind[120]. Für Augustinus ist die ganze Welt ein Kerker. Und für wieviele Menschen ist die Welt heute wirklich ein Kerker, ein Konzentrations- oder Arbeitslager, worin sie, von der „Welt" vergessen, schmachten! Sie sind ohne Fluchtmöglichkeit verbrecherischen Machthabern ausgeliefert, während die humanitären Organisationen und selbst die Angehörigen machtlos sind. Da ist nur noch einer größer. Aber wann wird er das Gebet der Verfolgten und Unterdrückten hören, wann wird er es erhören? – Was bleibt für uns? Mit den Gefangenen und Gequälten zu beten, damit sie nicht in der Verbitterung sterben[121]. Danach jedoch, d.h. nach dem Endgericht, kann die Kirche in der Ewigkeit das Lob Gottes singen; V 8bc ist die Stimme des Hauptes als Antwort auf das Gebet des Leibes.

Die Psalmodie der Vesper schließt am Freitag mit dem *Psalm 27(26)*, einem Lob- und Dankpsalm. Vor dem Danken steht freilich die Bitte, wohnen zu dürfen im Haus des Herrn, das bedeutet nach Augustinus, im Himmel; denn hier wohnen wir gleichsam nur vorübergehend in Zelten. Nochmals klingt hier als Sinnbild

115) „Aestimatio enim est, quanti pretii sit quidque. Quanti aestimauit hominem, qui pro eo Vnici sanguinem fudit": ebda. 143, 10: CChrSL 40, 2080.
116) Ebda. 143, 18: CChrSL 40, 2085.
117) „Vbi est caritas, de qua loquebar? Nescitis quia ipsa unum nos fecit in Christo? Caritas clamat ad Christum de nobis; caritas clamat de Christo pro nobis": Enarr. in Ps. 140, 3: CChrSL 40, 2027.
118) „Si ergo ille caput, nos corpus, unus homo loquitur; siue caput loquatur, siue membra, unus Christus loquitur": ebda.
119) Vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 55.
120) „Corpus Christi clamat, ecclesiae uox est, membra Christi clamant: Enarr. in Ps. 141, 6: CChrSL 40, 2057.
121) Vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 56.

des irdischen Lebens das Thema der *peregrinatio* auf, die voll ist von „Tagen des Unheils" (V.5). Für das Ende aber steht die Erhöhung bevor, die in Christus, dem Haupt, schon Wirklichkeit geworden ist, und an der wir jetzt schon in Glaube und Hoffnung Anteil haben[122]. Die Konsequenz daraus ist das Lob Gottes (V.6). Solange wir jedoch auf dem Weg sind, ist Christus selber der Weg und er selber das Gesetz unseres Lebens. Auf diesem Weg werden wir das Ziel erreichen, d.h. „die Güte des Herrn zu schauen im Land der Lebenden" (V.13), nicht hier auf Erden freilich, die ja dem Tod verfallen ist. Im irdischen Leben findet der Mensch keinen letzten Halt, da sich alles gegen ihn richten kann. Da ist der Herr allein Kraft und Stärke (V.1).

8. Nochmals scheint im Kompletpsalm des Freitags das Leiden auf. Der *Psalm 31(30)* ist das Gebet des leidenden Erlösers; in V.9 bricht jedoch schon ein erster Strahl des verklärenden Lichts der Auferstehung durch. Christus hat in seinem Leiden unsere Angst getragen, da er in unserem Menschsein litt. Die Begründung dafür ist auch hier die Idee des *Christus-totus*[123]. Weil Haupt und Glieder eine Einheit bilden, deshalb leidet Christus selber, wenn die Glieder des Leibes leiden. Wer deshalb in der Nachfolge Christi verachtet wird, der wird als Glied Christi verachtet[124]. Was also in diesem Psalm nicht auf Christus selber paßt, ist vom Leib zu verstehen[125]. Darum auch der Aufruf des Augustinus: Laßt uns in dieser Einheit beten[126]. Im Geist solcher Solidarität bitten wir im Psalm, daß Gott alle Kranken und Verlassenen aus ihrer Verzweiflung aufrichte und zu vertieftem Glauben führe, der ein größeres Wunder ist als die Heilung selber. Gott anrufen *(in-uocare)* heißt, Gott zu sich rufen[127]. Schließlich sagt Augustinus zu diesem Psalm, wie man die Psalmen beten kann[128].

---

122) Aber es gilt: „Iam caput nostrum Christus in caelo est, adhuc inimici nostri possunt in nos saeuire; nondum sumus exaltati super illos, sed caput nostrum iam ibi est ... Ecce quale pignus habemus, unde et nos fide et spe et caritate cum capite nostro sumus in caelo in aeternum: quia et ipsum diuinitate, bonitate, unitate nobiscum est in terra usque in consummationem saeculi": Enarr. in Ps. 26, s. II, 11: CChrSL 38, 161.

123) „Moriturus ergo ex eo quod nostrum habebat, non in se, sed in nobis pauebat; quia et hoc dixit, tristem esse animam suam usque ad mortem, et utique nos ipsi omnes cum illo ... Quia totus Christus caput et corpus. Caput ille saluator corporis, qui iam ascendit in caelum; corpus autem ecclesia, quae laborat in terra": Augustinus, Enarr. in Ps. 30, II, s. I, 3: CChrSL 38, 192.

124) „Contemnitur in Christo quasi membrum Christi; et cum caput et membra contemnuntur, totus ipse Christus contemnitur, quia totus ipse iustus est caput et corpus": ebda. 30, II, s. III, 5: CChrSL 38, 216.

125) „Quia in membris Christi Christus": ebda. 30, II, s. I, 4: CChrSL 38, 193.

126) „Dicamus in Christi corpore, dicamus omnes quasi unus, quia omnes unitas": ebda. 30, II, s. I, 5: CChrSL 38, 194.

127) „Inuocas Deum, quando in te uocas Deum. Hoc est enim illum inuocare, illum in te uocare, quodam modo eum in domum cordis tui inuitare": ebda. 30, II, s. III, 4: CChrSL 38, 215.

128) „... nobiscum deum laudate; et si orat psalmus, orate; et si gemit, gemite; et si gratulatur, gaudete; et si sperat, sperate; et si timet, timete. Omnia enim quae hic conscripta sunt, speculum nostrum sunt": ebda. 30, II, s. III, 1: CChrSL 38, 212 f.

Das besondere an der liturgischen Spiritualität des Freitags in der Psalmodie des Monastischen Stundenbuches ist die betonte Feier des Leidens Jesu. Die Psalmen sind bewußt so ausgewählt, daß sie diesen Aspekt des Paschamysteriums klar zum Ausdruck bringen; das wird noch deutlicher, wenn man diese Psalmen im Licht der augustinischen Psalmenfrömmigkeit betrachtet. Diese Sicht entspricht auffallend der Christozentrik der Benediktsregel. Das Kreuz Christi und sein Gehorsam bis zum Tod sind zentrale Themen der Spiritualität der Benediktsregel, und es ist bemerkenswert, daß Origenes die gleichen Themen entwickelte, „wobei er im Übergang von der Furcht zu Liebe den Hindurchgang vom Kreuz zur Auferstehung und zur Neuheit des Lebens in Christus sieht"[129]. Das beweist wiederum, wie sehr Benedikt in der alexandrinischen Tradition verwurzelt ist.

Insbesondere der Mönch soll sich wie einst die Märtyrer Christus angleichen; der Liebe zu ihm soll er ja nichts vorziehen[130]. Wie sie soll er das Leiden bewußt bejahen. Als entsprechende Haltung kennt die Benediktsregel die Geduld, das Ausharren und das Standhalten. Schon der Schlußsatz des Vorwortes zur Regel zeigt, wie die Sehnsucht nach Christusverbundenheit den Mönch beseelen soll. In die gleiche Richtung zielen sodann die Weisungen der Regel über den klösterlichen Gehorsam und die Demut. Die Selbstentäußerung, der Liebes-Gehorsam und die Dienstbereitschaft des Gottesknechtes Jesus sind dabei *das* Vorbild für die Gehorsamshaltung des Möches, in welcher er voll auf die Selbsthingabe Jesu eingeht. Auch der kösterliche Gehorsam soll ganz im Dienst an der Gemeinschaft stehen[131]. Das ganze monastische Leben wird so am leidenden und gekreuzigten Gottesknecht Jesus orientiert. Dadurch, daß die Freitagspsalmodie des Monastischen Stundenbuches bewußt diese gleiche Perspektive eröffnet, schafft sie eine Verbindung zwischen der liturgischen und der klösterlichen Spiritualität.

2. Die Psalmodie des Sonntags

Das Monastische Stundenbuch bemüht sich, der neuen Sicht des Sonntags im Sinn der nachkonziliaren Liturgiereform gerecht zu werden. Es sieht deshalb am Sonntag vor allem Königspsalmen und andere messianische Psalmen vor, beginnend mit der 1. Vesper am Samstagabend, bzw. Hallel-Psalmen für die Mittagshore und die 2. Vesper am Sonntag. Es ergibt sich folgende Zusammenstellung:

1. Vesper:		Psalm 66(65), 20(19), 21(20), 138(137), Cant.NT.
1. Komplet:		Psalm 15(14), 17(16), 16(15).
Invitatorium:		Psalm 81(80).
Vigil:	1. Nokturn:	Psalm 110(109), 18(17), 2.
	2. Nokturn:	Psalm 45(44), 9/10, 72(71).
	3. Nokturn:	3 Cant.AT.
Laudes:		Psalm 93(92), 3, 30(29), Cant.AT, 147.
Kleine Horen:	Terz:	Psalm 119(118), I-IV.
	Sext:	Psalm 118(117).
	Non:	Psalm 136(135).

129) Georg Holzherr, Die Benediktsregel. Eine Anleitung zum christlichen Leben (Einsiedeln ^{2}1982) 52.
130) Benediktsregel, Kapitel 4, 21; 72, 11.
131) Benediktsregel, Kapitel 5, 13; vgl. dazu: Georg Holzherr, a.a.O. 101.

2. Vesper: Psalm 113(112), 114(113A), 115(113B), 116(114/115), Cant.NT.
2. Komplet: Psalm 4, 91(90), 134(133).

Die Cantica aus dem Alten und dem Neuen Testament in den beiden Vespern, der Vigil und den Laudes stammen auch am Sonntag aus dem römischen Stundenbuch und ergänzen das ursprünglich reine Psalmenschema von P. Notker Füglister.

1. Das Sonntagsoffizium beginnt mit der 1. Vesper am Samstagabend[132]. Die Psalmodie umfaßt vier Psalmen (und ein neutestamentliches Canticum entsprechend der römischen Liturgia Horarum). Von den vier Psalmen stellen auch in der 1. Vesper des Sonntags der erste und der vierte gewissermaßen den Rahmen dar für die beiden mittleren, thematischen Psalmen, stehen aber ihrerseits in Beziehung zum Eigenthema des Sonntags: Am Sonntag besingt das durch das Pascha-Mysterium erlöste Gottesvolk der Kirche das Mysterium seiner Erlösung. Wir singen das Lob des erlösenden Gottes und unseres Erlösers Jesus Christus und damit unser eigenes Mysterium, wenn wir der Psalmenfrömmigkeit Augustins folgen; denn für ihn betet Christus in den Psalmen, d.h. der *ganze* Christus, der *Christus totus*, Haupt und Glieder; die Kirche ist immer eingeschlossen[133].

Das Hauptgewicht der Psalmodie am Samstagabend liegt auf den beiden mittleren Psalmen 20 und 21. Sie bilden das christologische Herzstück der Vesperpsalmodie.

Der *Psalm 66(65)* trägt nach Augustinus die Überschrift *Canticum psalmi resurrectionis*[134], worunter die Auferstehung Christi zu verstehen sei, von welcher Augustinus vor allem zu V.3 spricht[135]. Der Psalm ist das Lied der Kirche, denn *omnis terra* in V.1 ist wieder nach Augustinus die Kirche[136]. Besonders österlich klingen für den christlichen Beter die VV.5-6. Der Durchzug Israels durch das Rote Meer (dieses Thema kehrt in der sonntäglichen Psalmodie noch mehrmals wieder) ist in christlicher Deutung ein Vorherbild der Taufe, jenes Ostersakramentes also, das uns rettet und wahrhaft in die Freiheit hinausführt (V.12c).

Der folgende *Psalm 20(19)* hat als „Bitte für den König", d.h. Christus, seinen angemessenen Platz in der Psalmodie am Vorabend des Auferstehungsgedächtnisses. Vor allem V.7 deutet nach Augustinus auf die Auferstehung Christi hin[137]. Aber ebenso zu lesen und zu beten ist auch V.10a[138].

---

132) AEMSt 195: Rennings, 2457.
133) „Resurrectionem enim christiani nouimus in capite nostro iam factam, et in membris futuram. Caput ecclesiae Christus est, membra Christi ecclesia. Quod praecessit in capite, sequetur in corpore. Haec est spes nostra; ad hoc credimus, ad hoc duramus, et perseueramus in tanta malignitate huius saeculi, consolante nos spe, antequam spes fiat res. Res enim erit cum et nos resurrexerimus, et in caelestem habitum commutati, aequales angelis facti fuerimus. Quis hoc sperare auderet nisi ueritas promitteret?": Enarr. in Ps. 65, 1: CChrSL 39, 838.
134) Ebda.
135) Ebda. 65, 6: CChrSL 39, 844.
136) „Videte, fratres, quemadmodum commendetur uniuersitas ecclesiae toto orbe diffusae": Ebda. 65, 3: CChrSL 39, 839.
137) „Nunc mihi per prophetiam demonstratum est, quoniam resuscitabit Dominus Christum suum": Enarr. in Ps. 19, 7: CChrSL 38, 114.
138) Ebda. 19, 10: CChrSL 38, 114 f.

Psalm 21(20) schließt sich passend an den vorhergehenden Psalm an als „Dank für den Sieg des Königs". Die Deutung auf Christus und auf seine Erhöhung in der Auferstehung liegt hier besonders deutlich auf der Hand. Christus ist für den christlichen Beter der wahre König, „mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt"[139], ein König, der, über die Erde erhöht, alle an sich zieht[140]. Das geschah bei der in der Auferstehung Christi geschehenen Erhöhung[141]. Wieder ist es Augustinus, der mit einem zusätzlichen Bezug auf die Kirche darauf aufmerksam macht[142]. Der in der Auferstehung erhöhte Christus ist aber auch der Richter, der alle dem Feuer übergeben wird, die ihn und sein Erscheinen hassen[143].

Einen ähnlichen Zweck wie Psalm 66 erfüllt schließlich *Psalm 138(137)*, der zweite Rahmenpsalm, als Aufruf zum Loben und Danken für die Huld und Treue Gottes (V.2), worin sich vorzüglich das Handeln Gottes an uns Menschen manifestiert. Dieser Aufruf ergeht an alle Völker (V.4), denn Christus hat alle erlöst. Wiederum sieht Augustinus in diesem Psalm die Stimme der Kirche, die hier ihr eigenes Mysterium besingt, ist sie doch im wahrsten Sinn der Tempel Gottes (V.2)[144].

2. Von den drei Psalmen der Komplet am Samstagabend hat eigentlich nur der erste Psalm, *Psalm 15(14)*, keinen direkten oder indirekten Bezug zum Geheimnis des Sonntags, zum Paschamysterium.

Der *Psalm 17(16)* hingegen, die Gebetsklage eines unschuldig Verfolgten, ist nach Augustinus in Wahrheit das Gebet Christi. Aber auch hier betet wiederum der ganze Christus, das Haupt und der Leib, zum Vater, wobei in V.14 das Auferstehungsmotiv anklingt[145]. Uns rettet Christus durch die Taufe.

Der letzte Psalm der Komplet, *Psalm 16(15)*, erreicht seinen Höhepunkt in den Schlußversen VV.9-11. Bei Gott ist das Leben wunderbar geborgen. Auf einzigartige Weise gingen diese Worte nach dem Zeugnis der Apostel Petrus und Paulus an Jesus in Erfüllung[146]. Diese Psalmverse sind aber auch unsere Gebetsworte; denn was an Christus, dem Erstgeborenen von vielen Brüdern, geschah[147], wird sich auch an uns erfüllen. So sind wir zu Beginn der Nacht, dem Sinnbild des Todes, von der Hoffnung auf die künftige Auferstehung erfüllt[148].

3. Am Anfang des Stundengebetes am Sonntagmorgen steht als Invitatoriumspsalm *Psalm 81(80)*, ein Aufruf zum Lobpreis Gottes, ein Aufruf zum Festtagsjubel (vermutlich stammt dieser Psalm aus der Liturgie des Laubhüttenfestes).

---

139) Hebr 2, 9; Vgl. Augustinus, Enarr. in Ps. 20, 6: „qua eum resuscitasti".
140) Vgl. Joh 12, 32.
141) Röm 1, 4.
142) „Vitam petiit... resurrectionem petiit": Enarr. in Ps. 20, 5: CChrSL 38, 115.
143) Vgl. Offb 1, 12–18; 19, 19–21.
144) „Maior enim angelis descendit ad hominem, et Creator angelorum suscepit hominem, Dominus angelorum mortuus est pro homine. *Adorabo* ergo *ad templum sanctum tuum:* intellego templum tuum non manu factum, sed quod tu fecisti tibi": Enarr. in Ps. 137, 4: CChrSL 40, 1981.
145) „Erue animam meam resuscitando me a morte": Enarr. in Ps. 17, 2: CChrSL 38, 93.
146) Apg 2, 25–28; 13, 35–37.
147) Röm 8, 29; Kol 1, 18.
148) „Spe resurrectionis": Augustinus, Enarr. in Ps. 16, 9: CChrSL 38, 91.

Der Psalm verweist aber auch auf das Mysterium der Kirche; denn der V.8 aus der Gottesrede im zweiten Teil des Psalmes erinnert wieder an den Durchzug Israels durch das Rote Meer und wird so für den christlichen Beter zu einer Erinnerung an seine Taufe, das Ostersakrament, durch das er selber in Christus gestorben und auferstanden ist und ein Glied der Kirche und so Glied des Leibes Christi wurde[149].

4. Ähnlich wie in der Vesper kommt auch in der Vigil den Psalmen eins und drei der beiden ersten Nokturnen eine gewisse Rahmenfunktion zu. Psalm 110 und Psalm 2 haben in der Verwendung durch die Kirche immer einen messianisch-christologischen Sinn gehabt. Sie bilden hier den Rahmen zu Psalm 18, der nicht weniger als sie von Christus her gebetet werden kann und soll.

Heute, am Sonntagmorgen, spricht der *Psalm 110(109)* vor allem von der Erhöhung Christi zur Rechten des Vaters in der Auferstehung[150]. Diese christologische und paschale Deutung liegt eigentlich auf der Hand. Der Psalm ist eine Prophetie von Christus. Diese Interpretation beruft sich auf das Evangelium, dessen Herzstück die Lehre von der Auferstehung Christi ist. – Der Psalm ist deshalb auch ein Appell an den Glauben des betenden Christen, weil der Auferstandene und Thronende nicht sichtbar ist[151].

Auch der *Psalm 18(17)* hat seine letzte Erfüllung in Christus gefunden; Er ist der Gesalbte schlechthin (V.51); Er hat durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben sein Reich der Gerechtigkeit aufgerichtet und die gottfeindlichen Mächte besiegt. Er ist derjenige, der in der Not zu Gott, seinem Vater, rief[152], der ihn errettete und in der Auferstehung ins Weite führte. Doch auch hier gilt: was an Christus geschah, soll auch an uns geschehen. Der Psalm ist demnach auch unser eigenes österliches Gebet. Er ist, mit Augustinus gesprochen, das Gebet des *Christus totus*[153]. Was in diesem Psalm nicht direkt von Christus gesagt ist, wird von der Kirche gesagt.

In der Auferstehung ist Christus zum Sohn Gottes in Macht eingesetzt[154]. Er heißt ja nicht nur der Sohn, er *ist* es. Darin bewahrheitet sich letztlich der *Psalm 2*. – Dieser von Gott eingesetzte Christ-König verlangt jedoch die Entscheidung des Menschen: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich"[155]. An ihn glauben und sein Leben ganz ihm anheimstellen, läßt das Zorngericht Gottes am Ende der

---

149) „Nihil aliud tunc in figura portendebat transitus populi per mare, nisi transitum fidelium per baptismum; testis est apostolus: *Nolo enim uos*, inquit, *ignorare, fratres, quia patres nostri omnes sub nube fuerunt, et omnes per mare transierunt, et omnes in Moysen baptizati sunt in nube et in mari.* Nihil ergo aliud significabat transitus per mare, nisi sacramentum baptizatorum": Augustinus, Enarr. in Ps. 80, 8: CChrSL 39, 1124.

150) „Nouimus Christum sedere ad dexteram Patris post resurrectionem a mortuis, et in caelos adscensionem": Enarr. in Ps. 109, 7: CChrSL 40, 1606; vgl. auch ebda. 109, 4: CChrSL 40, 1604; 109, 10: CChrSL 40, 1610; 109, 11: CChrSL 40, 1610.

151) Ebda. 109, 12: CChrSL 40, 1611.

152) Vgl. Hebr 5, 7.

153) „Totus enim Christus hic loquitur, in quo sund omnia membra eius": Augustinus, Enarr. in Ps. 17, 51: CChrSL 38, 102.

154) Vgl. Apg 13, 33.

155) Mt 12, 30.

Geschichte überstehen[156]. Damit wird am Ende der 1. Nokturn eine eschatologische Perspektive eröffnet.

Die Psalmodie der 2. Nokturn hat den gleichen spirituellen Gehalt wie jene der 1. Nokturn und auch denselben Aufbau.

Der erste Psalm, *Psalm 45(44)*, ist ein „Lied zur Hochzeit des Königs". Dieser König ist für uns Christus; seine Braut ist die Kirche[157]. Im ersten Teil des Psalms wird Christus vorgestellt, im zweiten Teil hingegen die Kirche als seine Braut und in ihr die einzelnen Christen. Diese Deutung bräutlicher Liebe wird schon bei den Propheten vom innigen Zueinander Jahwes zu seinem auserwählten Volk gebraucht[158], und erst recht erkannte die Urkirche darin ein Bild für das Verhältnis Christi zu seiner Kirche: sie ist die Braut des Lammes, die sich schmückt (VV.14-15) für ihren Gemahl[159], die als die Erwählte aus der Ferne kommt (V.11), die Christi Eigentum wurde, dessen Thron der Thron Gottes ist (V.7)[160].

Auch in *Psalm 9/10* sprechen Christus und die Kirche. Der Sohn richtet Dank und Lobpreis an den Vater, die Kirche tut es für das Wunder der Erlösung im Paschamysterium und verkündet Gottes Taten. All dies geschieht im Blick auf eine Geschichte, die ein unlösbares Ineinander von Licht und Finsternis, Aufstieg und Niedergang ist. Doch gerade der gläubige Blick auf diese Geschichte reißt den betrachtenden Menschen zum staunenden Lobpreis hin. Doch fehlt es auch nicht an bittendem Klagen; denn diese Geschichte ist noch nicht zu Ende, nur zu oft triumphiert die Macht des Bösen[161]. Und sind nicht auch wir christliche Beter oft versucht, mit dem Psalmisten zu erhoffen – und zu erbitten –, daß Gott die Geschichte an diesen Machthabern zum Gericht werden lasse?[162] Das Paschamysterium klingt vor allem in V.14 f an: „Führe mich herauf aus den Pforten des Todes, damit ich deinen Ruhm verkünde".

Psalm 72(71), mit dem sich der Rahmen wieder schließt, wurde von alters her messianisch-christologisch verstanden. – Doch ist auch hier nach Augustinus die Kirche nicht aus-, sondern eingeschlossen. – Was im Alten Testament nicht in Erfüllung ging an hochgespannten Erwartungen dieses Liedes auf die Inthronisation eines Königs, in Christus ist jenes Reich wirklich gekommen, freilich noch klein und verborgen im Verlauf der andauernden Geschichte[163]; die Offenbarung ist dem Ende der Zeiten vorbehalten. Dazu bekennt sich die Kirche im urchristlichen Gebetsruf: „Dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit". Also findet sich auch hier, am Schluß der 2. Nokturn, die eschatologische Öffnung.

Das Monastische Stundenbuch hat die alte Tradition der 3. Nokturn für alle Sonntage beibehalten. Damit wird am Schluß der Vigil, die ohnehin schon ganz

---

156) Vgl. Pirmin Hugger, Leitgedanken zum Psalmengebet des „Neuen Offiziums" (Münsterschwarzach 1971) 2 f.

157) „Etenim sponsa ecclesia est, sponsus Christus", sagt prägnant und kurz Augustinus: Enarr. in Ps. 44, 3: CChrSL 38, 495.

158) Vgl. Hos 2, 21 f; u. ö.

159) Offb 21, 2; 22, 17; vgl. Eph 5, 29–32.

160) Vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 3.

161) Ps. 10.

162) Ps. 9, 20; 10, 16.

163) Vgl. Mk 4.26–29.

vom Gedächtnis des Paschamysteriums geprägt ist, wie wir sahen, nochmals ein eindeutig österlicher Akzent gesetzt; denn diese 3. Nokturn hat ihre geschichtliche Wurzel im sogenannten Auferstehungsoffizium, wie es die Kirche von Jerusalem jeweils am Sonntagmorgen nach dem Zeugnis der Pilgerin Egeria feierte[164]. Die Ordnung der Benediktsregel[165] gibt die ursprüngliche Ordnung in Jerusalem noch ziemlich genau wieder. Das neue Monastische Stundenbuch unterstreicht den österlichen Charakter noch durch das Evangelium von der Auferstehung, das jetzt wieder an dieser Stelle statt des Sonntagsevangeliums vorgetragen wird[166].

5. Die Psalmodie sieht auch für die Laudes zwei „Rahmenpsalmen" vor, die die „thematischen" Psalmen umgeben. Es sind dies am Sonntag Psalm 93 und Psalm 147. Beide Psalmen sind hier das Morgen-Lob der Kirche, beide sind Lob-Psalmen.

Der König in *Psalm 93(92)* ist der durch die Auferstehung erhöhte Christus, der Pantokrator, dessen Thron in Ewigkeit besteht (V.2).

Psalm 147 seinerseits ist das Lob Gottes für die Errettung Jerusalems, und das heißt hier in christlichem Kontext, der Kirche. Nach Augustinus geht es hier um das Gedenken an Christus und die Kirche als Bräutigam und Braut. – Das Gottesbild Israels, das in diesem Psalm gekennzeichnet wird, ist auch das unsrige. Es gibt nur *einen* Gott und dieser ist der Gott der ganzen Welt und Geschichte. Alles Leben in Natur und Geschichte ist sein Werk, Gabe seiner unaussprechlichen Größe, Güte und Liebe[167].

Die beiden mittleren Psalmen entfalten im Morgenlob des Sonntags das Thema der Auferstehung – wie könnte es anders sein, als daß dieses Thema vor allem hier in den Laudes zum Tragen kommt, ist doch die Laudes selber im täglichen Stundengebet *die* Hore, die dem besonderen Gedächtnis der Auferstehung gewidmet ist.

Der *Psalm 3* erhält in diesem thematischen Kontext seinen spezifisch christologischen Gehalt. Insbesondere V.6 wird in diesem Sinn gebetet: Der Schlaf wird

164) „Mox autem primus pullus cantauerit, statim descendet episcopus et intrat intro speluncam ad Anastasim. Aperiuntur hostia omnia et intrat omnis multitudo ad Anastasim, ubi iam luminaria infinita lucent, et quemadmodum ingressus fuerit populus, dicet psalmum quicumque de presbyteris et respondent omnes; post hoc fit oratio. Item dicit psalmum quicumque de diaconibus, similiter fit oratio, dicitur et tertius psalmus a quocumque clerico, fit et tertio oratio et commemoratio omnium. Dictis ergo his tribus psalmis et factis orationibus tribus ecce etiam thiamataria inferuntur intro speluncam Anastasis, ut tota basilica Anastasis repleatur odoribus. Et tunc ubi stat episcopus intro cancellos, prendet euangelium et accedat ad hostium et leget resurrectionem Domini episcopus ipse. Quod cum ceperit legi, tantus rugitus et mugitus fit omnium et tantae lacrimae, ut quamuis durissimus possit moueri in lacrimis, Dominum pro nobis tanta sustinuisse": Itinerarium Egeriae, XXIV, 9–10: CChrSL 175, 69.

165) Benediktsregel, Kapitel 11, 6–10.

166) Das ursprüngliche Schema Füglister, das sich auf die Neuverteilung der Psalmen beschränkte, kannte diese 3. Nokturn nicht; im Monastischen Stundenbuch wurde sie wiederhergestellt, um dem Gewicht der Tradition und dem Charakter der sonntäglichen Vigilfeier gerecht zu werden.

167) Vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 6.

zum Sinnbild des Todes Christi, das Wiedererwachen verweist auf seine Auferstehung am Ostermorgen. Was hier *ex persona* Christi gesagt wird, ist nach Augustin auch hier die Person des *Christus totus*, der Kirche und ihres Hauptes. Für die Kirche spricht der Psalmvers vom Übergang von der Sünde zum Heil. Auch hier vereinigt sich der einzelne Beter mit Christus, in dessen Auferweckung Gott einen neuen Anfang, einen neuen Morgen gemacht hat, so daß das Vergangene wirklich vergangen ist.

Auf das Osterthema bezieht sich in *Psalm 30(29)* vor allem V.6b: am Abend Weinen, am Morgen Jubel; gemeint ist auch damit die Auferstehung Christi nach seinem erlösenden Tod (V.10 f)[168]. Nach Überwindung der Todessituation durch Christus singt der Auferstandene – und der Erlöste – sein Danklied. Entscheidend ist dabei die Einsicht, daß das Schicksal des so Betenden ganz in der Hand Gottes ruht.

6. Für die Terz-Psalmodie sieht das Monastische Stundenbuch auf die ganze Woche verteilt den *Psalm 119(118)* vor, der für den christlichen Beter das Loblied auf das Gesetz Christi ist, auf das Wort Gottes selber in Menschengestalt, dessen Joch sanft und dessen Bürde leicht ist[169]. Dieses Wort ist für den Christen der Wegweiser, Licht auf seinem Weg. Wer dieses Wort hält, der liebt Gott[170] und erfährt auch, wie beseligend solche Liebe ist.

Für die Sext sieht das Monastische Stundenbuch *Psalm 118(117)* vor. Der „Vorbeter" dieses Psalmes, dieses Dankliedes, ist im christlichen Verständnis Christus selber, der wahre König, aber auch hier die Kirche als ganze. Besonders V.17: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, um die Taten des Herrn zu verkünden", ist in Christus selber schon definitiv erfüllt aufgrund seiner Auferstehung. „Seinen letzten Sieg besingt dieses Lied am Ende unseres Lebens, wenn wir durch das ‚Tor der Gerechtigkeit', d. h. der Gnade, eingehen dürfen, um ihm zu danken, der ein Leben lang die Wunder seiner Rettung an uns gewirkt hat"[171]. – In der Hore am Mittag beten wir also den Psalm, der von alters her der österlichen Liturgie zugeeignet ist, und der schon im Alten Testament Teil des Großen Hallel, der alttestamentlichen Pascha-Liturgie war.

In seinem Mittelteil besingt der *Psalm 136(135)*, der Litaneipsalm auf die Wunder Gottes, das Wunder der Befreiung. Wieder erkennt der christliche Beter im Durchzug durch das Rote Meer (VV.13–15) das Vorherbild seiner eigenen Befreiung und Erlösung durch die Taufe[172]. Das ist *das* Wunder unseres Lebens, für das wir heute dankend Gott preisen.

---

168) „*Et in matutinis exsultatio.* Vsque in matutinum, quo exsultatio resurrectionis futura est, quae in matutina Domini resurrectione praefloruit": Augustinus, Enarr. in Ps. 29, I, 6: CChrSL 38, 172; Vgl. ebda. 29, II, 16: CChrSL 38, 184.

169) Mt 11, 30.

170) Vgl. Joh 14, 21.

171) Pirmin Hugger, a.a.O. 6.

172) „*Qui diuisit mare Rubrum in diuisiones.* Diuidit etiam, ut unus atque idem baptismus aliis sit in uitam, aliis sit in mortem. *Et eduxit Israel per medium eius.* Educit etiam innouatum populum suum per lauacrum regenerationis. *Et excussit Pharaonem et uirtutem eius in mari Rubro.* Celeriter interimit et peccatum suorum reatumque eius per baptismum": Augustinus, Enarr. in Ps. 135, 9: CChrSL 40, 1963.

7. Die Psalmodie der Vesper am Sonntagabend bilden die Psalmen des „Großen Hallel", das man nach dem Paschamahl sang, so auch Jesus mit seinen Jüngern[173].

Den Auftakt dazu bildet *Psalm 113(112)*, ein Hymnus auf die unbeschreibliche Größe Gottes. Der „Name des Herrn" ist unfaßbar und kein Begriff, den wir Menschen von Gott machen, trifft auf ihn zu; denn jeder Begriff ist schon Abgrenzung. Gott jedoch ist un-ab-grenzbar, un-de-finierbar (VV.4-6). – Aber dieser unbegreiflich große Gott kümmert sich auch um das Kleinste, um den geringsten und letzten Menschen (VV.7-9). Wie sehr dies zutrifft, hat er in der Menschwerdung und im Paschamysterium seines Sohnes bewiesen.

Kernstück der alten Paschaliturgie war die Erinnerung Israels an die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens, die im Durchzug durch das Rote Meer begann und sich im Einzug in das Gelobte Land mit dem Durchzug durch den Jordan vollendete. Am Sonntag wird dieser *Psalm 114(113A)* für uns zum Lobpreis für unsere Erlösung, deren wir in der Taufe, dem Ostersakrament, teilhaftig wurden. Israel ist gerade hier Vorherbild für uns, für die Kirche, für das neue Gottesvolk[174].

Daran schließt sich das Lied auf die Ehre Gottes, *Psalm 115(113B)*. Die Ehre Gottes ist vor allem der lebendige Mensch (V.17 f), d. h. der Mensch, der wiedergeboren ist durch das Sakrament der Wiedergeburt auf den Tod und die Auferstehung Jesu, der Mensch, der schon jetzt Anteil hat an diesem neuen und wahren Leben, der österliche Mensch, der allen Götzen widersagt hat.

Die Psalmodie der Vesper schließt mit *Psalm 116(114/115)*, dem Danklied des auferstandenen Christus, der, nachdem er den Kelch des Leidens getrunken hat, nun im Land der Lebenden (V.9) sein Danklied singt. „Kostbar war in den Augen Gottes jene Hingabe in den Tod – sie, nicht der Untergang, das Zerschlagenwerden. So konnte der ‚Kelch des Heiles' gefüllt werden, von dem alle trinken dürfen. die das volle und ganze Leben erhalten ..."[175]. Augustinus erkennt auch in diesem Psalm das Pilgerlied des Christen, dessen Leben eine *peregrinatio* ist, der Weg zur himmlischen Herrlichkeit, zur *regio vivorum*, der Weg von der Vergänglichkeit zur Unvergänglichkeit[176]. Damit öffnet sich hier wiederum die Eschatologische Weite: der Psalm leitet hinüber zum Canticum aus der Offenbarung.

8. Die Psalmodie der Komplet am Sonntagabend bilden die traditionellen Kompletpsalmen 4, 91 und 133.

Wenn in *Psalm 4* vom Schlafen die Rede ist (V.9), so denkt der christliche Beter dabei an den Hinübergang von Tod und Vergänglichkeit zum Leben in Unvergänglichkeit. Auch hier gilt also: Was an Christus schon geschehen ist als dem Haupt, das wird und soll auch an uns als seinen Gliedern geschehen. Der Psalm ist

173) Mt 26, 30.

174) „Ipsos hostes nostros, qui nos fugientes ut interimerent sequebantur, id est delicta nostra, sicut Aegyptios in mari obrutos, ita in Baptismo demersa et exstincta luce clarius intimat dicens: *Quoniam uoluntarius et misericors est, ipse conuertet et miserebitur nostri; demerget delicta nostra, demerget in maris profundum omnes culpas nostras*": Augustinus, Enarr. in Ps. 113, s. I, 4: CChrSL 40, 1638; „Iordanis ergo illos significat, qui gratiam baptismi perceperunt": ebda. 113, s. I, 7: CChrSL 40, 1639.

175) Pirmin Hugger, a.a.O. 9.

176) Vgl. Augustinus, Enarr. in Ps. 114, 8: CChrSL 40, 1651.

das Gebet unseres gläubigen Gottvertrauens im Blick auf Christus und die ewige Vollendung.

Psalm 91(90). Christus ist das Vorbild des gläubigen Menschen in Bedrängnis, Versuchung und Verfolgung. Er ist auch unser Beschützer; denn er ging uns voran im Leiden und in der Auferstehung[177]. Der Christ ist der Mensch, dessen Leben mit Christus in Gott verborgen ist[178]. Deshalb weiß er auch, daß er nicht hoffnungslos der Macht des Bösen und der verzehrenden und lähmenden Angst ausgesetzt ist. Er weiß in seinem Glauben, daß in aller Bedrängnis und Not für den, der Gott liebt, alles zum Besten ausschlagen wird[179]. Aber diese Glaubensüberzeugung setzt eine Innigkeit des Gottanhangens voraus, wie sie in ihrer Vollendung allein Christus besaß[180].

Der *Psalm 134(133)* schließlich ist das Nachtgebet der Mönche, das sie stellvertretend beten für die Mitmenschen „draußen". Denn diese Aufgabe ist uns gegeben, im Gebet für die Mitmenschen einzutreten, vor allem für jene, die nicht (oder nicht mehr) beten können.

Abschließend dürfen wir sicher mit Recht sagen, daß es P. Notker Füglister wirklich gelungen ist, durch die Auswahl der Psalmen den Sonntag im Stundengebet zur Gedächtnisfeier des Paschamysteriums zu machen. Damit ist aber nicht nur ein zentrales Anliegen der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils verwirklicht, wonach der Sonntag auch im Stundengebet das Gedächtnis des Paschamysteriums sein soll, und zwar Christi und (als Tauferinnerung)) der Christen, das entspricht vielmehr auch dem Geist der Benediktsregel. Gewiß ist das Mönchsleben Kreuzesnachfolge, wie wir in der Zusammenfassung zum Freitag sagten, aber der eigentliche Herr und Abt des Klosters ist der auferstandene und verklärte Christus[181]. Er ist auch der Gott der Psalmen für die Benediktsregel, wie wir im ersten Teil sahen; er ist es als der Auferstandene, als der von Engeln umgeben Thronende. Vor ihm steht der Mönch im Gebet[182]. Aber nicht nur das Gebet ist *Opus Dei (= Opus Christi),* sondern das ganze Mönchsleben ist Dienst für Christus, den wahren König und Herrn[183]; ihm übereignet sich der Mönch in der Profess. Damit vermag das Sonntagsoffizium wiederum glücklich die Verbindung von liturgischer und klösterlicher Spiritualität zu schaffen und fördert so eine ganzheitliche Frömmigkeit.

---

177) Vgl. Augustinus, Enarr. in Ps. 90, s. II, 4; CChrSL 39, 1269; ebda. 90, s. II, 8: CChrSL 39, 1273–1275.
178) Kol 3,3.
179) Vgl. Röm 8, 28.
180) Joh 16, 32; vgl. Pirmin Hugger, a.a.O. 10.
181) Benediktsregel, Kapitel 2, 2.
182) Benediktsregel, Kapitel 19, 1–2.
183) Benediktsregel, Vorwort 3; Kapitel 61, 10.

Analecta zum oberschwäbischen Orgelbau*

Von Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas

Hermann Meyer und Walter Supper haben in ihrem Standardwerk „Barockorgeln in Oberschwaben" die Geschichte und Beschreibung der wichtigsten auf oberschwäbischem Boden vorhandenen Denkmalorgeln bereits 1941 veröffentlicht[1]. Aus den von Hermann Meyer benutzten „Weingartener Orgelakten" ist inzwischen ein kleines Aktenheft ausgesondert worden[2], das neu foliiert wurde (Foliierung 1-32; alte Foliierung 265-297 in teilweise verstellter Reihenfolge).

Es enthält die folgenden Schriftstücke:

1. Kurze Beschreibung des in der Ulmischen Münsterkirche reparierten großen Orgelwerks von Musikdirektor Conrad Michael Schneider; ohne Datum (um oder kurz nach 1730 einzuordnen).
2. Brief von P. Placidus Mayr OSB von Neresheim aus Münster im Münstertal an den Abt von Weingarten mit Orgelnachrichten und der Bitte um Geld für die Benediktinerinnenabtei Münster; 21. 7. 1734.
3. Disposition des Orgelwerks in dem Reichsstift und Gotteshaus Ochsenhausen in Schwaben gelegen; ohne Datum.
4. Disposition Ochsenhausen mit etwas anderem Wortlaut, aber mit der vorhergehenden identisch; ohne Datum.
5. Schreiben des Abts Benedikt von Ochsenhausen an den Abt von Weingarten wegen einer Kaution zum Bau der Gabler-Orgel in Weingarten; 8. 5. 1745.
6. Bestätigung der Kaution für Joseph Gabler vom Konvent Weingarten; 13. 6. 1745.
7. Die Abtei Ochsenhausen übernimmt die Kaution für den Gablerschen Orgelbau in Weingarten; 17. 6. 1745.
8. Schreiben von Seebold in Ochsenhausen an Joseph Gabler die Kaution betr.; 6. 7. 1745.
9. Disposition eines Chor-Orgelwerks des Gotteshauses Zwiefalten; ohne Datum.
10. Begleitschreiben (?) von Joseph Gabler zu dieser Disposition; ohne Datum.
11. Bewerbungsschreiben von Johann Caspar Fomann aus Helmsheim um den Orgelbau in Weingarten; 14. 1. 1725.
12. Disposition eines Orgelwerks im Operaton (von Andreas Silbermann); ohne Datum.
13. Schreiben von Andreas Silbermann zu dieser Disposition (nach Weingarten); 18. 11. 1720.

---

*) In memoriam Paul Steichele (1914–1971).

1) Walter Supper und Hermann Meyer, Barockorgeln in Oberschwaben, Kassel 1941, zit. Meyer, Barockorgeln.

2) Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bü 15 Fasc. I-III; die Schriftstücke lagen nach Meyer, der noch den vollständigen Weingartener Orgelakt benützte, unter dem Bestand „auswärtige Orgelbauer".

14. Disposition des neuen Werks in der Domkirche zu Freiberg (Sachsen); ohne Datum.
15. Memoire für ein großes Orgelwerk complet (Dispositionsentwurf für Weingarten) von Johann Georg Rohrer, Straßburg; ohne Datum (1736).
16. Quittung über 100 fl aus einem Salzburger Handelsunternehmen für Maria Plein auf Veranlassung der Abtei Weingarten; 3. 5. 1749.
17. Quittung von Joseph Gabler über 300 fl für die Orgel der Pfarrkirche Buchhorn; 15. 6. 1750.
18. Kupferstich des Orgelprospekts der Abtei de Saint Germain des Prez in Paris (als Beilage zum Silbermann-Brief Nr. 13).

Die Übersicht über den Inhalt der einzelnen Schriftstücke zeigt, daß es sich wohl um eine mehr oder weniger willkürliche Zusammenstellung handelt, die nicht einmal durchgehend chronologisch geordnet ist. Dieser Umstand veranlaßt uns, die Dokumente im Wortlaut wiederzugeben und zu kommentieren. Die bisherigen Bearbeitungen tragen andere Gesichtspunkte und sind teilweise außerordentlich schwer dem genannten Werk von Supper-Meyer zu entnehmen.

Nr. 1 (fol. 1—4)

Kurze Beschreibung deß in der Ulmischen Münster Kirchen reparirten großen Orgelwercks.

Nachdeme das große Orgelwerck in dem Ulmischen Münster Tempel bey nahem Zweyhundert Jahr lang gestanden, durch solche lange Zeit und vielen Gebrauch aber dermassen vergangen, daß es in kurzer Zeit gar vollends vnbrauchbar worden wäre; Alß hat Ein Wohl Löbl. Magistrat der Stadt Ulm, auff die deßhalben von Endtsunterseztem beschehene pflichtmässige schriftliche Vorstellung, in Anno 1730 die Resolution gefaßt, besagtes Orgelwerck durch den zur selbigen Zeit in das Bürger Recht recipirten erfahrnen Orgelmacher, H. Georg Friedrich Schmahl, auff nachfolgende weise repariren, und in einen guthen brauchbaren Stand, darinnen selbiges auch anjezo sich würcklich befindet, sezen zu lassen: Alß nehmlichen.

1.

Ist zwar der äußerliche Kasten oder Corpus deß Orgelwercks, obgleich die Structur desselben antiquisch, und nicht nach jeziger schönen und magnifiquen Facon gebauet ist, jedennoch wegen der daran sich befindlichen vielen auch kostbaren Mahler- und Bildhauer Arbeit, unverändert geblieben, das innerliche Eingebäude aber, alß Windladen, Registratur, Wellbretter, Cancele, wie auch das Pfeiffwerck, durchauß ganz neü verfertiget worden.

2.

Hat man zu denen annoch vorhanden geweßten 8. großen Blaßbälgen, welche der vorige Orgelmacher Baur gemacht hat, nach vier dergleichen dergestalten verfertigen lassen, daß bemeldte 8. Blaßbälge nur allein das zu denen 3. Manual-Clavieren gehörige Pfeiffenwerck, die übrige 4. Blaßbälge aber die grosse Pedal Pfeiffen ebenfalls allein und mit einem separirten Wind versehen und abspeisen mögen.

3.

Wird in dem ganzen Orgelwerck keine einzige Pfeiffe von Holz anzutreffen seyn, sondern es ist alles Pfeiffenwerck, wie auch die Zungen Register, und zwar, so viel das innwendige betrifft, von dem annoch vorhanden geweßten zimlichen Vorrath deß völlig umbgeschmelzten alten Pfeiffenwercks, mit einem nahmhafften Zusatz deß feinesten Englischen Zinns, die im Frontispicio aber stehende 4. Principal-Register von gedachtem Englischen Zinn ganz pur außgearbeitet werden.

4.

Sind die 3. Manual-Clavier, deren jedes in 48 Clavibus und 4 Octaven bestehet, von Elffenbein und Hebenholtz sehr zierlich gemacht, auch ist jedes derselben gar leicht zu tractiren; wie man dann auch keine sonderliche Force im Spihlen anwenden darff, wann auch 2. oder alle 3. Claviere, welche sich durch eine kleine leichte Verschiebung derselben nach belieben zusammen koppeln lassen, zugleich geschlagen werden. Wobey auch nach dieses Commodum sich befindet, daß bey dem Pedal, welches 24. Claves und 2. Octaven hat, alle Register im großen Manual Werck, vermittelst eines inventieusen Coppel-Registers pro lubitu auch pedaliter gebraucht werden können, wodurch dann das Pedal, dasolcher gestalt auff einem Tritt oder Clave 40. Pfeiffen zumahl klingen, ungemein verstärcket wird.

5.

Waß ferner die Disposition und Subordination aller Register insgesamt betrifft, wird solche auß nachfolgender Specification derselben, wobey zugleich der numerus der Pfeiffen bey jedem werck mit angehengt worden, zu ersehen seyn.

Groß Manual oder Ober Werck

	Schuh oder Fuß
Principal	8
Gemshorn	8
Viola di Gamba	8
Salicional	8
Gedackt	8
Trompet	8
Quintadehna	16
Fagot	16
Octava	4
Gemshorn	4
Traversa	4
Quinta	3
Superoctava	3
Waldflot	3

(2)

diese 3. Register werden in denen Oberen Octaven repetirt

Sesquialtera 4fach		e	ē	c̄	c̿			
Mixtura 8fach	c̄	ḡ	c̿	c̿	ē	ḡ	c̿	c̿
Cymbel 5fach	c̿	ḡ	c̿	c̿	c̿			

17 Register — Summa der Pfeiffen 1488

Brust Positiv

Principal	4
Klein Gedackt	4
Gros Gedackt	8
Quintadehna	8
Hautbois	8
Octava	2
Spilflöt	2

Repetirend

Sesquialtera 3fach		ē	ḡ	c̿
Mixtura 4fach	c̿	ē	ḡ	c̿

9 Register — Summa der Pfeiffen 672

Ruck Positiv

Principal	8
Quintadehna	8
Gedackt	8
Challimeau oder Krumhorn	8
Octava	4
Spizflöt	4
Quinta	3
Superoctava	2
Sesquialtera 4fach	$\bar{e}$ $\bar{g}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{c}}$
Mixtura 8fach	$\bar{c}$ $\bar{g}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{e}}$ $\bar{\bar{g}}$ $\bar{\bar{\bar{c}}}$ $\bar{\bar{\bar{c}}}$

10 Register Summa der Pfeiffen 864

Pedal

Principal	16
Subbaß gedackt	16
Violon	16
Octava	8
Violoncello	8
Posaun	16
Trompet	8
Clarino	4
Posaun im Gesicht, von Kupffer und im Feüer starck vergüldt, sonach von dem alten Werck übrig geblieben	8

9 Register Summa der Pfeiffen 216

Summarum aller Register		und Pfeiffen
Gross Manual	17	1488
Brust Positiv	9	672
Ruck Positiv	10	864
Pedal	9	216
	45	3240

Ausser diesen specificirten Registern sind nach 4. Sperr Ventile zu denen 3. Manualien, und dem Pedal, wie auch ein langsamer Tremulant, so durch alle 3. Manual-Claviere gehet, vorhanden.

6.

Waß übrigens überhaupt den bey dem ganzen Orgelwerck angewandten großen Fleiß und Accuratezza, sowohl ratione der innerlichen Structur, alß auch ratione deß Pfeiffenwercks, und dessen, Mensurir- Intonir- und Einstimmung anbetrifft, wird ein jeder, so das Werck besiehet und höret, von selbsten bekennen müssen, daß an Selbigem in allen Stücken nichts versäumet worden seye.

Conrad Michael Schneider
Dir: Mus: und Canzley Verwandter.

Die Ulmer Disposition hat Hermann Meyer in seiner Riepp-Monographie[3] veröffentlicht. Es handelt sich um die 1731-35 von Georg Friedrich Schmahl, Ulm, erneuerte Orgel des Münsters. Nach dem zitierten Vertrag hatte Schmahl das alte Gehäuse zu übernehmen, die vergoldete Pedalposaune im Prospekt ebenfalls, alles andere war neu unter Verwendung des alten Pfeifenmetalls. Der Renaissance-Prospekt von 1596 mit dem Schmahlschen Werk stand bis zum Jahre 1856, als man die erste Walcker-Orgel im Münster aufstellte[4]. Es war die größte Orgel, die von den Orgelbauern Schmahl erbaut worden ist: Ulm/Münster 3-45 Register; Heilbronn/St. Kilian 3-37 Register (Johann Adam Schmahl 1744); Roggenburg 3-43 Register (Georg Friedrich Schmahl 1761). Der Dispositionsentwurf Schmahls für die Barfüßerkirche in Augsburg (1754) stimmte im Hauptwerk größtenteils mit Ulm/Münster überein, ebenso im Pedal[5], die Nebenmanuale sind nicht vergleichbar. Die Rückpositive von Ulm/Münster und Heilbronn/Kilian sind wieder sehr ähnlich, ferner der Pedalaufbau[6]. Anders steht es mit der Roggenburger Schmahl-Orgel; von ihr kennen wir die Originaldisposition nicht. Mit der veränderten von 1862 bestehen so gravierende Differenzen, daß wir an starke Eingriffe durch Röschmann denken müssen. Sie sind jedenfalls nicht durch die spätere Entstehungszeit (1761) allein erklärbar[7].

Nr. 2 (fol. 5—6)
Empfehlungsschreiben für Joseph Gabler

Hochwürdiger, wohlgeborener des H: Röm. Reichs Praelaten
Mein sonders gnädiger Herr Herr undt Vatter,

Das ich auf mein gegebenes Versprechen mich gleich erster Tags mit underthänigster Referirung wegen der Orgel aufgewarthet habe, bitte demüthigst umb Vergebung, gestalten solches nit geschehen aus Vergeßenheit oder einem undankh vor so vihle theils empfangene theils noch gewärthiger hohe gnaden, sondern damit ich auf meiner Rais hin undt wider mehrere der gleichen Werkh probiren möchte, umb desto beßer daraus abzunemmen, welcher Meister in seinem Orgel Werkh dem andern überlegen. Mues auch gestehen, daß ich kein beßeres Werkh nirgend angetroffen als zu Ochsenhausen. Wiewohlen ich zuvor geglaubt, es seye kein beßerer Meister als mein engelobter H. Fuchs zu Donauwerth, so hab ich doch baldt gefunden daß seine neue werkh, wo er all seine Kunst aufgebotten, comparative nichts gegen dem schönen, gueten undt kunstreichen Werkh zu Ochsenhausen seyn. Er hat zwar vihle werkh gesezt, als zu Medling bey den PP. Dominic. zu Donauwerth beym H: +, item dorten in der Pfarrkirchen, undt andern orthen mehr, aber keines aus allen kombt auch nur von Weithem dem Och-

3) Hermann Meyer, Karl Joseph Riepp, der Orgelbauer von Ottobeuren, Kassel 1938, S. 133 f., zit. Meyer, Riepp.
4) Th., Geschichtliches über den Bau und die Veränderungen der bisherigen Orgel im Münster, in: Ulmer Intelligenz-Blatt Nr. 4 vom 12. Januar 1849; Seifert (Hg.), Die Hauptorgel des Ulmer Münsters von 1969, zusammengestellt von Walter Supper, Ulm 1969, S. 25—31.
5) Hermann Meyer, Orgeln und Orgelbauer in Oberschwaben, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 54. 1941, S. 349, zit. Meyer, Orgeln.
6) Gotthilf Kleemann, Die Orgelbauerfamilie Schmahl, in: Acta Organologica Bd. 7, Berlin 1973, S. 102.
7 Rudolf Quoika, Roggenburger Orgelbüchlein, Roggenburg 1956, S. 16; Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas, Historische Orgeln in Schwaben, München-Zürich 1982, S. 212.

senhauser Werkh zue, undt kan man ihme dauerndt dorthen grobe Hauptfehler darthun, die er nit capabl zu beßern, indem er schon vor sich selbsten allem seinem Fleiß undt Kunst aufgebotten, undt nit mehr erzwingen können. Ex: gr: in einem Werkh fehlt es im pedal undt ist kein genugsames Fundament da, wenn er noch so vihl Register macht, in einem andern an den blasbälkhen, in dem 3t, an dem edlen Register *Viol di Gamb* pp. Wäre schadt, wan ein so schönes Werkh vür einen so herrlichen tempel solte verpfuschet werden; habe zwar auch von der Ulmer Orgel im Münster vihl brallends undt proples gehört, daß es alle Werkh solte übertreffen, allein weil es noch nit in seiner perfection ist, auch in einem solchen orth stehet, wo ich keine gemeinschaft zu suchen, bey nebens daß mehrere erst erfahren, da ich schon vorbey, so hab ich dorthen nit nachgesehen, sondern erachtet, daß ein Ochsenhausischer Orgelmacher gewachsen genug wäre, wo nit ein besseres Werkh, aber ein solches aufzustellen, mithin kündte ein solcher ohne underthänigste masgebung Weingarten auf das beste contentiren.

Ferners bin ich noch eingedenkh jener consolabl(en) Wordthen Ihro Hochwrd.u. Gn(aden) Meiner gn(ädigen) Herrn, daß, es wie der Krieg am Rein ein beßeres aussehen bekomme, anbey die forcht in contribution gesezt zu werden, hochgedacht dieselbe meinen armen Gotteshaus mit einem erklekhlichen an die handt gehen wolten; mit disem wohlgeneigten gnädigen beifügen, es wolten nämlichen hoch dieselbe meinem Gottshaus lieber 10 000 fl vergönnen, als dem Franzosen nur 10 Xr. Auf dise gnädige hohe affection bitte underthänigst undt umb Gottes Willen in büchern efficauter bedacht zu sein, damit ich meinen armen kinderlein undt Mitschwestern unseres B: Ordens ihren lamentablen Standt müste suffulcieren können!

Mein Gnädigste F. Abbtisin Hochw. u. Gn(aden), F. Priorin sambt dem ganzen hochadelich Stifft befehlen sich Ihro Hochw(ürden) u. Gn(aden) als Ihrem Gnädigsten H. Vattern undt Gueththädern auf das underthänigste umb Gottes Willen bittend, solche grose Hilf als ein H: almosen ihnen als H: Ordensgenossen wiewohlen unwürdigen angedeyen zu lassen. Gott, welcher seithero Ihro Hochw. u. Gn(aden) sambt der weithberümbtes Reichs Gottshaus under jeziger preiswürdigst Regierung bis dato auf das vätterlichste gesegnet, undt in ansehung dessen, undt durch unser aller anhaltents inständigst gebett dahin gezwungen werdten, solches mit dem Centuplo zu vergelten! Der ich sambt allen meinen Geistlichen armen kindlein noch de facto in lachrymarum valle seüfzend mich underthänigst undt gehorsambst empfehle, undt vor solche hoche langende Gnaden ehender ersterben würde, als nit verbleiben

Stifft Münster im Münsterthal
den 21. Julij 1734

Ihro Hochwürden und Gnaden
Meines gnädigsten H. ReichsPrälaten
undt sonderbaren guettgnädigen
H. Vattern

underthänigst gehorsambst erkanntlichster
Diener

P. Placidus Mayr Ord. S. B. Bened.
Prof. Neresh. p. t. Confessoris ibidem.

P. Placidus Mayr war Konventuale aus Neresheim und befand sich augenscheinlich auf einer Orgelreise ins Elsaß. Sein Brief aus Münster im Oberelsaß ist von doppelter Wichtigkeit: Er enthält ein Urteil über den Donauwörther Orgelbauer Johann Georg Fux (1670–1738), den er bisher für den besten Meister gehalten hatte[8], und die Korrektur seines Urteils zugunsten der Gabler-Orgel in Och-

8) Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas, Meisterwerke des Orgelbaus in Nordschwaben, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e.V. 13. 1979, S. 160–165; Georg Brenninger, Orgeln in Altbayern, München 1978, S. 71 f.

senhausen, die ihn in jeder Hinsicht überzeugt hatte. Die Ulmer Münsterorgel hatte Mayr nicht persönlich kennengelernt; er steckte offenbar voller Vorurteile gegen das protestantische Münster und gegen Schmahl. Die Gabler-Orgel in Ochsenhausen war 1728-34 erbaut[9] und wenige Wochen vor Mayrs Besuch in der umgebauten Kirche fertiggestellt worden. Mayr war des Lobes voll und empfahl den Meister auch für Weingarten. Daß er damit Erfolg hatte, zeigt die Tatsache, daß Gabler 1736 den Bauauftrag für Weingarten erhielt. Der Orgelbau selbst wurde 1737 bis 1750 durchgeführt.

Nr. 3 (fol. 7—8) und Nr. 4 (fol. 9—10)

Dispositionen von Ochsenhausen (Version I und Version II)

Da beide Dispositionen im wesentlichen übereinstimmen, wurde die Nr. 3 im Wortlaut abgedruckt.

Die Zusätze bei Nr. 4 und die Registerabweichungen sind durch Kursivschrift kenntlich gemacht.

Disposition

Des orgel-Wercks in dem Reichs *[stiffts und]* Gottes Haus*[es]* ochsen Hausen *in schwaben gelegen* mit nachfolgendten stimmen, oder Registeren.

Das Erste Clavir, oder Haubt-Manual
Hatt 12 scharrfe und penetrante stimmen.

		fues	
	1. Principal	8	
	2. Rohr flauten	8	
	3. Viola di gamba	8	
	4. Floet Traversieur	4	*Hohlflauten 2*
	5. Octav	4	
NB. ob defectum	6. Super octav	2	
etiam a me animad-	7. Clarin	2	
versum obtinuit	8. grosse Mixtur 6.fach	3	*g c g c g c durchaus*
P. Robertus in Vineis	9. Rausch pfeiffen 4.fach	2	*c e g c durchaus*
vocatur	10. Sextquialter 2.fach	1 1/3	*g e durchaus*
grosse Mixtur	11. Cornet 4.fach	1	*c g c e durchaus*
	12. Cymbalum 10.fach	1	*c g g c c e g g c c*

Das zweyte Clavier Ruck Posidiw, Hatte 12 delicate und liebliche stimmen.

	fues	
1. Quinta dehna	8	
2. Copel flauten	8	
3. Vox humana	8	
4. Principal	4	
5. Floet [illegible]	4	
6. schwebel Pfeiffen	4	2fach

9) Meyer, Barockorgeln, S. 58-61

7. Schalmey	4	
8. Nachthorn	2	
9. Flaschinet	1	*2 Registrator suscripsit Ruerflaute*
10. glocken Spiel	1	*3.fach c g c und g c g c*
11. Mixtur 4.fach	1	*8.fach Rep.*
12. Cymbel glöcklen	1/4	

Das dritte Clavir Brust-Werck, hatt 12 gravitätische und grosse stimmen.

	fues	
1. Bordun	16	*seu Principal starkh vel primarius*
2. Principal douce	8	
3. Solicinal.	8	
4. Viola di gamba [*douce*]	8	
5. Copel	8	
6. Spitz flauten	8	
7. unda Maris	8	
8. Trompete	8	
9. Octav douce	4	*Flaut traversieur 4*
10. Hohl flauten	4	
11. Rohr flauten	4	
12. Flach flauten	2	

Das Vierdte Clavir Der Echo, hatt 10 douce und annnehmliche stimmen

	fues	
1. Quinta dehna	8	
2. Copel	8	
3. Viola di gamba	8	
4. Krum horn	8	
5. Octav	4	*Principal*
6. Super octav	2	*Octav*
7. Quint flauten	1 1/2	
8. Wald flauten	1	
9. Mixtur 3.fach	1	*c g c und g c g Rep.*
10. Sextquialter 2.fach	1/2	*g e durchaus*

Pedal Clavir Hatt in allem 18 starcke und durchtringende stimmen

	fues
1. Principal Baß	16
2. Viola di gamba Baß	16
3. Posaune Baß	16
4. Subbaß	16
5. Bordun Baß	16
6. Principal douce	8
7. Octav baß	8
8. Copel	8
9. Viola di gamba douce	8
10. Trompete	8
11. spitz flauten	8
12. Solicinal.	8
13. Unda Maris	8

14. Super octav 4
15. Hohl flauten 4
16. Rohr flauten 4
17. Mixtur [*baß*]. . . . . 4 *6fach G c e g c c*
18. flach flauten 2

Sambt 8 Blaß bälgen, und noch andere Register Zügen als Nachtigall, Baucken, gickuck, stern, zwey Tremulanten, und die Clavir zu cupuliren. (Rückentitel: Disposition Eines Orgel Wercks)

Item noch andere mehr, alß Baukhen, nachtigal, guggug, Stern, Zwey Tremulanten, vnnd die Clavier zue Copulieren.

Item Ventil ad Echo offnung und Schluessung blaßbälg glökhlein.

Weil nun unter diesen 60 Register-Zügen in ochsenhausen auch abbesagte sich befinden, alß

1. Tremulant 1 allegr
2. Tremulant 2 adagio
3. Baukhen
4. Nachtigall
5. Guggug
6. Stern
7. Ventil ad Echo
8. Echo offnung und Schlüßung
9. Blaßbalg glokhlein

Und nichts desto weniger in obiger Specification im

Haubt M.	*1 Clavier*	*12*
Rükh	*2 Clavier*	*12*
Brust	*3 Clavier*	*12*
Eccho	*4 Clacier*	*10*
Pedal		*18*
		Summa
64		*Register*

assignieret werden, unter denen 60 Registerzügen aber die 9 obbemeldte accidental Register detrahiret nur 51 Haubt Register überbleiben, so sich ich nit wo die restirende 13 anzutreffen.

(Rückentitel: Disposition Deß Orgelwerkhß in dem Reichßgotteshauß Ochsenhaußen)

Aus den Akten sind drei Dispositionen der großen Orgel von Ochsenhausen bekannt, die beiden hier aufgeführten,[10] mit Version I und II bezeichneten, und eine Abschrift aus Irsee,[11] die mit Version II vollkommen übereinstimmt. Ver-

10) Meyer, Barockorgeln, S. 140 f.; Meyer, Orgeln, S. 356 f.
11) Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas, Der Irseer Orgelakt. Überlegungen zum Bau der Freywis-Orgel an Hand der Quellen, in: Das Reichsstift Irsee (Beiträge zur Landeskunde von Schwaben Band 7), Weißenhorn 1981, S. 302 f.; zit. Fischer-Wohnhaas, Irsee.

gleicht man diese Disposition mit der heutigen,[12] so fällt auf, daß sowohl in der Registerzahl als auch in der Besetzung der vier Manuale deutliche Unterschiede auftreten.

Schon Hermann Meyer hat versucht, die unbezeichneten und undatierten Versionen I und II chronologisch einzuordnen und sie mit der ersten Gabler-Orgel (1728-1734) in Verbindung zu bringen, da deren Disposition nirgends ausdrücklich aufgezeichnet ist. Diese erste Gabler-Orgel war kein absoluter Neubau, sondern enthielt 14 Register aus der Vorgängerorgel, von der man ansonsten überhaupt nichts weiß. Es gelang auch Meyer nicht nachzuweisen, welche Register aus der Vorgängerorgel übernommen worden waren.[13] So bleibt nur die These, daß es sich bei den genannten unsignierten Dispositionen um Gablers Entwürfe handelt, die aber in dieser Form nicht ausgeführt wurden. Es ist kaum anzunehmen, wie Meyer zu Recht betont, daß Gabler beim Umbau (zweite Gabler-Orgel 1751-1755) die Orgel um mindestens 15 Register verkleinerte. Es scheint vielmehr so zu sein, daß Gabler in seinem Erstentwurf, von dem die drei bekannten Abschriften „abstammen", das gesamte Brustwerk ins Pedal transmittiert hat und dadurch zu einer viel höheren Registerzahl gekommen ist. Bedenken wir, daß der Meister in Weingarten einen Teil des Pedalwerkes in das evangelienseitige Brüstungspositiv gelegt hat, so ist der Ochsenhausener Entwurf eine Vorstufe auf diesem Wege.

Die Frage, welche Disposition die erste Gabler-Orgel besaß, ist damit noch nicht geklärt. Sie läßt sich wahrscheinlich auch nicht mehr ganz klären, es sei denn, man würde das entsprechende Aktenstück finden. Da die dem Umbau von 1751 ausdrücklich zugrundegelegte Disposition und eine ergänzende „Spezifikation" Gablers[14] von 1753 noch in der heutigen Orgel von Ochsenhausen vorliegt, der Umbau von 1751-1755 mit der Anlage des Spieltischs vorwiegend technischer Natur war, und am Registerbestand im wesentlichen nur ein Austausch von alten gegen neue Pfeifen vorgenommen wurde, muß man den Schluß ziehen, daß die Disposition der ersten Gabler-Orgel praktisch dieselbe war wie die uns bekannte, von einigen kleineren Umstellungen abgesehen.

Um diese These zu belegen, bringen wir die verschiedenen Dispositionen synoptisch, der Übersichtlichkeit wegen nach Manualen getrennt. Der Vergleich läßt den inneren Zusammenhang vom Entwurf bis zur endgültigen Fassung erkennen und stellt gleichzeitig heraus, welche Registeränderungen im einzelnen vorgenommen wurden, ohne daß wir uns festlegen wollen, wann das genau geschehen ist.

Erläuterung

I, II = die oben abgedruckten Versionen; III = Disposition aus dem Irseer Orgelakt; 1751: Disposition nach dem Vertrag von 1751; 1753 = in der Spezifikation genannte Register; + = Register erneuert; o = Register alt; o/+ = Register im Baß alt, im Diskant erneuert; 2^6 = gemischte Stimme 2', 6fach

---

12) Meyer, Barockorgeln, S. 24 f. (Stand 1940); Internationale Orgeltagung der Gesellschaft der Orgelfreunde 1970 in Ulm (Programmheft) S. 29 f.
13) Meyer, Barockorgeln, S. 61—65.
14) Meyer, Barockorgeln, S. 64 f., 141—143.

Hauptwerk

I	II	III	1751	1753	1970
1 Princ. 8	Princ. 8	Princ. 8	Princ. 8	Princ. 8 o/+	Princ. 8
2 Octav 4	Octav 4	Octav 4	Octav 4	Octav 4 o	Octav 4
3 Sup. 0 2	Sup. 0 2	Sup. 0 2	Sup. 0 2	Sup. 0 2 +	Sup. 0 2
4 Mixt. 3^5	Mixt. 3^6	Mixt. 3^6	Mixt. 2^{10}	Mixt. +	Mixt. 2^4
5 Rauschpf.	Rauschpf.	Rauschpf.	—	—	—
6 Cymb. 1^{10}	Cymb. 1^{10}	Cymb. 1^{10}	—	—	—
7 Sesq. $1\frac{1}{2}^2$	Sesq. $1\frac{1}{2}^2$	Sesq. $1\frac{1}{2}^2$	Sesq. 3^2	—	Sesq. 3^{3-4}
8 Corn. 1^4	Corn. 1^4	Corn. 1^4	Corn. 2^4	Corn. +	Corn. 2^{3-5}
9 Rohrfl. 8	Rohrf. 8	Rohrf. 8	Hohlf. 8	Hohlf. 8	Flauten 8
10 Gamba 8	Gamba 8	Gamba 8	Quint 6	Quint +	Quinte 6
11 Fl. tr. 4	Hohlf. 2	Hohlf. 2	Vcell. 8	—	Vcell. 8
12 Clarin 2	Clarin 2	Clarin 2	(Carillon)	—	—

Rückpositiv – Positiv – Brustpositiv 1753

I	II	III	1751	1753	1970
1 Princ. 4	Princ. 4	Princ. 4	Princ. 4		Princ. 4
2 Mixt. 1^4	Mixt. 1^3	Mixt. 1^3	Mixt. 2^4		Mixt. 2^3
3 —	—	—	Cymb. 1^3		Corn. 2^4
4 Qdena 8	Qdena 8	Qdena 8	Qdena 8		Qdena 8
5 Cofl. 8	Cofl. 8	Cofl. 8	Cofl. 8	Cofl. o	Cofl. 8
6 Fl. d. 4	Fl. d. 4	Fl. d. 4	Fl. d. 4		Fl. d. 4
7 Schw. 4	Schw. 4	Schw. 4	Piff. 4^2	Piff. +	U. mar. 4/8
8 Nacht. 2	Nacht. 2	Nacht. 2	—		—
9 Flag. 1	Flag. 2	Flag. 2	Flag. 2		Flag 2
10 Vox h. 8	Vox h. 8	Vox h. 8	Vox h. 8		Vox h. 8
11 Schal. 4	Schal. 4	Schal. 4	Hautb. 4		Schal. 4
12 Glockensp.	dto.	dto.	—		—
13 Cymbelgl.	dto.	dto.	—		—

Brustwerk – Solowerk – Farbwerk

I	II	III	1751	1753	1970
1 Bord. 16	Bord. 16	Bord. 16	Bord. 16 o	Bord. 16 o/+	Bord. 16
2 Pr. d. 8	Pr. d. 8	Pr. d. 8	Pr. d. 8	Pr. d. 8 +	
3 Oct. d. 4	—	—	—	—	Hohlf. 8
4 Solic. 8	Solic. 8	Solic. 8	Solic. 8	—	Salic. 8
5 Gamba 8	Gamba 8	Gamba 8	—	—	Gamba 8
6 Copel 8	Copel 8	Copl 8	Copel 8	Coppel o/+	Coppel 8
7 Spitzf. 8	Spitzf. 8	Spitzf. 8	Qdena 8 o	Qdena 8 +	Qdena 8
8 U. mar. 8	U. mar. 8	U. mar. 8	Vcell. 8	Vcell. +	Viola 8
9 Hohlf. 4	Hohlf. 4	Hohlf. 4	Piff. 4^2	Piff. +	Piff. 4^2
10 —	Fl. tr. 4	Fl. tr. 4	Fl. tr. 4	Trfl. o	Fl. tr. 4
11 Rohrf. 4	Rohrf. 4	Rohrf. 4	Rohrf. 4	Rohrf. 4 +	Rohrf. 4
12 Flachf. 2	Flachf. 2	Flachf. 2	U. mar. 8	—	Fugara 4
13 Tromp. 8	Tromp. 8	Tromp. 8	Tromp. 8	Tromp. o	Tromp. 8 +

Echo – Unterwerk

I	II	III	1751	1753	1970
			Princ. 8 D		Princ. 8 D
1 Octav 4	Princ. 4	Princ. 4	Octav 4		Octav 4
2 Sup. O 2	Octav 2	Octav 2	Sup. O. 2		Dubl. 2
3 Mixt. 1^3	Mixt. 1^3	Mixt. 1^3	Mixt. 1^3		Cymb. 2^3

4 Sesq. $\frac{1}{2}^2$	Sesq. $\frac{1}{2}^2$	Sesq. $\frac{1}{2}^2$	Corn. 2^4	Corn. +	Dolcian 8
5 Qdena 8	Qdena 8	Qdena 8	Qdena 8	Qdena 8 o/+	Qdena 8
6 Copel 8	Copel 8	Copl 8	Rohrf. 8	Rohrf. o	Rohrf. 8
7 Gamba 8	Gamba 8	Gamba 8	Vcell 4	Vcell 8 +	Vcell 4
8 Qfl. $1\frac{1}{2}$	Qfl. $1\frac{1}{2}$	Qfl. $1\frac{1}{2}$	—	—	Flöte 4
9 Waldf. 1	Waldf. 1	Waldf. 1	—	—	—
10 Krumh. 8	Krumh 8	Krumh. 8	Hautb. 8	Hautb. +	Oboe 8

Pedal

I	II	III	1751	1753	1970
1 Pr. B. 16	Pr. B. 16	Pr. B. 16	Präst. 16		Präst. 16
2 Ga. B. 16	Ga. B. 16	Ga. B. 16	Violb. 16^2		Violb.16+8
3 SubB. 16	SubB. 16	SubB. 16	SubB. 16 o	SubB. o	SubB. 16
4 OctB. 8	OctB. 8	OctB. 8	OctB. 8 o	OctB. +	Octav 8
5 MixtB. 4	MixtB. 2^6	MixtB. 2^6	MixtB. 6^5		Mixt. 4^3
6 BordB. 16	BordB. 16	BordB. 16	—	—	—
7 Pr. d. 8	Pr. d. 8	Pr. d. 8	—	—	Quint 6
8 Copel 8	Copel 8	Copl 8	—	—	—
9 Gamba 8	Gamba 8	Gamba 8	—	—	—
10 Spitzf. 8	Spitzf. 8	Spitzf. 8	—	—	—
11 Solic. 8	Solic. 8	Solic. 8	—	—	—
12 U. mar. 8	U. mar 8	U. mar. 8	—	—	—
13 Sup. O. 4	Sup. O. 4	Sup. O. 4	—	—	—
14 Hohlf. 4	Hohlf. 4	Hohlf. 4	—	—	—
15 Rohrf. 4	Rohrf. 4	Rohrf. 4	—	—	—
16 Flachf. 2	Flachf. 2	Flachf. 2	—	—	—
17 PosB. 16	PosB. 16	PosB. 16	PosB. 16		Pos. 16
18 Tromp. 8	Tromp. 8	Tromp. 8	—		Tromp. 8

Nebenregister

I	II	III	1751	1970
1 Nachtigal	dto.	—	Rosignol	—
2 Baucken	dto.	—	—	—
3 Guckuck	dto.	—	Cuculus	Kuckuck
4 Stern	dto.	—	Stella	—
5 Tremulant	dto. allegro	—	Trem. Brustw.	—
6 Tremulant	dto. adagio	—	Trem. Echo	—
7 Clavierkoppel	dto.	—	—	div. Koppeln
8 —	Ventil ad Echo	—	—	—
9 —	Echo Öffnung und Schließung		—	—
10 —	Balgglocke	—	—	—

Über die Manualverteilung läßt sich folgendes sagen:

Version I, II und III

1. Manual = Hauptwerk; 2. Manual = Rückpositiv
3. Manual = Brustwerk; 4. Manual = Echo.

Vertrag 1751

1. Clavier = Brustpositiv; 2. Clavier = Hauptwerk
3. Clavier = Solowerk; 4. Clavier = Echo

Ausführung im Spieltisch bis 1965
1. Manual = Hauptwerk + Solowerk
2. Manual = Positivwerk; 3. Manual = Echowerk.
seit 1970
1. Manual = Farbwerk; 2. Manual = Hauptwerk;
3. Manual = Positivwerk; 4. Manual = Echopositiv.

Die Werke sind nach folgender Ordnung verteilt:
Haupt- und Farbwerk auf C- und Cs-Lade verteilt hinter dem Prospekt des Hauptgehäuses; Salicional des Farbwerks steht teilweise im Prospekt, die Fugara bildete früher den Kronwerk-(Brückenpositiv-)Prospekt. Im rückwärtigen Teil des Gehäuses je zwei Pedalladen, der Prästant 16' in den großen Harfenfeldern hat eine eigene Prospektlade. Im Untergehäuse befindet sich das Echo; das Brüstungs- oder Rückpositiv enthält das 3. (früher 2.) Manualwerk.

Rekonstruiert man nach der Windladenverteilung den ursprünglichen Spielschrank, der bis 1751 vorhanden war, so ergibt sich genau die Manualverteilung, die dem Vertrag von 1751 zugrundeliegt:

1. Manual = Brust-/Rückpositiv; 2. Manual = Hauptwerk;
3. Manual = Farbwerk/Solowerk; 4. Manual = Echowerk.

Der Vertrag von 1751 wurde also nach dem vorhandenen Bestand gemacht. Beim Bau und der Einrichtung des freistehenden Spieltisches kam dann erst die Anordnung zustande, wie sie heute vorliegt. Wenn diese Annahme zutrifft, dann muß auch die Disposition des Vertrages von 1751 im wesentlichen den vorhandenen Registerbestand wiedergeben. Auch von dieser Überlegung her bestätigt sich die oben bereits geäußerte These, daß die erste Gabler-Orgel von 1728/34 – vom Spieltisch, den Trakturen und einigen Registern abgesehen – mit der heutigen identisch ist.

Nr. 5 (fol. 11–12)

Abt Benedictus aus Ochsenhausen an Gabler nach Weingarten 1745

Wohl Edler villgeehrter Herr

Auff ds newliche Mir sambt angeschlossenen newen Vergleichs Aufsatz wohl eingehändigte Schreiben, in welchem der Herr Mich und Mein Gotteshauß wegen einer eben Löbl. Reichs-Stüfft Weingarthen außzustellenden Caution à 3000 fl geziemendt ersuchet, solle rückhantwortlich ohnverhalten, Wie daß so wohl Ich alß meine sammentliche PP Capitulares die anverlangte Caution auff vnß zu nehmen nit abseyen, wen der Herr folgendte Bedingnussen bey oben Löbl. Reichs-Gotteshauß Weingarthen zuvor wirdt geldte geltend machen: Nemblichen ds bemeldtes Reichs Gottshauß ein beglaubtes Attestatum von sich gebe, ds daselbstiges über die Helffte schon aufgesteltes grosse Orgel-Werckh bißhero ohne fehler und Mangel von der sachen verständigen seye erkänneth worden; Nicht minder die von herauß gefertigte auf Jahr undt Tag dauernde Caution, im fahl der Herr wehrendt diser Zeith /: welches der Allerhöchste noch lang in Gnaden abwenden wolle :/ mit Todt abgienge, gänzlich aufgehebt, undt ohne alle Kraft undt würckhung seyn solle. Wann besagte beede Bedingnissen Löbl. Reichs Gottshauß

Weingarthen auf des Herrn Betreibung einzugehen in forma probante versichert, würdt also dan auch Selbem eine Schrüftliche Urkundt der geleisten Bürgschaft von herauß geführt werden Wohmit under göttl. Schutz allseithl. Erlassung verbleibe.

Meines villgeehrten Herrn
Ochsenhaußen den 8ten Junij 1745

Freundtwilligster
Benedictus Abbt mmpra

(Rückentitel: Monsier Monsieur Gabler Faisseur d' Orgues trés renomme presenth. à Weingarthen)

Nr. 6 (fol. 13–14)

Attestatum für Gabler 1745

Nachdem wür von Herrn Joseph Gabler Orgelmacher benachrichtigt worden, waßmassen ein Hochlöbliches Reich-Stifft Ochsenhausen die an Ihm von hierauß verlangte Caution à 3000 fl auff Sich zunemmen nit absein wolte, wofern H. Gabler zuvor folgende Bedingnussen bey allhiesigem Gottshauß Weingarten wurde geltendt machen:

Nemlich 1. ds bemeldtes Gottshauß Weingarten ein beglaubtes Attestatum von sich gebe, ds allhiesiges über die helffte schon außgesteltes grosse Orgelwerkh bißhero ohne fehler und Mangel von der sachen verständigen seye erkennet worden, Nicht minder 2^0 Die von Hochlöbl. Reichs Stifft Ochsenhaußen auszufärtigende Cautions, im fall H. Gabler wehrend diser Zeit /: welches der allerhöchste noch lang in gnaden abwenden wolle :/ mit Todt abgienge, gänzlich aufgehebt, und ohne alle Krafft und wirkhung sein solle.

Alß seind dan in anschon des 1ten puncten oder bedingnuß ohne Verzug Sex Rv^{di} PP^{tres} dermahlen in Weingarten sich befindliche Organisten beredet worden, alle bißhero von H. Gabler verfertigte arbeith des Obern Orgelwerckhs in genauen augenschein zunemmen:

Welche sodan ein von jedem auß Ihnen besonderlich aigenhändig vnderschribenes Attestatum von sich gegeben folgendes Inhalts:

Weingarten den 13. Junij 1745.

Auf expressen Befelch vnserer Obern haben wür endtunterzeichnete die biß dato von H. Gabler verfertigte arbeith des allhirigen oberen großen Orgelwerckhs genau untersuchet, vnd gefunden, ds die Blaaßbälg, windrohr, windCanäl, Windladen, dauerhafte postierung des grossen Schweren Pfeiffenwercks, auch übriges in 6666. Stuckh von undterschiedlicher Quantität und Form bestehendes Pfeiffweesen in vollkomenen Standt, ohne einigen fehler oder mangel verfertiget seindt; und zwar mit sonderbahren Fleiß, accuratesse, Sauberkeit, wie auch sorgfalt einer beständigen Dauerlichkeit halber. So ist auch die Einrichtung dises ganzen Werckhs also beschaffen, daß man auf allen doch nicht erhoffenden fall bey jedem auch geringsten Theil sehr hemmliche Vorsehnung und remedierung thuen kan.

Also bezeigen P. Romanus Mayr
P. Laurentius Schöllhorn
P. Beda Stattmüller
P. Meingosus Rothach
P. Sebastianus Sporer
P. Wunibaldus Schneider

Mithin erachten und hoffen wür, diser RR^{rum} Patrum aussag werde und kenne wohl als ein beglaubtes Attestatum angesehen und angenommen werden.

Den zweyten punct und bedingnuß betreffend erklärt man sich von seiten allhirigen ReichsgottsHauß, daß auf die sich wehrend schon oben determinirter Zeit etwa ereignendten Todtfall H. Gablers /: welches der allgütige Gott auf noch vil Späthere Jahr gnädiglich verschüeben wolle :/ die von einem Hochlöbl. ReichsgottsHauß Ochsenhausen auf jahr und tag dauernde auszustellende Caution gänzlich aufgehebt, und ohne alle Krafft und Würckhung seye.

Neben Eingehung diser beeden an unß verlangte und angesezten bedingnussen declariren wür über daß, daß oftermeldte Caution nicht solle oder werde extendiert werden auf einen Casum fortuitum, quem alias nemo praestat, auf einen durch keine menschliche hand hinterteriblichen Unglücksfall, noch auch auff den fall, wan wider verhoffen auß vnserstitiger ermanglung bey einem so groß und delicaten Werkh högst nothwendigen obsorg, und Wachtsamister aufSicht von jemand andern frembt oder einheimischen an Herrn Gablers arbeit etwas solte verlezet oder beschädiget werden.

Weilen nun von heutigem Dato an zu vollkommen gebrauch des ofterwehnten Orgelwerckhs nichts mehr anderes ermanglet, oder zu verfertigen restiret, alß die Clavier nebst dem glockhenSpill, die Einrichtung der Tracturen, die RegisterZüg, und accurate Stimmung; also verhoffen wür vilmehr, und zweiflen gar nicht, es werde durch gottes beystand auff die jüngst verflossenen 22. May Anni currentis beederseits accordirte Zeit ds ganze Werckh in Stipulirten Vollkommen und erwünschten Stand hergestellet werden, auch Gott dem Allmächtigen einiges Wohlgefallen, unß aber ein vollkommenes Vergnügen verursachen.

Zu dessen bekräfftigung haben wür nebst beysetzung unsers gewöhnlichen Convent Insigls aigenhändig unterschreiben wollen.

So geschehen in Weingarten den 13. Junij Anno 1745.

P. Hermannus Manz Prior
P. Romanus Mayer
P. Dominicus Schnitzer.

Nr. 7 (fol. 15–16)

Ochsenhausen stellt Kaution für Gabler am 17. 6. 1745

Wohledler, Insonders hochgeEhrter Herr geVatter.

Nachdem das Reichs Gottshaus Weingarthen attestatum Sr Hochwürden und Gnaden behändiget worden, haben hochdieselbe und ein hochwürdiges Capitul allhier die anverlangte Cautionem fideinporiam (?) allso gleich expedieren lassen, und leget gefertigter wörthlich in der Abtey:

Weilen nun aber allhiesiges ReichsGottshaus, wann selbiges nicht verhoffenden fahls vermög von sich stellender Caution was ausgelegt haben würde, umb das seinige ebenfahls gesichert sein will, als habe auf gnäd^{em} befehl Meinen insonders hochgeEhrten herrn gevatter hiemit nicht verhalten sollen, ds derselbe sambt der Frau gevatterin gegen allhiesigem Reichs Gottshaus sich gleichfalls verschrieben und verobligieren, ds Ochsenhausen wegen seiner allenfallsigen auslaag an dero Vermögen sich widerumb erhohlen möge und solle und wider in solchen Verschreibungen dem weiblichen geschlecht besondere Rechts-wohlthatten zustatten khomen. So wirdet nöthig sein, ds die Frau gevatterin derenselben berüstet werde und dann sich hernach legaliter begeben und verzichten thüe. Sobald nun

Mein hochgeEhrter Herr gevatter solch eine Verschreibung oder obligation hier eingeschikht haben wirdet, solle dagegen ohne anstandt die anverlangte caution von hieraus folgen. Wormit under höflichster meiner empfehlung verbleibe
Meines insonders hochgeEhrten herrn gevatters
Ochsenhausen den 17ten Junij 1745

PS: ich khan mir vorhinein einbilden, ds die frau gevatterin /: dero mich auch schönstens empfehle :/ zu dieser Sache ernstliche gesichter machen werde. Allein, obwohlen verhoffentlich so viele procaution nit nöthig, sondern vergebens sein wirdet, so will man halt gleichwohl sicher handeln.

Dienstwilligster gevatter
Seebold.

(Rückentitel: Monsieur Monsieur Gabler faiseur d'orgues bien renomme pres, a Gottshaus Weingarthen)

Nr. 8 (fol. 17)

Kanzlist Seebold in Ochsenhausen an Gabler in Weingarten am 6. 7. 1745

Wohledler, Insonders hochgeEhrter Herr gevatter.

Auf dem undterm 27ten Junij lezthin an mich Belibten habe Meines gnädigen Reichs Praelaten und Herren Hochwürden u. Gnaden underth. zu referieren nicht ermanglet, worauf dann in antworth erhalten, daß, Nachdem Mein hochgeEhrter Herr gevatter in seinem schreiben vom 27ten Maij 1745 mit Claren worthen hette von sich khomen lassen, daß derselbe gegen die von hieraus dem Lobl. Reichs Gottshaus Weingarthen ausstellende Caution dem allhiesigen Reichs Gottshaus all sein habendes Vermögen Verpfänden und verschreiben wolle, dis aber nunmehro zu ...stiren anstandt neme, man von seithen allhiesigen Reichs Gottshauses auch bedenkhen habe, die anverlangte Caution zu 3000 fl so glatter Dingen, und ohne einiche gegen Versicherung von sich zu geben. Ich werde nach meiner retour von Salmetingen, wohin mich morgen begeben werde, Mit Meines gnädigen Reichs Prelaten und Herrn Hochwürden und Gnaden noch Mehreres sprechen. Wormit mich höflichst empfehle verbleibend
Meines Insonders hochgeEhrten Herrn gevattern
Ochsenhausen den 6. Julij 1745

Dienstwilliger Diener
Seebold.

(Rückentitel: Monsieur Monsieur Gabler faiseur d'orgues bien renomé pres. a Weingarthen)

Nr. 5 bis 8 (fol. 21–26)

Der Briefwechsel zwischen Joseph Gabler und den Reichsabteien Ochsenhausen und Weingarten[15] hat folgenden Tatbestand zum Hintergrund:

Gabler hatte nach einer länger dauernden Entscheidungsphase des Konvents den Auftrag zum Bau der großen Orgel der Abteikirche Weingarten erhalten. Für diesen Auftrag waren mehrere namhafte Meister in Erwägung gezogen worden bzw. hatten sich beworben: Andreas Silbermann, Straßburg (1720), Johann

15) Meyer, Barockorgeln, S. 81–86; hier sind die Ereignisse ausführlich und mit deutlicher Parteinahme für Gabler geschildert.

Kaspar Fomann, Helmsheim (1725), Johann Georg Rohrer, Straßburg (undatiert), Georg Friedrich Schmahl, Ulm (1735) und wahrscheinlich auch Gottfried Silbermann aus Freiberg i. Sachsen.

Die Entscheidung war wohl aus folgenden Gründen für Gabler ausgefallen:

1. Gabler baute 1730/31 die mißlungene „liegende" Chororgel (Bossart, Zug, 1722) zur Zufriedenheit des Konvents um.[16]

2. Die Empfehlung durch P. Placidus Mayr aus Neresheim, der von Gablers Ochsenhausener Orgel begeistert war und von seiner bisherigen Meinung abrückte, daß Johann Georg Fux aus Donauwörth für ihn der beste Orgelbauer sei.

Gegen Gabler votierte der Weingartner Konventuale P. Anselm Wüntsch mit folgender Argumentation[17]:

1. Die Gabler-Orgel in Ochsenhausen würde den Weingartener Ansprüchen keinesfalls genügen.

2. Gabler sei ein hervorragender Gehäuseschreiner, weniger ein tüchtiger Orgelbauer. Man sollte ihn daher nur für den Bau des Orgelgehäuses engagieren.

3. Die Gablerschen Dispositionen enthalten zu viele und unnötige Register, die zwar viel Geld kosten, aber wenig an Klangsubstanz einbringen.

4. Weingarten benötigt keine viermanualige Orgel, sondern ein Instrument mit 2 Manualen und Pedal und 30—34 Registern genügt vollauf.

Gabler erhielt trotzdem den Auftrag 1735 oder 1736, genau ist das nicht bekannt. Der erste Bauvertrag wurde am 6. 7. 1737 abgeschlossen. Es folgte am 6. 1. 1739 ein Akkord zum Neubau der Chororgel, am 6. 1. 1741 ein weiterer Vertrag über die Fertigstellung beider Orgeln mit neuen Terminen, da die bisher vereinbarten nicht einzuhalten waren. 1743 wurde erst die Chororgel vollendet. Am 22. 5. 1745 schloß die Abtei einen dritten Vertrag mit Gabler über den Weiterbau der großen Orgel ab, die bekanntlich erst 1750 ganz fertiggestellt wurde[18]. In diesem dritten Vertrag verlangte das Kloster von Gabler eine Kaution von 3000 fl, die er hinterlegen sollte, bis das Garantiejahr nach Fertigstellung der Orgel abgelaufen wäre. Wahrscheinlich wollte das Kloster Gabler damit zu einem schnelleren Arbeitsfortgang zwingen, da er ja bei freier Wohnung auch mit Kostgeld unkalkulierbare Ausgaben verursachte.

Gabler mußte freilich die 3000 fl Kaution erst aufnehmen, da er sie wohl nicht besaß. Er hoffte aber, daß ihm die Abtei Ochsenhausen helfen würde, was dann auch geschehen ist, wie der Brief von Abt Benedikt vom 8. 6. 1745 beweist.

Die Zusage der Kautionsübernahme wurde aber an zwei Bedingungen geknüpft:

1. Mußte Gabler eine Bestätigung des Klosters Weingarten beibringen, daß der Teilaufbau der neuen Orgel bisher ohne Beanstandung blieb;

2. Sollte der Meister vor Ablauf des Garantiejahres sterben, werde die Kautionsübernahme sofort unwirksam.

---

16) Meyer, Barockorgeln, S. 66 f., Disposition S. 143 f.
17) Meyer, Barockorgeln, S. 70—73.
18) Meyer, Barockorgeln, S. 74—92; Disposition S. 145—148.

Gabler konnte beide Bedingungen erfüllen; ein Attestatum von sechs sachverständigen Patres aus Weingarten bestätigte ihm vollkommene Arbeit ohne Mängel, Fleiß, Akkuratesse, Sauberkeit und Sorgfalt am bisherigen Orgelbau. Die Weingartener Kommission war auch einverstanden mit der zweiten Bedingung, daß die Kaution im Todesfalle sofort erlösche. Sie engte aber exakt auf den Todesfall ein und schloß ausdrücklich andere Formen von möglicher höherer Gewalt, etwa durch Unglück, Unfall oder Unachtsamkeit eines Unbefugten oder Dritten als mögliche Begründung für eine Beendigung der Kautionsstellung aus. (Bestätigung der Kaution durch Kloster Weingarten mit Attestatum vom 13. 6. 1745).

Am 17. 6. 1745 übernahm daher die Abtei Ochsenhausen die Sicherstellung der Kaution für Orgelbauer Gabler, knüpfte aber daran eine weitere Bedingung, die den Meister nicht ohne Grund in Harnisch brachte:

Der Kanzlist Seebold von Ochsenhausen teilte Gabler nämlich mit, daß sich die Abtei nicht nur mit dem Vermögen des Meisters, sondern auch mit dem seiner Frau für die Kautionsstellung rückversichern werde. So sehr sich auch Gabler gegen diese Vorsichtsmaßregel der Abtei zu Wehr setzte, es nutzte nichts. Er mußte in diese Forderung einwilligen. (Schreiben vom 6. 7. 1745)

Nr. 9 (fol. 19—20)
Chororgelentwurf für Zwiefalten (1753)

Disposition
Eines Chor Orgelwercks deß
Gotteshauses Zwifalten

Pedal

Register	fueß	fach	Math.
1. Choral Baß in dem facciat repedirt im G, so daß die Zwey C.C gleichen Thon haben, als nemblich wie folgt: 4 fueß c. c. g. 2 fueß c. c. g. g. 1fueß c. c. c. e. e.	4	12	Zinn
2. Violin Baß mit Zwey gleichen	8	2	Zinn
3. Octaven Baß in der Facciat	8	1	Zinn
4. Borduen Baß gedeckht lieblich	16	1	Holtz
5. Subbas Offen durch Tringendt	16	1	Holtz

Das Pedal Clavier mit 15 Clavibus in langer Octav alß C. Cs. D. Ds. E. F. Fs. G. Gs. A. B. H. c. cs. d
Summa der Pfeifen 255.

Manual

Register	fueß	fach	Math.
1. Principal in dem Facciat	8	1	Zinn
2. Octav	4	1	Zinn
3. Coppel.	8	1	Zin Bley

4. Flauten	8	1	Holtz
5. Rohrflauten	4	1	Zin Bley
6. Solicinal	8	1	Zin Bley
7. Violoncel die letste 14 Pfeifen doppelt	8	1	Zinn
8. Super Octav Zweyfach durchaus als c 2 f. c 1 f.	2	2	Zinn
9. Mixtur repedirt die erste Octav wie folgt			
2 fueß 1 fueß 6 Zoll			
c. g. c. g. c. c.			
die Zweite und Tritte Octav repedirt			
1 fueß 6 Zoll 3 Zoll			
c. g. c. g. c. c.			
die vierte Octav repedirt			
6 Zoll 3 Zoll 1½ Zoll			
c. g. c. g. c. c.	2	6	Zinn
10. Cornet repedirt. Die Erste Octav			
1 fueß 6 Zoll			
c. g. c. e.			
Die zweyte und Tritte, wie die Erste. Die vierte Octav			
6 Zoll 3 Zoll			
c. g. c. e.	1	4	Zinn

Zu diesem Orgelwerckh werden erfordert 4 Blaßbälg 12 schue lang und 6 breith mit doppelten Leder und Roß=adern versehen, und Zum Tretten eingerichtet.

(Rückentitel: Zwifaldischer Orgel=Idée)

Der unsignierte und undatierte Entwurf stammt nach Ansicht Meyers von Joseph Gabler.[19] Ob es sich um eine Abschrift handelt oder um die Gablersche Handschrift, läßt sich nicht eindeutig sagen. Es gibt mehrere Gründe für die Autorschaft Gablers:

1. Die Bezeichnung „in der/dem Facciat(a)" anstelle von „in der Front", „im Prospekt" oder „im Schein", wie Silbermann sagt, kommt – soweit bekannt – nur bei Gabler vor.

Beispiele: Ochsenhausen, große Orgel, 1751; Weingarten, große Orgel, 1737; Zwiefalten, Chororgel, 1753; Irsee, Chororgel, 1759; Irsee, große Orgel, 1753; Memmingen, St. Martin, 1758; in Ravensburg (1763) und Bregenz (1768) heißt es abweichend „in der Fronte". Im Alter scheint Gabler also das italienische Wort durch das französiche Lehnwort ersetzt zu haben.

2. Gabler liebt vielchörige Pedalmixturen. Der 12fache Choralbaß im Prospekt ist in Wahrheit eine Mixtur mit Terz. Das Register ist in folgende Gabler-Dispositionen zu finden:
Weingarten 1737: Mixturbaß 6′ 6–10fach

19) Meyer, Barockorgeln, S. 96.

Weingarten, Chororgel, 1739: Mixturbaß 4′ 15fach
Ochsenhausen 1751: Mixturbaß 6′ 5fach
Zwiefalten, Chororgel, 1753: Choralbaß 4′ 15fach
Zwiefalten, Hauptorgel, 1753: Choralbaß 4′ 15fach
Irsee, Hauptorgel, 1753: Mixturbaß 6′ 11fach
Memmingen, St. Martin, 1758: Mixturbaß 4′ 7fach
Bregenz 1768: Choralbaß 4′ 4–5fach.

3. Der Violonbaß ist bei Gabler immer 2fach: Ochsenhausen, Weingarten (je 16′+8′), Zwiefalten, Chororgel, Irsee, Chororgel, und Memmingen (je 8′+8′).

4. Der Pedalumfang geht von C bis d, das sind 15 Tasten, wie in Ochsenhausen; in Weingarten geht das Pedal bis zum g.

5. Die 2fache Superoctav 2′+1′ kommt auch in Weingarten vor.

Es gibt auch noch eine weitere Disposition der Zwiefaltener Chororgel, 1753 aufgesetzt von Gabler, die sich im Irseer Orgelakt erhalten hat.[20] Sie ist zweimanualig, daher anderslautend. Aber ein Registervergleich zeigt deutlich, daß beide Entwürfe von der gleichen Hand stammen:

Manual	Manual
Principal in der Facciata 8′	Principal in dem Facciat 8′
Octav 4′	Octav 4′
Super-Octav 2′	Super Octav 2fach 2′
Mixtur 6–7fach 3′	Mixtur 6fach 2′
Cornet 4fach 2′	Cornet 4fach 1′
Violoncello 8′	Violoncel 8′
Solicinal 8′	Solicinal 8′
Quinta Tön 8′	
Coppl 8′	Coppel 8′
Rohr Flaute 4′	Rohrflauten 4′
Hohl Flaute 8′	Flauten 8′
Unda Maris Disc, 8′	
Positiv	
Principal in der Facciata 4′	
Cymbaln 3–4fach 1′	
Flageolet 2′	
Piffaro 2fach 4′	
Hoch Flaute 4′	
Coppel flaut 8′	
Pedal	Pedal
Choral Baß in der Facciata 15fach 4′	Choral Baß in dem Facciat 12fach 4′
Octav Baß in der Facciata 8′	Octaven Baß in der Facciat 8′
Violon Baß 2fach 8′	Violon Baß 2fach 8′
Borduen Baß 16′	Borduen Baß 16′
Subbaß 16′ offen	Subbaß 16′ offen

20) Fischer-Wohnhaas, Irsee, S. 300; Meyer, Barockorgeln, S. 150–153.

Nr. 10 (fol. 21)

Specification
des Chor Orgelwerkh
Eines hochlöbl. Reichs Stüfft und Gottshaußes
Zwifalten.

Die Erste
und vortrefflichste arth

solle das Orgelwerkh auf das herrlichste, und kostbahrste hergestellt werden, und zwar die einrichtung der Bälgen zum Tretten, mit doppelten Leder, auch mit Nerfenader (Zusatz: 20 N'adern) beleget, die wündladen von feinem Eichenholtz, auch wohl beledert, das kein Durchstechen erfolget, die accurate einrichtung der Register Zügen, damit sie leicht zum Zihn ohne Raßlen, mit Eißen waltzen, die wellen bretter /: oder Rahmen :/ von Eichen holtz, die wellen von Eißen in Meßing gehent, die abstracten mit Meßing Drath, und schraufen versehen, wegen gleichhaltung des Clavier und Pedal, das Pfeiffwerkh starkh, wohl und accorat gearbeitet, die Jenige in der Factiata mit verhobenen Labien, und Baliert, die Materialien wie in der Disposition Enthalten, die Lieblichkeit in der jntonation, und reinstimmung, sonderlich der Mixtur, Coralbaß, Violoncel, und Solicinal, ein mehreres würth in Weingarten zu zeigen, und zu hören sein.

Die Zweite
und Mittlere arth

so zwar in allem /: wie bey der Ersten beobachtet soll werden, außer an Materialien, und Lieblichkeit, würth nachgelassen, und mehr auff ein starkh lautenden Thon, als Lieblichkeit gedacht werden, wobey Etliche hundert gulden (darüber: Ein merkliches) zu erspahren sein würd.

Die Drite
und schlechstete (gestrichen, darüber: geringere)
arth

so in Zwifalten schon zu hören ist, mit solchen Registern, jntonation, und Lieblichkeit, auch Materialien, ist um den halben Preiß zu haben, und solle um ein merkhlicheres Besser sein.

Es handelt sich um Gablers Begleitschreiben zur Zwiefaltener Chororgel-Disposition. Es ist zwar nicht datiert, kann aber im Zusammenhang mit dem zweimanualigen Entwurf (im Irseer Akt) in das Jahr 1753 gestellt werden. Gablers Ausführungen sind nicht eindeutig zu verstehen: Meint er mit den drei verschiedenen Arten drei verschiedene Dispositionen oder nur drei verschiedene Arten der Ausführung?

Wir meinen, daß drei verschiedene Dispositionen und unterschiedliche Ausführungsarten unter Gablers Specificationen zu verstehen sind:

1. Es gibt zwei Dispositionen (zwei- und einmanualig); die dritte fehlt leider. Gabler konnte sie sich vermutlich ersparen, weil er ja mit der „dritten Art" genau die schon vorhandene (Chor)orgel von Zwiefalten meinte.[21] Seine Bemerkung „um ein merklicheres besser" kann doch wohl nur heißen, daß er sich zutraut, ein gleichgroßes Instrument von besserer Qualität herzustellen.

---

21) Meyer, Barockorgeln, S. 97, meint die Hauptorgel.

2. Als Vorbild für die erste Art, deren Vorzüge hauptsächlich in technischen Details geschildert werden, verweist Gabler auf seine Weingartener Chororgel, die er 1739–43 erbaut hatte. Diese war zweimanualig (Manual 11, Positiv 5 und Pedal 6 Register), wenn auch in Einzelheiten etwas abweichend. Wichtig aber ist, daß sie aus zwei gegenüberliegenden Gehäusen bestand, und daß beide Prospekte klingend waren. Der Spieltisch stand nicht wie bei der Bossart-Orgel in der Mitte, sondern seitlich im Chorgestühl, die Orgel „auf der Seite des Hofgebäues", nur der Choralbaß bildete den Prospekt des gegenüberliegenden Gehäuses, das ansonsten leer war. Eine Abzweigung der Pedaltraktur mußte also unter dem Chor auf die gegenüberliegende Seite geführt werden.[22]

In Zwiefalten hat Gabler die Chororgel auf beide Seitengehäuse verteilt, der Spieltisch steht noch heute frei in der Mitte des Chors. Aus einer Zeichnung, die Meinrad Dreher 1814 anläßlich der Transferierung der Chororgel auf die Westempore angefertigt hat, geht hervor, daß die Trakturen zu beiden Gehäusen verliefen.[23]

3. Die zweite oder mittlere Art meint wahrscheinlich die einmanualige Disposition, die mehr starklautend als lieblich anzuhören ist, weil hier einfach die Principalstimmen überwiegen, und das Positiv mit den Begleitstimmen fehlt.

4. Auch in Irsee legte Gabler 1749 drei „Dispositiones, nach belieben eine zur Erwöllen" vor, und empfahl besonders die Nr. 1, die auch die teuerste war, und die Güte des Materials, „sonderlich wan die Pfeiffen nach vorgeschribener arth das gewicht halten, und mehr Zinn als Bley."[24]

Nr. 11 (fol. 22–23)

Bewerbungsschreiben von Johann Caspar Fomann.

Hochwürdiger Hochwohlgebohrner Gnädiger Herr.

Euer Hochwürden und Gnaden, mit diesen Zeilen zu bemüßigen, veruhrsachet, daß ich vor einigen Wochen in erfahrung gebracht, wie Eüer Hochwürden und Gnaden samt dem hochwürdigen Convent sich resolvirt, in Ihre Kirch und Closter ein Kostbar orgelwerck von etl. 50 biß 60 Stimmen verfertigen zu laßen. Wann aber ich Endts Unterzogener auch meiner Profession ein Orgelmacher, und bereiths etl. 20 Jahr in dießer gegent umb Bruchsal darauf gearbeitet, auch mich solcher gestalt guter arbeith beflißen, daß ich mit allen meinen verfertigten Orgelwerckern wohl bestanden. Zumahlen da ich nicht allein die Music und Organisten Kunst, sondern auch die Arithmetik und Geometrie verstehe, und hier durch solche fundamenta in der orgelmacher Kunst erlangt, daß (in richtiger Theilung eines großen Wercks wie auch in der Windtprob und Temperatur) es mir kein orgelmacher dießer Landen (ohne einige Ruhmesbeymeßung) gleich oder bevor thun wird, und weilen dießes die vornehmsten stückhe, so zu einem grossen Werck gehören, so fern es anderst beständig und wehrhaft werden sol. Der Jenige orgelmacher aber, dem Eüer Hochwürden und Gnaden solch Orgelwerck (wie ich vernom-

22) Meyer, Barockorgeln, S. 76.
23) Gotthilf Kleemann, Orgelschicksale mit politischem Hintergrund, in: Mundus Organorum, Festschrift Walter Supper, Berlin 1978, S. 200 f. (Staatsarchiv Ludwigsburg, F. 34 Bü 513).
24) Fischer-Wohnhaas, Irsee, S. 294.

men) zu verfertigen anvertraut werden soll, in dießen Stückhen sehr fehlet und Nicht bestehet, denn alle seine große (etwan in etl. 20 Registern) verfertigte Orgelwerck, deren ich einige selbst probirt, nicht Windt genug haben, Welcher doch gleichsam das Leben oder die Seel einer Orgel ist. Zu dem fehlet er sehr in der Temperatur. So, wann man aus den gemeinen Thonen, als c. d. f. g. a. zu spielen pflegt, sie noch Ihre Devor einiger maßen Praestiren, so bald man aber in c. oder f mol oder E. A. und H. Dur spielet, findet man an Statt der Consonantien lauter Dissonantien, ja solchen widrigen Thon, das einen guten Componisten und Organisten davor Eckelt. Nun gönne ich Zwar gern einem jeden daß seine, tringe mich auch in keine arbeith ein, Jedoch weil ich gesehen, wie in etlichen orthen bey aus fertigung großer Wercke es hergangen, absonderlich zu Wallthüren im Odenwalt, da schon der 3te Orgelmacher daran bauet, und noch nicht fertig, auch allem ansehen nach, Zum vollkommenen Standt nicht gebracht werden wird. Als habe bey ereigneten gelegenheit, diese Zeilen an Ihro Hochwürden und Gnaden addressiren wollen, mit gehorsamer Bitte, solche nicht ungnädig, sondern wie sie von mir gefärtiget, als eine Wohlmeinende Nachricht an zu nehmen, umb sich vor zu sehen, daß Sie mit guter arbeith möchten versehen werden. Solte aber der accord mit dem Orgelmacher noch nicht Völlig geschlossen sein, und Ich samt meinen 3 Söhnen, so auch diese profession können sollten die Gnade habe, solch Werck auszufertigen, so wolte solches nicht allein mit guter arbeith, und Windprob, sondern auch in der Temperatur dargestalt einrichten, das man darauf ohne einige Dissonanz aus allen Claves, sowohl Moll als Dur, spielen könte, weilen in meiner Temperatur alle Claves oder Thon, Major und Minor in gleichen grad und Commata stehen, dahero auch daß Werck kan ein gerichtet werden, das mann die Clavier im Manual und Pedal könte rücken und Transponiren, so das man bald dem tieffen bald den Hoboi, und auch den Cornett thon darauf Tractiren Könte, ja so gar aus denen Semitonien in Moll und Dur, in solcher lieblichen Harmonie. Das Ihro Hochwürden und das Hochwürdige Convent, das größte vergnügen darob haben solten, weil solches schon von mir und meinen Söhnen auf die prob gestelt und ein Klein Orgelwerck, so bey Ihrer Hochfürstl. Durchl. der verWittib Frau Margrafin von Durlach stehet, und an einen Clavis cimpal (so 16. 8 und 4 fuß thon hat) Welches bey den Herrn H. Pater Jesuiten in Heidelberg stehet, auf solche arth auß gefertiget worden, gleich wie ich nun hier durch nichts anderes suche, als das Euer Hochwürden und das Hochwürdige Gotteshauß, mit tüchtiger guter arbeith versehen werden möchte, ich aber mit meiner arbeith und Wißenschafft in mehrere bekanntschafft kommen, und gelangen möchte, als überlaße Solches Eüer Hochwürden und Gnaden hohen erleüchteten verstandt und überlegung, weßen sie sich zu entschließen belieben werden, Gelobe darneben der Unterthänigsten Hoffnung meiner bestens zu gedenkhen. Zu deren hohen Befehlen ich mich in schuldigsten Respect Unterthänigst recommendire und verharre

Eüer Hochwürden und Gnaden
unterthänigster gehorsamster

Helmsheim,
den 14. Jann. 1725

Johann Caspar Fomann (mp) P.t.
Orgelmacher in Helmsheim bey
der bischöfflichen Speyerischen
Statt Bruchsal.

Johann Caspar Fo(h)mann ist wahrscheinlich der älteste Vertreter der badischen Orgelbauerfamilie Fomann, die im Raum Karlsruhe-Bruchsal-Pforzheim ansässig war, das markgräfliche Privileg besaß und in einem größeren Umkreis tätig war. Bernhard Heinrich ist wahrscheinlich einer der mitarbeitenden Söhne, der sich als Nachfolger profilierte. Ein Johann Jakob Fomann taucht 1776 als Orgelbauer in Wertheim auf, wo er allerdings nur mit einigen Reparaturen nachzuweisen ist.[25] Gotthilf Kleemann und Bernd Sulzmann haben diesen Meistern

25) Staatsarchiv Wertheim, Abt. R, 45 h Nr. 234; Abt. R, B Nr. 3353.

schon etliche Orgelbauten nachweisen können, so daß uns schon etwa ein Dutzend bekannt ist. Aus dem Schicksal ihrer Orgeln läßt sich aber der Schluß ziehen, daß sie nicht gerade zur Elite unter den Orgelbauern der damaligen Zeit zählen, welchen Eindruck man aus dem zitierten Bewerbungsschreiben gewinnen könnte, sondern eher zu den durchschnittlichen Vertretern ihrer Zunft.[26]

Gegen wen sich der herabwürdigende Ton wendet, das kann man nur vermuten; wahrscheinlich gegen Andreas Silbermann, der ja als erster Bewerber mit der Abtei Weingarten in Verbindung getreten war, wie schon Hermann Meyer angenommen hat. Fomann war offensichtlich ein Vertreter der gleichstufigen oder wohltemperierten Stimmung, wie sie auch Johann Sebastian Bach schätzte, während Silbermann die ungleichschwebende Temperatur anwandte, bei der nicht alle Intervalle gleich gut klingen.

Von Interesse ist hier noch der Hinweis auf die unvollendete Orgel der Wallfahrtskirche Walldürn im Odenwald. Die dortige Orgel war 1713 dem Wender-Schüler Christian Dauphin aus Kleinheubach in Auftrag gegeben worden; die Aufstellung begann erst 1722, 1723 soll sie fertig geworden sein.[27] Daß die Dauphin-Orgel von Anfang an Schwierigkeiten gemacht hat, wie Fomann berichtet, ist bekannt. Wahrscheinlich war Isaac Mührstett einer der Orgelbauer, die sich um die Orgel, deren schöner Prospekt erhalten ist, bemühten. Die Schlußabrechnung mit Dauphin erfolgte erst 1729; es muß soviel Ärger gegeben haben, daß der Sohn schrieb, der Vater habe zu Walldürn das Leben eingebüßt.[28]

Nr. 12 (fol. 24)
Disposition von Andreas Silbermann (1720)

Disposition Eines Orgel Werks im Operathon
und zwar Erstens in großen Manual Werk sollen sein nach folgente Register

1. Principal	16 schue	┐
2. Octave	8.	│
3. Prestant	4.	│
4. Mixtur 3facht	2.	│ Diese von
5. Cymbale 3facht	1.	│ feinem Zhin.
6. Trompette	8.	│
7. Clairon	4.	│
8. Vois humaine	8.	┘

26) Gotthilf Kleemann, Die Orgelmacher und ihr Schaffen im ehemaligen Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1969, S. 130; Bernd Sulzmann, Die Orgelbauerfamilie Martin in Waldkirch im Breisgau, Wiesbaden 1975, S. 218; ders. Historische Orgeln in Baden, München-Zürich 1980, S. 42, 200, 262.
27) W. Bohner, H. T. Vleugels, Orgel in der Basilika Walldürn, (Walldürn) 1975.
28) E. F. Schmid – F. Bösken, Die Orgel von Amorbach, Mainz ²1963, S. 78 f.

9. Groß Gedackt	16.	Diese von Etof.
10. Couppel	8.	
11. Grosse Tierce auß	4.	
12. Nazardt	3.	
13. Quarte de Nazard	2.	
14. Tierce auß	2.	
15. Grand Cornet 5facht		

Im Echo

1. Prestant	4 schu	von Zihn
2. Doublette	2.	
3. Mixtur 3facht	1.	
4. Cromhorne	8.	
5. Kleingedeckt	8.	von Etof.
6. Nazardt	3.	
7. Tierce auß	2.	

Im Rück Werk.

1. Principal	8 schue.	Von feinem Zihn.
2. Prestant	4.	
3. Doublette	2.	
4. Mixtur 3facht	1½.	
5. Cimbale 2facht	—	
6. Cromhorne	8.	
7. Kleingedeckt	8.	von Zihn.
8. Flutte	4.	
9. Nazard	3.	
10. Tierce auß	2.	

Im Pedal

1. Subpass	16 schue	
2. Octave	8 schue	
3. Prestant	4.	von Zihn
4. Bompartte	16.	
5. Trompette	8.	
6. Clairon	4.	

Summa 38 Register begrieffen sich 2235 Pfeiffen Item 2 tremmulanten.
3 völlige Manual Clavir vom Großen C. Cs. D. Ds. F. Fs. G. Gs. biß mit $\overline{\overline{\text{c}}}$.

Nr. 13 (fol. 24'—26)

Begleitschreiben Silbermanns vom 18. 11. 1720

Monsieur

Deßen GeEhrtes schreiben vom 29 Octobris habe zu recht Erhalten. Wundtert mich daß M(ein) g(nädiger) H(err) melttet Er habe auf 3 brief keine andtwort bekommen da ich in allen von Ersten schreiben biß mit diesen letzten nicht mehr als 3 brief von M.g.H Erhalten habe, und alle mahl darauf geandtworttet. M.g.H. macht sich meinet Wegen sehr viel mühe, Ich bit Er wolle mir gelegenheit an die Handt geben, da gegen zu dienen. Auf dero letztes dienet in andtwort, daß mich fest resolviret /: so ferne mich der liebe Gott leben läst, und deßen Gnädtiger Wille ist :/ Auf begehren deß Gottes Hauses Weingardten mit meiner Arbeit zu Wartten. Ich kan aber keine gewiße Composition von Einem Werck machen, Wan ich nicht vorher die Beschaffenheit deß Platzes, und größe

der Kirchen selbsten in Augen schein genommen habe. M.g.H. berichte daß Gottes Hauß Weingardten solches, Wan der Herr prelad an mich schreiben läst und mir die Reiß Kösten offeriret so will auf begehren gleich hin kommen. Da mit ich aber doch in Etwaß auf begehren diene, so habe Hir bei geleget den Abriß von Orgel auß der Abbaye St. Germain de prez bey denen H. Benedictinern zu Paris. Dem Preiß aber, oder wie ein solches Werk draußen möchte zu stehen kommen da von kan auch noch nichts gewißes meltten. Weihl ich nicht Eigen gleich wißen kan Waß draußen die Matherialien geldten. Jedoch glaube da Ein Werck mit dergleichen Registern Wie auf bey liegentem Blätl: auf 9000 reichs Guldten Werde zu stehen kommen. Anfin wie schon gemelt Ich kan ohn besehen des Orts und gelegen Heit nichts Gewißes meltten. M.g.H. nehme nicht in üblen auf, daß nicht gleich geantworttet, ich habe mich vorher in Etwaß bedenken müßen. Ich habe Neulich die Ehre gehabt mit H. Stoll hier zu reden, Welcher Herr an ihrem Hof ist und eine Frau von hir hat, der mir versprochen, so baldt Er in München Würde angelangt sein wollte Er mit M.g.H. reden. In Erwarttung bäldigst beliebiger andtwordt Nebst Empfehlung Göttlichen Gnaden schutzes verbleibe Zeit lebens Meines Hoch GeEhrten Herren

Verbundener Diener
Straßburg 18 9bris 1720. Andreas Silbermann
Burger und orgel Macher

Beide Schriftstücke Silbermanns, die im Original vorliegen, wurden bereits von Joseph Wörsching im Wortlaut veröffentlicht[29]. Für die Silbermannforschung stellen sie nichts Neues dar.

Nr. 14 (fol. 27–28)

Disposition der Domorgel in Freiberg/Sachsen

Disposition
zum Newen Werkh in der Dohm kirchen
Zu Freyberg.

Haupt Manual
von gravitätischen und Grossen Mensuren

Principal	16 fuß
Bordun	16 fuß
Quintadena	16 fuß
Principal	8 fuß
Viola di Gamba	8 fuß
Copple	8 fuß
Prästant	4 fuß
Spitzflöth	4 fuß
Offen Naßat	3 fuß
Quinta	3 fuß
Doublet	2 fuß
Quarta Naßat	2 fuß
Tertie	2 fuß
Mixtur 4fach	1 fuß
Cimble 3fach	

29) Joseph Wörsching, Die Orgelbauerfamilie Silbermann in Straßburg i. E., Mainz (1941), S. 79 f.; Meyer, Riepp, S. 135.

Fagot . . . . . 16 fuß
Trombet . . . . . 8 fuß
Claron. . . . . 4 fuß
Cornet fünff fach

Ober Werckh
Von Scharffen und penetranten Mensuren

Principal . . . . . 8 fuß
Copple . . . . . 8 fuß
Gembshorn . . . . . 8 fuß
Unda Maris . . . . . 16 fuß
Praestant . . . . . 4 fuß
Tubal flöth . . . . . 4 fuß
Naßat . . . . . 3 fuß
Quarta Naßat
Doublet . . . . . 2 fuß
Tertia . . . . . 2 fuß
Mixtur 3fach
Cimble 2fach
Crumhorn . . . . . 8 fuß
Vox humaine . . . . . 8 fuß
Echo 5fach

Under Werckh oder Brust
Von delicaten und Lieblichen Mensuren

Principal . . . . . 4 fuß
Rohrflöth. . . . . 8 fuß
Quintatena . . . . . 8 fuß
Flaute . . . . . 4 fuß
Salicet. . . . . 4 fuß
Naßat . . . . . 3 fuß
Quarta Naßat
Doublet . . . . . 2 fuß
Terz . . . . . 2 fuß
Largo . . . . . 1½ fuß
Sufflet. . . . . 1 fuß
Mixtur 3fach
Hautbois . . . . . 8 fuß

Pedal
Von Starckhen und durch dringenten Mensuren

Groß Principal Baß . . . . . 32 fuß
Octav . . . . . 16 fuß
Sub Baß . . . . . 16 fuß
Violon Baß . . . . . 16 fuß
Praestant . . . . . 8 fuß
Doublet . . . . . 4 fuß
Pleijou. 12fach
Trompo . . . . . 32 fuß
Pombart . . . . . 16 fuß
Trombet . . . . . 8 fuß
Clairon . . . . . 4 fuß

Zwey Tremulanten Einen langsamen und einen geschwinden. Dieses Werckh soll 50 000 fl Gekostet haben.

Diese Fassung der Freiberger Disposition weicht stark von der wirklichen ab, sowohl vom Voranschlag Gottfried Silbermanns (8. 10. 1710) als auch vom Bestand, wie ihn Flade mitteilt[30]. Gegenüber dem Entwurf sind im Hauptwerk 6, im Oberwerk 3, im Brustwerk 4 und im Pedal 3 Register zuviel notiert. Im einzelnen sind es die Register: Principal 16', Quintadena 16', Spitzflöte 4', Nasat 3', Quarta Nasat und Fagott 16' im Hauptwerk; Unda maris 16', Gemshorn 8', und Quarta Nasat im Oberwerk; Quintadena 8', Salicet 4', Quarta Nasat und Oboe 8' im Brustwerk; Untersatz 32', Violonbaß 16' und Trompete 32'.

Nr. 15 (fol. 29—30)

Memoire
für ein großes orgelwerkh Complet
Erstlich

1. Ein Montre 16 Schuech von feinem Zinn gearbeitet,daß es dem Silber gleich
2. Ein flutte 8 Schuh offen von feinen Zinn, in Schein
3. Ein bourdon 8 schuh gedeckt sein Harmoni 16 schuh
4. Ein Cornet composé von 125 pfeiffen von melange
5. Ein prestant 4 schuh
6. Ein Bourdon 4 schuh gedeckt sein Harmonie 8 schuh, der baß von gutem aichen Holz, die anderen von Melange
7. Ein flutte 2 schuh gedeckt sein harmonie 4 schuh von Melange
8. Ein Nazard 3 schuh v. Melange
9. Ein quarte de Nazard v. Melange
10. Ein doublette die pfeiffen v. Zinn, die füss von Melange
11. Ein grosse tierce von Melange
12. Ein tierce ordinari v. Melange
13. Ein Fourniture 6 fach, die pfeiffen von Zinn, die füss v. Melange
14. Ein Cimballe 5fach die pfeiffen v. Zinn, füss Melange
15. Ein trompette 8 schuh die pfeiffen v. Zinn, füss Melang
16. Ein Clairon 4 schuh pfeiffen Zinn, füss Melange
17. Ein Flutte Schamaire 8 schuh von Melange, muß mit der Menschen Stimm gezogen sein
18. Ein Voix humaine 8 schuh, die pfeiffen Zinn, füss Melang

Zu diesen benannten Registern müssen 2 grosse Windladen gemacht werden, von einer grösse, daß dieses benannte pfeiffen werkh Blatz hat, darauf zu stehen.

Für ein Possidiff
Erstlich

1. Ein Montre 8 schuh von feinem Zinn
2. Ein bourdun 4 Schuh gedeckt, sein Harmonie 8 Schuh, der Baß von gutem Eichen Holtz, die andern v. Melange
3. Prestant 4 Schuh offen, die pfeiffen Zinn, füss Melange
4. Ein Flutte 2 schuh gedeckt, sein Harmonie 4 schuh v. Melang
5. Ein doublette 2 schuh offen, pfeiffen Zinn, füss Mel
6. Ein Nazard 3 schuh gantz v. Melange
7. Ein quarte de Nazard 2 Schuh offen

30) Ernst Flade, Gottfried Silbermann, Leipzig 1953, S. 95—100; Ulrich Dähnert, Historische Orgeln in Sachsen, Leipzig 1980, S. 106—110; Werner Müller, Gottfried Silbermann, Persönlichkeit und Werk, Leipzig 1982, S. 120—138, 416 f.

8. Ein tierce gantz v. Melange
9. Ein Larigot v. Melange
10. Ein Fourniture 4fach, die pfeiffen Zinn, füss melang
11. Ein Cimbal 3fach, die pfeiffen v. Zinn füss Melang
12. Ein Trompette 8 schuh, die pfeiffen Zinn, füss Melang
13. Ein Cromhorne 8 schuh, pfeiffen Zinn, füss Mel

Zue disen benannten registern muß ein besondere Windlad gemacht werden von guten Eichenen Holtz, von einer grösse, daß dise benanten pfeiffen werden Blatz darauff haben zu stehen.

Für ein Cornet d' Echo durch 3. octaven
Erstlich

1. Ein bourdon
2. Ein prestant
3. Ein Nazard
4. Ein quart de Nazard
5. Ein tierce alles v. Melange
6. Ein trompette, die pfeiffen v. Zinn

Zu disen Registern muß wider ein besonde Windlad gemacht werden von guten Eichenen Holtz, daß dises benante pfeiffenwerkh blatz hat darauf zu stehen.

Für ein Pedal
Erstlich

1. Ein Montre 32 schuh von feinen Zinn
2. Man kan auch die größte pfeiffen aus dem F anfangen
2. Ein bourdon 16 schuh gedeckt, sein Harmonie 32 schuh, von guten thannen Holtz
3. Ein Flutte 16 schuh v. Holtz
4. Ein bourdon 8 sch gedeckt, sein Harmonie 16 schuh v. Holtz
5. Ein Flutte 8 schuh v. Zinn
6. ein prestant 4 schuh v. Zinn
7. Ein Nazard 3 schuh v. Melang
8. Ein doublette 2 schuh v. Zinn
9. Ein bompart 16 schuh, pfeiffen v. Zinn, füss v. Mel
10. Ein trompette 8 schuh, pfeiffen v. Zinn, füss Melange
11. Ein Clairon 4 schuh, die pfeiffen v. Zinn, die füss v. Melange

Zu disen Benanten Registern müssen 2 Windladen gemacht werden von einer grösse, daß dises benante pfeifenwerkh Blatz hat, darauff zu stehen.

Zu disem völligen werkh müssen 7 blaßbälg gemacht werden von einer grösse, daß sie dem völligen werkh wind genug fourniren, zu disen völligen werkh müssen Drey Clavier sein, eins zum grossen werkh, Eines zum positiv, eins zum Echo.

Wie auch das pedal sein besonder Clavier muß haben zum tretten. 2 Trimulanten einer langsam, der andere geschwind schlagend.

Hierüber schicke ich Ihro HochwohlEhrwürden Gnaden von Weingarden ein auff satz von einer grossen orgelwerkh auff Pariser Manier, wie auch ein abriß. Was aber der abriß anbelangt, kan ich machen auf allerhand manier nach dem blatz der Kirche; wann Ihro HochwohlEhrwürden Gnaden ein werkh wollen machen lassen, und die preferenz mir geben, wie auch das Vertrauen zu mir, als Ihro Untergebenster Diener nehmen, so werden Ihro alle Satisfaction vnd Vergnügen vor solche werkh haben. Nebst Verbleibent Meiner Hochwirdigsten gnaden unterthenigster getreüester Diener

Johann Geörg Rohrer
factor d' orgue à
Strasbourgh.

Johann Georg Rohrer (1686—1765) stammte aus Schlackenwerth in Böhmen, lernte hier auch den Orgelbau, kam 1709 nach Straßburg – zehn Jahre später als Andreas Silbermann –, nachdem er wie dieser in Paris und in der Normandie sich völlig auf den französischen Orgelbau eingestellt hatte.[31] Sein Verhängnis war – so P. Meyer-Siat – daß er als Katholik in Straßburg neben und nach Silbermann nicht eingebürgert wurde und daher als ehrlicher, tüchtiger Orgelmacher nicht zu dem Ruhm kommen konnte, in dem Silbermann sich sonnte, als er „das schönste Epos der elsässischen Orgel schrieb[32]."

Der nicht datierte, typisch französische Orgelentwurf für Weingarten dürfte 1736 eingereicht worden sein, wie die mit Bleistift nachgetragene Jahreszahl angibt, auf die schon Rudolf Walter aufmerksam machte. Walter hat auch über das Oeuvre Rohrers ausführlich berichtet und auf die bedeutendsten Werke des Meisters (Benediktinerabtei Schwarzach 1758/60; mehrere Orgeln in Hagenau; Jesuitenkirchen in Molsheim 1737 und Mannheim 1752/55) hingewiesen.

Nr. 16 (fol. 31)

Quittung über 100 fl aus einem Salzburger Handelsunternehmen für die Orgel in Maria Plein.

Daß auf hochgnädige anschaffung Seiner Hochwürden vnd Gnaden Herrn Dominici Reichs Prälathen zu Weingarten von der löbl. Aniseischen Handels compagnie zu Salzburg mir endts benannten 100 fl. sage hundert Gulden vmb der kirchen orgel abzuändern, damit mehrer licht auf den Gnaden Altar khommen möge, vnd einen Duggaten vmb lesung heiliger Messen erleget, wird nebst gehorsamster Denkhsagung eygenhändig hiemit bescheinet.
Plain nechst Salzburg

3. May 1749 P. Placidus Böckle
p. t. loci Superior (mp)

Über den Orgelumbau in Maria Plein bei Salzburg ist nichts Näheres bekannt.

Nr.17 (fol. 32)

Quittung über 300 fl für die Orgel in Buchhorn 1750

Das von der Hochlöbl. Reichs Pralatur Weingarten Endes geschribenen um Verfertigung der Pfarr Buchhornischen Kirchen Orgel dreyhundert gulden dato richtig und baar seyn behändiget und bezahlet worden; ein solches wird nebst unterthänigstem Dankh bescheinet.
Weingarten den 15, Juni 1750
Joseph Gabler Orgelmacher.

---

31) Rudolf Walter, Die Orgel der ehemaligen Abteikirche Schwarzach und ihr Erbauer Joh. Georg Rohrer, in: Die Ortenau (Hist. Verein für Mittelbaden) 47. 1967, S. 216—229; Albert Hohn, Die Orgeln der ehemaligen Abteikirche von Schwarzach, in: Arnold Tschira u. a., Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Karlsruhe [2] 1977, S. 65—71; Bernd Sulzmann, Historische Orgeln in Baden, München-Zürich 1980, S. 287; Meyer, Riepp, S. 136 f.

32) P. Meyer-Siat, Historische Orgeln im Elsaß, München-Zürich 1983, S. 18, 20.

Buchhorn ist der ursprüngliche Name für Friedrichshafen am Bodensee, das erst 1811 durch Vereinigung der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn mit Dorf und Kloster Hofen (Priorat von Weingarten) gebildet wurde. Meyer meint, daß es sich um eine Reparatur der Orgel handelte. Bei Registerpreisen von 100 bis 150 fl bei Gablerschen Neubauten ist das wohl richtig. Die angesprochene Orgel stand in der Stadtpfarrkirche.

Johannes Kecks Traktat über Klosterleben und Eremitentum für den Einsiedler Hans Frankenfurter im Halltal (1447)

Ein Beitrag zur Geschichter des Klosters Tegernsee und zur Biographie des Nikolaus von Kues

Von Wilhelm Baum

Der Tegernseer Theologe Johannes Keck († 1450) war schon wiederholt Gegenstand näherer Betrachtung.[1] Sein Brief an Nikolaus von Kues von 1450 gehört zu den frühen Zeugnissen für die Wirkungsgeschichte des Philosophen, mit dem ihm auch die bürgerliche Herkunft verband; Keck gehörte zu den ersten nichtadeligen Professen der Abtei. Wie Nikolaus verfaßte auch Keck eine Abhandlung zur Kalenderreform; beide standen der mystischen Theologie nahe und beide waren Theologen des Konzils von Basel.[2] Kurz vor seinem Tode trat Keck in persönlichen Kontakt mit Nikolaus. Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen beiden war das gute Verhältnis zu Herzog Albrecht III. von Bayern-München, der Keck sogar zum Beichtvater und Erzieher seiner Kinder erwählte. Keck war es auch, der die Beziehung des Kardinals zum Kloster Tegernsee anbahnte, das Nikolaus freilich erst vom 31. 5. bis 2. 6. 1452 persönlich kennenlernte.[3] Eine weitere Querverbindung zwischen Nikolaus von Kues, Johannes Keck und Tegernsee soll in der vorliegenden Untersuchung aufgezeigt werden.

Johannes Keck wurde um 1400 in Giengen in Württemberg geboren, wo er die Pfarr- und Stadtschule besuchte. Am 14. 4. 1426 wurde er an der *Universität Wien* immatrikuliert, wo er bis 1434 studierte. Seit 1429 war er dort Magister actu regens, d.h., mit selbständiger Vorlesungstätigkeit betraut. Neben seiner Tätigkeit als Magister artium studierte er auch Theologie und erlangte 1434 nach ein- bis zweijähriger Vorlesung über die Sentenzen den Grad des Baccalaureus der Theologie. Wann er zum Priester geweiht wurde, ist unklar. Sein Abschied von Wien fiel nicht vor das Jahr 1434. Von 1434 bis 1441 erscheint er in *München* als Pfründner an der Peterskirche, deren Pfarrer Johannes Grünwalder, ein Onkel Albrechts III., später Bischof von Freising und Kardinal des Basler Konzils wurde. Ein anderer Pfründner dieser Kirche war Marquard Sprenger, der mit Keck und Nikolaus von Kues in theologische Diskussionen treten sollte. Am 2. 9. 1440 predigte Keck auf einer Freisinger Diözesansynode. Auf Veranlassung Grünwalders kam Keck

---

1) Vergl. Lauchert in: ADB 51, 1906, 93f; Virgil Redlich in: LThK[1] 5, 1933, 916; S. Sudhof in: Verfasserlexikon 5, 1955, 510f; Heinrich Hüschen in: MGG 7, 1985, 774f; Virgil Redlich in: LThK[2] 5, 1960, 1050; Volker Honemann in: Dict. de Spiritualitè VIII, 1974, 1694 f; Frumentius Renner in: NDB 11, 1977, S. 387f; sowie: Lindner (1897), 68–75; Redlich (1929), 92–101 u. ders. (1931), 72f u. 117–121 sowie (1958), 356–359; Spindler II (1969), 623, 745f u. 970; Bauerreiß V[2] (1974), 39 u. 130 f; Rossmann (1979), u. Baum (1983), 34, 62f, 75, 78f, 82 u. 131f

2) Beide können sich jedoch nicht auf dem Konzil von Basel kennengelernt haben, wie Redlich (1931), 119 behauptet, da Nikolaus von Kues das Konzil bereits 1437 verlassen hatte!

3) Vergl. dazu: Redlich (1931), 95–97 u. Baum (1983/84), 33–36

nun nach *Basel*, wo er am 24. 3. 1441 dem Konzil inkorporiert wurde – also zu einer Zeit, als Nikolaus von Kues das Rumpfkonzil bereits verlassen hatte und im Streit zwischen Konzil und Papst auf die Seite des Papstes übergetreten war. An der Konzilsuniversität promovierte Keck als erster Deutscher Ende 1441 oder Anfang 1442 zum Doktor der Theologie. 1442 gehörte er als Orator einer Konzilsgesandtschaft zu König Friedrich III. an; am 7. 4. 1442 beglaubigte das Konzil ihn als Gesandten zu Herzog Albrecht III. In Basel kam Keck auch mit humanistischen Bestrebungen in Berührung; er lernte etwas Griechisch und kopierte einige Traktate. Wie anderen Gefährten hätte sich Keck in Basel die Chance zu einer diplomatischen Karriere eröffnet. Aber er zog die Kontemplation, Askese und Predigttätigkeit der Politik vor und trat in das *Stift Tegernsee* ein, wo Abt Kaspar Aindorffer 1426 die „Melker Reform"[4] eingeführt hatte. Am 8. 12. 1442 legte Keck dort seine Profeß ab, wo er zunächst Bibliothekar und dann von 1443/44–1446 Prior war. Sein Nachfolger in diesem Amt war Konrad von Geisenfeld, den er ebenso wie den Melker Theologen Johann Schlitpacher[5] an der Wiener Universität kennengelernt hatte. Keck, Schlitpacher und Konrad von Geisenfeld gehörten zu den bedeutendsten benediktinischen Theologen im süddeutschen Raum. Zu ihnen gesellte sich 1447 noch der ehemalige Augustinerchorherr Bernhard von Waging[6], dem Keck am 8. 12. 1447 die Profeßpredigt hielt. 1446 ist er wieder in Basel als Konzilsprediger nachweisbar. Schon 1443 hatte er mit einem *„Traktat über die Absetzung Eugens IV."* die konziliaristische Position verteidigt. Nach dem Tode Eugens IV. und der Wahl von Papst Nikolaus V. (1447) vollzog sich in der kirchenpolitischen Situation ein allmählicher Umschwung zugunsten des Papstes. Die Wiener Universität war in Österreich die Hochburg des Konziliarismus, der sich hier noch bis Mitte 1449 halten konnte, insbesondere durch das Engagement von Thomas Ebendorfer.[7] Ende 1447 oder Anfang 1448 verfaßte Keck den Traktat *„Ecclesiasticus unitor"*, in dem er für eine Beilegung des Schismas eintrat. Dies mißfiel Marquard Sprenger, Schlitpacher und dem konziliaristischen Kartäuser Vinzenz von Aggsbach.[8] Keck wehrte sich mit einer *„Apologie"*, die von Sprenger mit einer *„Responsio ad Apologiam Joannis Keck editam pro tractatu cui titulus: Ecclesiasticus unitor"* beantwortet wurde, worauf Keck mit einer *„Refutatio"* antwortete. Diese Schriften sind wie fast alle der mehr als 50 Werke unediert. Gleichzeitig mit dem Traktat „Ecclesiasticus unitor" bemühte auch Kardinal Grünwalder sich um die Beilegung des Schismas; er erreichte sowohl die Anerkennung durch Papst Nikolaus V. als auch durch König Friedrich III. Nach dieser Wendung Kecks fand er Kontakte zur römischen Kurie und wurde „Poenitentiarius minor". Am 18. 12. 1449 vollendete er in Rom seine *„Flores chronicarum Veteris Testamenti"* für einen römischen Juden, der 1450 getauft wurde. Noch bevor er am 29. 6. 1450 in Rom von der Pest dahingerafft wurde, schrieb er den erwähnten Brief an Nikolaus von Kues, in dem er dessen „Docta ignorantia" rühmt, die er jedoch selbst nicht kannte.[9] 1574 ließ Abt

4) Vergl. dazu: Bauerreiß V² (1974), S. 53–63 u. Baum (1983), 59–63
5) Sigloch (1930), passim u. Baum (1983), 63f, 73–78, 82, 93, u. 175
6) Hubert Vogel in: NDB 2 (1955), S. 117 sowie Grabmann (1946); Wilpert (1954); Baum (1983) u. Baum/Rauter (1983)
7) Lhotsky (1957) u. Baum (1983), 23, 28 u. 55–63
8) Rossmann II (1976), 213.219 u. Baum (1983), 63f, 73–78, 82, 92 u. 98
9) ediert bei Redlich (1931), 197f

Quirin Rest in der neuerrichteten Druckerei des Klosters einen Band „*Sacrorum sermonum sylvula*" von 191 Seiten mit 9 Predigten Kecks und einer Vita von Erasmus Vendius drucken. Außer diesen Predigten sind bisher nur 4 Briefe[10] und sein „*Introductorium musicae*"[11] gedruckt, nicht aber sein Hauptwerk, die am 17. 1.1440 vollendete „*Expositio super regulam s. Benedicti*".

Außer den Briefen und Predigten liegt bisher von den Werken Kecks also nur die Einführung in die Musik vor. Es soll daher hier erstmals ein theologischer Traktat vorgestellt werden, der für die Interpretation seines Werkes, der Beziehungen zu Nikolaus von Kues und für die Geistesgeschichte des 15. Jahrhunderts nicht ohne Interesse ist. Es ist bekannt, daß seit der Blütezeit der Mystik in Deutschland immer wieder individualistische Denker versuchten, „abgeschieden" von der Welt ihr Heil zu suchen. Die Kirche stand dieser Tendenz und ihren sektiererhaften Auswüchsen, dem *Begarden- und Lollhardentum*, eher kritisch gegenüber. Der Schweizer Theologe *Felix Hemmerlin* verfaßte 1438 den Traktat „Contra validos mendicantes" und etwa gleichzeitig die Traktate „Contra Anachoritas Beghardos Beginasque silvestres" und „Glosa Bullarum per Beghardos impetratarum".[12] Die erste Schrift wendet sich an den Konstanzer Bischof Heinrich von Höwen, der aufgefordert wird, die Begarden als arbeitsscheues Gesindel aus seiner Diözese zu vertreiben. 1464 wurde der Traktat „Contra validos mendicantes" von dem berühmten Humanisten Niclas von Wyle in der „neunten Translatze" ins Deutsche übersetzt, der von Hemmerlin in Zürich gefördert worden war.[13]

Die Tatsache, daß noch 1458 in Mainz der Begarde Hans Becker auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, zeigt, wie umstritten diese Bewegung war, die auf der einen Seite bis in die „Bewegung des freien Geistes" reichte und andererseits für strenggläubige Katholiken akzeptabel war. Ähnlich war es mit dem Begriff der Lollharden, die Geisteskranke pflegten und 1472 von Papst Sixtus IV. die Augustinerregel gewährt erhielten. Andererseits wurde der Name aber auch für die Anhänger Wiclifs gebraucht! Es handelte sich bei beiden Bewegungen also um ganz heterogene Strömungen; undifferenziert gebraucht, konnte der Begriff leicht zu einem Synonym für das Ketzertum werden.

Einer der prominentesten Gegner der Begarden war der Heidelberger Theologe *Johannes Wenck*.[14] Sein Freund *Johannes von Gelnhausen*, Abt von Maulbronn,[15] informierte ihn nicht nur über das Werk des Nikolaus von Kues, sondern auch über „begardische Tendenzen" seines Bruders *Hans Frankenfurter*[16], der von 1436–

10) s. Anm. 9 u. daselbst den Brief von 1443 an Johann Sachs, 195; Brief Kecks an Schlitpacher vom 29. 9. 1445 bei Pez (1729), 386 u. ein Brief an Abt Christian von Melk von 1444; vergl. dazu Lindner (1897), 70f

11) vergl. dazu Rossmann (1979), 345, A. 77

12) vergl. dazu Reber (1846), 125–146; Haubst (1955), 57f u. 114–118 u. Baum (1983), 129f

13) Reber (1846), 130 u. Bernstein (1978), 52

14) Haubst (1955) u. ders. (1958), 376–381; Grass (1970), 339–348 u. Baum (1983), 34, 73, 78f, 129f, 133 u. 138

15) Vergl. dazu: Walter (1926); Griesser (1956); Grass (1970), 339–357 u. Baum (1983), 78–80, 127 f u. 130

16) Vergl. dazu: Ladurner (1857), 558f; Ruf (1858), 620–625; Jäger I (1861) 62f; Tinkhauser-Rapp II (1879), 495-497; Haubst (1955), 113–118; ders. (1958), 376–381; Grass (1970), 354f; Hallauer (1970); Fußenegger (1970), 381f u. 401; Baum (1983), 79f, 128–134, 136 u. 139 u. Palme (1983), 200–203 u. 213

1440 Salzmair in Hall, also Direktor der dortigen Saline war. 1441 hatte Frankenfurter sich in das Halltal in die Nähe des Bergwerkes als Einsiedler zurückgezogen. Sein Bruder aber versuchte vergeblich, ihn zum Eintritt in ein reguläres Kloster zu bewegen. Als Frankenfurter sein Handeln gegenüber dem Bruder thesenartig begründete, schickte dieser den Brief im Frühjahr 1442 an Wenck mit der Bitte, seinem Bruder in Deutsch Rat und Belehrung zukommen zu lassen. „In valle enim aquae cuiusdam prope Inspruck in Hallis moratur, magnus hucusque ducis Sigismundi de Austria officialis et negotiator. Delubrum sibi vel cellam non longe ab eodem loco in nemore fabricavit, ubi habitare et forte includi meditatur pulvere adhuc saeculari conversationis, ut vereor, nimium respersus. Si quid nobis tamen spei sit sui in hoc statu perfectus, similiter quaeso, iudicate. Multum enim anxior, ne deficiat magis et pereat solus sic absque litteris et libris ac hominum doctorum similiter exercitatorum collatione undique manens,"[17] schrieb Johannes von Gelnhausen an Wenck. Dieser antwortete am 27. 3. 1442 mit einer scharfen Polemik gegen Frankenfurters „abgescheiden leben" als „waltbruder".[18] Bischof Georg I. von Brixen (†1443) dachte aber anders als Wenck und erlaubte das Leben Frankenfurters.[19] Am 1. 9. 1446 konsekrierte Weihbischof Andreas von Sichar die Rupertikapelle Frankenfurters, der sich mit seinem Bruder Heinrich neben der Kapelle ein Brüderhaus errichtet hatte.[20] Am 1. 6. 1447 nahm Herzog Sigismund die Kapelle in Schutz und beauftragte den Salzmair Leonhard Wiesmair, für die finanzielle Ausstattung der Kirche und der dortigen Stiftungen zu sorgen.

1447 wurde nun auch Johannes Keck mit der Einsiedelei im Halltal befaßt. Sein „Tractatus vallis Salinarum"[21] dürfte mit dem Halltal in Beziehung stehen. Keck hatte auch für weltliche Dinge wie Handwerk usw. Interesse. Möglicherweise stand er schon früher in Kontakt mit dem Salzbergbau im Halltal. Der Historiker S. Ruf berichtete 1858 – leider ohne Angabe der Quelle – über Frankenfurter: „So lebten die frommen Waldbrüder im Hallthal, abgeschieden von der Welt, in stiller Beschaulichkeit sich dem Dienste Gottes und dem Heil ihrer Seele widmend durch einige Jahre. Eines Tages aber erwachten in der Seele des Gründers dieses Bruderhauses plötzlich andere Gedanken. Im Frühjahr des Jahres 1447 besuchte nämlich der Abt von Tegernsee, in Begleitung von Johannes Hammerspa, Pfarrer in Hall, das Kloster im Hallthal, und hatte, nachdem er in der dortigen Kapelle die heilige Messe gelesen, mit Frankenfurter eine längere Unterredung über das klösterliche Leben der Ordensbrüder, denen er vorstand. Da faßte Frankenfurter den Entschluß, sich mit seinem Bruder Heinrich einem förmlichen Ordensleben zu widmen und nach Tegernsee zu wandern, um dort in der gefürsteten Benediktiner-Abtei ein echt klösterliches Leben führen zu können."[22] Möglicherweise benutzte Ruf hier verschollene Quellen der Schwazer Franziskaner, die die Tradition des Halltaler Klosters weiterhin pflegten. Es besteht jedenfalls kein Grund, an

17) Mainz, Stadtbibliothek, Cod. 190, fol. 150rv
18) Haubst (1958), 376–381; Grass (1970), 339–346 u. Baum (1983), 129
19) Hallauer (1970), 376
20) Bozen, Staatsarchiv, Cod. 20 (Lade 18, Nr. 2), fol. 3, Litt. A
21) Vergl. dazu: Lindner (1897), 73, Nr. 22 u. Baum (1983), 131
22) Ruf (1858), 621

den Ausführungen zu zweifeln, zumal die Urkunde Bischof Röttels vom 23. 4. 1448 eindeutig erklärt, daß die beiden Waldbrüder nach Tegernsee übersiedelt seien (Dokument II). Es läßt sich vermuten, daß Abt Aindorffer im Frühjahr 1447 den *Traktat Kecks über die Frage, ob es besser sei, im Kloster oder als Einsiedler zu leben (Dokument I)* mitbrachte. Es ist jedoch auch möglich, daß die Waldbrüder diesen schon vorher erhalten hatten. Es läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß der 1447 geschriebene Traktat in den Kontext der Ereignisse vor der Übersiedlung der Waldbrüder nach Tegernsee gehört. Am 3. 12. 1447 entließ der Konstanzer Generalvikar die beiden Waldschwestern Elisabeth Prüglin und Anna Schefferin aus dem Kloster Kürrenberg in Baden, damit sie einem Ruf ins Halltal folgen könnten. Im April 1448 waren die Waldschwestern in ihrer neuen Heimat.[23]

Frankenfurter und sein Bruder lebten also mittlerweile in Tegernsee, wo Prior *Bernhard von Waging* 1451 das Werk „De docta ignorantia" des Nikolaus von Kues studierte und spätestens Anfang 1452 das *„Laudatorium doctae ignorantiae"* verfaßte.[24] Mittlerweile hatte auch Keck mit Nikolaus Kontakte aufgenommen.[25] In Tegernsee könnte Frankenfurter über Nikolaus informiert worden sein. Am 1. 5. 1452, also noch vor seinem Besuch in Tegernsee, erteilte der Kardinal den Waldbrüdern eine Eremitenregel. „Sane sepius a vobis informati, quod vitam vestram deo dedicare instituistis in solitaria vita et cum observancia trium substancialium: obediencie, paupertatis et castitatis, nosque tamquam superiorem elegistis, sub cuius iussione et imperio ac nostrorum successorum vitam istam brevem consumare decrevistis, ut meritum obediencie assequamini",[26] berichtet der Kardinal über die Vorgeschichte. Die Waldbrüder hatten offensichtlich in Tegernsee die Anregung erhalten, sich an den Kardinal zu wenden. Am 25. 9. 1452 wandte sich Herzog Sigismund auf die Bitte Frankenfurters hin an den Kardinal, um eine Bestätigung für die Waldschwestern zu erhalten.[27] Dieser Brief ist das letzte Lebenszeichen von Frankenfurter. Wir wissen nicht, wohin er zog. Die Tatsache, daß „Fr. Johannes Franckforter heremita" im Nekrolog des Stiftes Stams erwähnt wird[28], also in jenem Kloster, in dem sein Bruder Johannes von Gelnhausen Prior gewesen war[29], läßt vielleicht daran denken, daß er im Bereich dieses Klosters eine neue Einsiedelei errichtete, vielleicht im Ötztal.

Drei berühmte Theologen des 15. Jahrhunderts setzten sich also mit Frankenfurters Eremitentum auseinander: Wenck, Keck und Cusanus. Der erstere lehnte das Anachoretentum radikal ab und giftete, Frankenfurter sei wohl „abgeschaiden", aber nicht von der Welt, sondern „von Gott und von der Kirche und auch von der Natur".[30] Die Folge war, daß der Eremit die Vorhaltungen Wencks ignorierte, obwohl dieser eine Autorität in Deutschland war.

---

23) Bozen, Staatsarchiv, Cod. 20 (Lade 18, Nr. 2), fol. 4-20; Fußenegger (1970), 383 u. Baum (1983), 134–136
24) Vansteenberghe (1915), 1–9 u. Edition 163–168; vergl. dazu Baum (1983), 73
25) Vergl. Anm. 2
26) Hallauer (1970), 377
27) Fußenegger (1970), 401
28) Baumann (1905), 56 u. Baum (1983), 134
29) Stams, Stiftsarchiv, Urk. R II Statuta Ord. Cist. n. 5 von 1416 Dezember 28 u. Baum (1983), 78f
30) Haubst (1958), 379

Betrachten wir nun die Antwort Kecks auf die Frage der Waldbrüder, ob es besser sei, im Kloster oder in einer Einsiedelei zu leben. Die *erste Propositio* des Tegernseer Theologen lehnt sich eng an die Ausführungen des Thomas von Aquin über die gleiche Frage an. Thomas hatte betont, das Eremitenleben sei etwas für jemand, der bereits eine gewisse Vollkommenheit erreicht habe. Er bewertet es zwar höher als das Klosterleben, reserviert es aber für Vollkommene. Ohne vorangehende Übung ist das Eremitenleben höchst gefährlich.[31] Ähnlich argumentiert auch Keck. Auch für ihn liegt der Unterschied zwischen beiden Lebensweisen darin, daß das Eremitenleben eine Sache schon erlangter und das Klosterleben eine Sache noch zu erlangender Vollkommenheit ist. Beide Zitate, das von Hieronymus an Rufus und das von Gregor dem Großen stehen bei Thomas von Aquin. Keck wird also zur „Summa Theologica" gegriffen haben, die er aus seiner Wiener Zeit gut kannte, um sich an den Artikel 8 der 188. Quaestio anzulehnen. Daß er in der zweiten Propositio ein weiteres Zitat aus dem Brief des hl. Hieronymus bringt, läßt darauf schließen, daß er in der Folge auch auf diesen Text zurückgriff. Wenn man bedenkt, daß die Tegernseer Bibliothek damals zu den größten in Europa gehörte, die sogar noch größer als die vatikanische war, wird es klar, daß das für ihn keinerlei Probleme bedeutete. Daß in der Handschrift von 1485 hinsichtlich des Kommentars über das Hohe Lied Benedikt mit Bernhard von Clairvaux verwechselt wird, braucht nicht unbedingt auf Keck zurückgehen, sondern kann auch ein Fehler des Abschreibers sein.

In der *zweiten Propositio* erläutert Keck, wie der Mensch die Vollkommenheit erlangt. Entweder erreicht man sie durch göttliche Gnade oder durch die Übung der Tugenden. Johannes der Täufer, Antonius und Benedikt wurden von Gott so mit Gnade beschenkt, daß sie noch als Kind nach der Einsamkeit strebten. Der erfahrene Ordensstifter Benedikt wußte, daß sich Menschen häufig durch ein Bekehrungserlebnis spontan zu Entscheidungen verleiten ließen, die sie dann nicht durchhalten konnten. Er schlägt daher vor, daß derjenige, der der Welt entsagen will, sich erst einmal im Klosterleben für das Eremitentum vorbereiten soll. Die Übung des Klosterlebens soll somit eine Vorbereitung auf die „Wüste" sein.

Die *dritte Propositio* stellt klar, daß der perfekte Eremit sich nicht zu Höherem erheben kann, ohne daß er einen Drang nach der Einsamkeit hat.

In der *vierten Propositio* macht Keck klar, daß das Eremitenleben nur mit Erlaubnis der Kirche statthaft ist. Der Eremit braucht Beglaubigungsschreiben (literae potentes). Er erwähnt hier das Beispiel einer Frau, die über Jahre hindurch die Ordensregel beachtete und z. B. als Krankenpflegerin diente und dann die Erlaubnis der Oberen zu einem Eremitenleben erhielt. Neben diesem üblichen Weg läßt Keck dann noch einen außerordentlichen offen, der an die paulinische Lehre von den Charismata (1 Kor 14; Röm 12,6) erinnert. Die Wunder können auf ihre Weise den nach Vollkommenheit Strebenden legitimieren. Keck hält sich somit genau an die Vorgangsweise der Kirche.

---

31) Für Lese- und Übersetzungshilfen habe ich Herrn Dr. Karl Rauter (Döbriach/Millstättersee) und für die Verifikation der Väterzitate Herrn Doz. P. Dr. Ulrich Faust (Salzburg/Wieting) zu danken.

In der *fünften Propositio* faßt Keck noch einmal die drei Arten der Legitimation für das Eremitenleben zusammen: Die göttliche Gnade, die Übung im Kloster und außergewöhnliche Wunder bestätigen die Richtigkeit der Entscheidung für das Eremitenleben. Wer das Ordensleben nicht kennengelernt hat, sollte von den Ordensoberen zur Aufgabe des Eremitenlebens und zur Übung der Gemeinschaft verhalten werden. Wer es sich getraut, zum Kampf gegen den Satan anzutreten, muß dazu auch gerüstet sein; alles andere wäre stümperhaft.

Der Theologe Johannes Keck lehnt somit das Eremitendasein zwar nicht ab, aber er empfiehlt für den Normalfall doch zuerst eine gewisse Vorbereitungszeit im Kloster. Mit dieser Pädagogik erreichte er mehr als Wenck mit seiner Polemik: Frankenfurter und sein Bruder Heinrich verließen ihre Klause im Halltal und gingen nach Tegernsee, wo sie vermutlich einige Jahre blieben.[32] Da Keck im Jahre 1450 nach der Ernennung des Cusanus zum Bischof von Brixen noch drei Monate lebte und mit dem Kardinal Kontakt hatte, ist es denkbar, daß sie dabei auch über Frankenfurter sprachen. Der Kardinal war sich der Schwierigkeit seiner neuen Aufgabe sicherlich bewußt. Es war naheliegend, zu versuchen, jede denkbare Information über die Zustände in Tirol und im Bistum Brixen zu erhalten. So führte er im Herbst 1450 in Rom vertrauliche Gespräche mit dem Neustifter Dekan Johannes Fuchs.[33] Die Kontakte mit Tegernsee waren also bereits vor dem Amtsantritt in Brixen in die Wege geleitet. Am 20. 3. 1451 verlieh der Kardinal dem Kloster einen Ablaß.[34] Die Gewogenheit des Kardinals für Tegernsee, wo eine Reihe seiner Werke kopiert wurden – nach Klibansky war das Stift „das weitaus bedeutendste Zentrum für die spätere Verbreitung der ‚Docta ignorantia'"[35] – zeigt sich auch in den Vergünstigungen anläßlich des Besuches vom 31. 5. bis 2. 6. 1452. Der Kardinal gab den Mönchen praktische Ratschläge[36] und wurde in die Liste der Verbrüderten aufgenommen. Er gab nicht nur *Ablässe* nach dem üblichen Schema, sondern auch spezielle wie z. B. für den Besuch der Sonntagspredigt (Dokument III) oder für verschiedene Feste (Dokument IV). Bei diesem Besuch lernte er auch den Prior Bernhard von Waging kennen, der in den nächsten Jahren zum wichtigsten Kontaktmann und Korrespondenten des Kardinals in Tegernsee werden sollte, der sogar zu kirchenpolitischen Tätigkeiten in Tirol herangezogen wurde.[37] Johannes Keck hatte diese fruchtbare Beziehung angebahnt. Von ihm übernahm der Kardinal auch die theologische Mentorschaft über die beiden Eremiten im Halltal, deren Schicksal ein eindrucksvolles Beispiel für spätmittelalterliche Glaubenstiefe und Weltabsage bildet. Im Gegensatz zur „Begardophobie"[38] des Johannes Wenck erkannten Keck und Cusanus durchaus deren Wert und Bedeutung, wenn es gelang, diesen individualistischen Weg an die Kirche zu binden.

---

32) Für die Zeit zwischen April 1448 und Mai 1452 fehlen Belege über den Aufenthalt Frankenfurters und seines Bruders
33) Baum (1983), 91
34) Zibermayr (1914), 118 u. Koch (1948), 119
35) Klibansky (1977), 219
36) Z. B. das Brennen von Epileptikern; vergl. dazu: Redlich (1931), 95
37) Vergl. dazu: Baum/Rauter (1983) u. Baum (1983), 141–150
38) Haubst (1955), 117 u. Grass (1970), 346

Dokumente

I.

1447 (Tegernsee)

Antwort des Johannes Keck auf die Anfrage des Eremiten Johannes im Inntal, ob das Eremitenleben dem Klosterleben vorzuziehen sei

Kop.: München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 18831 (Teg. 331, von 1485), fol. 244v–245v

Lit.: Lindner (1897), 74
Honemann (1974), 1695
Rossmann (1978), 346
Baum (1983), 131

Responsio fratris Johannis Keck doctoris in theologia professus huius monasterii Tegernsee sancti Quirini martyris, super consultatione fratris Johannis anachorete heremi vallis Eni. Respondet per quinque proposiciones.

Prima proposicio Solitariorum religio et in societate viventium in illo differunt: quod prima quidem est adquisite, secunda vero adquerende perfectionis. Conveniunt in eo, quod utraque est status perfectionis. Ex quo corrolario sequitur nullum anachoreseos sive solitudinis ydoneum esse susceptorem, nisi fuerit perfectus. Patent hec omnia per dicta sancti Thome secunda secunde quaestio 188 art. 8 in principali responsione et per auctoritatem beati Jeronimi ad Rusticum monachum scribentis, ubi „michi placet" inquit," ut habeas sacrum contubernium, nec ipse te doceas".[1] Et per beatum Gregorium tricesimo

1) Thomas von Aquin: Summa Theologica II–II, a. 8 (Marietti 1962). 847: Articulus 8: „Utrum perfectior sit religio in societate viventium quam agitantium solitariam vitam":..."Considerandum tamen est quod id quod est solitarium, debet esse sibi per se sufficiens.... Uno modo, ex solo divino munere: sicut patet de Ioanne Baptista, qui fuit ‚repletus Spiritu Sancto adhuc ex utero matris suae'; unde et cum adhuc puer esset, ‚erat in desertis', ut dicitur Luc. 1. Alio modo, per exercitium virtuosi actus: secundum illud Heb.5,(14): ‚Perfectorum est solidus cibus; eorum qui pro consuetudine exercitatos habent sensus ad discretionem boni et mali.' Ad exercitium autem huiusmodi iuvatur homo ex aliorum societate, dupliciter. Uno modo, quantum ad intellectum, ut instruatur in his quae sunt contemplanda: unde Hieronymus dicit, ‚ad Rusticum Monachum': ‚Mihi placet ut habeas sacrum contubernium, nec ipse te doceas. Secundo, quantum ad affectum, ut scilicet noxiae affectiones hominis reprimantur exemplo et correctione aliorum; quia, ut dicit Gregorius, XXX Moral., super illud, ‚Cui dedi in solitudine domum: Quid prodest solitudo corporis, si solitudo defuerit cordis?' Et ideo vita socialis necessaria est ad exercitium perfectionis: solitudo autem competit iam perfectis.... Sicut igitur id quod iam perfectum est, praeeminet ei quod ad perfectionem exercetur; ita vita solitariorum, si debite assumatur, praeeminet vitae sociali. Si autem absque praecedenti exercitio talis vita assumatur, est periculosissima; nisi per divinam gratiam suppleatur quod in aliis per exercitium acquiritur, sicut patet de beatis Antonio et Benedicto".
Vergleiche dazu auch die Ausgabe: Divi Thomae Aquinatis Summa Theologica (Migne), Bd. III, Paris 1864, 1579 sowie zu Hieronymus: Eusebii Hieronymi Epistula 125,9, (=CSEL 56), 127f.

moralium, ubi „quid prodest solitudo corporis, si solitudo defuerit cordis".[2] Legatur[a] denique beatus Benedictus super cantica canticorem sermone 76⁰.[3]

Secunda propositio Perfectio habetur vel divino munere vel virtutum seu virtuosorum actuum exercitacione. Primum patuit de santo Johanne Baptista et in beatis Anthonio et Benedicto adhuc /245r/ pueris deserta petentibus, quibus divina gratia suppebat exercicii virtutum defectum. Secundum patet per illud apostoli ad Hebreos ultimo: „Perfectum est solidus cibus eorum, qui pro consuetudine exercitationis habent sensus ad discretionem boni et mali."[4] Ideo Jeronimus ad Rusticum monachum scribens: Religionem in societate viventium comparat quasi cuidam ludicri dimacatoris stolae, ut ita dixerim, „de" quorum „ludo huiuscemodi milites" volunt „egredi" ad heremum sive solitudinem, „quos" videlicet heremi dura „rudimenta non terreant, qui speciem conversacionis sue multo tempore didicerint, qui omnium fuerint minimi, ut primi omnium fierent, quos nec esuries nec saturitas aliquando superabit, qui paupertate letantur, quorum habitus, sermo, vultus, incessus, doctrina virtutum est."[5] Hec illa et beatus Benedictus capitulo primo regule sue: „Genus anachoretarum, id est heremitarum," dicit esse „horum, qui non conversionis fervore novicio, sed monasterii probatione diuturna didicerunt, contra dyabolum multorum solacio iam docti pugnare, et bene instructi fraterna ex acie ad singularem pugnam heremi securi iam sine consolacione alterius sola manu vel brachio contra vicia carnis vel cogitationum, deo auxiliante sufficiunt pugnare".[6] Hec beatus Benedictus ut supra.

Tertia propositio Quibus[b] ex dictis constat, nullo dictorum modorum perfectum heremum sine solitudinem petentem altiora se attendere. quod sit propositio tertia.

---

a) dahinter ein Wort getilgt
b) davor getilgt: D
2) Gregor der Große: Moral. XXX, C. 16 (ML 76, 553 A).
3) Vom hl. Benedikt existiert kein Kommentar zum Hohen Lied; vielleicht verwechselt Keck ihn mit Bernhard von Clairvaux' „Sermones super Cantica Canticorum", die er auch in seinem „Tractus de vita activa et contemplativa" zitiert; vergl. dazu: Rossmann (1978), 348. Die erste Ziffer könnte auch als 4 gelesen werden; in Sermo 46 spricht Bernhhard über „Quos flores exercitationis oportet praecedere quietem contemplationis"; vergl. S. Bernardi Opera, Vol. II (1958), 56–61, Sermo XLVI. Die wahrscheinlichste Erklärung ist also die, daß Keck Sermo 46 von Bernhard zitierte und dem Schreiber von 1485 ein Abschreibefehler unterlief.
4) Heb.5,14; vergl. Anm. 1.
5) S. Eusebii Hieronymi Epistula 125,9, (=CSEL 56), 128.
6) Benedicti Regula c. 1,3–5 (ed. R. Hanslik CSEL 75, 1977², 18 f; vergl. dazu: Hans Urs von Balthasar: Die großen Ordensregeln, Einsiedeln 1980⁴, 191.

Quarta propositio
Petentes heremicolarum
statum sine solitudinem
repellendi sunt, nisi
suam probent perfectionem
per literas potentes, sicut
apud nos fecit quaedam,
quae multis annis in observan-
tia regulari omnium aliarum
sororum erat minimia,
quarum aliquando erat tota
nonnunquam infirmarum
famula. Et tandem omnium ma-
xima magisterium aliarum
tenuit et prioratum.
Unde licentiam suorum superiorum
meruit obtinere, qui
illam solitudinis cultri-
cem ydoneam iudicaverunt,
ut eius literis edocti sumus.
Quam probacionem si nequeat
exhibere vel noluit, probet
saltem hanc suam perfectionem
scripturarum evidenti testi-
monio vel miraculorum
exercicio veluti Christi prae-
cursorem Johannem. Et primum
quoque Moysen suas legimus
/ 245 v / probasse missiones. Utitur
hoc triplici genere probationum
sancta mater ecclesia, alio quo-
dam in casu non prorsus
dissimili per locum itaque a
simili nostram valet propositionem
persuaderi.
Quinta proposito
Heremite aliter quam
diximus solitudinis
religionem ingresso,
id est non dum perfecto
altero dictorum modorum
est postpondenda soli-
tudinis cultura ma-
xime, si non sit expertus
divinam gratiam supplen-
tem predicte perfectionis
defectum. Quem nisi
probaverit altero trium po-
sitorum modorum, suo[c]
superiore cogendus est
ad societatis religionem
et solitudinis dimissionem.
Turpe est enim ma-
gisterium profiteri indo-
ctum, nescium sive ydiotam.
Que professio melius videlicet re-
parari, quam si dimissa
cathedra magistrali maiorum
satagat audire lectiones
cum diligenti studio literarum.
Ita de milite timido
sentiendum est et in ex-
perto. Qui ergo incau-
te ad hostis sathane
duellum egredi pre-
sumit sine sui debita
munitione, satagat cau-
te supplere quod minus provide
non timuit attendere.
Magister Johannes
Keck doctor in
Theologia anno Christi
1447.

c) davor getilgt: g

II.

1448 IV 3 Brixen

B. Johannes Röttel von Brixen bestätigt die von Herzog Sigismund von Österreich gestiftete Wochenmesse in der Kappelle der beiden Waldbrüder im Halltal, die sich mit seiner Erlaubnis nach Tegernsee begeben haben, wo sie Gott dienen wollen und den Einzug der Waldschwestern in die Eremitenklause.

Kop.: Bozen, Stadtarchiv, Codex 20, fol. 7–20

Lit.: Sinnacher VI (1828), 334 f; Ladurner (1857), 559
Ruf (1858), 624
Tinkhauser-Rapp II (1879), 496
Fußenegger (1970), 382
Baum (1983), 134f

Wir Johanns von gotes gnaden bischof zu Brichsen bekennen und tun kunt, ... Als dann das sich in kurtzn jaren hat geben, daz ain erberr person (fol. 8) sich von der welt und von irn hendeln gezogen und sich der williklich durch gotes und seines kristenlichen lebens pessrung willen verziegen hat und in dem Halltal zu nachts under dem salczberg daselbs im wald, Abczamer pharr unsers bischtumbs mit guter redlicher erlaubnus ain erbere geistliche wonung und bruderhaws dartzu ain wolgeschikhte ordenliche capellen hat gepawet daselbs mit ainem geistlichen mitbruder, ain willigs armes abgeschaiden leben ze fùren als waldpruder, und got emsiklichen ze dienen, dieselb capell von dem durchleuchtigen hochgeboren fursten und herren hertzog Sigmunden herczogen zu Òsterrich etc. unserm gnedigen heren und landsfursten mit ainer wochenmesse gestift ist worden und darauf geweihet durch unsern weihbischof mit unser erlaubnus und auch mit ainem ewigen liecht daselbs beleucht und versorget. Die benannten zwen waldprùder sich nu durch redliche vernunftige sachen derselben stat und wonung, die wir selbs gesehen haben, mit unsr hailsamen erlaubnus gutwilliklich und verwesteklich haben ergeben ... und besunder daz die (fol. 9) benant geistliche wonung und stiftung nach in nicht òde stee noch abgee und auch daz frume erbere wolgeschikhte kinder weibspild, die got zu dienen genaigt sein ... zu solhem abgeschaiden leben ... und die also ... ùbergeben etlichen erbern gotvorchtigen geistlichen personen genannt waldswestern, die dann mit wissen benanten landfùrsten willen und fùrdrung aus dem waldhaws im Kurremberg ... an die obgenante stat und wonung im Halltal komen sein ... (fol. 10) ... Darumb auch die obgenanten zwen waldprùder sich mit unser redlichen und brieflichen erlaubnus an ain ander zimliche geistliche stat in ainen geistlichen bewèrten orden der observantz besunder des heiligen andechtigen vaters sand Benedicten nach ir begir gen Tegernsee Freisinger Bischtùm daselbs, als in zimt, got ze dienen, ergeben haben, nach sitt und gewonhait desselben ordens, die wir auch irs gelobds, so si darumb vormalen getan haben, gentzlich aus unserm bischoflichen gewalt ledig sagen und davon absolviren, als dartzu gehòrt. ..... (fol. 20) Und des zu urkund haben wir unser insigel an diesen brief haissen hengen, der gebeten ist zu Brichsen an suntag vor sand Georgen tag des heiligen martrers nach Kristi gepurdt tausend vierhundert und in dem achtundviertzigisten Jare."

III.

1452 Juni 1 Tegernsee
Kardinal Nikolaus, Legat für Deutschland und Bischof von Brixen, verleiht dem Kloster Tegernsee 100 Tage Ablaß für die Gläubigen, die an gewissen Tagen die Sonntagspredigt im Kloster besuchen.
Orig.: München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, KU Tegernsee 848
Lit.: Redlich (1931), 95f

Nicolaus miseracione divina tituli sancti Petri ad Vincula sacrosancte Romani ecclesie presbyter cardinalis per Alamaniam et nonnulla alia regna ac provincias apostolice sedis legatus ac episcopus Brixinensis universis et singulis Christi fidelibus salutem in domino sempiternam. Quoniam ut ait apostolus omnes stabimus ante tribunal Christi recepturi prout in corpore gessimus sive bonum sive malum oportet nos diem messionis extreme misericordie operibus prevenire ac eternorum intuitu seminare in terris quod reddente domino cum multiplicato fructu recolligere mereamur in celis spem firmam fiduciamque tenentem, quoniam qui seminat in benedictionibus de benedictionibus metet vitam eternam. Cum itaque sicut accepimus postquam in monasterio Tegernzee ordinis sancti Benedicti Frisingensis diocesis regularis observancia introducta est singulis diebus dominicis sermones ibidem fiere consueverunt divinorum cultus in eodem monasterio non modicum sumpserit incrementum ac ibidem presertim tempore quo sermones huiusmodi fieri consueverunt, devocionis causa magna confluit populi multitudo, nos cupientes populum fidelem reddere devociorem, et ut Christi fidelium devocio magis crescat et augeatur de omnipotentis dei misericordia ac beatorum Petri et Pauli apostolorum eius meritis et auctoritate confisi omnibus vere penitentibus et confessis qui singulis diebus dominicis ecclesiam dicti monasterii que in honore sanctorum Petri et Pauli apostolorum ac sancti Quirini consecrata existit visitaverunt et sermonibus huiusmodi devote interfuerint qualibet die dominica centum dies de iniunctis eis penitenciis misericorditer in domino relaxamus presentibus perpetuo duraturis. Datum in monasterio prefato sub nostro sigillo die prima mensis Junii anno a nativitate domini millesimoquadringentesimoquinquagesimosecundo pontificatus sanctissimi nostri in Christo patris et domini nostri domini Nicolai divina providencia pape quinti anno sexto.

IV

1452 Juni 1 Tegernsee
Kardinal Nikolaus, Legat für Deutschland und Bischof von Brixen, verleiht dem Kloster Tegernsee Ablässe für verschiedene Feste für alle, die die drei Altäre des Klosters umschreiten und dabei beten.
Orig.: München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, KU Tegernsee 847
Lit.: Redlich (1931), 95f

Nicolaus miseracione divina tituli sancti Petri ad Vincula sacrosancte Romani ecclesie presbyter cardinalis per Alamaniam et nonnulla alia regna ac provincias apostolice sedis legatus ac episcopus Brixinensis dilectis nobis in Christo religiosis professis de observancia fratribus monasterii in Tegernzee ordinis sancti Benedicti Frisingensis diocesis salutem in domino sempiternam. Excitat nos commis-

sum nobis legacionis officium ut singularum fidelium sub nostra legacione animarum existencium saluti quantum possumus cum deo intendamus. Sane pro parte vestra fuit nobis humiliter supplicatum ut indulgencias ad monsterium prefatum omnibus et singulis Christi fidelibus confessis et contritis monasterium prefatum devote visitantibus in certis festivitatibus concessas, easdem vos et quilibet vestrum cum certis oracionibus in prefato monasterio per nos ordinandis promereri possetis, vobis et cuilibet vestrum indulgere dignaremur. Nos igitur huiusmodi supplicacionibus inclinati, vobis et cuilibet vestrum ut indulgencias prefatas circuendo tria altaria in dicto monasterio, et ad quodlibet quinque pater noster et totidem ave Maria devote dicendo in dictis festivitatibus in Dei nomine assequi possitis et valeatis tenore presencium plenam ac liberam concedimus facultatem. Datum in monasterio prefato sub nostro sigillo die prima mensis Junii anno a nativitate domini millesimoquadringentesimoquinquagesimosecundo pontificatus sanctissimi in Christo patris et domini nostri Nicolai divina providencia pape quinti anno sexto.

Sekundärliteratur

Balthasar, Hans Urs von: Die großen Ordensregeln, Einsiedeln 1980[5].

Bauerreiß Romuald: Kirchengeschichte Bayerns V: Das XV. Jahrhundert, St. Ottilien 1974[2].

Baum Wilhelm: Nikolaus Cusanus in Tirol, (=Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes 10), Bozen 1983.

Baum Wilhelm/Rauter Karl: Bernhard von Waging († 1472): „Klagelieder über St. Georgenberg", in: Der Schlern 57 (1983), 482–494.

Baum Wilhelm: Der Geist des Cusanus erweckt Tegernsee zu neuem Leben, in: Tegernseer Tal 91 (1983/84), 33–36.

Baumann Franz Ludwig: Necrologia Germaniae III: Dioecesis Brixinensis Frisingensis Ratisbonensis (=Monumenta Germania Historica), Berlin 1905.

S. Bernardi Opera, Vol. II: Sermones super Cantica CAnticorum 36–86, hrsg. v. J. Leclercq, C. H. Talbot, H. M. Rochais u. Ch. Mohrmann, Rom 1958.

Bernstein Eckhard: Die Literatur des deutschen Frühhumanismus (=Sammlung Metzler 168), Stuttgart 1978).

Fußenegger Gerold: Nikolaus von Kues und die Waldschwestern im Halltal, in: Cusanus-Gedächtnisschrift, Innsbruck 1970, 381–427.

Grabmann Martin: Bernhard von Waging († 1572), Prior von Tegernsee, ein bayr. Benediktinermystiker des 15. Jahhunderts, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 60, 1946, 82–98.

Grass Nikolaus: Abgescheiden leben. Via antiqua und devotio moderna in Auseinandersetzung um eine Waldklause im Hochgebirge Tirols, in: Cusanus-Gedächtnisschrift, Innsbruck 1970, S. 339–373.

Griesser Bruno: Die Reform des Klosters Rechentshofen in der alten Speyerer Diözese durch Abt Johann von Maulbronn 1431–33, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 8, 1956, 270–284.

Hallauer Hermann: Johannes Frankfurter und die Waldbrüderstatuten des Nikolaus von Kues, in: Cusanus-Gedächtnisschrift, Innsbruck 1970, 375–379.

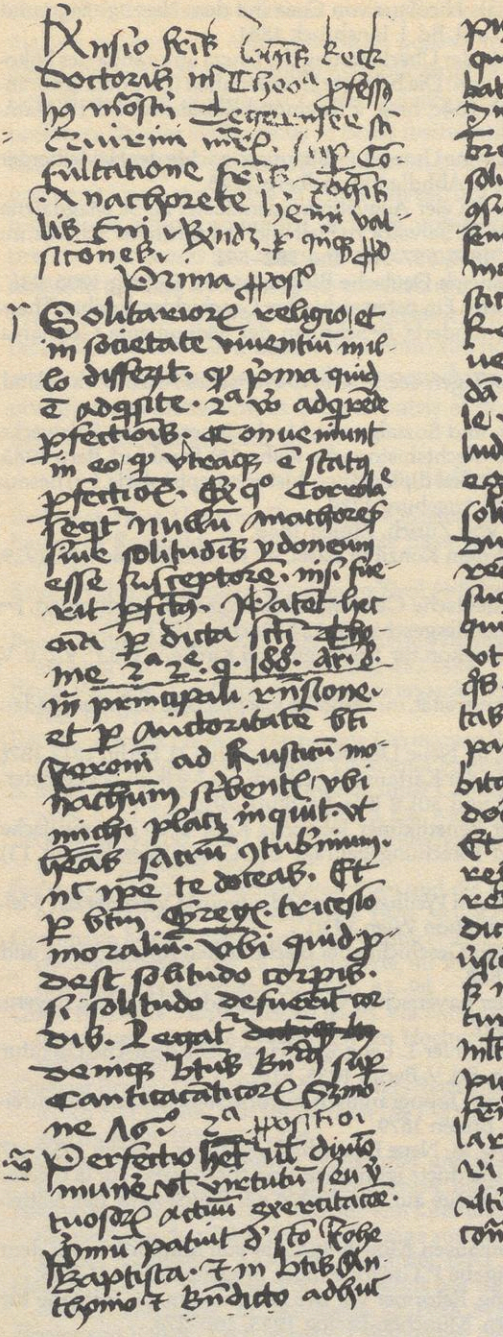
Haubst Rudolf: Studien zu Nikolaus von Kues und Johannes Wenck aus Handschriften der vatikanischen Bibliothek, (=Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters XXXVIII/1), Münster 1955.

Haubst Rudolf: Johannes von Franckfurt als der mutmaßliche Verfasser von „Eyn deutsch Theologia", in: Scholastik 38, 1958, 375–398.

Honemann Volker: Keck Jean, in: Dictionnaire des spiritualité VIII, Paris 1974, 1694f.

Hüschen Heinrich: Keck Johannes, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart VII, Kassel 1958, 774 f.

Jäger Albert: Der Streit des Cardinals Nicolaus von Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Österreich als Grafen von Tirol, Bd. I, Innsbruck 1861.
Klibansky Raymond: Zur Geschichte der Überlieferung der Docta ignorantia des Nikolaus von Kues, in: Kues, Nikolaus von: Die belehrte Unwissenheit (De docta ignorantia), (= Philosophische Bibliothek 264c, hrsg. v. Raymond Klibansky), Bd. III, Hamburg 1977, 205–236.
Koch Josef: Nikolaus von Cues und seine Umwelt, (=Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wiss., Jg. 1944/48, 2. Abhdlg.) Heidelberg 1948.
Ladurner Justinian: Nachricht über die vier Augustinerinnenklöster zu St. Magdalena im Hallthale, St. Martin im Walde, St. Salvator zu Hall und St. Martin bei Schwaz, in: Katholische Blätter aus Tirol 15, 1857, 557–564 und 582–591.
Lauchert: Keck Johannes, in: Allgemeine Deutsche Biographie 51, Leipzig 1906, 93f.
Lhotsky Alphons: Thomas Ebendorfer. Ein österreichischer Geschichtsschreiber, Theologe und Diplomat des 15. Jahrhunderts, (=Schriften der Monumenta Germania Historica 15), Stuttgart 1957.
Lindner Pirmin: Familia S. Quirini in Tegernsee, in: Oberbayerisches Archiv f. vaterländ. Geschichte 50, 1897, 18–130.
Palme Rudolf: Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, (=Rechtshistorische Reihe 25), Frankfurt-Bern 1983.
Pez Bernhard u. Hueber Philibert: Codex diplomatico-historico-epistolaris, (=Thesaurus anecdotorum novissimus VI), Augsburg 1729.
Reber Balthasar: Felix Hemmerlin von Zürich, Zürich 1846.
Redlich Virgil: Eine Universität auf dem Konzil in Basel, in: Histor. Jahrbuch 49, 1929, 92–101.
Redlich Virgil: Tegernsee und die deutsche Geistesgeschichte im 15. Jahrhundert, (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 9), München 1931.
Redlich Virgil: Keck Johannes; in: Lexikon für Theologie und Kirche V, 1933[1], 916 u. V, 1960[2], 1050.
Redlich Virgil: Die Basler Konzilsuniversität, in: Festgabe Joseph Lortz II, Baden-Baden 1958, 355–361.
Renner Frumentius: Keck Johannes, in: Neue Deutsche Biographie 11, Berlin 1977, 387f.
Rossmann Heribert: Die Geschichte der Kartause Aggsbach bei Melk in Niederösterreich, (=Analecta Cartusiana 29 und 30), 2 Bde, Salzburg 1976.
Rossman Heribert: Der Tegernseer Benediktiner Johannes Keck über die mystische Theologie, in: Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanusgesellschaft 13), Mainz 1978, 330–352.
Sigloch Franz: Johann Schlitpacher von Weilheim, der bedeutendste Vertreter der Melker Reformbewegung, phil. Dissertation Wien 1930.
Sinnacher Franz Anton: Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol, Bd. VI, Brixen 1828.
Spindler Max (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. II: Das Alte Bayern. Der Territorialstaat, München 1977.
Sudhof S.: Keck Johannes, in: W. Stammler-L. Langosch (Hrsg.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. V, Berlin 1955, 510f.
Tinkhauser Georg und Rapp Ludwig: Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diöcese Brixen, Bd. II, Brixen 1879.
Vogel Hubert: Bernhard von Waging, in: Neue Deutsche Biographie 2, Berlin 1955, 117.
Vansteenberghe Edmond: Autor de la docte ignorance. Une controverse sur la théologie mystique au XVe siècle, (=Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters VII/6), Münster 1910.
Walter Leodegar: Johann von Geilnhausen, Mönch und Abt von Maulbronn, auf dem Konzil zu Basel 1431/34, in: Festgabe P. Gregor Müller, Bregenz 1926, 121–126.
Wilpert Paul: Bernhard von Waging, Reformer vor der Reformation, in: Festgabe für Kronprinz Rupprecht von Bayern, München-Pasing 1953, 260–276.
Zibermayr Ignaz: Die Legation des Kardinals Nikolaus Cusanus und die Ordensreform in der Kirchenprovinz Salzburg, (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 29), Münster 1914.

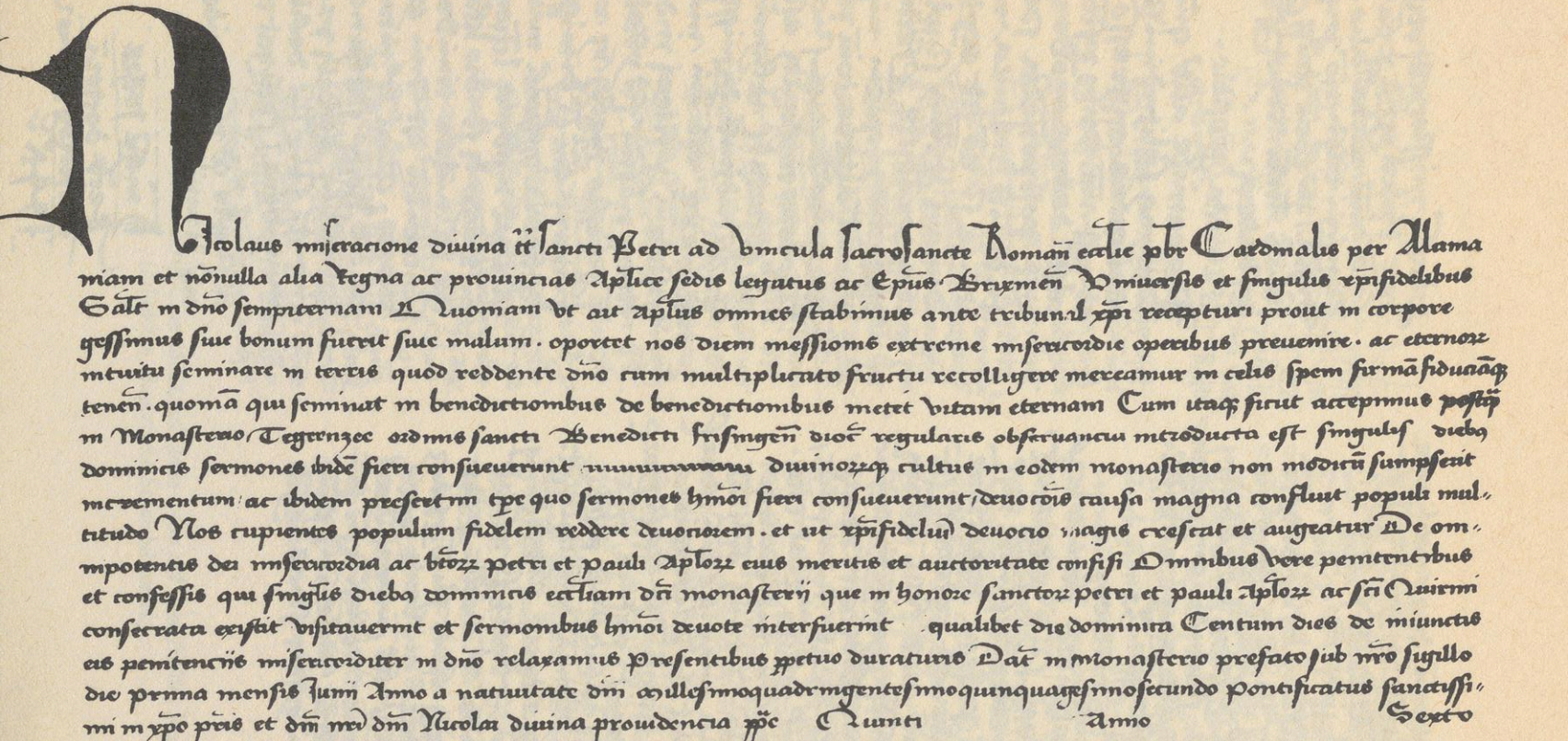


Die Handschrift CLm 18831, vol. 244v-245v mit dem Traktat Kecks (München, Bayerische Staatsbibliothek)

gitationū / deo auxiliante
pfitēri pugnare. her
bty Enodity vt sup.
3a ꝓpositio.
Nullus ex dictē cō=
stat / nullo dictorē mo=
torē posse hereminy
sue solitudinem peten=
tem altiora se attendē.
qđ est ꝓpo 3.
4ta ꝓpositio
Potentes hēmiolare
statum sue solitudīs
expellendi sunt. nisi
sua ꝓbent pfectione
p literas potentes / sic
apud nos fert qdam
q milte amicis in obsua
tis negtare / cum aliare
sororē erat minima /
quare aliqs erat tota.
nonunqm̄ infirmare
famia. & tandē cum ma=
xima magisterem aliare
tenuit et ꝓiorātum.
Vñ licentia suoꝝ superoꝝ
merenit obtinē / qui
illā solitudinis cultrei
tem ydoneā indicauerit.
vt ex literis edocti sunt.
Quia ꝓbatoꝝ si negat
exhibē vt notat. ꝓbet
saltem quis sua pfitiōr
sperare euidēti testi
monio / ut miraculoꝝ
exercio veluti xpi p=
tulerore posse. & pinde
cū moysen suas legis

ꝓbasse missiones / vtiq;
hoc typhel grē ꝓbā
sta nūc ecclia / alio q=
dam in crysi nō pro=
bassit / ꝙ eoꝝ status q
similis tēa valet ꝓpo.
pſuadere.
5ta ꝓpositio.
Hereminte abit qm̄
dyring solitudinis
religione ingresso.
id est nō dum pfito
alio dictorē amodorē
est postponenda soli=
tudinis cultura. ma=
xime si nō sit expti
diuinam gratiam supple=
tem prēdicte pfectionis
defectum. quem nisi
ꝓbauit alterius tenū po=
sitorē modorē / & sno
superiore rogendi est.
ad societatē religionē.
& solitudinis dimittē.
Nempe est enim ma=
gisterium pfitendi indo=
ctum / nescium si ydiota.
q ꝓfesso melius ex=
perendi. qm̄ si dimissa
cathedra magrali magis
saltagat auditores lectiones
in diligenti studio literē.
ita de nichte timido
sentiendū est & in ex=
perto. Quasi q̄ nitan=
te ad hostē saltare
duellum exercēs pre
sumit. sine sui debita
munitione / saltagat tam=
te supplē qm̄ inde
no timuit attendē.

Hic magr Johes
Lect. doctorū
in theologia anno
1941



Ablaßbrief des Cusanus vom 1. 6. 1452 für die Besucher der Sonntagspredigt in Tegernsee (Dokument III)



Kapelle des ehemaligen Waldschwesternklosters im Halltal bei Innsbruck (vollendet 1486)



Grabstein des Johannes von Gelnhausen im Kreuzbang des ehemaligen Zisterzienserstiftes Maulbronn. Die linke Hälfte des Grabsteines fehlt, kann aber anhand von alten Abschriften ergänzt werden. (Ergänzung in Klammern)

„(Inclytus orator ab)bas quandoque Johannes,
(Olim magnanim)us, nunc iacet exanimus.
(Qui de Geilhausen) oriundus, Basiliensis
(Concilii missus ce)pit amore Dei
(Unius ad fidei cul)tum revocare Bohemos
(Cui lux aeterna luce)at in patria. Amen.
Obiit 1441 crastino Cyliani"

Der berühmte Redner und Abt Johannes,
Von jeher hochherzig, ruht nun hier entseelt.
In Gelnhausen geboren, wurde er auf dem Konzil
Zu Basel Gesandter. Er begann mit der Liebe Gottes
Die Böhmen zum Kult des Glaubens zurückzurufen.
Das ewige Licht möge ihm in der Heimat leuchten. Amen.
Er starb im Jahre 1443, am Morgen nach St. Kilian (9.7.)

Die Offenbarungen der hl. Elisabeth von Schönau:

Bildwelt, Erlebnisweise und Zeittypisches

Von Peter Dinzelbacher – Stuttgart

Zwei Heilige aus dem Benediktinerorden, Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau stehen am Beginn der Geschichte der mittelalterlichen Frauenmystik[1]. Sowohl die Praxis ihres Frömmigkeitslebens als auch die Erfahrungsweise ihres religiösen Erlebens unterscheiden sich in vielen Punkten von dem, was die Mystik späterer Nonnen und Beginen kennzeichnen wird: Noch bildet die Christusbegegnung keineswegs das Zentrum der Visionen Hildegards oder Elisabeths, noch klingen die großen Themen des späteren Mittelalters, die Passions-, Braut-, Herz-esu-Mystik kaum oder nicht an. Hildegards unekstatische Schauungen sind bestimmt von einer allegorischen Kosmologie des Heils und Elisabeths in Ekstase erfahrene Gesichte von der benediktinischen Liturgie des Kirchenjahres. Wenn man in Hildegard vielleicht nicht ganz zu Unrecht religionspsychologisch den Typ der germanischen Seherin vermutet hat, wie er uns in den Prophezeiungen der eddischen Völva vorliegt[2], ist Elisabeth mit ihren dauernden Entraffungen und anderen Charismata zwar in eine Reihe mit den unzähligen Ekstatikerinnen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts zu stellen, doch schließt sich ihre Bildwelt noch vielfach mehr an die älteren Jenseitsvisionen an, die, beginnend im 6. Jahrhundert, eben im 12. Jahrhundert einen Höhepunkt erleben, um dann im Spätmittelalter deutlich zurückzugehen[3].

Der Einfluß auf Mit- und Nachwelt, den diese beiden außergewöhnlichen Religiosen, die nicht allzuweit voneinander lebten und jedenfalls in Briefwechsel miteinander standen[4], ausübten, war ganz ungleich: Während Hildegard zu ihrer Zeit Aufmerksamkeit nicht nur von den höchsten Vertretern der geistlichen und weltlichen Hierarchie, von Papst und Kaiser, zuteil wurde, sondern sogar von demjenigen Heiligen, „qui domine tot le douzième siècle"[5], Bernhard von Clairvaux, während sie sogar, als eine der ganz wenigen rechtgläubigen Frauen im Mit-

---

1) Cf. zuletzt zusammenfassend P. DINZELBACHER, Europäische Frauenmystik des Mittelalters. Ein Überblick, in: Frauenmystik im Mittelalter, hg. v. Peter DINZELBACHER, Dieter BAUER, Ostfilden 1985, 11–23, 391–3

2) Tor ANDRAE, Mystikens Psykologi. Besatthet och inspiration, Stockholm 1926, 355 ff.

3) P. DINZELBACHER, Jenseitsvisionen – Jenseitsreisen, in: Epische Stoffe des Mittelalters, hg. v. Volker MERTENS, Ulrich MÜLLER, Stuttgart 1984, 61–80; id., Handbuch zur Geschichte der Visionen, in Vorbereitung.

4) Cf. Wilhelm OEHL, Deutsche Mystikerbriefe des Mittelalters, Neudr. Darmstadt 1972, 55–139.

5) E. VACANDARD, Vie de Saint Bernard I, Paris 1895, ix.

telalter, ihr Kloster verlassen konnte, um dem Klerus zu predigen[6], wurde sie und ihre Werke dennoch von den restlichen Generationen des Mittelalters fast vergessen, wie sowohl die geringe Anzahl der Manuskripte als auch ihre seltene Zitierung erweisen. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch haben sich Kirchen-und Theologiegeschichte, mittellateinische Philologie und Germanistik, Musik-und Naturwissenschaftsgeschichte immer intensiver mit ihrer Persönlichkeit und der „dunklen Gewalt"[7] ihrer Schriften beschäftigt, wozu in jüngster Zeit noch das Interesse eines historisch orientierten Feminismus kommt[8].

Den gegenteiligen Verlauf nahm die Rezeption der Offenbarungen Elisabeths. Zu ihren Lebzeiten wurde zwar auch sie vielfach um die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen gebeten, doch blieb sie primär im Bereich ihrer Diözese (Trier) bekannt, ohne die Spitzen der kirchlichen und weltlichen Hierarchie zu beschäftigen, ohne auch ihr Kloster jemals zu verlassen. Doch hat Elisabeths visionäres Werk, vor allem in der mittelalterlichen Ordensliteratur, eine durchaus bedeutende Nachwirkung gehabt; die vergleichsweise hohe Zahl von etwa 150 lateinischen Handschriften spricht dafür, auch wenn sie oft nicht alle ihre Visionen in Vollständigkeit enthalten[9]. Gelesen werden konnte sie allerdings fast ausschließlich vom lateinkundigen Publikum, da im Mittelalter, soweit wir wissen, außer einer vereinzelten altnordischen Übersetzung einer Vision von Mariens Aufnahme in den Himmel und zwei Blättern in Altfranzösisch[10], keine volkssprachlichen Übertragungen gemacht wurden. Nur von den Revelationen über die Kölner Martyerinnen ist eine deutsche Teilübersetzung des 15. Jahrhunderts bekannt[11]. Das lateinkundige Publikum beschränkte sich vor allem auf die mona-

6) P. DINZELBACHER, Das politische Wirken der Mystikerinnen in Kirche und Staat, in: Religiöse Frauenbewegung und mystische Frömmigkeit im Mittelalter, hg. v. Peter DINZELBACHER, Dieter BAUER, Köln 1987.

7) OEHL (wie Anm. 4) 56.

8) Für die Literatur zu Hildegard möge es genügen, auf die im Druck befindliche ‚Bibliographie zur deutschen Frauenmystik des Mittelalters' von Gertrud JARON-LEWIS, Berlin 1986 s. v. zu verweisen.

9) Cf. K. KÖSTER, Elisabeth von Schönau, Werk und Wirken im Spiegel der mittelalterlichen handschriftlichen Überlieferung, Archiv f. mittelrheinische Kirchengeschichte 3, 1951, 243–315; id., Das visionäre Werk Elisabeths von Schönau, l.c. %, 1952, 79–119; R. DEAN; Manuscripts of St. Elisabeth of Schönau in England, Modern Language Review 32, 1937, 62–71.

10) MAURER, Der Elisabeth von Schönau Visionen nach einer isländischen Quelle, Sitzber. d. philos.-philolog. u. hist. Cl. d. königl. bayer. Akad. d. Wiss., München 1883/3, 401–23; O. WIDDING, H. BEKKER-NIELSEN, Elisabeth von Schönau's Vision in an Old Islandic Ms., AM 764,4°, Bibliotheca Arnamagnaeana 25, 1961, 93-96. – Die französische Vorübersetzung findet sich im ms. fr. 818 (anc. 7208) der Pariser Bibliothèque Nationale und scheint unediert zu sein: f. 20^{v}–22^{v}.

11) K. KÖSTER, Elisabeth v. Schönau, in: Die dt. Literatur d. Mittelalters, Verfasserlexikon², II, 488–94, 489. Die zweite dort genannte „urschweizerische" Übersetzung stammt erst von 1516/17 und ist gedruckt von Emil SPIESZ, Ein Zeuge mittelalterlicher Mystik in der Schweiz, Rorschach 1935, – Erwähnt sei auch das anglonormannische „Poem of the Assumption", hg. v. Joan P. STRACHEY, Cambridge 1924, dem die Vision II, 31 f. aus Elisabeths „Liber visionum" als Vorlage diente. Zur weiteren möglichen Rezeption in England s. C. J. HOLDSWORTH, Another Stage ... A Different World, Exeter 1979.

stische Welt, wobei neben den Benediktinern besonders die überhaupt an der Visionsliteratur so interessierten Zisterzienser[12] zu nennen sind. Da es auch ein Zisterzienserkloster Schönau bei Heidelberg gab, hat man leicht dem Irrtum verfallen können, die Benediktinerin als Angehörige jenes jüngeren Reformzweiges zu betrachten[13]. Immerhin war Elisabeth schon zu Lebzeiten so berühmt, daß unter ihrem Namen (wie wir aus einem Schreiben wissen, welches sie schon zwischen 1152 und etwa 1157 an Hildegard von Bingen richtete[14]) gefälschte Briefe und Prophezeiungen[15] im Umlauf waren. Umgekehrt sind möglicherweise wirklich von ihr stammende Offenbarungen – oder sollte es sich hier um jene Fälschung handeln? – der noch bekannteren hl. Elisabeth von Thüringen zugeschrieben worden[16].

Elisabeths Visionen konnten auch als Garant der Richtigkeit anderer visionärer Erlebnisse dienen; namentlich ihre berühmte Vision von der leiblichen Auffahrt der allerheiligsten Jungfrau in den Himmel[17]. Als nämlich der Novizenmeister Caesarius von Heisterbach OCist (um 1180– nach 1240) seinem Schüler die Marienerscheinungen eines Mönches berichtet, in der jener von der Mutter Gottes in seinem Glauben an die körperliche Aufnahme in den Himmel bestätigt wird, fügt der Novize sogleich hinzu: „His verbis concordat visio dominae Elizabeth de Sconavia, in qua legitur sub eisdem verbis[18], dominam nostram ei resurrectionem suam revelasse. Monachus: Tanto amplius fides adhibenda est huic visioni."[19] Der hl. Hermann Joseph von Steinfeld OPraem berief sich schon wenige Jahrzehnte nach Elisabeth auf deren Visionen, als er der Ursula-Legende weitere Details auf Grund selbst erfahrener Offenbarungen anfügen wollte[20].

12) Dies zeigt zuletzt P. Mc GUIRE, A lost Clairvaux exemplum colletion found: the Liber visionum et miraculorum compiled under prior John of Clairvaux (1171–79), Analecta Cisterciensia 39, 1983, 26–62.

13) Die Visionen der hl. Elisabeth und die Schriften der Äbte Ekbert und Emecho von Schönau, hg. v. F.W.E. ROTH, Brünn 1884 ([2]1886), liii. Es ist diese Ausgabe, nach der im folgenden stets mit „ed. cit." zitiert wird. Sie umfaßt sämtliche Werke Elisabeths: Den „Liber visionum" (abgek.: Vis.) 1–87, den „Liber viarum dei" (abgek.: Viar.) 88–122, den „Liber revelationum Elisabeth de sacro exercitu virginum Coloniensium, (abgek.: Revel.) 123–38, sowie die Briefe (Abgek.: Ep.), 139–153. Zu einem weiteren Brief s. Anm. 112.

14) Vis. III, 19.

15) Wenigstens eine solche ist in einem Manuskript (um 1200) an echte Texte Elisabeths angehängt: F. ROTH, Aus einer Handschrift der Schriften der hl. Elisabeth, Neues Archiv d. Ges. f. ältere dt. Geschichtskunde 36, 1911, 219–25, 220.

16) Auf diese „Revelationes extravagantes" gehe ich nicht weiter ein, wiewohl es mir nicht unmöglich erscheint, daß es sich um interpolierte, aufgeschwollene echte Schauungen Elisabeths handelt. Ihr Inhalt ist vor allem mariologischer Art. L. OLIGER, Revelationes B. Elisabeth, Antonianum 1, 1926, 24–82; l.c. 2, 1927, 483 f., id., Revelacions de Sancta Elisabeth, Estudis Franciscans 38, 1926, 341–55 hat sie für die Schönauerin vindiziert, KÖSTER dagegen (1952, wie Anm. 9, 89 ff.) hält sie ob ihrer späteren Überlieferung (14. Jh.) für franziskanische Fälschungen.

17) Vis. II, 31.

18) Tatsächlich ist der Wortlaut nicht identisch, wohl aber die Aussage.

19) Dialogus miraculorum VII, 37, hg. v. Josephus Strange, Coloniae 1851, Neudr. Rigewood 1966, II, 46.

20) AASS Oct. 9, 1858, 174D.

Aber auch „berufsmäßigen" Historikern (wenn es diese im hohen Mittelalter gegeben hätte) waren Elisabeths Visionen so glaubwürdig, daß sie sie sogar zur Korrektur der bisherigen Geschichtsschreibung verwendeten. So meint der Zisterzienser Alberich von Trois-Fontaines ungefähr 100 Jahre nach Elisabeth bezüglich der Passion der elftausend Jungfrauen bei Köln: „omnes usque ad tempus istius Elizabeth errabant historiarum scriptores et cronographi"[21]. Dann korrigiert er die Geschichte nach dem „Liber relevationum Elisabeth de sacro exercitu virginum Coloniensium". Aber auch der Chorherr des Prämonstratenserklosters Pölde, Theodor, fällt in seinen Annalen ein ähnliches Urteil[22]. In noch manchen anderen mittelalterlichen Chroniken werden die Schauungen Elisabeths erwähnt[23]. Der auf seine Art gar nicht so unkritische sel. Jakob von Voragine OP hat ebenfalls Elisabeths Offenbarungen für den Abschnitt über Ursula und die Himmelfahrt Mariens in seiner „Legenda Aurea" verwendet[24].

Auch für das tägliche Leben ihres Klosters hatten Elisabeths Gesichte Bedeutung gehabt; wir wissen von einer Veränderung der Schönauer Liturgie, die auf eine Marienerscheinung zurückgeht. Seit damals bis heute (1223/24), schreibt Caesarius, „ex institutione iam dictae Elisabeth idem conventus ad eundem versiculum" – dem „Ave praeclara maris stella", bei dem Elisabeth die Madonna, die in Fürbitten für ihr Kloster versunken war, schaute – „...veniam petere consuevit."[25] Auch daß der hl. Potentinus vom Confessor zum Rang eines Märtyrers aufgestiegen ist, geht auf eine Offenbarung Elisabeths zurück[26], wie ja ihre große Bedeutung für die Entwicklung der Legende der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen schon mehrfach ausgesprochen worden ist[27]. In der Gegenwart hat Elisabeth leider – im Gegensatz zu Hildegard – im allgemeinen, pace Köster, nicht mehr das Interesse gefunden, das sie als Mensch und ihre Visionen jedenfalls als Zeitdokumente verdienen würden. So existiert bis jetzt noch keine vollständige Übersetzung ihrer Werke in irgendeine der modernen Sprachen[28] und fehlt, wie Roth schon 1884 bedauernd bemerkte[29], auch noch immer eine kritische Biographie dieser Heiligen[30].

21) Chron. a. a. 238, Mon. Germ. hist., SS 23, 683.
22) Ann. Palidenses a. a. 1158, l.c. 16, 90.
23) ed. cit. lx ff.
24) l.c. lxxxiv.
25) Dial. Mir. VII, 30, ed. STRANGE (wie Anm. 19) II, 39.
26) Revel. 22.
27) Cf. z. B. W. LEVISON, Das Werden der Ursulalegende, Köln 1928; V. HOPMANN, Die Legende der hl. Ursula, Köln 1963; G. de SCHOUTHEETE de TERVARENT, La Légende de S. Ursula, Paris 1931 etc.
28) Auszüge bieten Johannes IBACH, Das Leben der hl. Elisabeth v. Schönau nebst den schönsten ihrer Visionen, Limburg 1898; M. DAVID WINDSTOSSER, Frauenmystik im Mittelalter, Kempten 1919, 70–114. In Italienisch: Giovanni LANSPERGO, Libro della spiritual gratia delle rivelationi e visioni della B. Mettilde Vergine, Venetia 1588/89, 201–246. In Französisch: [J.-A. DULEY], Revelations choisies de sainte Elisabeth de Schönau, Tournai 1864.
29) ed. cit. Anm. zu cvi.
30) Bezüglich der Sekundärliteratur verweise ich auf die Bibliographie von JARON-LEWIS (Anm. 8) s.v. – Elisabeth steht seit 1584 im Martyrologium Romanum (18. Juni), ohne jedoch kanonisiert worden zu sein (LThK s.v.).

Im Folgenden sollen Elisabeths Schauungen nach Inhalt, Erlebnisform, Stellung in der Geschichte der Visionsliteratur und innerer Entwicklung analysiert werden, woran sich beispielhaft die Interpretation einer einzelnen Vision anschließt.[30a] Doch seien einige Worte zu Elisabeths Biographie und dem Aufzeichnungsmodus ihrer Werke als notwendige Informationen vorangeschickt:

Ihre „vita exterior" läßt sich in einem Satz erzählen:

Das um 1129 aus adeligem Geschlecht am Mittelrhein geborene Mädchen wurde 1141/42 zu den Benediktinerinnen nach Schönau in Nassau (südwestlich von Bonn) gegeben, wo sie fünf Jahre später die Profeß ablegte, 1157 „magistra" des Klosters wurde und am 18. Juni 1164 im 36. Lebensjahr verstarb[31].

Über ihr Leben schreibt ihr Neffe Symon Wesentliches in einem Brief: „In hoc itaque monasterio virgo beata inter religiosas feminas iugum domini portabat, ab adolescentia sua sub regulari disciplina ambulans in paupertate et multiplici tribulatione. Semper manus domini gravis fuit super eam, nec defuit ei ullo tempore visitatio superna premens animum et conterens miserabile corpus eius pressuris et erumpnis ...[32] Dies wird in ihrem autobiographischen Visionsbuch voll bestätigt: das Gottesjoch zeigte sich vor allem durch sehr häufige Krankheit und schmerzliche Anfälle vor den Entraffungen: „Et circa tempus misse cepi gravissime angustiari, et post nimios ac miserandos labores corporis veni in mentis excessum ..."[33] oder Ähnliches muß sie nur allzuoft von sich berichten. Dazu kamen, vor allem in der Frühzeit ihrer Begnadung, die Verfolgungen des Feindes, der ihr nicht nur in Menschen-, Hunde- und Rindsgestalt erschien, sondern sie auch mit Glaubenszweifel und Lebensekel bis zu Selbstmordgedanken erfüllte. „Confiteor tibi pater", betet sie später zu Gott, „quia nisi tu adiuvisses me, paulominus habitasset in inferno anima mea."[34] Sei ihrer ersten Ekstase mit 23 Jahren (18. Mai 1152), fährt Symon fort, „visitata est a domino, et erat manus domini cum illa faciens in ea ... opera magne admirationis et digna memoria. Datum quippe est ei mente excedere, et videre visiones secretorum domini, que ab oculis mortalium abscondita sunt."[35] Ihr Leben war erfüllt von Gebet, Askese (Fasten, Eisenkette als Gürtel) und Charismen. Neben Visionen und Erscheinungen hatte sie Auditionen[36], Wortoffenbarungen in Glossolallie[37], die mit „posuit dominus ver-

30a) Auf die theologische Beurteilung dieser Privatoffenbarungen gehe ich nicht ein, da ich die damit zusammenhängenden Probleme bereits an anderer Stelle angesprochen habe: P. DINZELBACHER, Das Christusbild der hl. Lutgard v. Tongeren im Rahmen der Passionsmystik und Bildkunst des 12. u. 13. Jhs., Ons Geestelijk Erf 56, 1982, 217–77.

31) Cf. zuletzt P. DINZELBACHER, Elisabeth v. Schönau, Lexikon d. Mittelalters III, 1985, s.v.

32) ed. cit. 154, cf. Vis. I, 1.

33) Vis. I, 41. Hier wie im Folgenden werden in den Anmerkungen beispielsweise einzelne Belege für das Ausgeführte gegeben, nicht aber alle bezüglichen Stellen.

34) Vis. I, 2.

35) ed. cit. 154. Symon übernimmt die Formulierung aus dem Beginn von Vis. I, 1.

36) Elisabeth spricht in ihren Briefen mehrfach von einer „vox tonans" in ihrem Herzen. Es scheint, daß Audition und Glossolallie bei ihr als einziger Vorgang zusammenfallen.

37) Z. B. Vis. I, 23, 69; III, 10, 28.

bum in ore meo" o. ä. eingeleitet werden, ferner Televisionen[38] und das Gefühl eingegossener Süße[39]. Auch wurde ihr das ihr sonst unbekannte (?) Latein eingegossen[40]. Die Vielfalt der Gnadengaben sowie die Häufigkeit ihres Auftretens sind Kennzeichen, die Elisabeth mit den späteren Mystikern und Mystikerinnen gemeinsam hat, wogegen sie bei den Visionen der früh- und hochmittelalterlichen Gruppe[41] fehlen. Diese Auszeichnungen haben übrigens keineswegs zu einer ekstatischen Selbstgenügsamkeit geführt, wie sie bei einigen Charismatikern zu beobachten ist, Elisabeth hat mit ihren Briefen durchaus auch über den engen Bereich ihres Klosters hinaus seelsorgerisch gewirkt.

Ihre Kasteiungen und Ekstasen müssen zu größter leiblicher Beanspruchung geführt haben, der Wechsel zwischen Freude und Angst den Personen ihrer Visionen gegenüber zu ebensolchen seelischen Belastungen. „An den ihr auferlegten inneren Spannungen ist ihr körperliches Sein früh zerbrochen."[42]

Die ersten Aufzeichnungen ihrer Gesichte erfolgten von Elisabeth selbst, die aber, da „illitterata" und „indocta", das Geschriebene durch ihren Bruder Ekbert († 1184)[43] redigieren ließ[44]. Dieser Studienkollege Rainalds von Dassel war 1155 durch seine Schwester veranlaßt worden, auch in das Doppelkloster Schönau einzutreten, das er ab 1166 als Abt regieren sollte. Bekannt ist er vor allem als „Catharorum Haereticorum malleus"[45], doch würden auch seine vom Geist des hl. Bernhard getragenen religiösen Dichtungen und aszetischen Prosaschriften Aufmerksamkeit verdienen. Ekbert hat nicht nur die Visionen Elisabeths als „conscriptor"[46] bearbeitet (besonders die späteren Teile des Visionsbuches und den „Liber viarum Dei") – wieviel an ihrer systematischen theologischen Auslegung gehört ihm? –, sondern diese Schauungen schon in ihrem Eintreten beeinflußt, indem er seiner Schwester sagte, wie sie sich verhalten solle und welche Fragen sie in der Ekstase den Himmlischen zu stellen habe. Das ging so weit, daß er, wie er selbst in einem Brief an Probst Ulrich von Steinfeld zugibt, Elisabeth gegen ihr ausdauerndes Sträuben mit seinem Drängen richtiggehend zu übersinnlichen Inspirationen gezwungen hat[47]. Auch ihre Stellungnahme für den Gegenpapst Victor IV. – in einem Schreiben an Erzbischof Hillin von Trier (der nach Elisabeths Tod zu Alexander III. überschwenkte) als göttliche Offenbarung mitgeteilt[48] – wird auf die Beziehungen Ekberts zu Rainald zurückzuführen sein. Es steht zu

38) Z. B. Vis. I, 17, 44.
39) Vis. I, 41.
40) Vis. I, 1.
41) Peter DINZELBACHER, Vision und Visionsliteratur im Mittelalter, Stuttgart 1981, 254 u.ö.
42) KÖSTER (1952) 113.
43) Cf. zuletzt P. DINZELBACHER, Egbert v. Schönau, Lexikon d. Mittelalters III, 1985, s.v.
44) ed. cit. xcvii, c, cx.
45) So nennt ihn eine Schönauer Abtsreihe aus der Mitte des 17. Jhs., ed. cit. 180; cf. 201 ff.
46) So bezeichnet er sich einmal selbst, ed. cit. 138.
47) ed. cit. 135.
48) Ep. 4.

vermuten, daß das Mißtrauen und die Kritik, die ihren Visionen von einigen Seiten entgegengebracht worden sind, worüber sich Elisabeth bei Hildegard beklagte[49], nicht nur aus einer prinzipiellen Skepsis solchen Phänomenen gegenüber erwachsen ist, sondern auch aus einer politischen Haltung heraus[50]. Ekbert hat sicher schon durch die kirchenpolitischen und theologischen Probleme, mit denen er seine Schwester konfrontierte, den Inhalt mancher Offenbarungen in eine bestimmte Richtung gelenkt, ohne daß deshalb seine Angabe, „conscripsi omnia hec, et alia, que de revelationibus eius leguntur... nihil mea presumptione adiungens, nihil favoris humani, nihil terreni commodi querens, testis mihi est deus„ cui nuda et aperta sunt omnia."[51], unrichtig sein müßte. Sein eher unkompliziertes Latein mit einer gewissen Vorliebe für die Parataxe wird wohl in Übereinstimmung mit der Sprache Elisabeths stehen, die zwar als des Lateins ungelehrt bezeichnet wird[52], was aber einen gewissen Grad des Verständnisses nicht ausschließt, denn in ihren ekstatischen Zuständen ist ihr diese Sprache geläufig[53], und ihr Engel spricht zu ihr nicht nur in Deutsch, sondern auch in Latein oder einer Mischung aus beidem[54]. So dürfte der Bescheidenheitstopos „inerudita et latine locutionis nullam vel minimam habens peritiam"[55] mehr auf das im Vollbesitz der klerikalen Bildung begründete Selbstbewußtsein des männlichen Schreibers schließen lassen als auf Elisabeths wirkliche Kentnisse, denn auch daß sie lateinisch lesen konnte, ist mehrfach bezeugt.[56]

Wenden wir uns nun Elisabeths Visionsbüchern zu, die als spirituelle Autobiographie bezeichnet werden könnten, in der die Aufzeichnungen ihrer Offenbarungserlebnisse mit der Interpretation dieser Erlebnisse verquickt sind. Elisabeth empfängt ihre Offenbarungen vor allem in der Form von Visionen und Erscheinungen. Zwischen diesen beiden Erlebnisformen bestehen religionspsychologisch betrachtet deutliche Unterschiede,[57] auch wenn sie in den mittelalterlichen Texten beide „visiones" genannt werden („apparitiones" und „apparire" kommen dagegen fast ausschließlich für Erscheinungen vor[58]). In der Vision wird die Seele eines Sehers ekstatisch in einen anderen Raum versetzt, während der Leib völlig empfindungs- und wahrnehmungslos meist in Katalepsie verharrt, wie dies für Elisabeth am Beginn des „Liber visionum" beschrieben ist. Die Erscheinung dagegen ist der Einbruch des Überweltlichen in die normale, sonst unveränderte Umwelt des Sehers, dessen Tagesbewußtsein und Wahrnehmung der Umwelt erhalten bleiben. Damit ist nicht gesagt, daß von der Intensität des Erlebnisses her

---

49) Vis. III, 19.
50) ed. cit. c.
51) Vis., prol.
52) Cf. Anm. 55.
53) Vis. I, 1.
54) Vis., prol.
55) So Symon, ed. cit. 155.
56) Vis. I, 2; Ep. 21; cf.
57) DINZELBACHER (wie Anm. 41) 28 ff.
58) l.c. 47; cf. id., Erscheinung, Lexikon d. Mittelalters III, 1985, s.v.; id., Religionsphänomenologie und Geschichte der Erscheinungen im Mittelalter, in Vorbereitung.

oder seiner Bewertung von Seiten eines Chartismatikers eine Differenz gegeben sein muß; doch sind die Visionen zum mindesten meist wesentlich länger (auch Tage und Wochen[59]), wogegen Erscheinungen nur selten mehr als einige Minuten beanspruchen.

Das sich des öfteren wiederholende Szenarium der Visionen des „Liber visionum" Elisabeths bilden einmal die Orte der biblischen Heilsgeschichte, häufiger dann aber die Regionen der anderen Welt, die auch einer Allegorese unterzogen werden können. Einige der ihr gezeigten Bilder schließlich manifestieren sich in nur symbolisch zu verstehenden Räumen.

Eine Reihe von Entraffungen führt Elisabeth an die Orte des Neuen Testamentes und läßt sie die Ereignisse miterleben, die von den Evangelisten beschrieben wurden: Fußwaschung und Ölbergszene, Dornenkrönung und Kreuzestod, Emmausszene und Himmelfahrt...[60]. Die Heilige wird aber auch Zeugin der Hinrichtung des Apostelfürsten[61] und der Aufnahme der Mutter Gottes in den Himmel[62]. Öfter beschreibt sie jedoch Gesichte der eschatologischen Regionen: So erblickt sie im Himmel die Apostel[63], aber auch ihren Großonkel Ekebert[64], den Thron mit den vier Tieren, den Engel und dem hl. Laurentius[64a], sogar die ganze himmlische Hierarchie in ihren Abstufungen, in der Mitte die „unaussprechliche Glorie", den Menschensohn, die Himmelskönigin, die vierundzwanzig Ältesten...[65]. Das himmlische Jerusalem, die „civitas Dei", wird als ein von Mauern umgebener Turm geschildert[66], als Stadt mit zwölf Toren, von einem Fluß durchzogen usw.[67] Es gibt auch merkwürdige Zwischenorte, wie den Rastplatz der Selbstmörder[68] oder die Insel der ruhenden Seelen[69]. Das Fegefeuer besteht aus einem brennenden Tal und einem Dornenfeld[70], aus unterirdischem, rauschenden Feuer[71] oder aus einer lieblichen Wiese, wo aber furchteinflößende Hunde die Seelen verfolgen[72]. Auch die Hölle scheint Elisabeth nicht verborgen geblieben zu sein: sie ist eine schreckliche, feuerbrennende Grube[73]. Manche der Schauungen spielen in symbolischen Räumen und bekommen erst in der Auslegung Sinn: so das Bild mit dem Rad und der Himmelsleiter[74] oder die Säule der

---

59) id. (wie Anm. 41) 141 ff.
60) Vis. I, 46 ff.
61) Vis. II, 29.
62) Vis. II, 31.
63) Vis. II, 10.
64) Vis. II, 18.
64a) Vis. I, 53.
65) Vis. I, 20 f.
66) Vis. I, 34 f. Cf. I, 76 f.
67) Vis. III, 1 ff.
68) Vis. II, 16.
69) Vis. II, 21.
70) Vis. I, 32.
71) Vis. II, 19.
72) Vis. II, 7.
73) Vis. III, 12.
74) S. unten

Trinität mit den Strahlen der Gottesgebote[75]. Der Berg und die Wege des „Liber viarum Dei" sind überhaupt nur Allegorien für den Aufstieg der verschiedenen Stände zum Herrn[75a].

Neben den geschilderten Visionen hat Elisabeth auch viele Erscheinungen aufgezeichnet, die sich ebenfalls oftmals wiederholten. So erblickt sie häufig Maria[76], mit der sie auch spricht[77], wogegen Christus gegenüber ihre Furcht überwiegt[78]. Besonders an ihren jeweiligen Festtagen erscheinen Elisabeth die verschiedenen Heiligen des Kirchenjahres[79], abgesehen von einem, den zu verehren sie wegen ihrer Krankheit etwas verabsäumt hatte[80]. Auch die Engel kommen vor[81], vereinzelt auch noch Lebende, wie ihr Abt[82] und ihr Bruder Ekbert[83]. Seltener sind Symbolfiguren wie die schöne Taube, die den die Messe Zelebrierenden die Flamme der pfingstlichen Erleuchtung bringt[84], oder Personifikationen von Abstracta, wie z. B. die „humanitas Jesu", in Jungfrauengestalt, der die „iniquitas" in Form von Wolken am Himmel die Sonne, das heißt die „divinitas", in der sie sitzt, verschattet[85].

Für das Geschaute erhält die Seherin oft Erklärungen von ihrem Engel oder in eingegossener Rede. Zwiegespräche mit den himmlischen Personen, wie sie später im deutschsprachigen Raum namentlich die drei Mystikerinnen in Helfta so oft führen, gehören für Elisabeth nicht zu den üblichen Kommunikationsformen; vielmehr sind ihre Beziehungen von einer starken Distanz zu den Jenseitigen geprägt, weshalb sie auch der Vermittlung ihres englischen Begleiters bedarf,

---

75) Vis. II, 4.
75a) Cf. auch den Berg, den Elisabeth selbst seit drei Jahren besteigt, Vis. II, 17.
76) Vis. I, 11, 33 ff., 56, 77; II, 12 ff., 31.
77) Z. B. Vis. I, 59.
78) Vis. I, 41.
79) Vis. I, 35 ff.
80) Vis. I, 33.
81) Vis. I, 66 ff., III, 8, 19 ff., Viar. 15; Revel. 6.
82) Vis. I, 65.
83) Vis. I, 55; Ep. 17.
84) Vis. I, 7, 51.
85) Vis. III, 4. G. JARON LEWIS, Christus als Frau. Eine Vision Elisabeths von Schönau, Jahrb. f. internat. Germanistik 15, 1983, 70–80, der sich E. GÖSSMANN, Das Menschenbild der Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau vor dem Hintergrund der frühscholastischen Anthropologie, in: Frauenmystik (wie Anm. 1), 24–47, Anm. 59 anschließt, meint auf Grund dieser Stelle, das Elisabeth „den Herrn Jesus' schlechthin als Frau sieht." (79). Es ist aber zu bedenken daß die Seherin sonst nirgends einen „fraulichen Jesus" (l.c.) zeichnet, und daß es sich hier nicht um Christus „schlechthin" handelt, sondern nur um seine menschliche Natur! Diese ist weiblich, da Personifikationen in der lateinischen Sprache – und d e s h a l b auch in der mittelalterlichen Kunst – fast immer feminini generis sind. Das Gleiche gilt für die visionäre Bilderwelt, wie zahlreiche Beispiele bei Hildegard von Bingen, Mechthild v. Hackeborn, Gertrud d. Gr., Hadewijch, Agnes Blannbekin, Adelheid Langmann usw. belegen, cf. DINZELBACHER (wie Anm. 41) 116, 169 ff. Und wenn diese Vision Elisabeths in den Rahmen der feministischen Theologie zu stellen wäre (JARON LEWIS), wie steht es dann mit den Sophia-Visionen männlicher Charismatiker wie Seuse, Boehme, Arnold, Gichtel etc. (cf. Ernst BENZ, Die Vision, Stuttgart 1969, 574–90)?

wogegen die Visionärinnen des späteren Mittelalters mit ihrem intimen Minneverhältnis zu Jesus und auch zu seiner Mutter[86] im allgemeinen ohne das Wirken eines Engels mit der anderen Welt verkehren.

In den meisten Fällen lassen sich Vision und Erscheinung bei Elisabeth klar unterscheiden, schon durch die Wortwahl bei der Schilderung des Phänomens. So berichtet sie z. B. unzweifelhaft eine Entraffung nach Jerusalem als ekstatische Vision: „Cum autem vespertinum tempus immineret, cepi graviter languere, et deficiebant omnes vires corporis mei ..., et cepi agonizare, et post magnos labores quievi in extasi. Tunc vidi dominum in eadem civitate, quam in die Palmarum introierat ..."[87] In dieser Vision – und das beweist, daß eine Raumveränderung stattfand – schaut Elisabeth die Fußwaschung und, nach einem Zwischenerwachen, das Gebet Christi am Ölberg, befindet sie sich also im Heiligen Land. Oftmals ist das Erreichen der Ekstase für die Visionärin sehr anstrengend, die Zeit der Schauung dann selbst geradezu eine Erleichterung, eine Spannungslösung.

Eine Erscheinung dagegen wird beispielsweise so geschildert: „... in festivitate apostolorum Petri et Pauli ante horam divini officii fui orans in secreto, et apparuit in conspectu meo angelus domini et locutus est ..."[88]. Hier verbleibt die Charismatikerin ruhig in der Kapelle oder ihrer Zelle, und der Engel kommt zu ihr hin, erscheint in ihrem normalen Gesichtsfeld.

Allerdings gibt es bei Elisabeth auch Erlebnisse, wo Vision und Erscheinung ineinander übergehen. Dazu würde ich etwa folgendes Gesicht von den himmlischen Heerscharen rechnen: Elisabeth fällt in einen ekstaseähnlichen Zustand mit krampfartigem Zittern und Schweißausbrüchen. „Et ecce rota flammea grandis in celo emicuit, cuius visio magnas mihi incussit angustias, et continuo disparuit." Also offenbar eine Erscheinung am Nachthimmel über Schönau, jedoch in einem verzückungsähnlichen Erregungszustand geschaut. „Post hec in eodem loco quasi ostium apertum est, et introspexi per illud ..." Sie sieht durch die Himmelspforte in die andere Welt – befindet sich also selbst an der Schwelle zu den Regionen des Jenseits. Dann folgt eine sehr detaillierte Schilderung des „ordo" der himmlischen Heerscharen mit genauer Angabe, wer rechts und links, vor und hinter wem stand[89]. Das heißt aber doch, daß die Visionärin sich zu diesen elysischen Gefilden versetzt fühlt, was eben dem räumlichen Empfinden bei einer Vision entspricht. Der natürliche Umraum spielt überhaupt keine Rolle mehr, ihre Wahrnehmungen beschränken sich ganz auf die jenseitige Szenerie. Andererseits hat man bei einer Wiederholung dises Gesichtes den Eindruck, daß der Erscheinungscharakter betont wird, obschon Elisabeth es in Ekstase erfährt: „Veniens in extasim

---

86) Cf. Grete LÜERS, Marienverehrung mittelalterlicher Nonnen, München 1923; dort nicht erwähnt, aber besonders intensiv ist das Verhältnis der sel. Ivetta v. Huy OCist († 1228): „nunc in Pectore recumbebat Jesu, nunc Mariae jocundabatur amplexibus ..." (AASS Jan. II, 1863, 158).

87) Vis. I, 46.

88) Viar. 20.

89) Cf. P. DINZELBACHER, Klassen und Hierarchien im Jenseits, Miscellanea Mediaevalia 12/1, 1979, 20–40; id., Reflexionen irdischer Sozialstrukturen in mittelalterlichen Jenseitsschilderungen, Archiv f. Kulturgeschichte 61, 1979, 16–34.

vidi visionem". Sie ist abermals an jener Schwelle zum Himmelsraum, dann aber heißt es: „Vidi ... dominam meam ... egredientem de magna illa luce, quam velut per ostium vidi ... Cumque per modicum tempus ita in inferiore aere cum hoc sacro exercitu apparuisset, rursus in lumine, de quo exisse visa fuerat ... excepta est."[90] Hier ist der Schauplatz der „untere Luftraum", – also ein Ort, den Elisabeth hier konkret durch das Fenster ihrer Zelle sehen konnte, oder einer, an den sie ohne Wachbewußtsein versetzt wurde? „apparuisset" ließe die Deutung dieser Szene als Erscheinung zu. Vergleicht man jedoch mit anderen Schauungen ähnlichen Inhalts, so erscheint das Überwiegen des Visionären wahrscheinlich[92].

Mit der Wahl dieses Beispiels ist auch gleich ein erstes Charakteristikum der visionären Erfahrungen Elisabeths angesprochen: Wiederholung und Korrespondenzen ihrer Gesichte.[92] Von dieser Himmelsvision im „Liber Visionum" I,20 sagt die Seherin noch im selben Kapitel, sie habe sie während der Messe wiedergesehen, „sed manifestius". I, 21 beginnt: „In proxima dominica ... eodem modo infirmata sum, et vidi eandem visionem, sed eo amplius, quo ..." Einige neue bildliche Elemente kommen hinzu. I,23 kann sie dann schon sagen: „Tunc rursum more meo infirmata sum, et veniens in extasi vidi visionem, quam dominicis diebus videre soleo." Und „Rursus ... cum essem in spiritu eademque viderem, que et antea ..." Das visionäre Geschehen wird dabei von Mal zu Mal detailreicher und schärfer. Wie bei Hildegard, Gertrud d. Gr. u.v.a. kann man hier von einem sich nicht selten „über viele Jahre hinziehenden System von Visionen"[93] sprechen.

Typisch für Elisabeths Visionen sind weiters die folgenden Züge: das Eingebundensein in die heilige Zeit des Kirchenjahres, dessen liturgische Feier ein zentraler Bestandteil des benediktinischen Mönchtums ist[94]. „Das sinnenhafte Sehen und Hören durch die Riten, Bilder und Klänge der Liturgie will hinüberführen zur Begegnung von Aug zu Aug im ‚hellstrahlenden Dunkel' der Beschauung und zur Vereinigung mit dem wesenhaften Wort Gottes, das alles erneuert."[95] Elisabeth hat sich hinüberführen lassen. In Übereinstimmung mit den einzelnen Heiligenfesten erfährt sie in ihren Gesichten die Realität der Verbindung von lebenden und verstorbenen Gliedern des einen Körpers Christi, indem ihr als Angehöriger der irdischen Kirche die Begegnung mit den Angehörigen der himmlischen Kirche geschenkt wird. So schaut sie zu Epiphanias die hl. Drei Könige[96], erlebt am Fest des hl. Petrus dessen Hinrichtung visionär mit[97], so zeigen sich ihr „in divisione apostolorum" die zwölf Jünger Jesu[98] usf. Ganze Passagen aus der Bibel, wie die

---

90) Vis. I, 20, 23.
91) Cf. BENZ (Anm. 85) 173 ff.
92) Cf. generell l.c. 175 ff. für Parallelen ab dem Neuen Testament.
93) l.c. 182.
94) "La piété bénédictine était ainsi calquée sur la liturgie" P. POURRAT, La Spiritualité Chrétienne II, Paris ^{2} 1951, 2.
95) Vincentius STEBLER, Der benediktinische Weg zur Beschauung, Olten 1947, 152.
96) Vis. I, 62.
97) Vis. II, 29.
98) Vis. II, 30.

Passion des Herrn von Palmsonntag bis Pfingsten werden zu den entsprechenden Zeitpunkten des liturgischen Jahres visionär nachgezeichnet[99].

Daneben empfängt Elisabeth auch an keine besonderen Termine gebundene Offenbarungen, die aktuell kritische Bezüge zu den Problemen ihrer Gegenwart haben. Dies sind längere Abschnitte ihres visionären Werks und ihrer Briefe, die Mahnungen Gottes in Anklang an das Alte Testament (und Hildegard) widergeben[100], z. B. die Drohrede Gottes gegen die Katharer, in der die schrecklichsten Strafen verheißen werden[101] (schließlich hatte ihr Bruder Ekbert ja ein Werk verfaßt, „rationibus quibus errores katarorum confutavit evidentissime"[102], und war die verehrte Prophetin vom Rupertsberge mit ähnlichen Offenbarungen vorausgegangen[103]). In den meisten Schauungen Elisabeths spielt eine bedeutende Rolle ihr Engel, „qui familiaris mihi est", wie sie sagt[104]. Er fungiert als Interpret[105] und als Führer[106], auch als Korrektor, von dem die Heilige bei Verfehlungen ausgepeitscht wird[107], was sie in einem Brief ihrer Schicksalsgefährtin Hildegard schreibt.

Wenn Erklärungen an eine Schauung angeschlossen sind, so erhält Elisabeth diese von Gott auch als eingegossene Erleuchtung: „vox tonans in cor Elisabeth ancille domini locuta est..."[108], in Glossolallie: „posuit dominus verba hec in ore meo"[109] und wohl auch als Audition[110], wenn nicht ihr Bruder sich dieser Aufgabe unterzieht[111]. Dieses Bestreben, das Geschaute zu deuten, nimmt zu, je später die jeweiligen Visionen innerhalb ihres Werkes anzusetzen sind. Auch hier ist an Anregung durch die Methode der Allegorese der Visionsbilder zu denken, die die Meisterin vom Rupertsberg in ihren Briefen und Offenbarungsbüchern vorgenommen hatte.

Viele von Elisabeths Schauungen sind erst als Reaktionen auf Bitten von außen zu Stande gekommen, namentlich unter dem sanften Druck Ekberts. Wie dies konkret von Statten ging, können wir uns an einem Brief der Heiligen ver-

---

99) Vis. I, 43–52.
100) Vis. III, 22 ff.
101) Vis. III, 24, 28.
102) ed. cit. 352, aus seiner Vita, welche sein Schüler und Nachfolger Emecho schrieb; cf. l.c. 201 ff. und R. MANSELLI, Ecberto di Schönau e l'eresia catara in Germania alla Metà del Secolo XII, in: Arte e Storia, Studi in Onore di L. Vincenti, Torino 1965, 309–38; id., Amicizia spirituale ed azione pastorale nella Germania del sec. XII: Ildegard di Bingen, Elisabetta ed Ecberto di Schönau contro l' eresia catara, Studi e materiali di storia delle religioni 38, 1967, 302-13: G. MÜLLER, Die hl. Hildegard im Kampf mit den Häresien ihrer Zeit, in Hildegard (wie Anm. 155) 171-88.
103) Analecta Sacra VIII, hg. v. J. B. PITRA, Montecassino 1882, 284–351. Von MANSELLI auf Juli 1163 datiert (wie Anm. 102 [1967] 204).
104) Vis. II, 31.
105) Vis. II, 31; III, 8.
106) Vis. I. 78; II, 24.
107) Vis. III, 19.
108) Rev. 10.
109) Vis. III, 28.
110) Viar. 14.
111) Vis. III, 31.

gegenwärtigen, der seperat überliefert ist[112]. Aus ihm geht hervor, daß Abt Burkard von Odenheim sie um Aufklärung „de nomine sancte virginis cuius corpus habetis ..." (wie Elisabeth in ihrer Antwort sagt), gebeten hatte. Die Visionärin fragt also ihren Engel danach, der ihr außer dem Namen „uiuencia" auch gleich die Lebensgeschichte der Jungfrau erzählt. Sie muß aber zugeben, „non recte in memoria retinui nomen virginis ... si fratri meo post missam suscitanti super his dixi quoniam nomen ejus fuisset conuiuia. Post hec autem ... apparvit eadem virgo et ualde me arguit quod non recte eam nominassem ..." Zur Bekräftigung zeigt die Empörte der Nonne ihr Gewand, auf dem mit Goldbuchstaben steht „electa uiuencia nuncupor"! Als Elisabeth dann fragt, wie ihr solch ein Irrtum unterlaufen konnte, erklärt sie es durch die Wortähnlichkeit: „quoniam adducta sum ad conuiuia celestium sacramentorum ..." Mehreres, im Einklang mit dem, was wir sonst aus ihren Schriften entnehmen können, wird durch diesen Text illustriert: ihre visionäre Begabung war so bekannt, daß man sie schon als eine Art übersinnliche Auskunftei ansah und von vielen Seiten um Rat bat; Ekbert hat augenscheinlich bei jeder Messe – ein häufiger Zeitpunkt für ihre Entraffung – geradezu darauf gewartet, daß sie in Ekstase fallen und himlische Eingebungen berichten würde. Man ersieht aber auch die große Überzeugung, mit der diese Ordensfrau die ihr eingegebenen Botschaften für wahre Inspiration gehalten hat, – ein Fälscher oder auch nur ein minder sicherer Seher würde kaum so offen einen Irrtum „in spiritualibus" zugeben. Die Korrektur des Namens mag erfolgt sein, weil Ekbert vielleicht einen leisen Zweifel an ihm geäußert haben wird: einen hl. Viventiolus gab es schließlich seit dem 6. Jahrhundert[113], Convivia aber war kein gängiger Name für eine Heilige. Gerade dieses „Wortspiel" mit den himmlischen „convivia" zeigt aber auch, daß Elisabeth doch einiges Latein verstanden haben muß.

Jene vielleicht allzumenschliche Reaktion von Elisabeths Heiliger bildet keinen Einzelfall[114]; am bemerkenswertesten ist das Verhalten ihres Engels, der wie ein Sterblicher schmollt, als sie ihn, angstbebend zwar, doch unter Verpflichtung des Gehorsams durch ihren Abt, beschwört, ihr zu sagen, ob er tatsächlich ein Engel des Lichtes sei – böse Zungen hätten nämlich vermutet, Elisabeths Gesichte seien Eingebungen des Teufels. Der Engel also bekräftigte seine göttliche Mission, aber als er das nächste Mal erscheint, steht er ferne von der Charismatikerin und wendet sein Antlitz ab. Elisabeth fleht ihn unter Tränen an, doch versönlich zu sein, worauf er zur Antwort gibt: „Contemptum mihi fecisti et fratribus meis, quia diffidentiam habuisit de me."[115] Bezeichnend für das hochmittelalterliche Weltbild ist die Aussage, daß zusammen mit dem Engel der ganze „ordo" von Engeln[116], dem er zugehört, gleichermaßen betroffen ist. Erst als auf seine Anord-

112) Ph. SCHMITZ ed., „Visions" inédites de Sainte Elisabeth de Schönau, Revue Bénédictine 47, 1935, 181–3.
113) LThK X, 1938, 661.
114) S. auch S. 470.
115) Vis. III, 19.
116) Zur zeitgenössischen Engellehre cf. E. LUTZ, In niun schar isunder geordent gar, Zeitschr. f. dt. Philologie 102, 1983, 335–76; weiteres Aurelia STAPERT, L'ange roman, Paris 1975.

nung mehrmals die hl. Messe für ihn und seine Brüder dargebracht worden ist, erlangt Elisabeth wieder seine Gnade, und der Engel sieht ein, daß sie ob der Verpflichtung des Gehorsams nicht anders konnte. – Das mit dem Namen der Heiligen bestickte Kleid Viventias erinnert daran, daß diese Schauungen im Mittelalter einen sehr konkreten, sinnlichen Charakter hatten. Hieraus und aus anderen ähnlichen Beispielen erhellt mit großer Wahrscheinlichkeit, daß auch Visionen, bei denen man im Zweifel sein könnte, ob das beschriebene Bild nur allegorisch verwendet wurde, um eine intellektuelle Erkenntnis auszudrücken, oder wirklich als Bild geschaut wurden, zuerst als so erlebte zu interpretieren sind, und daß ihnen erst dann die symbolische Auslegung, die Allegorese, beigegeben wurde[117]. In diesem konkreten Beispiel: Der Name Viventia wurde nicht konstruiert, um an „convivia" anzuklingen, sondern erst nach der Schau wird diese Verknüpfung hergestellt.

Elisabeth von Schönau nimmt in der Geschichte der mittelalterlichen Visionsliteratur vor allem deshalb eine besondere Stellung ein, da eigentlich erst mit ihr die Visionen des zweiten Typs in voller Ausprägung beginnen. Überschaut man die Entwicklung dieses literarischen Genres, das die Entwicklung bestimmter religiöser Erlebnisweisen reflektiert (nicht anders als die Geschichte des Gebets oder der Autobiographie etc.), so lassen sich ja zwei Gruppen konstatieren, deren jeweils häufigste Verteilung in zwei in einander übergehenden Perioden liegt: die erste Gruppe gehört ganz überwiegend dem frühen und hohen Mittelalter vom 6. bis zum 13. Jahrhundert an, die zweite dem hohen und späten Mittelalter. In der ersten Gruppe überwiegen männliche Visionäre, die im Lauf ihres Lebens eines einzigen, plötzlich auftretenden Gesichtes teilhaftig werden (oft eine Sterbevision[118]), in dem sie in jenseitige Räume versetzt werden, die sie zu durchwandern haben. Diese Räume werden detailliert und plastisch beschrieben, sie lösen eine emotionelle Reaktion beim Erlebenden aus, wohingegen die Beziehungen zu den Personen der anderen Welt oft eher distanziert sind. Die Schauungen dieses Typs, die öfter einen fordernden als schenkenden Charakter haben, werden als konkrete Jenseitsreisen erlebt, die keiner weiteren Auslegung bedürfen. Sie bilden meist den Anlaß, das ganze restliche Leben zum Frömmeren zu verändern. Die zweite Gruppe dagegen besteht mehr aus Frauen, die viele, oft von ihnen erbetene Schauungen erleben, in denen den Räumen, im Gegensatz zu den Personen, eine weit geringere Rolle zukommt. Die Ekstatikerinnen sind hier oft in Ruhe, konzentrieren sich ganz auf die Begegnung mit den Himmlischen (bis zur Unio mystica) und bekommen das Geschaute dann allegorisch ausgedeutet. Diese als Gnadengabe empfundenen Visionen haben oft eher schenkenden als fordernden Charakter und bestärken die Seherin in dem bereits eingeschlagenen, religiösen Lebensweg[119].

Elisabeth nun werden hunderte von Visionen zuteil, in denen der Raum viel weniger ihr Interesse beansprucht, als die Personen, mit denen sie auch manches

117) Cf. DINZELBACHER (wie Anm. 41), 169–84 u.ö.
118) Cf. P. DINZELBACHER, Mittelalterliche Vision und moderne Sterbeforschung, in: Psychologie in der Mediävistik, hg. v. J. KÜHNEL, Göppingen, 1958, 9–49.
119) DINZELBACHER (wie Anm. 41) 229 ff. und pass.

Zwiegespräch führt. Es gibt bei ihr aber auch den älteren Typ der Jenseitsvision, doch mit dem Schwergewicht auf den himmlischen Regionen (wogegen in der älteren Literatur dieser Art die Strafstätten unter der Erde viel ausführlicher beschrieben werden). An viele von Elisabeths Gesichte schließt sich eine allegorische Interpretation an, viele andere haben ihre Bedeutung jedoch bloß im „Litteralsinn". Eine „conversio mentis" bringen ihr ihre Visionen nicht, sondern sie bestärken sie vielmehr in dem von ihr ohnehin seit Jahren geübten Leben klösterlicher Zucht. Elisabeth ist noch mit einer Reihe anderer Charismata begnadet[120], was ebenfalls für die Seher der zweiten Gruppe im Unterschied zu den früheren typisch ist.

Betrachten wir zur Verdeutlichung ein Beispiel aus dem „Liber visionum": in der 29. Schau des I. Buches finden wir die Elemente, die für eine Vision des zweiten Typs bezeichnend sind: die Schauung überfällt Elisabeth keineswegs, vielmehr bittet sie um eine solche, da ihr Bruder etwas über seine Patrone Cassius und Florentius erfahren möchte. Elisabeth fällt ohne Schmerzen in die Ekstase und sieht „tres viros splendidos in regione luminis, et decoratos palmis et coronis in fronte rubore signatis." Das entspricht der in der christlichen Ikonographie üblichen Märtyrerdarstellung[121]. Am folgenden Tag, wieder in Ekstase, bittet sie Gott, ihr die beiden Männer nochmals zu zeigen. Der Herr ist zwar ungehalten, läßt dann aber doch die Heiligen aus der Abteilung der Märtyrer vortreten, damit Elisabeth sie erkennen kann. Die Aktivität der Visionärin, das Gebet um eine Offenbarung, die Bedeutsamkeit der Gestalten im Vergleich zum Raum, der nur mit einer Wendung („in regione luminis") skizziert wird, das Fehlen von Bewegung seitens der Mystikerin sind hier also gegeben. Was gegenüber den späteren Mystikern allerdings noch nicht erlebt wird, ist Initimität in der Beziehung zu Gott, geschweige denn die Unio mystica. Christus ist eher noch der romanische „voce magna ac nimium terribili" sprechende Herr, der sein Kreuz triumphierend über alle Himmelsgegenden aufrichtet, keineswegs aber der minnigliche Jesus der späteren Zeit. Obschon er in anderen Schauungen Elisabeth als ein „miserandus" erscheint, blutüberströmt, worin ein erster Ansatz zur Leidensmystik zu erkennen ist, ist er nicht der nahe, sanfte, schenkende Seelenbräutigam einer hl. Gertrud etwa, sondern der schrecklich fordernde Gott: „Talia propter te sustinui, tu vero, quid pro me sustinuisti?"[122] Ein großes christologisches Thema klingt immerhin an: die Schau des Erlösungswerkes des Herrn während seines Erdenlebens in Palästina[123]. Elisabeth erlebt die Passion in einzelnen Bildern mit, ohne selbst irgendwie aktiv zu werden. Weder spricht sie dabei, noch bewegt sie sich von Szene zu Szene mit. Die späteren Visionärinnen werden dagegen mit dem leidenden Erlöser reden, wie z. B. bes. Mechthild von Magdeburg[123a], oder Kempe[123b]. Elisabeths

120) S. oben S. 466 ff.
121) Lexikon der christl. Ikonographie III, 1971, 364 s. v. Palme, verbunden mit Apoc. 2, 10.
122) Vis. I, 41.
123) Vis. I, 42 ff.
123a) Cf. Heinz TILLMANN, Studien zum Dialog bei Mechthild v. Magdeburg, Diss. Marburg 1933.
123b) DINZELBACHER (wie Anm. 41) 165 f.

Liebe richtet sich manchmal in rührender Weise mehr auf die allerheiligste Jungfrau, die ja ganz menschlicher Züge nicht entbehrt; Sie tröstet Elisabeth in ihren Leiden und gibt diesen Sinn, indem sie sie als Reinigung schon in der Welt erklärt, „ut per ista te purificet, ac talem te efficiat, ut, cum transieris de mundo, nichil de cetero molestie patiaris. Habeto ergo patientiam..."[123c] Zwar wird man in Schönau einiges von Bernhard von Clairvaux gekannt haben, wie m. E. aus Ekberts Gebeten und seinem „Stimulus dilectionis" deutlich wird[124], doch scheint dagegen Elisabeth von seiner Mystik wenig berührt. Hat sich ihr Bruder erst nach ihrem Tod mit den Schriften des Zisterzienserabtes beschäftigt?

Wenn man bedenkt, daß unmittelbare Zeitgenossen der Seherin, Tundal, Owen, Sinuinus u.a.[125], eindeutig Visionäre der ersten Art, teilweise ganz ausführliche Beschreibungen des Purgatorium, eines der großen Themen des Hochmittelalters[126], geben, wundert es nicht, unter den vielen Himmelsschauungen Elisabeths in ihren Werken die eine oder andere Fegfeuervision zu finden. Das Aussehen jenes Strafortes, wie es uns die Schönauer Nonne vor Augen stellt, könnte ohne weiteres einer dieser älteren Visionen entnommen sein: „... in die, quo secundum morem ecclesie fidelium defunctorum communis memoria agebatur... vidi quasi versus austrum montem excelsum valde, et iuxta illum vallem profundam horribilem nimis. Erat enim plena atris ignibus quasi obtectis et non valentibus emittere flammam in altum. Illic tortores spiritus innumerabiles vidi et animas potestati illorum traditas, que horrendo et flebili modo ab illis concutiebantur, trahebantur, et supra modum infinitis modis vexabantur... Vidi autem procul hinc versus orientem edificium valde gloriosum, quasi tribus muris cicumdatum, et varie distincitiones mansionum in eo, et splendor lucis immenso omnia illustrabat... Locus autem, qui medius videbatur inter hoc edificium et vallem predictam, spinis asperrimis et quasi ambustis totus videbatur occupatus..."[127] Dämonen, Feuer und Dornen gehören zu den üblichsten Peinen im Purgatorium; besonders die Vorstellung, die Seelen müßten sich durch eine mit Dornen besetzte Ebene zur Himmelstadt hindurcharbeiten, taucht immer wieder auf[128]. Was aber diesen Bericht von vielen Jenseitsschilderungen der ersten Epoche unterscheidet, ist seine Kürze – nur die gängigen Topoi werden erwähnt, aber eine Ausmalung findet nicht statt. Desgleichen müssen die früheren Jenseitspilger die Straf- und Gnadenorte eben durchwandern – Elisabeth dagegen steht passiv und schaut bloß, ohne auch etwas von den Strafen selbst durchmachen zu müssen. Auch schließt sich ihre Vision logisch in den Kreis des Kirchenjahres – es

---

123c) Ekbert, Ep. ad. cognatos 2, ed. cit. 266; cf. weiters LÜERS (wie Anm. 86) 35 ff.
124) ed. cit. 230–342, bes. 338 ff., 293 ff.
125) DINZELBACHER (wie Anm. 3).
126) Cf. Jaques LE GOFF, La naissance du purgatoire, Paris 1981 und meine Besprechung in Ons Geestelijk Erf, i. Dr.
127) Vis. I. 32.
128) Z. B. in den Visionen des Albericus v. Settefrati (um 1117), des Gottschalk (1189), des Räubers in den „Actus b. Francisci" (A. 13. Jh.) usw. Cf. Howard R. PATCH. The Other World, Harvad 1950, Neudr. New York 1970, 111, 120, 124, der auf den „Poimen" des Hermas, Si,. VI, 2, 6 verweist (90, 131).

ist Allerseelen –, wogegen die älteren Visionäre das Fegefeuer unabhängig von diesem bestimmten Termin schauten. Elisabeths Vision wirkt wie die Zusammenfassung einer der längeren Berichte über das Purgatorium, sicher ist sie ein Reflex der Beschäftigung mit solchen Texten. Insofern sehen wir bei dieser Charismatikerin noch stärker als bei den späteren das Nachwirken derjenigen Formen, die „entwicklungsgeschichtlich" gerade von den neuen, persönlichen, viel mehr dem Himmel als der Unterwelt zugewandten Visionen des zweiten Typs verdrängt zu werden beginnen, ohne aber ganz zu verschwinden (wie am deutlichsten die lange Fegfeuer- und Höllenvision der hl. Francesca von Rom im 15. Jahrhundert zeigt[129]). Es ist verständlich, daß Elisabeth in dieser Epoche sowohl Visionen älterer Prägung schaute und aufzeichnete, als auch solche, die die erste Stufe der typisch spätmittelalterlichen Visionsform bilden. Man darf sie also wohl mit Recht die zentrale Gestalt des Umbruchs innerhalb der Geschichte der mittelalterlichen Visionen nennen.

Es läßt sich auch innerhalb von Elisabeths Werken eine gewisse Entwicklung feststellen: Im Visionenbuch werden die anfänglichen Teufelserscheinungen (quantité negligeable im Vergleich zu dem, was andere Ekstatikerinnen, wie z. B. die sel. Christine von Stommeln oder die sel. Eustochia von Padua OSB zu erleiden hatten) bald von Begegnungen mit den Himmelsbewohnern abgelöst, die sie entweder in der Civitas Dei schaut oder „in illo tempore" und „in illo loco". Die Heiligen sind ihr oft gegenwärtig. Das Buch von den Gotteswegen zeigt dagegen vor allem Symbolisches, angeregt durch Hildegards „Scivias". Elisabeth ist hier einer Prophetin vergleichbar – ihr Bruder stellt sie neben die gotterfüllten Frauen des Alten Testamentes, neben Debora, Judith, Jahel und Olda[130] –, die die einzelnen Stände der Gesellschaft Gottes Offenbarungen vom rechten Weg lehrt. In den Ursula-Revelationen ist dann das eine Vision ja konstituierende bildliche Element noch stärker zurückgedrängt gegenüber bloßer Informationsvermittlung in Gesprächen mit den Jenseitigen.

Obgleich Elisabeths Visionen also durchaus verschiedenen Charakter haben können – die Mannigfaltigkeit ihrer Schauungen überrascht auch beim Wiederlesen ihrer Bücher – sei hier als abschließendes Beispiel nur noch ein Text etwas ausführlicher zitiert und analysiert, der doch im ganzen als bezeichnend für einen großen Teil ihrer mystisch-visionären Erlebnisse gelten darf. Es ist ein Gesicht, das Elisabeth mehrmals geschaut hat und das auch textgleich zwei Kapitel der „Visiones" füllt:

„Accidit in prima dominica sollempnis ieiunii in prima vespera, ut caderet super me repentinus corporis languor, ut solet, et veni in mentis excessum. Et vidi rotam candidam in aere mira velocitate circumeuntem, et in summitate eius aviculam candidam cum magna difficultate sese tenentem, ut non circumferretur impetu rote. Et aliquotiens quidem paululum a summitata ad inferiora delapsa est, iterumque renisa est, ut esset in summo, atque in hunc modum diu laborabat

129) M. PELAEZ ed., Visioni di S. Francesca Romana, Archivio della R. Società romana di storia patria 14, 1891, 365–409; 15, 1892, 251–73.

130) Vis. II, 1.

vicissim labens et resurgens. Post hec vidi montem excelsum et amenum valde, et super illum delata est rota, iterumque ibi circumferebatur, ut prius, et avicula ei adherens in suo labore perseverabat. Eram autem vehementer ammirans, quid ista portenderent, et cum magno desiderio postulavi a domino intelligentiam visionis.

Et accepto aliquantulo intellectu, redii ab extasi, moxque hec verba ex inproviso arripui: Arta et angusta est via, que ducit ad vitam. Domine, quis ibit eam? Et subiunxi: Ille, qui custodit vitam suam a carnalibus desideriis, et non habet dolum in lingua sua. Et adieci: Domine, quid faciam ego? Et rursus hec verba responsionis inciderunt ori meo: Si vis ambulare, sicut ego ambulavi, ... sequere me, et sic pervenies, quia dixi: Ego sum via, veritas et vita, siquis introierit per me, salvabitur, et pascua inveniet.

Post hec in secunda feria rursus in extasim veni, et vidi predictam visionem, ut prius, sed eo amplius, quod et scalam vidi supra rotam stantem, que tante celsitudinis erat, ut cacumen eius celos penetrare videretur, postes eius laterales petrini videbantur, et trianguli, ascensoria vero diversissimis ac pulcherrimis coloribus ab invicem differebant. Id autem in memoria retinui, quod primum eorum candidum erat tanquam nix, secundum vero rubicundum, tanquam ferrum ignitum.

Post hec die altera rursus vidi omnia, que predicta sunt, et iuxta rotam speciem viri stantem, cuius caput aureum videbatur, et capilli eius similes lane candide et munde, oculi eius lucidissimi et decori valde, pectus et brachia, que in modum crucis tenebat, expansa, purissimum quendam nitorem habebant ad similitudinem argenti nitidissimi. Habebat autem in dextera ramum arboris viridem, et iocundum aspectu. In sinistra vero lucidam rotam yris varietate distinctam. Venter eius eneus, femora ex calibe, crura ferrea, pedes vero terrei videbantur. Hec omnia multotiens in tempore ieiunii michi apparuerunt."[131]

Betrachten wir zunächst den Verlauf dieser Vision. Für Elisabeth charakteristisch ist die Angabe eines genauen Datums, namentliche, wenn sie eine Vision zum ersten Male sieht: Zeit des Kirchenjahres, Tag und manchmal auch Stunde. Typisch auch, daß für sie die Ekstase eigentlich nichts außergewöhnliches mehr ist: „wie üblich". An anderer Stelle sagt sie „Cum enim essem in exessu meo solito more"[123] oder „... sepe in extasim veni..."[133] usw. Elisabeth spricht zwar von Ekstase, dem „mentis excessus", sagt aber noch nichts darüber, wohin ihre Seele entrückt wurde. Das Gesicht spielt in einem topographischen nicht beschriebenen Raum, was bei dieser Seherin keine Seltenheit ist, genausowenig bei den anderen Visionärinnen der zweiten Phase. Nach der Schau des Rades wechselt die Umgebung, und sie befindet sich vor dem lieblichen Berg, auf dem sich das Rad niederläßt. Im Verhältnis zum Raum kennt Elisabeth zwei Arten von Visionen: hier ist sie offenbar in Ruhe, und der Visionsort umgibt sie – die „fortschrittlichere" Art von Vision. In anderen Gesichten ist es aber so, daß sie (wie die Visionäre der früheren Gruppe) die Jenseitslandschaften durchwandern muß: I, 54 beginnt etwa ganz im Stile der älteren Visionsliteratur: „Venit angelus domini

131) Vis. I, 40 = III, 29. (cit.).
132) Vis. I, 63.
133) Vis. I, 26.

ad me, et rapuit spiritum meum a corpore meo, et subito veni cum illo, et duxit me in altum ante ostium... et introspexi..." Jetzt also, im zweiten „Bild" dieser Vision, sagt Elisabeth etwas über die Umgebung: sie ist bei einem Berg, der als hoch und sehr schön beschrieben wird. Zu dieser eindeutig bildhaften Vision kommt nun als besonderes Element das eingegossene Verstehen, „aliquantulus intellectus", vergleichbar wohl einer „visio intellectualis"[134]. Wichtig und typisch ist die Aktivität, die die Visionärin dabei selbst entwickelt: dieses Verständnis wird ihr geschenkt, weil sie sie „heftig", „mit großem Verlangen" fordert – „postulare" ist ein recht intensives und kein bescheidenes Verb. Aber innerhalb der Vision ist ihr Bergreifen noch sehr beschränkt – erst als sie aus der Ekstase tritt, wird ihr weitergehende Aufklärung zuteil. Dies spielt sich bei Elisabeth üblicherweise entweder in der bekannten Form der Audition ab, oder, ein selteneres Phänomen, als eine ihr eingegossene Rede. Sie drückt das an anderer Stelle etwa so aus: „... subito hec verba ori meo inciderunt:..."[135] oder: „[Salvator] suscitavit linguam meam in hec verba:..."[136] und ähnlich. Dabei bedient Elisabeth sich auch der ihr angeblich unbekannten lateinischen Sprache: ihr Neffe schreibt in dem erwähnten Brief: „Post longum vero excessum resumpto paulatim spiritu, subito quedam verba divinissima latino sermone proferebat, que neque per alium aliquando didicerat, neque per se ipsam adinvenire poterat, utpote inerudita er latine locutionis nullam vel miniam habens peritiam."[137]

Doch beschränkte sich dieses Phänomen nicht nur auf die gesprochenen Worte: wie ihr Bruder dem Abt von Rheinhausen mitteilt, diktierte sie in ähnlichen Inspirationszuständen auch unvorbereitet „epistolas ad ecclesias sive ad personas, quas vult salutare, et de alique re necessaria commonere"[138]. Es sind Briefe Elisabeths erhalten, die genau das bezeugen. Sie beginnen etwa wie jener an Erzbischof Hillin von Trier, mit „Quedam parva scintilla emissa de sede magne maiestatis, et vox tonans in cor cuiusdam vermiculi hominis [sc. Elisabeth] dicit..."[139]. Die Parallele zu Hildegard, die genausowenig selber spricht, sondern der ebenfalls der Herr die Zunge oder Feder führt, ist unüberhörbar. Wir haben es hier mit jenem Sonderfall der Inspiration zu tun, der Glossolallie, „wo die Produktivität des Individuums ohne seine bewußte Aktivität in qualitativer oder quantitativer Hinsicht über ihr normales Maß hinaus sich steigert..."[140]. Dieses Phänomen ist im Mittelalter auch sonst nicht ganz unbekannt und tritt wohl auch bei Hildegard von Bingen auf[140a].

Für Elisabeth ist es, wie bemerkt, ganz üblich, daß ihr eine einmal gezeigte Vision noch ein oder mehrere Male erscheint: „Hec omnia multotiens in tempore

134) Cf. DINZELBACHER (wie Anm. 41) 83, 87, 134, 136.
135) Vis. I, 21.
136) Viar. 14.
137) ed. cit. 155, cf. Vis. I, 1.
138) ed. cit. 318 f.
139) Ep. 4.
140) Traugott K. OESTERREICH, Einführung in die Religionspsychologie, Berlin 1917, 50; cf. weiteres BENZ (wie Anm. 85) 214 ff.
140a) P. ALPHANDÈRY, La Glossolallie dans le prophetisme médiéval latin, Revue de l'histoire des religions 152 (104), 1931, 417–36.

ieiunii michi apparuerunt." Das geht so weit, daß sie, nachdem sie die Schauungen des ersten Jahres ihrer Begnadung berichtet hat, sagt, im zweiten Jahr habe sie ebendieselben Visionen noch einmal durchlebt[141]. Im oben zitierten Beispiel aber wird ihre Vision bei der Wiederkehr durch neue Bilder erweitert: die Leiter und am nächsten Tag die symbolische Männergestalt und schließlich, an seinem Festtag, der gekrönte hl. Papst Gregor I. Sein Erscheinen im Rahmen einer Wiederholung der hier besprochenen Offenbarungen bildet den Inhalt der 30. Vision des III. Buches. Elisabeth bittet hier Gregor, er solle bei Gott Fürsprache einlegen, daß ihr mehr Erkenntnis, besonders über jene symbolische Gestalt, geschenkt werde. Der Heilige verweist sie jedoch nur an die „doctores", „qui legunt scripturas, ipsi sciunt." Elisabeth tut das ihr Nächstliegende und befragt ihren Bruder Ekbert. Seine Exegese bildet als Antwort konsequenterweise das folgende, äußerst umfangreiche Kapitel[142]. Dabei wird das Rad auf die wechselhafte Welt gedeutet, über die aufzusteigen die Guten sich mühen, die steinernen Pfosten der Leiter sind der unwandelbare Gott Vater und Sohn, die Stufen sind auf verschiedene Tugenden zu beziehen, die Gestalt des Mannes sinnbildet Christus und die Kirche. Die verschiedenen Materialien bedeuten die Göttlichkeit Christi (Gold), die Schätze seiner Weisheit (Silber), die unablässig Gottes Lob ertönen lassende Kirche (Erz), die unbeugsamen Propheten (Stahl), die wie Eisenhämmer die Ungläubigen zähmenden Apostel (Eisen) und endlich die Menscheit Christi (Erde). Diese sehr detaillierte Auslegung ist achtmal so lang wie die Vision selbst.

Woher aber kommt die Bildwelt Elisabeths in dieser Schauung vor der Interpretation durch Ekbert? Es ist schwer möglich, hier nicht an das im Mittelalter so oft dargestellte Rad der Fortuna erinnert zu werden. Auch hier bemüht sich ja der Mensch gegen die Drehung, die die Glücksgöttin dem Rad gibt, oben zu bleiben, wie das Vögelchen bei Elisabeth. Diese Allegorie, zwar aus dem Attribut der heidnischen Tyche-Fortuna entwickelt, war im Mittelalter in der geistlichen Sphäre beheimatet; es genügt, an die Glücksraddarstellungen an verschiedenen Kathedralen (Amiens, Beauvais, Basel, Verona, Trient usw.) zu erinnern, oder an die Abbildung im zeitgenössischen „Hortus deliciarum" der Herrad von Landsberg[143]. Elisabeth hat in der für die visionäre Bilderwelt charakteristisch freien Umdeutung des in der Welt Gesehenen dieses Bild auf die Seele bezogen, die sich bemüht, den schwierigen Weg zu gehen. Die Vogelseele ist im Mittelalter eine so allgemeine Vorstellung[144], daß hier nach einer bestimmten Quelle zu suchen müßig wäre. Die bei der Wiederholung dieses Gesichts neu dazukommenden Elemente lassen sich dagegen eindeutig als Reflex biblischer Motive erklären. Die Leiter ist die Himmelsleiter aus Jakobs Traum[145], – Elisabeths Formulierungen stimmen mit der Vulgatastelle teilweise überein. Daß ihre Seitenteile steinern sind (Ewigkeitssymbol) und dreieckig (Trinitätssymbol), scheint freie visionäre „Kon-

141) Vis. I, 53.
142) Vis. III, 31.
143) J. POESCHKE, Rad, in: Lexikon d. christl. Ikonographie III, 1971, 492–4.
144) Cf. z. B. l.c. IV, 1972, 141 f.
145) Gen. 28, 11 ff. Zu ihrer Symbolik im Mittelalter cf. Peter DINZELBACHER, Die Jenseitsbrücke im Mittelalter, Diss. Wien 1973, 141–58.

fabulation" zu sein. Die in der Wiederholung der Vision neu auftretende zusammengesetzte Figur ist nun – und das ist typisch für die visionäre Verarbeitung im Wachzustand aufgenommener Bilder – aus einer Verschmelzung verschiedener biblischer Szenen entstanden: es sind Nebukadnezars Traum von der die Abfolge der Weltreiche verkörpernden Gestalt[146], der Alte der Tage[147], dessen Bild in der Apokalypse 1,13 wiederaufgenommen ist, das Feuerrad und der Regenbogen als Attribute Gottes bei seinem Erscheinen[148]. Gleichzeitig ist dies das Abbild des Gekreuzigten; der Zweig möchte als Lebensbaum gedeutet werden[149], die Scheibe möglicherweise als Ewigkeitssymbol (geschlossener Kreis in den apokalyptischen Regenbogenfarben[150], wenn hier eine Elisabeth offenbar selbst nicht bewußte Bedeutungsebene überhaupt anzunehmen ist. Nicht bewußt, nicht intendiert im Augenblick der ekstatischen Schau; aufgenommen wurden solche Symbole freilich in Lektüre und Betrachtung religiöser Kunst. So gehört Elisabeth wie ihr Bruder Ekbert in den Kreis des "deutschen Symbolismus" des 12. Jahrhunderts[151].

Vielleicht konnte im oben Dargelegten anklingen, ein wie vielfältiger und für die Vorstellungswelt des Hochmittelalters bedeutsamer Bildkosmos sich in Elisabeths Visionen zeigt. Es wäre wichtig für unsere Kenntnis der Achsenzeit des 12. Jahrhunderts[152], für den Beginn der deutschen Frauenmystik[153], für die spezifisch benediktinische Religiosität dieser Epoche[154], wenn auch die hl. Elisabeth von Schönau, die bis jetzt zu sehr im Schatten ihrer berühmten Ordensschwester Hildegard belassen wird[155], eine deutlichere Präsenz im Mittelalterbild der Forschung erlangen würde.

---

146) Dan. 2, 31 ff.
147) Dan. 7,9.
148) Z. B. Ez. 1, 28; Dan. 7, 9; Apoc. 4, 3.
149) Cf. die Stichworte ‚Baum', ‚Kreuz', ‚Kreuzesallegorie' im Lexikon d. christl. Ikonographie.
150) Cf. O. HOLL, Kreis, l.c. II, 1971, 560–2; die Form der Scheibe oder des Rades (Wirbel) spielt bes. bei der flämischen Mystikerin Hadewijch eine große Rolle, cf. J. REYNAERT, De Beeldspraak van Hadewijch, Tielt 1981, 254 ff, u. ö.
151) Cf. dazu Alois DEMPF, Sacrum Imperium, München 1929, Neudr. Darmstadt 1973, 229 ff.
152) Dies ist inzwischen durchaus die Communis Opinio der Mediävistik, cf. zuletzt, doch trotz des Titels nur auf den hl. Anselm und seine Umwelt konzentriert: Les mutations socioculturelles au tournant du XI/XIIe siècles, Paris 1984 (Sammelband); R. BAUER u. a., De twaalfde eeuw, Antwerpen 1984.
153) S. oben Anm. 1.
154) Cf. Dom BESSE, Les Mystiques Bénédictins des origins au XIIe siècle, Paris 1922.
155) „Neben der überzeitlichen Größe Hildegards erscheint uns die Gestalt ihrer wenig jüngeren Zeit- und Ordensgenossin Elisabeth heute klein, wenig bedeutend." L. LOOS, Hildegard v. Bingen und Elisabeth v. Schönau, in: Hildegard v. Bingen, hg. v. Anton Ph. BRÜCK, Mainz 1979, 263–72, 263. Cf. auch S. HILPISCH, Elisabeth v. Schönau und Hildegard v. Bingen, in: Schönauer Elisabeth-Jubiläum, Schönau 1965, 51–8.

Religionsunterricht im Dritten Reich

Von Theodor Rolle — Augsburg

Im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus ist vor einiger Zeit eine Kartei aufgetaucht, die Angaben über den Religionsunterricht an Höheren Schulen im Dritten Reich enthält. Es darf daran erinnert werden, daß früher im Gymnasialbereich der Religionsunterricht ausschließlich von Geistlichen erteilt wurde, die entweder hauptberuflich oder nebenberuflich zur Einteilung des Unterrichts eingesetzt waren. Über die hauptberuflichen Religionslehrer gibt die Kartei keine Auskunft. Die Kartei, richtiger ein Zettelkasten, enthält – überschlagsweise gezählt – rund 490 Blätter mit Namen von katholischen und evangelischen Geistlichen, die über kürzere oder längere Zeit an höheren Schulen nebenberuflich Religionsunterricht erteilten. Es scheint, daß sie um das Jahr 1938 angelegt wurde, fortgeschrieben wurde sie bis 1945; die beiden letzten Einträge beziehen sich auf Maßnahmen der Militärregierung. Die Notizen, die sich vermutlich ein Sachbearbeiter angelegt hat, sind zumeist mit der Schreibmaschine geschrieben und gelegentlich handschriftlich ergänzt, offensichtlich von verschiedener Hand. Sie sind wenig systematisch, neben dem Namen steht häufig, aber nicht immer, der Hinweis: arisch, dazu meist, aber nicht immer, der kirchliche Rang: Kaplan, Vikar, Pfarrer, Dekan etc.; häufig, aber nicht immer, der Vermerk, ob im katholischen oder im evangelischen Religionsunterricht eingesetzt, und zumeist die Schule, das Schuljahr und die Stundenzahl, in der der betreffende Geistliche an einer Schule als Religionslehrer tätig war. Weshalb der Zettelkasten noch heute unser Interesse verdient? Neben diesen Angaben ist bei einer großen Zahl der Religionslehrer, etwa bei 200, und zwar nur bei diesen, nicht etwa bei den ebenfalls verzettelten Musik- und Instrumentallehrern ein Vermerk angebracht, der über die politische Zuverlässigkeit des Lehrers Auskunft gibt. Ganz offensichtlich galt der Fallgruppe „Religionslehrer" grundsätzlich das Mißtrauen der Behörde, wurden Gutachten über sie eingeholt, diese ausgewertet und zur Grundlage von Verwaltungsentscheidungen gemacht. Dem Sachbearbeiter waren sie so wichtig, daß er sie in Einzelfällen mit rotem Farbband auf die Zettel eintrug oder sie zumindest rot unterstrich. Offensichtlich hat eine höhere Instanz, meist mit dem Kürzel St bezeichnet, die jeweilige Feststellung getroffen. In gut zwei Drittel aller Fälle war die Beurteilung negativ: politisch unzuverlässig, politische Zuverlässigkeit verneint, fraglich, zweifelhaft, als Religionslehrer ungeeignet etc. Nur ein Drittel der Fälle kann man als positiv, neutral oder nichtssagend einstufen. Dabei überwiegen die neutralen und nichtssagenden Auskünfte etwa der Art: nichts Nachteiliges bekannt, ohne Erinnerung, ohne Bedenken, politisch nichts bekannt, Urteil noch nicht möglich, usw. Nur selten kam die Behörde zur Feststellung: „politisch zuverlässig" oder gar „durchaus zuverlässig". Wer als politisch unzuverlässig gebrandmarkt war, hatte die Konsequenzen zu vergegenwärtigen: Ihm wurde in der Regel entweder die Befugnis zur Erteilung des Religions-

unterrichts gar nicht erteilt, oder sie wurde widerrufen; etwa 35 x ist ein solcher Vorgang ausdrücklich auf der Karteikarte vermerkt, in weiteren Fällen ist er anzunehmen. Auch die Bezugsvorgänge sind unter Angabe der Registraturnummer in vielen Fällen angegeben. Sie sind natürlich nicht mehr vorhanden, aber wir erfahren wenigstens, wer das Belastungsmaterial lieferte. In erster Linie waren es Gutachten der Gestapo; sie wurden offensichtlich von Amts wegen angefordert, in Zweifelsfällen sogar mehrfach. Material lieferten in vielen Fällen auch die Monatsberichte der Regierungspräsidenten; sie dienen heute als interessante Geschichtsquelle, seinerzeit aber hatten sie für einen, der darin benannt wurde, unmittelbare Konsequenzen. In Einzelfällen ist noch auf Gutachten der Gau- bzw. Kreisleiter der NSDAP verwiesen, einmal sogar auf den Stellvertreter des Führers und einen Reichskommissar des Saarlandes (der Aktenbestand umfaßt auch die Religionslehrer der verwaltungsmäßig noch zu Bayern gehörenden pfälzischen Gymnasien). Hingegen spielten Denunzierungen von Eltern, Schülern, Kollegen anscheinend kaum eine Rolle, auch nicht politische Disqualifikation durch Schulleitungen etc. Zwischen katholischen und evangelischen Religionslehrern besteht kaum ein Unterschied: Beide wurden systematisch überwacht, beide traf das Verdikt der politischen Unzuverlässigkeit mit den entsprechenden Konsequenzen. Was den verschiedenen Religionslehrern vorgeworfen wurde, ist den Aktennotizen nur sporadisch zu entnehmen, aber diese Hinweise zusammengefaßt, ergeben doch ein Bild der Umstände, unter denen Religionslehrer leben und arbeiten mußten. Da sind Verstöße gegen das „Heimtückegesetz", sie sind besonders häufig verbucht, weshalb die Gesetzvorschriften mit dem Kürzel HTG auf den Karteiblättern erscheint. Aber auch „Kanzelmißbrauch", „grober Unfug", „Vergehen gegen das Sammlungsgesetz", „Vergehen gegen das Luftschutzgesetz", „staatsfeindliche Äußerungen", „Äußerungen gegen die Partei", „Verfehlungen gegen die VO zum Schutz der Wehrkraft", „unsachliche Äußerungen während des Unterrichts": das Repertoire, mit dem Geistliche und Religionslehrer unter Druck gesetzt und auf Grund dessen sie von der Unterrichtstätigkeit ausgeschaltet werden konnten, war offensichtlich reichhaltig. Besonders beeindruckend sind Vermerke wie diese: „wegen unerlaubten Verkehrs mit Gefangenen in Schutzhaft genommen", Festnahme und Inhaftnahme ist nicht weniger als sechsmal registriert, durchwegs aus politischen Gründen, einmal ausdrücklich wegen politischer Umtriebe, ihr zur Seite tritt die Formulierung „Anzeige!" oder mehrfach: „Verwarnung durch Geheime Staatspolizei". Gelegentlich wird auch deutlich, was die Gestapo und die anderen Gutachter den geistlichen Religionslehrern vorzuhalten hatten. Bei evangelischen Religionslehrern störte sie ersichtlich die Zugehörigkeit zur bekennenden Kirche: „Anhänger", oder gar „fanatischer Anhänger der Bekenntnisfront" hat mehrfach das Prädikat der politischen Unzuverlässigkeit zur Folge. Auf katholischer Seite findet eine Tätigkeit bei religiösen Jugendvereinigungen, wie Neudeutschland, Quickborn, Jungfrauenkongregation, die Funktion eines Jugendseelsorgers die Beachtung der Parteidienststellen, dazu eine frühere Zugehörigkeit zur BVP (Bayerische Volkspartei). Auch die Verbreitung von unerwünschtem Schrifttum geht der Gestapo auf die Nerven: Zweimal wird die Verbreitung des sog. „Mölders-Briefes" für so bedeutsam erachtet,

daß sie sogar in der Karteikarte ihren Niederschlag findet. Übrigens werden auch positiv gewertete Sachverhalte festgehalten, aber da war offensichtlich für den Sachbearbeiter nicht viel zu registrieren: Dreimal findet sich der Eintrag einer Mitgliedschaft bei der NSDAP, zwei davon waren sogar Altparteigenossen, aber offensichtlich ohne Funktion, einmal ist vermerkt: Mitglied des Stahlhelms, überführt in die SA-Reserve, aber von dort aus beruflichen (!) Gründen ausgeschieden, bei einem nebenamtlichen Religionslehrer findet sich der Eintrag: Mitglied des NS-Lehrerbundes, einer war bei der NS-Volkswohlfahrt, gelegentlich findet sich auch der Hinweis: Frontkämpfer. Alles in einem bietet das Durchblättern der Karteinotizen das Bild einer den Partei- und Staatsorganen suspekten Lehrergruppe, die mit allen Möglichkeiten des totalitären Staates überwacht und mannigfachen Repressionen wehrlos ausgesetzt wurde. Einblick in die Akten und das gegen sie zusammengetragene Belastungsmaterial hatten sie gewißlich nicht, den Schutz unabhängiger Gerichte gegen willkürliche Verwaltungsmaßnahmen auch nicht. War es schon schwer, in jenen Jahren des Unheils an deutschen Schulen Deutsch-Geschichts- und Biologieunterricht zu geben, ohne zum Gesinnungslumpen zu werden, ein Religionslehrer, der seinen Auftrag im Sinne seiner Kirche erfüllte, hatte es noch ungleich schwerer, denn er war von vorneherein als politisch unzuverlässig abgestempelt, mißliebig, jeder Denunziation, jeder Insulation preisgegeben, mit jedem Wort, das er sprach, mußte er auf der Hut sein. Dabei war ja Krieg, die Väter, die vielleicht noch für ihn sich hätten einsetzen können, waren an der Front; die Aufmerksamkeit derer, die daheimgeblieben waren, galt notwendigerweise anderen Dingen. Und schließlich war nicht jeder seinem Naturell nach ein Kämpfer, den offenen Konflikt wünschte wohl auch die eigene Kirchenleitung nicht, es war ja auch fraglich, ob der Sache damit gedient war. Aber von dem, was Lehrer und Schüler im Religionsunterricht jener Jahre sagten, dachten und empfanden (und das konnte durchaus unterschiedlicher Art sein!) sprechen die Karteinotizen natürlich nicht. Die meisten der in den Karteiblättern registrierten nebenberuflichen Religionslehrer bayerischer Gymnasien und Realschulen sind längst tot, nur noch einige wenige leben hochbetagt unter uns. Selbst die Schüler, die sie unterrichtet haben, sind heute alte Leute. Es wird Zeit, ehe die letzten Zeugen jener Jahre abtreten, die Situation zu beschreiben, denn sie ist ja auch für uns Heutige noch nicht einfach abgetan. Zu ergänzen wäre die Analyse einer Lehrerkartei durch persönliche Erlebnisse und Erfahrungen. Insoferne hat mich ein Karteiblatt besonders berührt: Seine Einträge sind von lakonischer Kürze: Pater N.N., bis 1.9.1940 Religionslehrer an der ... Oberschule für Jungen in A. „politisch unzuverlässig (Eingang II 39250/40)". Es war mein eigener Religionslehrer. Die Schule, die ich besuchte und an der ich 1939 das Abitur ablegte, war eines der renommierten bayerischen Benediktinergymnasien. Sie war als Ordensschule nicht repräsentativ für die Situation einer Schule der Nazi-Zeit, auch im Religionsunterricht nicht, aber unberührt von den Vorgängen der Zeit war sie auch nicht. Den Religionsunterricht übernahm zunächst der Abt selbst, ein streitbarer Mann. Als die Goebbelsche Propaganda sog. „Sittlichkeitsprozesse" zu einer wüsten Propaganda- und Diffamierungskampagne gegen die katholische Kirche und die Orden aufbauschte, stand er nicht an, solches Vorgehen im Religions-

unterricht als satanisch, diabolisch, teuflisch anzuprangern. Das konnte nicht lange gutgehen. Eines Tags erschien er nicht mehr im Unterricht, die Behörde hatte ihm Schulverbot erteilt. An seiner Stelle unterrichtete fortan als Religionslehrer ein Pater aus einem anderen Kloster, eben jener, dessen Name in der Personalkartei, von der die Rede ist, auftaucht. Er war eine ganz andere Natur, kein Streiter Gottes, obwohl er sogar – wie wir wußten – im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen war (was ihm dann freilich auch nichts half). Ein feinsinniger, musisch veranlagter Mann, ein ausgezeichneter Klavierspieler dazu, der uns – wenn wir ihn sehr darum baten, schon einmal anstatt der Religionslehre aus dem Klavierauszug des Wagnerschen Parsifals den Karfreitagszauber vorspielte. Er war ein beliebter Lehrer, der zu keiner bösartigen Reaktion fähig war, was freilich auch dazu führte, daß wir in den Flegeljahren ihn auch weidlich ärgerten. Er aber stand heiter, gelassen und stets fröhlich inmitten des Tumultes und spürte ja wohl auch, daß wir ihn letztlich mochten. Sein Religionsunterricht hätte in den Augen moderner Religionspädagogen keine Gnade gefunden: Bibel und Katechismus bildeten allemal die Grundlage, dazu auch, vor allem im Bereich der Ethik, einiges an Philosophie: Platon, Aristoteles, Thomas von Aquin. Politisch hielt er sich ganz und gar zurück, mußte es wohl; der Orden in seiner exponierten Lage wollte sicher nicht, daß sich das Schicksal seines Vorgängers wiederholte. Aber irgendwo kam wohl dann auch für ihn der Punkt, wo der Konflikt unvermeidlich wurde. Selbst habe ich das nicht mehr miterlebt, nach dem Abitur wurden wir zum Arbeitsdienst einberufen; als wir zurückkehrten, war Krieg, der Orden von der Leitung der Schule entbunden, das Gymnasium in eine deutsche Oberschule umgewandelt. Aber ein Religionsunterricht fand noch statt, und ihn erteilte weiter der Benediktinermönch. Eine Predigt in einem Jugendgottesdienst, so hörte ich später, wurde bespitzelt, er wurde aus dem Beichtstuhl heraus verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Irgendwie muß er doch wieder freigekommen sein, aber in der Schule war für den nunmehr als „politisch unzuverlässig" eingestuften Lehrer fortan kein Platz mehr. Schicksal eines Religionslehrers, eines von vielen. Auch wenn die Generation, die dies miterlebt hat, mehr und mehr abtritt, sollten, ja dürfen wir nicht vergessen oder gar verdrängen, unter welchen Belastungen damals ein Religionslehrer seinen Unterricht erteilte. In der gleichgeschalteten Schule des Dritten Reichs war die Religionsstunde für viele Schüler wohl der einzige Ort, in dem sie keiner ideologischen Beeinflussung ausgesetzt waren. Sie war es, und das dürfte uns vielleicht zu denken geben, eben deshalb, weil der Religionsunterricht sich nicht an den allgemeinen Tendenzen der Zeit orientierte, sondern zu ihnen Distanz hielt.

Zur Chronik des Ordens

Vitalis Altthaler OSB – 58. Abt in Ottobeuren

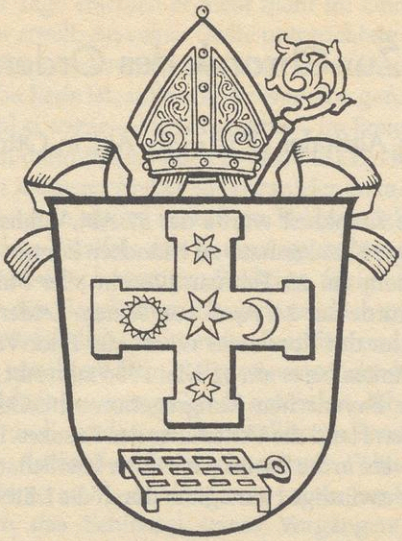
Durch eine schwere Krankheit wurde der 57. Abt, Vitalis Maier OSB, heimgesucht. Im Schwabinger Krankenhaus zu München konnte er noch zu seinem goldenen Priesterjubiläum am 23. Februar 1986 in aller Stille seine letzte heilige Messe feiern und wurde am 24. April von seinem Leiden erlöst.

Zum Administrator des Konventes wurde der Prior Vitalis Altthaler bestellt und waltete seines Amtes, bis er am 21. Mai 1986 zum Abt gewählt wurde. Durch den Abt-Präses der Bayerischen Kongregation Abt Odilo Lechner bestätigt, empfing er aus dessen Hand die Verleihung des Kreuzes. Dankbar zog unmittelbar danach der Konvent in die Basilika um unter feierlichem Glockengeläute und dem Danklied das ehrwürdige Homagium durch die Mitbrüder gerne zu vollziehen.

Abt Vitalis ist geboren am 3. September 1932 in Irpisdorf, der Heimatpfarrei Ingenried, als Sohn einer alten Bauernfamilie. Nach der heimatlichen Volksschule kam er nach Ottobeuren, als nach der gewaltsamen Schließung des Gymnasiums 1936 die Wiedererrichtung der Klosterschule 1946 möglich war. Die Fortsetzung des Gymnasiums und der Abschluß erfolgten in St. Stephan in Augsburg. Nach dem Studium der theologischen Wissenschaften an der Universität München, kam der Novize nach Ottobeuren, legte 1959 die Profeß ab und erhielt 1960 die Priesterweihe. Wiederum bezog er die Universität München für das Lehramt an Gymnasien mit dem Abschluß des Staatsexamens in Chemie, Biologie und Geographie zur Tätigkeit in der Ottobeurer Schule. 1969 wurde er zum Prior bestellt und 1979 zum Leiter des Gymnasiums und der Realschule.

Nach erfolgter Wahl konnte ihm am 3. August 1986 der Augsburger Bischof Dr. Josef Stimpfle die Abtweihe erteilen, unter zahlreicher Beteiligung des Konventes, von Äbten und Äbtissinnen, der Regierung von Schwaben, Freunden der Abtei und den Angehörigen der Familie.

Abt Vitalis führt sein Wappen mit folgender Beschreibung: In Gold, über blauem Schildfuß, darin ein goldener Laurentius-Rost, ein blaues Balkenkreuz, dieses senkrecht belegt mit drei goldenen Sternen und waagrecht beseitet von einer silbernen Sonne und einem silbernen Sichelmond. Über dem Schild eine goldene Mitra mit geschweiften Bändern und einem schräg gestellten Abtstab.



Das im neuen Abtwappen dargestellte Kreuz ist heraldisches Sinnbild des altehrwürdigen Kreuzes aus der Basilika der Benediktiner-Abtei Ottobeuren (um 1200). Die aufgelegten Gestirne: Sonne, Mond und Sterne, entstammen außerdem auch dem Wappen des letzten Irseer Abtes Honorius Grieninger. Der Rost des Hl. Laurentius im Schildfuß steht für den Pfarrpatron der Heimatgemeinde des neuen Abtes, Ingenried/Irpisdorf, die Teil des einstigen Reichsstiftes war.

Zum Abschluß der Abtweihe bat Abt Vitalis alle Gläubigen um ihr Gebet mit dem Bittruf an Gott: „Herr, eile mir zu helfen!" und begann seine Tätigkeit mit dem Pauluswort: „Es gibt verschiedene Dienste, aber nur einen Herrn!"

A. K.

Gedenktag für König Ludwig I.

1786 – 25. August – 1986



Das Präsidium der Bayer. Benediktinerkongregation und die Historische Sektion der Academie Benedictina hatten durch den Abt-Präses zu diesem Tag in die Abtei St. Bonifaz eingeladen. Es versammelten sich zahlreich die Äbte und Äbtissinnen jener Klöster, die aus Dankbarkeit des Stifters ihrer wiedererrichteten Abteien und Priorate gedachten. Es erschienen S. Emminenz Friedrich Kardinal Wetter, Abt-Primas Viktor Dammertz, S. königliche Hoheit Herzog Albrecht von Bayern mit seiner Familie. Der Hausherr, Abt-Präses Odilo Lechner von St. Bonifaz – Andechs konnte im Saal des Neubaues seine Gäste begrüßen und der Hauptschriftleiter und Dekan konnte den Sonderdruck des Heftes der StMB überreichen an S. E. Kardinal, K. H. Herzog Albrecht, dann den Mitarbeitern des Heftes: P. Anselm Reichhold OSB, Abt Odilo OSB und Frau Knittlberger, Min. Rat Rolle, Prof. Dr. Rall, Sr. M. Birgitta zu Münster OSB und Sr. M. Natalia Holm OSB. Dem Vertreter der Bayer. Regierung, Herrn Kultusminister Prof. Dr. Hans Maier wurde ebenfalls der Sonderdruck übergeben.

Im Saal war zum festlichen Empfang ein „Büffet zu Ehren König Ludwigs I." errichtet, gestiftet von Richard und Gitta Süßmeier, bayerisch und würdig.

Um 19 Uhr begab sich die Schar der rund 70 Benediktiner und Schwestern zum Pontifikal-Amt mit den Äbten als Kon-Zelebranten. Mönche und Nonnen, sowie die Familienmitglieder des Hauses Wittelsbach nahmen im Gestühl ihre Plätze ein. Die überfüllte Kirche, die Schola der Ordensjugend und die vom Kirchenchor gesungene D-Dur Messe von Franz Schubert krönten den Festgottes-

dienst. Der Kardinal umriß in seiner Predigt den Geist dieses Königs, dessen Wirken und Wiedererrichten des Benediktinerordens gegen Widerstände, daß er am Ende seiner Regierungszeit dem Königreich Bayern ein Potential geschaffen hat von 132 Klöstern und 23 Ordensgemeinschaften. Er gründete selbst die Abtei St. Bonifaz und erwählte dort sein Grab. Das Grabmal wurde zu diesem Tag aus Dankbarkeit des Benediktinerordens königlich geschmückt und Kerzen umrahmten den Sarkophag mit den Wappen der Klöster, die ihm ihre besondere Dankbarkeit bezeugten. Zum Schluß der Liturgiefeier zogen die Mönche und Nonnen mit dem Kardinal und dem Herrn des königlichen Hauses, Herzog Albrecht, zum Grab. Danach erteilte der Pontifex den Segen an das ganze Volk und aus voller Kehle erklang: Gott mit Dir, du Land der Bayern! *A.K.*

St. Benedikt in Sandau

Die Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt in Landsberg konnte am 11. Juli 1986 ein Fest feiern: Die Wiederaltarweihe der Benediktuskirche von Sandau. Zunächst erfolgten zur Einstimmung auf das Fest Vorträge von P. Martin Trieb OSB, beheimatet im Landkreis Landsberg: „Das Wirken der Benediktiner von St. Ottilien". Ferner feierte am folgenden Tag einen Wortgottesdienst der Abt-Präses Dr. Odilo Lechner OSB- St. Bonifaz-Andechs mit dem Thema der Festpredigt: „Benedikt als Ursprung eines Segens"; anschließend nahm er die Weihe der Benediktusglocke für Sandau vor. Am weiteren Tag berichtete der Direktor der Prähistorischen Staatssammlungen in München über: „Die Geschichte des Klosters Sandau nach den archäologischen Befunden".

Am Festtag selbst versammelte sich in diesem neu-erstandenen Sandau eine zahlreiche Schar von Gläubigen mit Bischof Dr. Josef Stimpfle, der die feierliche Altarweihe vornahm und in seiner Predigt die Bedeutung dieses Ortes im Bistum Augsburg umriß. Durch das Bemühen des Stadtpfarrers Gabriel Beißer wurde an diesem Ort am 11. Juli 1986, dem Benediktusfest, ein besonderes Erlebnis möglich.

Eine zu diesem Anlaß erschienene Festschrift enthält wesentliche Beiträge, insbesonders von Prof. Dr. Pankraz Fried – Augsburg: „Zur Geschichte von Kloster und Ort Sandau":

Zur Geschichte von Kloster und Ort Sandau

Pankraz Fried

*„Die in letzter Zeit gelegentlich heftig angezweifelte Existenz der Abtei Sandau wurde allerjüngst (1979) durch umfangreiche Ausgrabungen gesichert. Die Gründung dieses Klosters wird in die Jahre 746-753 verlegt". Diese von P. Frumentius Renner**

*) P. Frumentius Renner OSB — St. Ottilien: Bonifazius und der Benediktbeurer Klosterverband. AtMB Jg. 76, 1965, S. 118 ff. Aus dessen Hinweis: Abt Apuni von Sandau, auf der Synode von Dingolfing 773, S. 131. Ebenso Literatur in dieser Festschrift S. 12/13.

OSB 1982 getroffene Feststellung gilt auch trotz einer 1984 geäußerten Ansicht weiter, daß es sich um kein Kloster gehandelt habe, sondern nur um eine Kirche, für die es keinen Bezug zu Benediktbeuern gibt. „Die Steine von Sandau haben gesprochen..." – dies gilt vor allem für den Historiker, der bis zur Ausgrabung und Renovierung wegen der dürftigen schriftlichen Überlieferung an der Existenz eines Klosters Sandau im 8. Jahrhundert gezweifelt hat oder sie völlig abstritt. Auch wenn, wie zuletzt L. Holzfurtner zu erweisen suchte, die schriftliche Überlieferung bayerischer Klöster aus dem 11. und 12. Jahrhundert hinsichtlich der Klostergründung in manchem legendären Charakter hat und Fälschungen darstellt, so hat gerade der Fall Sandau gezeigt, daß dem nicht so ist. L. Holzfurtner gibt als schonungsloser Kritiker der klösterlichen Gründungsüberlieferung zu, daß „in Sandau und Kochel, die immerhin Benediktbeurer Besitz waren, vielleicht wirklich Tochterzellen ... bestanden haben" mögen.

Daß es sich nicht um eine „Zelle" gehandelt haben kann, sondern um eine Klostergründung, beweisen zwei Fakten. Zum einen ist es die Größe der archäologisch gesicherten Kirche mit klösterlichen Anbauten aus der Mitte des 8. Jahrhunderts, zum anderen ist bis jetzt keineswegs die begründete Annahme des Herausgebers der Dingolfinger Synodenakten (um 770) wiederlegt, der in dem unter den teilnehmenden Äbten genannten Abt Alpuni den Klostervorsteher von Sandau sieht. Ob es bei der Gründung der Klöster bereits einen „Benediktbeurer Klosterverband" gegeben hat, ist für Sandau eine sekundäre Frage, da feststeht, daß es von Anfang an eine Filiation von Benediktbeuern gewesen sein muß. Wir haben davon auszugehen, daß das Kloster Sandau gleich seinem Mutterkloster Benediktbeuern von den drei Brüdern Lantfrid, Waldram und Eilant, wohl aus dem Geschlecht der Huosi, gegründet worden ist.

Desweitern ist noch überliefert, daß unter dem ersten Benediktbeurer Abt Lantfrid, in dem wir wohl einen der Klostergründer zu erblicken haben, in Sandau 25 Mönche lebten, eine Zahl, die nicht unbedingt wörtlich zu nehmen ist. Wie in Benediktbeuern so dürfte auch in Sandau in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts durch die Ungarneinfälle das klösterliche Leben erloschen und die Zerstörung von Kirche und Kloster erfolgt sein.

Bevor die weitere Geschichte von Sandau dargelegt werden soll, sei noch die Frage nach der Ortswahl des alten Klosters gestellt. Sie ist nicht einfach und abschließend zu beantworten. Vielleicht war ein in der Nähe befindlicher Lechübergang (Furt) ausschlaggebend, der das Kloster dann mit der westlich des Lech nach Süden führenden ehemaligen Via Claudia verbunden hätte. Es könnte auch der umfängliche Besitz des Klosters Benediktbeuern gewesen sein, den das Kloster schon in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zwischen Lech und Ammersee besessen haben muß. Der Taufbrunnen in der Kirche mag darauf hinweisen, daß das Kloster noch Missionsaufgaben zu erfüllen hatte.

Nach der Ungarnzeit gehört Sandau im 11. Jahrhundert zu jenem Gut des Klosters Benediktbeuern, das ihm durch die Säkularisationen des Herzog Arnulf entfremdet worden war. Nach dem Urbar dieses Klosters von 1294 besaß es dort eine relativ geschlossene Grundherrschaft. Allerdings begegnen auch Güter, die im auswärtigen Besitz sind. So schenkt um 1170 Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Gut zu Sandau an das Kloster St. Ulrich und Afra zu Augsburg. Die Wittelsbacher besitzen nach Ausweis ihrer ältesten Salbücher dort noch im 13. Jahrhundert mindestens 2 Grund- bzw.

Vogtgüter, ferner einen Zehent. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts treten in den Quellen auch ritterliche Dienstmannen Herzog Heinrichs des Löwen auf, die sich nach (ihrem Ansitz) Sandau nennen und wohl gleichfalls im Ort begütert waren. Ihre Nachfolger, die Sandauer, können wir bis weit ins 14. Jahrhundert hinein verfolgen. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts muß jedoch der ritterliche sandauische Besitz an die Herren von Rohrbach gekommen sein. So verkauften 1319 die Brüder Eberhart, Wiguleus, Gamoret und Wilhelm von Rohrbach ihren Besitz zu Sandau, bestehend aus dem Gericht, dem Kirchensatz (Patronat), Zehent, Widum und zwei Juchert Äcker im Sandauer Feld um 500 fl. für ein Seelgerät an das Kloster Benediktbeuern. 1426 veräußerten Chunrad und Elspet Täschler, Bürger zu Landsberg, drei Schleifmühlen und einen Anger, „alles zu Sandau gelegen bei Landsberg", als bayerische Lehen dem Kloster Benediktbeuern. Dieses dürfte damit wieder zum alleinigen Herrn in Sandau geworden sein, auch mit der kirchlichen Herrschaft. Nachdem Benediktbeuern das Patronat 1391 über die Pfarrkirche von Sandau erworben hatte – für die Pfarrer übrigens seit dem 12. Jahrhundert schon erwähnt sind und zu der Ummendorf und Untermühlhausen als Filialorte gehörten – erlangte das Kloster noch im gleichen Jahr vom Bischof die völlige Inkorporation, die 1393 und 1414 durch päpstliche Bullen bestätigt wurde.

Fassen wir zusammen: Sandau muß sich nach der Ungarnzeit bis ins 14. Jahrhundert zu einem ansehnlichen Dorf mit Rittersitz und eigener Pfarrei entwickelt haben, das schließlich ganz im Besitz des Klosters Benediktbeuern war, das damals zwischen Lech und Ammersee noch die Dörfer Beuerbach, Schwabhausen und Entraching nebst Einzelgütern in verschiedenen Orten besaß.

Just zu der Zeit, als das Kloster Benediktbeuern sich anschickte, Sandau ganz unter seine Gewalt zu bringen, traten die Anfänge einer Entwicklung ein, die schließlich innerhalb eines knappen Jahrhunderts zur fast völligen Entvölkerung Sandaus und zum Untergang des Dorfes Sandau führte. Die Sandauer Bevölkerung wanderte im ausgedehnten 14. Jahrhundert zur nahen und aufstrebenden Stadt Landsberg ab, die seit 1425 mit einer Mauer geschützt war. Ursache war wohl die totale Einäscherung des Dorfes Sandau im sogenannten schwäbischen Städtekrieg durch das Augsburger Söldnerheer 1373 und dann nochmals 1388. Die Sandauer siedelten sich im Schutze der Burg Landsberg im Bereich des heutigen Vorder- und Hinterangers an, wo sie als Weber ihren Lebensunterhalt verdienten, sofern sie ihn nicht als Pfahlbürger von ihren Grundstücken in Sandau hatten, wo allerdings Überschwemmungen immer mehr fruchtbares Land wegrissen. Das Benediktbeurer Kloster konnte anscheinend der Abwanderung nicht Einhalt gebieten und besaß am Ende nur noch die bloßen Herrschaftstitel, die ihm zunehmend von der Stadt Landsberg streitig gemacht wurden. Übrigens sollen die Sandauer auch ihren Markt in die Stadt Landsberg geflüchtet haben, der er 1528 von den Herzogen Wilhelm und Ludwig bestätigt wurde.

Durch den Wegzug der Sandauer wurden der alten Pfarrei Sandau die meisten ihrer Gläubigen entzogen. Die Folge war, daß die Sandauer Pfarrer nach und nach ihren Sitz im Pfarrhof Sandau aufgaben und ihn zur nächstgelegenen Filialkirche St. Benedikt in Untermühlhausen verlegten. Der 1508 amtierende Pfarrer Michael Wendl wohnte bereits dort, doch wurde sein Nachfolger Seb. Schwab eigens verpflichtet, seinen Pfarrsitz bei der Kirche von Sandau beizubehalten. Der nächste Pfarrer Lienhard Goppold erhielt jedoch als Amtsverpflichtung, den Pfarrhof in Untermühlhausen

mit eigenen Mitteln aufzubauen. Aber noch 1607 heißt es ausdrücklich in einer Urkunde „Pfarrkirche des Hl. Benedikt zu Sandau mit den dazu gehörigen Filialen Mühlhausen, Reisch und Ummendorf". Seit Ende des 17. Jahrhunderts heißt jedoch die Pfarrei endgültig „Mühlhausen". Das Sandauer Kirchenvermögen hatte sich jedoch nach und nach Landsberg angeeignet, jedoch wurde durch ein Urteil des Landgerichts diesem die uneingeschränkte Verfügung genommen. Die Forderung des Landsberger Magistrats auf Einpfarrung der Filiale Sandau nach Landsberg bewirkte nichts. Erst am 4. 1. 1913, als sich beide Parteien geeinigt hatten, genehmigte das Bayerische Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten die Umpfarrung Sandaus nach Landsberg, die mit Zustimmung des Ordinariats am 22. 1. 1913 erfolgte. Das Sandauer Kirchenvermögen im Werte von 12 000.– Goldmark, um das Jahrhunderte gestritten worden war, kam endgültig zum Stadtpfarramt Mariae Himmelfahrt Landsberg.

Dann beschreibt Hermann Dannheimer die „Ergebnisse der baugeschichtlichen Untersuchungen", Franz Bernhard Weißhaar: „Überkommenes Erbe und Neubeginn". Stadtpfarrer Gabriel Beißer berichtet über „Die Erneuerung von Sankt Benedikt in Sandau und die künftige Nutzung des Gotteshauses". Damit kann nun in der Benediktus-Kirche in Sandau, auf dem Hochufer des Lechs künftig an verschiedenen kirchlichen Festen der Gottesdienst gefeiert werden, zum Gedenken an den Patron Europas.

Literatur

Dannheimer, Hermann, „Augrabungen in der Benediktus-Kirche von Sandau", *Mitteilungen der Freunde der bayerischen Vor- und Frühgeschichte*, 5 (1977).

Ottobeuren *Aegidius Kolb OSB*

Eine neue Bibliothek und alte Bücher

Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft Schweizerischer Stiftsbibliothekare 1986 in Disentis.

Die Stiftsbibliothekare der deutschen Schweiz versammelten sich am 14./15. Juli 1986 zu ihrer Jahresversammlung im Kloster Disentis. Anlaß dazu war nicht zuletzt die erfreuliche Tatsache, daß die rätische Abtei vor kurzem ihre Bibliothek ganz neu einrichten konnte. Die als Wallfahrtskirche geplante, dann als Studentenkapelle benutzte Marienkirche, 1895–99 nach den Plänen des Architekten Augustin Hardegger errichtet, stand schon seit längerer Zeit unbenutzt leer, ausgenommen die Krypta mit dem Bild der Mater Misericordiae.[1] Für die Raumbedürfnisse der Bibliothek, für Ausstellungsräume der naturkundlichen Sammlungen und des volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Museums wurde nun

1) Die Krypta erfuhr eine Neugestaltung und Erweiterung, vgl. Die Marienkirche im Benediktinerkloster Disentis, hrg. v. P. Bernhard Bürke. Disentis 1984.

diese Kirche umgestaltet unter Wahrung der äußeren und inneren Bausubstanz. Die Bibliothek plazierte man aus organisatorischen Gründen unter das Gewölbe und die Kuppel des ehemaligen Gotteshauses, aufgeteilt in Büchermagazin und Zeitschriftenraum, beides mit Rollgestellen ausgestattet, dazu Katalograum mit Arbeitsplätzen, Büro des Bibliothekars, ferner zwei Magazinräume für die Aufarbeitung von Bücherbeständen und zur Deponierung von Dubletten, alles auf dem gleichen Stockwerk. Der Stiftsbibliothekar P. Dr. Daniel Schönbächler führte seine Kollegen durch die Räumlichkeiten, erklärte das Konzept der Aufstellung und den Aufbau des Sachkataloges. Die neue Einrichtung der Klosterbibliothek ist gewiß eine sehr glückliche Lösung, was sich auch auf den Benützer auswirkt: gute Kataloge, klare Übersicht und Aufstellung und helle Arbeitsplätze sind ausgesprochen benützerfreundlich[2]. Man kann der Abtei Disentis und ihrem arbeitsamen und tüchtigen Bibliotheksbetreuer zu dieser neuen Bibliothek nur gratulieren.

Im Zusammenhang mit den Umbauten wurden auch archäologische Ausgrabungen vorgenommen, die zu neuen Funden führten, zugleich aber bekannte Mauerreste neu und großflächig untersucht, so daß auf die Frühgeschichte der rätischen Abtei neues Licht fällt. Der eifrige Geschichtsforscher und Klosterhistoriograph P. Dr. Iso Müller hat denn auch aufgrund der neuen Ergebnisse die Frühzeit seines Klosters erneut dargestellt[3].

Der zweite Teil der Jahresversammlung war der geschäftlichen Sitzung, wo jedes Mitglied der Arbeitsgemeinschaft einen kurzen Jahresbericht über die von ihm betreute Bücherei gibt, und einem spezifisch bibliothekarischen Thema gewidmet. P. Gebhard Müller, der Einsiedler Vize-Bibliothekar, sprach über „Die Katalogisierung alter Bücher. Stand der Diskussion und einige Vorschläge". Gestützt auf seine eigenen reichen Erfahrungen im Umgang mit alten Büchern, orientierte der Referent in groben Zügen über die Katalogisierungsregeln von einigen entsprechenden, laufenden bibliographischen Unternehmungen (Gesamtkatalog der Wiegendrucke; Index Aureliensis; Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts-VD 16; u. a.). Ausführlich sprach er über die International standard bibliographic description (ISBD), die in der Schweiz durch die Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare faszikelweise in deutscher Übersetzung herausgegeben wird. Allerdings ist der Faszikel „Alte Bücher" (A) noch in Bearbeitung, doch konnte der Referent in die provisorische Bearbeitung Einsicht nehmen und das Wichtigste daraus mitteilen. In Einzelheiten konnte er natürlich nicht gehen, dazu wären praktische Übungen unerläßlich. Für die praktische Arbeit wird der Gesichtspunkt der Zielsetzung ausschlaggebend sein. Ein Mittelweg zwischen zuwenig Angaben, was aufgrund des Katalogs allein Unsicherheiten ergeben kann, und einer diplomatischen Titelaufnahme, die sehr arbeitsaufwendig ist, wird wohl für unsere Stiftsbibliotheken das

---

2) Vgl. dazu den Bericht von P. Daniel Schönbächler: Bezug der neuen Klosterbibliothek, in: Disentis 52, 1985, H. 2, S. 58-62.

3) Iso Müller: Die Frühzeit des Klosters Disentis. Forschungen und Grabungen. Sonderdruck aus: Bündner Monatsblatt 1986, H. 1/2. – 45 S.

Richtige sein, d. h. die ISBD(A) soll Grundlage sein, ausgenommen für die Inkunabeln. Für Werke des 16. Jahrhunderts wäre allerdings eine diplomatische Aufnahme nach VD 16 empfehlenswert. Ergänzend konnte der St. Galler Stiftsbibliothekar Dr. Peter Ochsenbein jedem Kollegen auch ein Rezept in die Hand drücken, wie man alte Ledereinbände pflegt und konserviert.

Der Berichterstatter darf am Schluß annehmen, daß jeder Teilnehmer mit neuen Eindrücken und lehrreichen Erfahrungen wieder an seine Arbeitsstätte zurückkehrte. Dem Kloster Disentis sei für seine gastliche Aufnahme auch hier herzlich gedankt.

Mariastein P. Lukas Schenker OSB

Marienberg in Südtirol hat seit 800 Jahren die Seelsorge in Burgeis inne

Von Martin Angerer OSB – Marienberg

800 Jahre sind es her, seitdem die Benediktiner von Marienberg die Seelsorge in Burgeis übernommen haben. Dessen wurde in einer Feier am 8. Juni 1986 gedacht.

Die Aufzeichnungen für die Übernahme der Seelsorge verdanken wir dem Marienberger Chronisten Goswin („Chronik des Stiftes Marienberg"). Laut seinen Angaben steht fest, daß Burgeis schon sehr früh seinen eigenen Seelsorger hatte. Die erste Nachricht dafür finden wir im Zusammenhang mit der Errichtung eines Frauenklosters bei St. Zeno (Goswin S. 160): „Der Bischof von Chur erließ dieser Kirche den Zehent, im Einverständnis mit Herrn Chuno, dem ‚plebanus' (=Seelsorger) von Burgeis". Einen weiteren Hinweis auf einen Seelsorger in Burgeis finden wir in einer Urkunde aus dem Jahre 1159 (S. 40f), in der die Schenkungen der Stifter, der Edlen von Tarasp, an das Kloster Marienberg aufgeführt werden und die u.a. von folgenden Burgeisern unterschrieben ist: „Fridericus et frater Udalricus et victor Sacerdos", also auch vom Priester Victor, der vermutlich Seelsorger in Burgeis gewesen ist.

Hiermit stellt sich die Frage nach der ursprünglichen *Pfarrkirche von Burgeis.* Es ist anzunehmen, daß die auf die karolingische Zeit zurückgehende St. Stephanskirche ursprünglich nicht nur für Schlinig und Amberg als Pfarrkirche diente – für diese blieb sie es bis ins 18. Jahrhundert –, sondern auch für das damals noch wenig besiedelte Burgeis. Zur Zeit der Gründung des Klosters, also um 1150, dürfte Burgeis bereits seine eigene Kirche im Ort besessen haben. Die jetzige Pfarrkirche weist jedenfalls Spuren aus dieser Zeit auf, d. h. von einer ursprünglich romanischen Kirche. Solche sind das große Portal mit den steinernen Köpfen und vor allem auch die geheimnisvollen Köpfe mit fünfteiligen Blättern an Stelle der Hände am kleinen Portal. Auch die Rundapsis in der Mauerdicke der *St. Michaelskirche am Friedhof* – heute Abstellraum – weist in die romanische Zeit. Genaueres kann über die Entstehungszeit dieser Kirche nicht angege-

ben werden. Es ist zwar verschiedentlich zu lesen: „Weihe angeblich um 1180". Diese Angabe beruht aber auf einem zweifachen Fehler in G. TINKHAUSERS „Beschreibung der Diözese Brixen (1889, Bd IV, S. 955), der anscheinend jeweils übernommen wurde. Tinkhauser verweist dort auf Goswin S. 96, wo zu lesen ist: „Weihe der Kapelle zu Ehren des hl. Michael bei der Orgel (‚apud organum') am 11. Juli 1185 durch Bischof Heinrich von Chur." Erstens heißt es bei Goswin also nicht 1180, sondern 1185, zweitens ist mit dieser Michaelskapelle nicht jene in Burgeis gemeint, sondern die in Marienberg im südlichen Querschiff, wo offenbar einmal die Orgel aufgestellt war.

Genaue und verläßliche Angaben finden wir bei Goswin hingegen bezüglich *Übernahme der Seelsorge in Burgeis durch das Kloster Marienberg.* In einer abgeschriebenen Urkunde führt er (S. 86f) aus: „Zwischen Abt Friedrich Graf von Ulten und Bischof Egino von Chur wurde folgender Rechtsstreit ausgetragen: gegen den Bischof von Chur behauptete der Abt, daß die Kirche in Schuls auf Grund der Schenkungen des Stifters grundrechtlich zum Kloster gehöre und somit zu Unrecht von jenem beansprucht werde; der Bischof seinerseits versuchte das Gegenteil zu beweisen und fügte sogar hinzu, daß einige Güter seiner Kirche widerrechtlich auf das Kloster übertragen worden seien, und verlangte sie zurück. Schließlich verstanden sich beide Parteien zu folgendem Vergleich: der Bischof trat dem Kloster seine Kirche in Burgeis mit jedem Grundrecht – es ist heute nicht mehr auszumachen, welche Güter in Burgeis damit verbunden waren – für jene in Schuls ab, mit der Bedingung, daß der Abt von Marienberg die Seelsorge in Burgeis jederzeit vom Churer Bischof in Empfang nehme, d.h. den jeweiligen Seelsorger bestätigen lasse. Auch sollten alle Abgaben an die Churer Kirche, wie sie alten Rechts waren, beibehalten werden, und zwar an Reitpferden, an Schlitten mit weichem Sitz und an Bockhäuten. Auch die Zehenten von allen Gütern der genannten Kirche sollten im 4. Jahr – man nannte das Zuvart – in den beiden Dekanaten (Engadin und Vinschgau) nach altem Brauch weiterhin abgelöst werden." Weil die Güter der Kirche in Burgeis einträglicher waren als jene in Schuls, wird noch ergänzend gesagt: „Jedes Jahr liefert das Kloster der Kirche von Chur 130 Mutt Korn"; das hatte über die Fürstenburg zu geschehen. In feierlichem Ton wird schließlich die Jahreszahl dieses Vertrages in der Urkunde festgehalten: „Hec autem acta sunt anno gracie MCLXXXVI", d.h. im Jahre des Heiles 1186 ist dieser Vertrag abgeschlossen worden. Leider ist das Original dieses Vertrages verloren gegangen; umso dankbarer müssen wir Goswin sein, daß er diese Urkunde in seine Chronik aufgenommen hat.

Damit war der Streitfall einer glücklichen Lösung zugeführt worden, und Marienberg hatte nun die Seelsorge in Burgeis auszuüben. Aber war das nicht eine Entscheidung über die Köpfe der Burgeiser hinweg? Waren diese damit überhaupt einverstanden? Offenbar doch,, da unter den Zeugen des Vertrages eigens folgende Burgeiser („burgusienses") angeführt werden: „Burchardus, Conradus, Hainricus, Swikerus, Benedictus, Clement, Melchior und viele andere." Dieser Vertrag wurde schließlich auch – allerdings erst 31 Jahre später – durch Papst Honorius III am 9. 2. 1217 bestätigt (das päpstliche Schreiben ist im Original im Stiftsarchiv erhalten, s. auch Goswin S. 87f).

Man kann annehmen, daß die Patres von Marienberg, die zu diesem Zeitpunkt allerdings noch alle aus dem schwäbischen Kloster Ottobeuren stammten – bodenständigen Nachwuchs konnte es damals noch nicht geben –, mit großem Eifer sich der neuen Aufgabe, der Seelsorge in Burgeis, widmeten. Ob man gleich schon von einer Blüte dieser Seelsorge sprechen kann? Dieser Gedanke wird nahegelegt durch die Tatsache, daß neben den drei bereits bestehenden Kirchen in Burgeis eine weitere in dieser Zeit errichtet wurde: *die S. Nikolauskirche.* Es ist ein hochinteressanter Bau aus der romanischen Stilepoche. Die Datierung ist in diesem Falle gesichert, seitdem in der Apsis eine Weiheinschrift zum Vorschein gekommen ist – leider ist sie nur mehr zum Teil lesbar –, die mit der Jahreszahl der Weihe beginnt: „Anno (millesimo) centesimo nonagesimo nono", wenn das "millesimo" (= 1000) auch nicht mehr sichtbar ist, steht hiemit das Jahr 1199 eindeutig fest und kann die Weihe dieser Kirche tatsächlich der ersten Zeit seelsorglicher Betreuung durch das Kloster zugeordnet werden.

Über der Rundapsis mit einer gut erhaltenen, eindrucksvollen Christusdarstellung in der Mandorla neben zum Teil zerstörten Evangelistensymbolen wurde später der Turm erbaut. Man findet gelegentlich als Baujahr des Turmes 1291 angegeben; das kann aber nicht nachgewiesen werden. Wieder dürfte eine Ungenauigkeit TINKHAUSERS Anlaß zu einer solchen Fehlangabe sein: er verweist in diesem Zusammenhang (S. 956) auf Schenkungen aus diesem Jahre, die angeblich bei Goswin erwähnt werden, in der Tat dort aber nicht zu finden sind. Wohl aber spricht Goswin (S. 100) von einer neuerlichen Einweihung von St. Nikolaus: „Im Jahre des Herrn 1358 am Tag nach der Geburt der Mutter Gottes hat der Ehrw. Bischof Petrus von Chur die Kapelle des hl. Nikolaus im Dorfe Burgeis in Calcadiira eingeweiht."

Noch später wurde in St. Nikolaus eine gotische Balkendecke eingezogen, an der die entsprechende Jahreszahl 1523 folgendermaßen festgehalten wurde: „Item im tausent fuf hunder und drei zbanc jar das gemachet seider Christus gepurt". Noch köstlicher klingt der Spruch, der neben einer Narrendarstellung zu lesen ist: „Item ben (= wenn) naren lang leben so berden (= werden) si alt". Da Groß- und Kleinbuchstaben nicht unterschieden werden, läßt sich nicht ausmachen, ob das „si" groß (= Sie) oder klein zu verstehen ist!

Nun wieder zurück zu den Marienberger Patres, denen durch den Churer Oberhirten die Seelsorge in Burgeis übertragen worden war. Es ist eine erfahrene Tatsache, daß in einer Gemeinde nie alle gleicher Meinung sind. So waren auch damals in Burgeis offenbar nicht alle einverstanden, daß nun *deutschsprachige Patres aus Marienberg* in Burgeis, wo damals ausschließlich rhätoromanisch gesprochen wurde, die Seelsorge ausüben sollten. So begann eine bestimmte Gruppe gegen den Seelsorger Stimmung zu machen, und man streute das Gerücht aus, daß ein Ordensmann überhaupt nicht befugt sei, seelsorglich tätig zu sein. Hören wir wörtlich Goswins wertvollen Bericht (S. 90f): „Auf Friedrich Graf von Ulten folgte Johannes als Abt. Er stammte aus Taufers und war ein Mann von großer Gelehrsamkeit. Zu seiner Zeit galt es, folgende Streitfrage zwischen den Burgeisern und dem Abt selber zu klären: die Burgeiser behaupteten nämlich, daß sie durch einen Ordensmann nicht die Sakramente empfangen könnten. Da

ordnete Bischof Reinerius von Chur eine Zusammenkunft beider Teile an, wobei eine Entscheidung gefällt werden sollte, die auch durch den Papst zu bestätigen sei."

So zog 1201 der Bischof die Priesterschaft des Vinschgaus und den Abt zu Rate und setzte den Tag für ein Treffen in der Kirche des hl. Valentin jenseits der Kalven (= in Rifair) fest. Nachdem dort Vertreter beider Teile angehört und die einschlägigen Kirchensatzungen berücksichtigt worden waren, fällte der Bischof folgendes Urteil: „Wenn der Gemeinde das Recht zusteht, den Seelsorger selber einzusetzen, steht es ihr frei, einem Ordensmann zu verbieten, die Sakramente auszuspenden. Nachdem aber in Burgeis dem Volke dieses Recht nie zugestanden hat, erklären wir, daß ein Ordensmann dort von Rechts wegen die Vollmacht hat, Sakramente auszuspenden, also zu taufen, das Bußsakrament zu verwalten, Tote zu begraben und zu predigen, wenn er vom Bischof eingesetzt ist und der Abt die Zustimmung gegeben hat."

Das war eine klare Entscheidung. Es folgt in der entsprechenden Urkunde, die uns im Original erhalten geblieben ist (Stiftsarchiv), in feierlichem Tone der Vermerk: „Das ist festgelegt worden im 1201. Jahre nach der Menschwerdung des Herrn." Von der genannten Priesterschaft des Vinschgaus werden am Schlusse folgende namentlich angeführt: „Chunradus de Schengels (= Tschengls), Johannes de sancto Valentino (= St. Valentin), Howardus de sancto Zenone (= St. Zeno), Albertus de Lautes (= Laatsch), Gebhardus de Malles (= Mals), Swikerus de Tubris (= Taufers), Udalricus de Prada (= Prad)". Unter den anwesenden Laien werden als Burgeiser genannt: „Burgquardus, Chunradus, Heinricus et Heinricus, Swikerus, Clemencius, Benedictus, Melchior und viele andere". Auch die verlangte päpstliche Bestätigung wurde erteilt: am 9. 2. 1217 erklärte sich Papst Honorius III. mit dem Urteil des Bischofs von Chur bezüglich Pfarrechte des Klosters in Burgeis („super jure parrochiali") einverstanden. Coswin bringt (S. 92) auch noch den Beschluß von zwei Churer Kanonikern – einer war Erzpriester von Chur, der andere Pfarrer von Zuz –, die als Richter des apostolischen Stuhles im Auftrag des Papstes offenbar den Fall zu studieren hatten. Sie bestätigen darin die Richtigkeit der Entscheidung des Churer Bischofs und sprechen den Konvent von Marienberg vom heftigen Zusetzen durch die Pfarrangehörigen von Burgeis („de impeticione parrochianorum") frei. Papst Honorius III. bestätigte schließlich im Jahre 1220 in zwei Urkunden (eine als Bulle, beide im Stiftsarchiv erhalten, s. auch Goswin S. 174 bzw. 177) dem Kloster seine Besitzungen, Rechte und Freiheiten, wobei auch die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes in Burgeis mit allen Pfarrechten („cum omni jure parrochiali") genannt wird. Das gleiche tat Papst Innozenz IV. im Jahre 1249 (Urkunde vorhanden, s. auch Goswin S. 163 bzw. 180).

Hiermit waren die Rechte des Klosters auf alle Fälle gesichert und der Streit wegen der Seelsorge in Burgeis endgültig beigelegt. Wir erfahren von Goswin (S. 100) nur noch, daß am gleichen Tage, da St. Nikolaus noch einmal geweiht wurde (s.o.), also am 9. 9. 1358, durch den gleichen Bischof Petrus von Chur in der Pfarrkirche von Burgeis ein Petrusaltar, der am Fest Mariä Geburt neu errichtet worden war, eingeweiht wurde. Von Spannungen in der Seelsorge ist nicht mehr die Rede. Daß sich das Verhältnis zwischen Marienberg und Burgeis diesbezüglich inzwi-

schen gebessert hatte, kann man vielleicht in dem einen Hinweis Goswins sehen, daß Burgeiser Buben nach Marienberg zu kommen pflegten, um die Glocken läuten zu helfen. Dabei kam es allerdings unter diesen einmal zu einem heftigen Streit mit tödlichem Ausgang: „Unter Abt Konrad II. (1263-1271) begannen am Kirchweihfest, das damals auf den Tag der Apostel Simon und Judas fiel, einige Dorfbuben dort, wo in der Kirche die Glocken geläutet werden, einen heftigen Zank; in geradezu teuflischer Wut ward einer vom andern getötet, wodurch die Kirche entweiht wurde" (S. 106).

Die Feier am 8. Juni hat die Bindung, die das Kloster vor 800 Jahren mit Burgeis eingegangen ist, wieder etwas gefestigt.

Zum 85. Geburtstag von P. Dr. Iso Müller, Disentis

Am 13. Dezember 1986 vollendet der Historiker und langjährige Archivar der Benediktinerabtei am jungen Rhein, P. Iso Müller, sein 85. Lebensjahr. Es ist mehr als angebracht, des treuen Mitarbeiters der StMB seit 1932 bis heute bei diesem Anlaß dankbar zu gedenken. Irrtum vorbehalten, hat der unermüdliche Geschichtsforscher darin nicht weniger als 17 teilweise recht umfangreiche Beiträge veröffentlicht.

Der Jubilar kann auf ein sehr reiches und umfassendes Lebenswerk zurückblicken. Schon die Festschrift zu seinem 70. Geburtstag weist eine Bibliographie von 267 Nummern auf. Dazu kommen in den letzten 15 Jahren noch zahlreiche weitere und gewichtige Arbeiten, unter denen wir nun die folgenden Monographien erwähnen möchten: *P. Placidus Spescha. Ein Forscherleben im Rahmen der Zeitgeschichte, 1978; Geschichte des Klosters Müstair, 1878; Die Herren von Tarasp, 1980; Geschichte von Ursern, 1984* (vgl. dazu die betr. Artikel und Rezensionen in StMB). Die angekündigte Festschrift zum 85. Geburtstag *Geschichte und Kultur Churrätiens* wird eine Gesamtbibliographie seiner Werke enthalten.

P. Isos Forschungen weisen ein breites Spektrum auf. Sie gingen aus von seinem Kloster und zogen immer weitere Kreise. In seiner Fribourger Dissertation *Die Anfänge des Klosters Disentis* (Chur 1931) legte er das Fundament zur umfassenden Klostergeschichte, die er in umfangreichen Einzelforschungen aufarbeitete und schließlich im Hauptwerk *Die Geschichte der Abtei Disentis von den Anfängen bis zur Gegenwart* (Einsiedeln 1971) in einem schmalen Band von 276 Seiten zusammenfasste. Die grossangelegten Grabungen von 1980-1983 im Disentiser Klosterbezirk, die er selbst angeregt hatte und die der Erforschung der mittelalterlichen Kirchen galten, veranlassten den geistig noch so regsamen Jubilar, die Frühzeit seines Klosters nochmals zu überdenken und die Grabungsergebnisse zu deuten in der in diesem Frühjahr erschienenen sehr beachtenswerten Studie *Die Frühzeit des Klosters Disentis. Forschungen und Grabungen (Bündner Monatsblatt 1986, Nr. 1/2, 1-45).*

Da P. Iso um die Bedeutung der Persönlichkeit für die Geschichte weiss, konkretisierte und illustrierte er die Klostergeschichte an zahlreichen Beispielen der Äbte und Mönche. Auch der eigenen Klosterschule, ihrer Lehrer und Schüler gedachte er, der selbst als Lehrer seine Schüler in die Historie einzuführen und begeistern wusste und für den Unterricht ein zwei- und dreibändiges Lehrwerk *Geschichte des Abendlandes* (Benziger Einsiedeln 1938-1967) verfasste.

Seine intensiven Forschungen zur Klostergeschichte zogen noch grössere Kreise. Sie führten über die eigenen Klostermauern hinaus zur Beschäftigung mit der benediktinischen Geschichte, Liturgie und Frömmigkeit. Ein besonderes Anliegen war es ihm, die Entstehung der Pfarreien und Patrozinien im Alpenraum bis ins Gebiet von Aare, Reuss und Tessin aufzuzeigen. Ebenfalls beschäftigte er sich mit der Kirchengeschichte des Mittelalters, wobei Rätien im Vordergrund stand. Auch der Hagiographie widmete er einen ansehnlichen Teil seiner Forschungen. Nicht den letzten Platz nehmen seine Arbeiten über die Volkskunde und die Wallfahrt ein. Objekte seines unermüdlichen Forschens waren ferner die für die Besiedlung des Alpenraumes so wichtigen Pässe: Lukmanier, Gotthard, Oberalp und Furka. Einen hervorragenden Beitrag leistete P. Iso auch zur Kulturgeschichte der Barockzeit und des 18. und 19. Jahrhunderts und zur Kunstgeschichte, vornehmlich des eigenen Klosters. Schließlich lag ihm auch noch die Beschäftigung mit der rätoromanischen Sprache am Herzen. Wenn heute seine Wahlheimat und seine ursprüngliche Heimat (Ursern) eine so gründlich erforschte Geschichte vorweisen können, verdanken sie es vorzüglich der grossen Forschungsarbeit ihres Historikers.

Wahrhaftig, P. Iso hat eine reiche Ernte eingebracht! Nur eine eiserne Selbstdisziplin, benediktinischer Fleiss und die Freude und Leidenschaft für die Geschichte als Lehrmeisterin konnten ein solches Werk zustande bringen. Sein Ethos als Historiker und Geschichtslehrer können wir etwas erahnen aus seinem heute noch für jeden Lehrer beherzenswerten Artikel in der *Schweizer Schule*(1966, S. 302-307) unter dem für den Verfasser bezeichnenden Titel *Eine helle Freude, Geschichtslehrer zu sein.* Es heisst da: „Immer wieder kann man erfahren, wie dankbar die Schüler für die Einführung in die Historia waren und sind, wenn man nur das lehrreiche Fach mit Begeisterung und Hingabe pflegt. Legen wir unsere Seele hinein, und es wird auch wieder Seele zurückstrahlen".

Wir bewundern heute das aszetische und geisterfüllte Mönchsleben unseres Mitbruders. Wir danken ihm herzlich für sein vorbildliches Beten und Arbeiten und wenden das Zeugnis, das der Biograph Bedas des Ehrwürdigen seinem Meister ausgestellt hat, mit Überzeugung auf P. Iso und sein Lebenswerk an: „Seit meiner Jugend habe ich mein ganzes Leben in diesem Kloster zugebracht und alle Mühe auf das Studium (der Heiligen Schrift) verwendet, und zwischen die Beobachtung der klösterlichen Tagesordnung und das Chorgebet der Kirche hinein hatte ich die süsse Gewohnheit, immer zu lernen oder zu lehren oder zu schreiben."*Ad multos felicissimos annos!*

Mariastein *Abt Mauritius Fürst*

In Memoriam

BENNO HUBENSTEINER

Uns, der Bayerischen Benediktinerakademie, war es nicht vergönnt, Benno Hubensteiner, den am 4. Februar dieses Jahres Verstorbenen längere Zeit in unserer Mitte zu haben und ihm nicht, sich in diesem Kreise zu äußern, war er doch erst im November 1984 in die Akademie aufgenommen worden. Aber benediktinische Geistigkeit und Spiritualität prägt wesentlich sein Werk mit, wenn wir an die beiden Bücher denken, die zu seinen Hauptwerken gehören, der Erstling „DIE GEISTLICHE STADT – Welt und Leben des Fürstbischof von Eckher von Freising", dessen Wirken ja so sehr benediktinernah vor sich ging, oder VOM GEIST DES BAROCK des Jahres 1967, wo Hubensteiner passagenweise barockes benediktinisches Wirken in seiner Fülle und Tiefe, eingebunden in den gesamten Kontext Altbayerns, zu schildern wußte.

„Schildern" und „Deuten", diese Begriffe scheinen mit wesentlich für Benno Hubensteiners geistige Arbeit gewesen zu sein. Und so befand er sich bewußt einerseits im Strahlungsfeld eigentlicher Theologie, was er immer wieder mißverständlich zum Ausdruck brachte und andererseits stand er mit „Schildern" und „Deuten" in der Tradition der großen bayerischen historischen Erzähler, eines Lorenz Westenrieder, eines Hyacinth Holland, eines Wilhelm Heinrich Riehl und Joseph Hofmiller. Als bewußter Christ katholischer Prägung und Haltung verstand er Geschichte auch als Weiterführung und Weitergabe von Heilsgeschichte, die dann ja immer wieder auch das Unheil zum Ausdruck bringen will und muß.

Er, der getrost als ein „Praeceptor Bavariae" bezeichnet werden darf, war geprägt von Land und Landschaft am Übergang von Oberbayern zum Unterland, der Erstheimat Holledau, der Gegend um Geisenhausen, dann Neumarkt an der Rott mit dem ehemaligen Benediktinerstift St. Veit, wo er dann auch im Schatten von Johann Michael Fischers Turm seine Begräbnisstätte fand. Aus dieser Gegend wird der Blick stark nach Osten ins „Land ob der Enns" gerichtet, dem benachbarten Landstrich so sehr verwandt und auch heute noch in mancher Hinsicht eine Einheit, was Hubensteiner als selbstverständlich ansah und immer wieder ins Bewußtsein brachte. So war es eine gute Fügung und Bestimmung, daß der Ort, wo und von wo aus Hubensteiners Wirken eigentlich zur Entfaltung kam, die Dreiflüssestadt Passau war, die so sehr das Flair des Landes über und unter ihr in sich vereinigt.

Mochte für manch einen der Eindruck entstehen, als habe sich Hubensteiner gewissermaßen „zurückgeträumt" in eine versunkene Welt, so belehren uns die Passagen über die neueren Phasen in seiner BAYERISCHEN GESCHICHTE, die Konkretionen in seiner Fernseh- und Rundfunkarbeit eines anderen, immer wieder auch der Ausdruck kritischer Distanz zu Ereignissen, zu Epochen. Daß das Haus Wittelsbach im Jubiläumsjahr 1980 Hubensteiners BAYERISCHE

GESCHICHTE, erstmals 1950 erschienen, allen bayerischen Abiturienten in die Hand gab, mag als großartige Anerkennung für seine Leistung gelten, dieses Buch, das ich, in unserem Hause mit der Unterrichtung in bayerischer Kirchen- und Klostergeschichte befaßt, unseren Novizen als Pflichtlektüre anempfehle.

Tradition ist nicht nur einfaches Bewahren, sondern sie hat nur da ihre Berechtigung, wo sie jetziges Leben verlebendigen hilft, wo sie es kritisch befragt, sich aber selber vom Leben kritisch befragen läßt. In diesem Sinne möchte ich abschließend Hubensteiner selbst zu Wort kommen lassen mit dem Ende des Nachwortes zu VOM GEIST DES BAROCK: „Bücher schreibt man, um zu überwinden, hat der Germanist Paul Th. Hofmann am Ende seines Werkes über Notker den Deutschen gemeint. Vielleicht habe ich mit diesem Buch ein Stück Barock in mir selber überwinden müssen. Jedenfalls verstehe und schätze ich die Aufklärung jetzt wesentlich besser. Nur, wenn wir heute, wie einst am Ende des 18. Jahrhunderts, im kirchlichen Raum einen Gewaltsturm auf alles Barocke erleben, geht es mir wie meinem Landsmann Lorenz Westenrieder vor einhundertfünfzig Jahren: Ich möchte ein Wort dafür einlegen, nicht alles Herzliche, alles Huld, Trost und Liebe Verbreitende zu verhöhnen und auszumerzen, ehe man etwas Besseres an seine Stelle setzen kann." So geschrieben im Jahre 1967. Unabhängig davon, wie man geneigt ist, diese Jahre, mehr oder weniger verstärkt in ihrer entsprechenden Intensität zu empfinden: Benno Hubensteiner hat uns da zu einer rechten Sehweise verholfen. Nicht zuletzt deshalb gehört ihm unser Dank.

Ettal *Laurentius Koch OSB*

GEORG STADTMÜLLER

München

Zu Beginn des Festes Allerheiligen, am 1. November 1985, starb nach schwerer Krankheit (Bronchial-Carcinom) im Passauer Krankenhaus Universitäts-Professor Dr. phil. und Dr. jur. h. c. Georg Stadtmüller, seit 1973 a. o. Mitglied der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktiner-Akademie. Ihm verdanken wir die „Geschichte der Abtei Niederaltaich", 1971 in Augsburg erschienen.

Im rheinhessischen Bürstadt (zwischen Worms und Bensheim gelegen) wurde Georg Stadtmüller als Sohn eines kleinen Eisenbahnbeamten am 17. März 1909 geboren. Schon nach 3 Jahren Volksschule kam er auf Empfehlung seiner Lehrerin auf das Humanistische Gymnasium in Bensheim, wo er Ostern 1927 sein Abitur machte. Nach drei Semestern an der Freiburger Universität ging er nach München. Hier legte er im Februar 1931 die Staatsprüfung für das Höhere Lehramt in den Fächern Griechisch, Latein, Geschichte und Deutsch ab. Im Juni 1931 trat er als Referendar in die Bayerische Staatsbibliothek ein, arbeitete aber gleichzeitig an seiner Dissertation „Michael Choniates, Metropolit von Athen". Im November 1932 promovierte er in dem Hauptfach Byzantinisch-Neugriechische Philologie und den Nebenfächern Semitische Philologie, Islam-Wissenschaft und Mittella-

teinische Philologie. Schon einen Monat später bestand er auch sein Examen für den Bibliotheks-Assessor. Bis zum September 1934 wirkte er in der Abteilung Schlagwortkatalog an der Bayerischen Staatsbibliothek.

Da es Georg Stadtmüller in den akademischen Lehrberuf zog, nahm er noch 1934 eine Assistentenstelle an der Universität Breslau an, wo er bis 1935 als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für geschichtliche Landeskunde tätig war. Von 1935-1938 leitete er Bibliothek und historische Abteilung des Osteuropa-Instituts in Breslau. Während dieser Zeit, im Wintersemester 1936/37, habilitierte er sich in dem Fach Byzantinische und Südosteuropäische Geschichte mit der Arbeit „Forschungen zur albanischen Frühgeschichte". Seine Tätigkeit als Privatdozent für byzantinische und südosteuropäische Geschichte an der Universität Breslau war aber nicht von langer Dauer. Schon zum 1. Dezember 1938 wurde er als a. o. Professor auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Geschichte und Kultur Südosteuropas an der Universität Leipzig berufen und mit der Leitung des erst wenige Jahre zuvor gegründeten Südosteuropa-Instituts betraut.

Hatten die politischen Bedenken gegen seine Berufung auf den Leipziger Lehrstuhl zunächst überwunden werden können, so zeigte sich doch im Laufe der nächsten Jahre, daß von den damaligen Machthabern seine politische Einstellung in einer gegenüber Südosteuropa einflußreichen Amtsstellung nicht geduldet werden konnte. Stadtmüller verlor ab Mitte November 1942 seine militärische „UK-Stellung", man entzog ihm die Herausgeberschaft der „Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa" und die Mitherausgeberschaft der „Stimmen aus dem Südosten", ein wenig später nahm man ihm auch die Leitung seines Instituts. In seiner Autobiographie „Begegnung mit Ungarns Geschichte — Rückblick auf ein halbes Jahrhundert", München 1984, schreibt Stadtmüller zu der ohne seine Verständigung erfolgten Enthebung von seinen Ämtern: „In meinem Falle haben wohl verschiedene Tatsachen dazu beigetragen, bei den mich beobachtenden Parteistellen die Überzeugung zu begründen, daß national-sozialistische Vorstellungen für mein Leben und Arbeiten nicht bestimmend sind: Der Hintergrund einer eindeutig dem National-Sozialismus abgewandten Familie und Verwandtschaft, die Beobachtung, daß die Thematik meiner Vorlesungen, Seminarübungen und Veröffentlichungen gar nichts von national-sozialistischer ‚Ausrichtung' erkennen ließ, schließlich vielleicht auch der Neid akademischer Nachbarn auf den Jüngeren, dem ein ungewöhnlich rascher Aufstieg, wie es den Anschein hatte, ‚mühelos' in den Schoß gefallen war."

Im April 1943 wurde Stadtmüller zur Wehrmacht eingezogen und nach einem kurzen Dolmetscher-Lehrgang in Berlin dem Kommandierenden General des 68. Armeekorps in Athen als persönlicher Dolmetscher für Neugriechisch und Italienisch zugeteilt. Vom Oktober 1944 bis Mai 1945 machte er den Rückmarsch der deutschen Griechenlandarmee mit, geriet am Kriegsende in britische, dann amerikanische Gefangenschaft und war vom Juni 1945 bis Januar 1946 im Internierungslager Ludwigsburg. Da er nicht daran dachte, nach Leipzig zurückzukehren, begab er sich nach einigen Monaten Heimataufentahlt im Herbst 1946 nach Scheyern, wo er wissenschaftlich arbeiten konnte und auch am Gymnasium unterrichtete.

Im Jahre 1950 wurde Stadtmüller als Honorarprofessor für vergleichende Geschichtsforschung an die Universität München berufen. Im gleichen Jahr veröffentlichte er sein Standardwerk "Geschichte Südosteuropas", München 1950. Er gründete die Zeitschrift „Saeculum. Jahrbuch der Universalgeschichte", erschienen ab 1950. Die ersten Jahre blieb er ihr alleiniger Herausgeber. 1954 wurde Stadtmüller zum a. o. Professor ernannt, 1958 erhielt er als Ordinarius den neugeschaffenen Lehrstuhl für Geschichte Ost- und Südosteuropas. Von 1960-1963 war er Direktor des Osteuropa-Instituts München. 1962 gründete er die „Kommission für die Geistesgeschichte des östlichen Europa". 1963 erfolgte die Gründung des Albanien-Instituts. 1968 übernahm Georg Stadtmüller die Leitung des von ungarischen Wissenschaftlern im Exil gegründeten Ungarischen Instituts und baute es zu einem anerkannten Forschungszentrum aus. Mit der Gründung und Herausgabe des „Ungarn-Jahrbuches" (1969) und der Übernahme der Herausgeberschaft über die bereits bestehende Buchreihe „Studia Hungarica" förderte er nachhaltig die Ungarnforschung. Erst 1979 legte er die weitere editorische Verantwortung für das Ungarn-Jahrbuch in jüngere Hände.

Als langjähriger Dozent an der Hochschule für Politik in München übernahm Georg Stadtmüller in dem besonders schwierigen Jahr 1971/72 auch die Verantwortung als Rektor für diese Lehrstätte.

Mit 65 Jahren ließ sich Georg Stadtmüller 1974 emeritieren. Seine Schüler und Freunde widmeten ihm zu seinem 65. Geburtstag die Festschrift „Südosteuropa unter dem Halbmond", München 1975, mit einer Würdigung seiner Persönlichkeit und wissenschaftlichen Leistung. Sie enthält auch eine vorläufige Bibliographie. An besonderen Ehrungen erhielt Georg Stadtmüller 1973 den Bayersichen Verdienstorden und 1976 das Große Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. 1979 verlieh ihm die Ukrainische Freie Universität den juristischen Ehrendoktor. Im gleichen Jahr 1979 zeichnete ihn die Gesellschaft für Südosteuropa München mit der Jireček-Medaille in Gold aus.

Durch seine Studien war Georg Stadtmüller schon früh auf die bedeutsame Rolle der bayerischen Frühklöster — und vor allem Niederaltaichs — bei der Besiedlung, Kultivierung und Christianisierung Österreichs und Ungarns gestoßen. Deshalb kam er auch schon 1939 nach Niederaltaich, wo er in Abt Emmanuel einen väterlichen Freund und gütigen Geistlichen Vater fand. In der Basilika von Niederaltaich schloß er auch mit der Lektorin Dr. phil. Mathilde Saenger 1949 den Bund fürs Leben. Unter der Mitarbeit der Niederaltaicher Haushistoriker konnte er den langgehegten Plan verwirklichen, die Geschichte der Abtei Niederaltaich im weiteren Rahmen der Landschafts-, Reichs- und Kirchengeschichte darzustellen. So schuf er eine Klostergeschichte, die allseits Anerkennung fand und beispielgebend für ähnliche Darstellungen bleibt. In Niederaltaich wollte Georg Stadtmüller auch begraben sein. Seit dem 7. November 1985 harrt sein sterblicher Leib im Schatten der Basilika von Niederaltaich der Auferstehung entgegen.

Niederaltaich *Bonifaz Pfister OSB*

PROF. HERMANN TÜCHLE

† 23. August 1986

In den Morgenstunden des 22. August 1986 verstarb im Kreiskrankenhaus Fürstenfeldbruck Prälat Dr. Hermann Tüchle, emeritierter Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München, seit 1964 a. o. Mitglied der Bayerischen Benediktinerakademie. Über drei Jahrzehnte wohnte Prof. Tüchle in Gröbenzell. Bei der sonntäglichen Eucharistiefeier am 10. August las Professor Tüchle mit ungewöhnlich kräftiger Stimme das Evangelium (Lukas 12, 32-48): „Legt euren Gürtel nicht ab, und laßt eure Lampen brennen! Seid wie Menschen, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten, ... die ihm öffnen, sobald er kommt und anklopft. Selig die Knechte, die der Herr wach findet, wenn er kommt ... Haltet auch ihr euch bereit!" Am gleichen Nachmittag erschien der Todesengel.

Achtzig Jahre betrug die zugemessene Lebensspanne. Prof. Tüchle wurde am 7. November 1905 in Esslingen (Württemberg) geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Rottweil und Studien an der Universität Tübingen wurde er 1930 zum Priester des Bistums Rottenburg geweiht, an der Universität Tübingen 1937 zum Dr. theol. promoviert, 1940 für das Fach Kirchengeschichte habilitiert. Seine erste Lehrtätigkeit entfaltete der Dozent und apl. Professor in der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, daneben stets – und dies ein Leben lang – auch im priesterlichen Dienst und in der Seelsorge beschäftigt. Im Jahr 1950 ging er als Ordinarius für Kirchengeschichte und Patrologie an die Erzbischöfliche Philosophisch-Theologische Akademie nach Paderborn, bis er 1952 einem Ruf als o. Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in die Theologische Fakultät der Universität München folgte. Hier hat er zwei Jahrzehnte lang, bis zur Emeritierung 1971, in der Forschung und als geschätzter Lehrer gewirkt, hochangesehen bei Kollegen und Studierenden. Diese Hochschätzung fand nicht zuletzt Ausdruck in der stattlichen Festgabe der Freunde, Schüler und Kollegen zum 70. Geburtstag (Konzil und Papst. Historische Beiträge zur Frage der höchsten Gewalt in der Kirche. Herausgegeben von Georg Schwaiger, Paderborn 1975). Hier findet sich auch das Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen: rund 20 selbständige Werke, über 100 Aufsätze und eine große Zahl von Beiträgen in wissenschaftlichen Nachschlagewerken. Schwerpunkte in diesem umfangreichen Werk bilden die allgemeine und schwäbische Kirchengeschichte, namentlich zum Mittelalter und zur Zeit der Reformation, ferner grundlegende Editionen und Untersuchungen für die Frühzeit der Römischen Propagandakongregation zu deutschen Angelegenheiten im 17. Jahrhundert. Ein beträchtlicher Teil der Arbeiten war schwäbischen Klöstern gewidmet. Vor allem die Weiterführung der dreibändigen „Kirchengeschichte" seines Tübinger Lehrers Karl Bihlmeyer hat Prof. Tüchle allen Studierenden der katholischen Theololgie bekannt gemacht; denn dieses solide, in mehrere Sprachen übersetzte Werk ist seit Jahrzehnten das in Deutschland am meisten verbreitete Lehrbuch der Kirchengeschichte. In der wissenschaftlichen Welt, bei seinen Schülern und Kollegen wurde Prof. Tüchle als einer der angesehensten, verdiente-

sten katholischen Kirchenhistoriker Deutschlands geschätzt. Im November 1985 konnte er noch im Kreise seiner Schüler und Freunde den 80. Geburtstag in ungebrochener körperlichen und geistiger Frische in München feiern. Es war ein besinnliches Beisammensein in herzlicher, dankbarer Verbundenheit.

Alle, die ihm nähergestanden sind, wissen, daß in diesem verhaltenen Mann gelehrte, kritische Arbeit, Liebe zur schwäbischen Heimat, Liebe zur Kirche und innerliche Frömmigkeit in nicht selbstverständlicher Harmonie sich verbanden. Sein Lebenstil war einfach, wie seine Religiosität von einem Zug franziskanischen Geistes gezeichnet. Die persönliche Anspruchslosigkeit, verbunden mit konzentriertem, unermüdlichem Fleiß, wurde die wesentliche Voraussetzung der umfangreichen gelehrten Arbeit, die immer noch Zeit zum priesterlichen Dienst an den Menschen erübrigte. Seit 1953 wohnte Prof. Tüchle in Gröbenzell vor München. Bis zum genannten letzten Sonntag blieb er der Pfarrgemeinde in seelsorgerlicher Hilfe verbunden.

„Abstammung, Heimat und Familie geben jedem Menschen trotz der Vielfalt und Verschiedenheit seiner Erlebnisse und Schicksale, seiner Entscheidungen und Erfolge etwas Unverlierbares mit. Auch in den überraschendsten Wendungen des Lebensweges ist immer wieder die klare Linie, die Konstante des Wesens und Charakters wie etwas Vorgeprägtes zu erkennen. Neu ist nur und der Verantwortung des Gewissens verbleibt einzig, wie solches Erbe bewahrt und eingesetzt und was aus ihm gestaltet wird." Diese Worte setzte Prof. Tüchle an den Beginn seiner einfühlsamen, mit spürbarer Liebe geschriebenen Biographie seines schwäbischen Landsmannes Carlo Steeb (1773-1856), des kürzlich seliggesprochenen Samariters von Verona. Man könnnte diese Worte auch über Prof. Tüchles ganzes Leben setzen.

Der österreichische Dichter Joseph Weinheber bittet in einem seiner schönsten Gedichte:

Lenk' es, Gott, in Gnaden
nach der Heimat hin!

Am 27. August 1986 wurde in Prof. Tüchles geliebter Heimat, im Heilig-Kreuz-Münster zu Rottweil, von Weihbischof Dr. Anton Herre (Rottenburg-Stuttgart) das Requiem gefeiert, anschließend die Beerdigung auf dem Stadtfriedhof Rottweil gehalten.

Tausenden von Studierenden, vor allem künftigen Priestern und Lehrern, war Prof. Tüchle ein stets sachlicher, gerechter, gütiger Lehrer, ungezählten anderen auf ihrem Lebensweg priesterlicher Helfer. Uns bleibt die Erinnerung an einen edlen Menschen und vorbildlichen Priester, der uns vorangegangen ist im Zeichen des Glaubens.

München *Prof. Dr. Georg Schwaiger*

ALTERZABT DR. URSMAR ENGELMANN OSB

Beuron

Am 18. Juli 1986 starb in einem Krankenhaus zu Sigmaringen der 1980 resignierte Erzabt Dr. Ursmar Engelmann im Alter von nahezu 77 Jahren. Am 23. Juli wurde er nach einem Pontifikalrequiem nachmittags in der Krypta zu Beuron beigesetzt. Da der Tote den ausdrücklichen Wunsch geäußert hatte, daß bei seiner Beerdigung keinerlei Laudatio gehalten werden dürfe, so konnte ich, der ich als einziger Vertreter der BBA anwesend war, das Wort nicht ergreifen; um so dringender erscheint uns die Pflicht, ihm im Rahmen der Akademie, deren außerordentliches Mitglied er in der Sectio Historica gewesen war, einen Nachruf zu widmen. Das Sterbebildchen bringt als Ersatz für die ausgefallenen Laudationen immerhin einen Lebenslauf in beispielhafter Prägnanz, den ich Ihnen nicht vorenthalten möchte:

Erzabt Ursmar stammte aus einer Beamtenfamilie in Jena. Das Studium der evangelischen Theologie und der Geschichte in Jena, Wien und Freiburg i. Br. erschloß ihm die Welt des Mönchtums; er konvertierte in Beuron und bat 1935 um Aufnahme in das Noviziat.

Ein Jahr nach seiner Priesterweihe 1940 wurde er als Sanitätsdienstgrad eingezogen; 1945 kehrte er aus Krieg und Gefangenschaft zurück. Von 1947 bis 1970 leitete er die Klosterbibliothek. Von 1952 bis 1969 lehrte er an der Hochschule der Erzabtei und am Katechetischen Seminar im Sonnenhaus Beuron Altchristliche Literaturgeschichte, Kirchen- und Kunstgeschichte. Zahlreiche Veröffentlichungen sind die Frucht seines steten Arbeitens; hinter seiner kraftvollen Deutung geschichtlicher Gestalten und künstlerischer Zeugnisse verbargen sich umfassende Kenntnisse und ein waches Einfühlungsvermögen.

Seit 1955 Subprior, wurde er von Erzabt Benedikt Reetz 1957 zum Prior und 1967 nach dem Rücktritt von Erzabt Damasus Zähringer zum Administrator ernannt. 1970 zum 8. Erzabt von Beuron gewählt, blieb er wissenschaftlich interessiert und tätig; durch fundierte Konferenzen für seine Gemeinschaft und Exerzitien in Benediktinerklöstern des deutschen Sprachraums gab er auch seine geistliche Erfahrung und Überzeugung weiter. Die Einführung des gemeinsamen Stundengebets in der Muttersprache und die Gesamtrestaurierung der Klosterkirche standen unter seiner Obhut.

Im Alter von 70 Jahren trat er von seinem Amt zurück. In den folgenden Jahren blieb er zu Beuron, feierte täglich das Stundengebet und die Eucharistie mit, soweit seine Kräfte es zuließen, weiterhin wissenschaftlich und seelsorglich tätig.

Dem haben wir nur wenig hinzuzufügen. 1. Die wissenschaftlichen Neigungen wie auch die Erwerbung des Doktorgrades stehen am Anfang seines Werdeganges, vor seiner Konversion und seinem Klostereintritt. Gerade diese wissenschaftliche Aufgeschlossenheit war kein Hindernis für sein Mönchtum und schon gar nicht für ein von einem Abt abverlangten beispielhaften Mönchtum, sondern eher eine Vorstufe für seine doppelte Conversio. 2. Als er 1980 auf den Antrag der Sectio Historica als außerordentliches Mitglied in unsere Akademie aufgenommen werden sollte, holte ich zuerst seine Zustimmung ein. Er nahm diese Ehrung gerne an, da es *„eines meiner Anliegen ist, über die engen Grenzen unserer Kongregation hinauszuschauen" (5. 11. 1979).* Er übermittelte mir auch ein zweiseitiges Verzeichnis aller seiner Artikel und Aufsätze, wie er sie fast Jahr für Jahr in der

„Benediktinischen Monatsschrift" (seit 1959 „Erbe und Auftrag" umbenannt) und anderwärts, sogar in unseren „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens" veröffentlicht hatte. Auch zum Band I der GERMANIA BENEDICTINA wollte er eine längere Arbeit über die Gründung und das Wachstum der Beuroner Kongregation beisteuern. 1981 hielt er als Hauptoffiziant unserer Jahrestagung Amt und Predigt. 3. Schon zuvor hatte er uns einen großen Dienst erwiesen, als er uns am 10. Oktober 1971 in der noch leeren romanischen Kirche von Mittelzell auf der Reichenau einen auch geistig anspruchsvollen Vortrag über diese benediktinische Kulturstätte ersten Ranges hielt, für das Volk dann in einer eigenen Predigt, die vom Tagesevangelium, dem Zöllner Zachäus, ausging, vereinfacht. Ich habe darüber in meiner Sequenz der VESTIGIA PATRUM berichtet. Gerade für ihn muß es bitter gewesen sein, daß die alten Bemühungen Beurons, dieses Kloster wieder zum Leben zu erwecken, an staatlicher und kirchlicher Ablehnung scheiterten (GB III). 4. So mischt sich auch eine gewisse Tragik in dieses Leben. Ursmar Engelmann konnte verzichten; das hat er 1980 durch seine Resignation gezeigt. Er mußte manches unvollendet hinterlassen; wenn die im Lebensbild genannte Restaurierung der Klosterkirche, d. h. eine Rebarockisierung, nur ein mäßiges Ergebnis erbrachte, dann ist das nicht seine Schuld. Wie ich hörte, steht das zentrale Hochaltarbild von der Krönung Mariens unter Denkmalschutz und darf nicht entfernt werden, wodurch die Dissonanz zum „Beuroner Stil" verewigt wird.

Verewigt? – Wir nehmen an, daß der mit so viel kritischem Verstand begabte Tote in der Ewigkeit keine Dissonanzen mehr ertragen muß. Ob Barock oder Beuroner Stil, spielt da keine Rolle mehr.

Ettal *Stephan Schaller OSB*

Literarische Umschau

VOGÜÉ OSB, ADALBERT DE / *Die Regula Benedicti, theologisch-spiritueller Kommentar.* Ins Deutsche übersetzt von Emmanuela Meilwes OSB. Hildesheim 1983. Gerstenberg. XVI, 462 S. Geb. DM 88,–
Le Maître, Eugippe et saint Benoît, recueil d'articles. ebda. 1984, 833 S. Geb. DM 178,–. (Beide Bände hrsg. von B. Jaspert als Supplementa 16 und 17 der Regulae Benedicti Studia).

Verfasser der hier angezeigten zwei Bände, Adalbert de Vogüé (AdV) Benediktiner der Abtei Pierre-qui-Vire in Frankreich, hat 1971-1972 in 6 Bänden („Sources chrétiennes" 181-186, Paris) einen bedeutenden Kommentar zur Regula Benedicti (RB) herausgegeben. Bereits 1960 hat er den Band „La Communauté et l'Abbé dans la Règle de s. Benoît" bei Desclée et Brouwer veröffentlicht, der zum großen Regelkommentar zu zählen ist und die Regelkapitel 1-3, 5.7, 21, 31, 60, 62-65 erklärt. 1977 erschien sein „Commentaire doctrinal et spirituel" zur RB, jetzt in guter deutscher Übersetzung von Emmanuela Meilwes, Benediktinerin in Herstelle. AdV sieht in dieser Arbeit eine wichtige Ergänzung zu den Bänden seines „kritisch-historischen" Kommentars. Er erinnert für das Anliegen dieses Bandes an das Wort von Gen 2,7, nach dem Gott dem ersten Menschen das Leben einhauchte, um sein Werk zu vollenden. Danach sieht der Verfasser seine Aufgabe, die biblischen Quellen der RB als ihren „belebenden Atem" aufzudecken, und zwar wörtliche Zitate ebenso wie Anklänge. Das führte den Verfasser zur Regula Magistri (RM) und von dieser zur patristisch-monastischen Literatur, da die RB mit beiden engstens verbunden ist. Deswegen führte dieser Weg auch zu Basilius d. Gr., zu Johannes Kassian, Augustinus und zu den Viten und Regeln der Väter. Der Verfasser ist überzeugt, daß die RB auf diesem Weg verstanden und erklärt werden muß. In 22 Kapiteln von verschiedenem Umfang, sind Fragen richtiger Themen, der RB besprochen: Kloster und Kirche nach RB-Prolog, gemeinsames und eremitisches Leben nach RB 1, Gemeinschaft und Abt, RB 2-3, 64; Grundsätze der geistlichen Kunst in RB 4; Gehorsam RB 5, das Schweigen RB 6, Demut RB 7, das göttliche Offizium RB 8 10, Mitarbeiter des Abtes in RB 21 und 65, Schlafraum, Schlaf und nächtliches Schweigen RB 22 und 42, Strafe und Sühne für Fehler in RB 23-30 und 43-46, Die Dienste in RB 31-41, Verzicht auf Eigentum in RB 33, Abstinenz und Fasten in RB 39-41, Arbeit, Lesung, Meditation in RB 48, Oratorium und privates Gebet in RB 52, Kloster und Welt in RB 53 und 66, das Mönchskleid in RB 55, Erziehung der Postulanten nach RB 58, Priester des Klosters nach RB 60 und 62, von der Rangordnung zur Gemeinschaft der Liebe nach RB 63-72 und nach Kapitel 73 der RB eine Empfehlung der Regel. AdV ist nach allem außerordentlich vertraut mit den patristisch-monastischen Quellen und kann im ständigen Vergleich der RB mit der RM und anderen monastischen Überlieferungen wichtige Wege für die Entwicklung des Mönchtums aufdecken. Seine Erkenntnisse begleitet der Verfasser mit scharfer Kritik an den heutigen Mönchen, und empfiehlt den Benediktinern unserer Zeit eine im guten Sinn wörtliche Befolgung der RB, nicht ohne sogleich praktische Vorschläge parat zu haben wie z.B. ein zeitgemäßes Mönchskleid, das immer und überall zu tragen ist oder auch die Eucharistiefeier für die monastische Gemeinde dem Herrentag vorzubehalten und für die Werktage sich mit einer Kommunionfeier zu begnügen. Bei Kritik und Mahnung müßte wohl differenziert werden. Vor allem ist zu bedenken, daß die heutigen Benediktiner ja nicht mehr Zeitgenossen Benedikts sind, wohl aber nach Benedikts Worten unter der Führung des Evangeliums leben wollen. Man darf sagen, daß dieser Kommentarband des Verfassers, auch im Zusammenhang mit dem gesamten Kommentar, grundlegend ist für den Stand der Forschung, für Kenntnis und Verstehen wie Erklärung der RB. Grundlage, auf der dem Heute genüge getan werden kann

und muß, allerdings nicht nur rückblickend! In diesem Sinn darf als beispielhaft der Regelkommentar von Georg Holzherr, des Abtes von Einsiedeln, genannt werden, der 1982 in 2. Auflage erschien. AdV hat Kritik an seiner Auffassung in französischen Zeitschriften ausführlich beantwortet in der Nouvelle revue théologique 5, 1978 S. 720-732. Diese Antwort wurde auch ins Deutsche übersetzt und kann in der Benediktinischen Monatschrift „Erbe und Auftrag" 55, 1979 S. 81-95 nachgelesen werden. Im zweiten angezeigten Band sind als eine Art Ergänzung zum Kommentarband nicht weniger als 57 Arbeiten des Verfassers aus den Jahren 1959-1982 abgedruckt, die in verschiedenen Zeitschriften des nicht-deutschen Sprachraums erschienen sind. Arbeiten zur RB wie zur RM, zur Regel des Eugippus, Abtes von Lucullanum, nächst Neapel gelegen (6.Jh.). Bedauerlich allerdings ohne ein hinführendes, einleitendes Wort, vor allem aber ohne Namens- und Ortsregister, die leider auch beim Kommentarband fehlen, dafür mit fünf Seiten „Corrigenda" ausgestattet, so daß der Band nicht einladend als eher verschlossen wirkt.
„Eine Auswahl aus der großen Zahl seiner Arbeiten wäre der Sache wohl dienlicher gewesen. Das alte Wort bewahrheitet sich hier, daß weniger oft mehr ist."

Beuron *Ursmar Engelmann OSB*

SCHALLER STEPHAN: *Ferdinand Rosner, Benediktiner von Ettal (1709-1778).* Leben und Werk. Kallmünz: Laßleben 1984. XII u. 172 S. 5 Abb. (Münchner Historische Studien. Abt. Bayerische Geschichte XII).

SCHALLER SPEPHAN: *Magnus Knipfelberger, Benediktiner von Ettal (1747-1825) und sein Oberammergauer Passionsspiel. St. Ottilien: EOS 1985. 200 S.* (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. 28. Ergänzungsband).

Für den Ettaler Pater Ferdinand Rosner (1709-1778), der ein vielgestaltiges und anspruchsvolles literarisches Werk hinterlassen hat, zeigte die Literaturwissenschaft bisher wenig Interesse. Gewiß, im Zusammenhang mit Oberammergau, dessen Passionsspiel er für 1750 erneuerte, wird sein Name oft genannt. Doch in den gängigen Literaturgeschichten fehlt er noch immer. Es ist also höchste Zeit, endlich die alten Vorurteile dem süddeutsch-katholischen Raum gegenüber, unter denen auch P. Ferdinand Rosner zu leiden hat, abzubauen. Rosner könnte dazu auch ein Ansatz, dafür auch ein Beginn sein, wie es das Jesuitentheater bereits ist und die Barockpredigt zu werden verspricht. Den Zugang zu Rosners Werk erschwert freilich die Tatsache, daß ein beachtlicher Teil seiner Dichtung lateinisch ist. Hier können in unserer Zeit nur Übersetzungen weiterhelfen. Viel Gewichtiges hat Rosner jedoch in seiner Muttersprache geschrieben; für diesen Teil fällt das eben genannte Hindernis weg. Aber abgesehen von einer mustergültigen Ausgabe von Rosners Oberammergauer Passionstext, die P. Stephan Schaller 1974 besorgt hat, fehlen Textausgaben, sind auch Rosners deutschsprachige Werke weder dem Leser noch dem Forscher zugänglich. – Pater Stephan Schaller hat nun eine Rosnermonographie vorgelegt, die die Beschäftigung mit diesem Dichter des 18. Jahrhunderts neu beleben könnte. Dabei dürfte es von Vorteil sein, daß diese Monographie in der renomierten Reihe „Münchner Historische Studien" erschienen ist. Bezeichnend freilich, daß dies in der Abteilung „Bayerische Geschichte" geschehen mußte; für die Literaturgeschichte in diesem Land müssen solche Möglichkeiten erst geschaffen werden.– Im Vorwort sagt der Autor, er wolle den „ganzen" Rosner vorstellen, den Mönch und Priester, den Lehrer und Dichter, kurzum den „Menschen" Rosner. Vier Kapitel sind deshalb seiner Biographie gewidmet: Abstammung und Familie bis hin zum Eintritt in die Ettaler Ritterakademie (Kap. 1); der erste lange Lebenabschnitt in Ettal bis zur Berufung nach Freising im Herbst 1759 (Kap. 2); seine Tätigkeit am fürstbischöflichen Lyzeum in Freising bis 1775 (Kap. 3); schließlich der kurze Lebensabend in Ettal, die letzten Arbeiten, Krankheit und Tod im 69. Lebenjahr (Kap. 4). Auf diesen 65 Seiten bietet der Autor weit mehr als bisher unbekanntes Material zur Lebensgeschichte Rosners, er malt gleichsam ein Bild der Zeit, weicht keiner Frage aus, unterband alle Aussagen mit

interessanten Belegen, so daß der Leser viel erfährt von den Lebensgewohnheiten jener Zeit, viel aus der internen Geschichte Ettals, aus dem Schulbetrieb und dem Theaterleben der klösterlichen Lehranstalten im 18. Jahrhundert; Besseres z.B. über die damalige Bühne im Freising wird kaum irgendwo zu finden sein. Es sind diese Seiten zugleich eine Kulturgeschichte von Rosners Zeit und Umwelt; eine imponierende Leistung! Dabei ist das Buch flüssig, ja geradezu elegant geschrieben und deshalb nicht nur spannend, sondern auch voll Genuß zu lesen. Seit Georg Westermayers Monographie über Jacob Balde (München 1868) hat kein Dichter Bayerns aus dem 17. und 18. Jahrhundert eine so detaillierte Lebensbeschreibung erhalten als Rosner mit diesem Buch.– Das letzte, umfangreiche und besonders wichtige Kapitel stellt Rosners Werke vor, die schon von Nadler erwähnten *Muscae* (bekannt also, aber nicht gekannt), das *Ettaler Mirakelbuch* von 1761, die Gedichte, Reden und Predigten, mit guten, vielversprechenden Beispielen, den großen Bereich der Schulspiele und schließlich die Gruppe der Volksschauspiele, in der auch Rosners bekanntestes und bedeutendstes Werk, die *Passio Nova*, ausführlich gewürdigt und mit Proben vorgestellt wird.– Wie schon gesagt, die Lektüre des Buches ist ein Vergnügen. Das Buch selbst aber hat Gewicht. Der Leser spürt bald, daß es sich hier nicht um eine rasch geschriebene Arbeit handelt, sondern um die reife Frucht einer fast lebenslangen Beschäftigung mit dem Thema. Obwohl mit Bedacht geschrieben, ausgewogen im Urteil, getragen von einem profunden Wissen und geprägt von Gelehrsamkeit, fehlt jede Schwerfälligkeit, jede Langeweile. Zur schriftstellerischen Eleganz tritt die souveräne Handhabe des Handwerklichen und die perfekte Beherrschung des Stoffes. Die Monographie für Pater Magnus Knipfelberger steht an Qualität der für Rosner kaum nach, wenn auch die Ergebnisse von anderer Qualität sind und das Buch auch andere Ziele verfolgt. Zwar beginnt der Autor wiederum Leben und Wirken Knipfelbergers in fünf kurzen Kapiteln (S. 9-25) darzustellen, aber Kern des Buches und sein besonderer Wert ist die kritische Edition von Knipfelbergers Oberammergauer Passionstext für die Aufführung von 1780 (S. 26-182). In einem dritten Teil liefert der Verfasser eine vorzügliche Werkanalyse (S. 184-199), in der er nicht zuletzt das „Eigene" dieses Textes herausarbeitet und das Fehlen jeder Judenfeindlichkeit betont; dieses Letztere nicht als herablassende Feststellung oder gar als stolze Rechtfertigung, sondern mehr als Trost für eine Gegenwart, die unter der Last der Verantwortung für die Verbrechen an den Juden immer noch schwer zu tragen hat. Es heißt bei Knipfelberger: „Die *Sünde* ist die Mörderin || Die ihn ans Kreuz geschlagen." Bezeichnend für Pater Stephans überlegene Art ist die Feststellung am Schluß des Bandes im abschließenden Satz: „Es war ein Glück, daß P. Magnus Knipfelberger sich nicht scheute, ein Epigone im positiven Sinn des Wortes zu sein. Was zu erreichen war, hat er erreicht."– Von Kleinigkeiten in der Textredaktion, (ob etwa offenkundige Druckfehler im Text stehen bleiben und die Verbesserung in die Anmerkung „verbannt" werden sollten) abgesehen, läßt der Band nur einen Wunsch offen, nämlich ein besseres, umfangreicheres Register, wie es den Rosner-Band auszeichnet.– Der Autor schreibt über Rosner (S. 67): „P. Ferdinand ... war ein ordnungsliebender, dem Müßiggang abholder Mensch." Wer wird beim Lesen diese Satzes nicht an den Autor selbst, an Pater Stephan erinnert? Vielleicht hat ihn überhaupt eine gewisse Affinität mit Rosner bewogen, sich immer neu mit diesem großen Ettaler Mönch und Dichter zu beschäftigen. Mit seiner Rosner-Monographie, trefflich ergänzt durch den Band über Magnus Knipfelberger, hat sich der Autor selbst ein Denkmal gesetzt. Es ist dies nicht zu viel gesagt. Und wenn wir P. Stephan im Spätherbst 1985 zu seinem 75 Geburtstag gratulieren, ihm danken für seine Arbeiten, gerade auch auf dem Gebiet des Theaters und der Literatur in Bayern, wenn wir für ihn den Segen Gottes erbitten für einen Lebensabend, der den Müßiggang nicht kennen wird, dann nicht ohne den dringenden Wunsch, P. Stephan möge noch eine Auslese aus Rosners Werk zum Druck befördern. Ein solcher Band würde ohne Zweifel zur köstlichen „Spätlese" im Lebenswerk von Pater Stephan gedeihen. Die hier anzuzeigenden Bände sind mehr als ein erster Vorgeschmack.

Nijmegen *Hans Pörnbacher*

ROMAN KRINNER OSB (1678–1738) *Autobiographie, nach dem Autogramm Clm 27 148 herausgegeben, übersetzt und mit Worterklärungen versehen von Mechthild Pörnbacher, Geistliche Literatur der Barockzeit, Band 9,* APA Holland University Press, Amsterdam & Maarsen 1984. (113 Seiten incl. 15 Seiten Abbildungen).

Im Gegensatz zu manchen anderen Orden (z.B. Karthäuser) sind die Benediktiner spätestens in der Neuzeit nicht nur theoretisch (Mauriner, Meichelbeck, bahnbrechende Professuren in Salzburg), sondern auch auf breiter praktischer Basis geschichtsbewußter geworden, insofern sie auch Biographien und Werkverzeichnisse einzelner Mönche, auch der „privaten" (ohne Klosterämter), geschätzt und aufbewahrt, ja sogar gesammelt haben. Abt Gregor Plaichshirn von Tegernsee (geb. 1685, Abt 1726-62) gab einem seiner Mönche den Auftrag, die Lebensläufe der Mönche, die unter ihm und seinen vier Vorgängern in Tegernsee gelebt haben, zu sammeln, um darzutun, auf welch vielfältige Weise die göttliche Vorsehung die einzelnen zum Ordensleben berufen habe. P. Romanus Krinner erledigte dies 1735 in einer Handschrift, die heute noch als Clm 27 148 erhalten ist und die er als „Florilegium" 1737 dem Abt überreichte. Diese über 500 Seiten umfassende Handschrift bildet nicht nur eine Fundgrube für die Geschichte des barocken Tegernsee, sondern birgt auf den Seiten 334-50 noch eine Kostbarkeit sondersgleichen, nämlich eine Autobiographie P. Krinners selbst. Sie bietet einen direkten und ungeschminkten Einblick in das Leben eines trotz aller Bescheidenheit nicht kritiklosen Mönches jener Zeit. Dabei beschränkt er sich nicht auf sein Leben nach dem Klostereintritt, sondern er berichtet auch von seinem Ausbildungsgang. Geboren in einem Vorort Münchens, besuchte und absolvierte er das von den Jesuiten geleitete kurfürstliche Gymnasium in München. Er verschweigt zwar, daß von den 171 Absolventen des Rhetorikkurses 1698 insgesamt 7 Benediktiner wurden und außer ihm ein weiterer Kandidat in Tegernsee eintrat, aber die Hartnäckigkeit, mit der er unter der verständnisvollen Beihilfe seiner Mutter den Eintritt in Tegernsee betrieb, ist sicher einmalig. Und die göttliche Vorsehung half ihm dabei.

Die kritische und doch gut lesbare Herausgabe und Übersetzung von Mechthild Pörnbacher paßt insofern genau in die von ihrem Vater Professor Dr. Hans Pörnbacher (Nijmegen) herausgegebene Reihe der Geistlichen Literatur der Barockzeit, als sie eine unmittelbare Quelle geistlichen Lebens, eine Mönchsbiographie, zugänglich macht. Daß mitunter in den Übersetzungshilfen des Guten eher zuviel als zuwenig getan wird, mag damit zusammenhängen, daß diese Ausgabe auch als Lektüre für die Oberklassen des Gymnasiums geeignet sein soll, wobei das Fortleben des Lateins als lebendiger Gelehrtensprache ins Gewicht fällt. Mitunter hätte die Übersetzung mutiger sein dürfen; z.B. könnte das *geminum vitae discrimen* der Totenrotel mit „zweifacher Lebensgefahr" übersetzt werden, statt mit dem farblosen *doppelte Entscheidung fürs Leben* (S. 75), zumal die glücklichen Umstände der Errettung aus der Vita selbst hervorgehen. Die glatte Lektüre wird leider dadurch etwas behindert, daß die Anmerkungen (vielleicht aus drucktechnischen Gründen) gesondert nach den einzelnen größeren Abschnitten nachgesehen werden müssen. Vielleicht wäre es auch nutzbringender gewesen, die allgemeinen Nachrichten über die damaligen Schulverhältnisse (die sich seither mehrfach gewandelt haben) und über klösterliche Redeweisen, wonach alle Mönche, die unter einem bestimmten Abt Profeß abgelegt haben, seine *„Creaturae"* genannt werden, in einem eigenen Abschnitt vorauszuschicken. Aber einige Kombinationsgabe darf auch bei jenen vorausgesetzt werden, die sich nicht in die Literatur des 18. Jahrhunderts eingelesen haben.

Ettal *Stephan Schaller OSB*

150 Jahre Volksschule St. Walburg

Im Gedenkjahr von König Ludwig I. erschien diese Festschrift 1836-1986. Im Geleitwort berichtet Frau Äbtissin M. Franziska OSB aus dem Mund der Schülerschar und zugleich aus dem Bewußtsein dieses Gedenkjahres: „Dann müßte unsere Schule ja eigentlich ‚König-Ludwig-Schule' heißen". Erfüllt von Freude über das „Dienen-dürfen am Kind" sieht sie ihre wertvollen Jahre aus der Sicht der Lehrerin. Grußworte des Ober-

bürgermeisters Kärtner, des Schulamtsdirektors Loch und der Rektorin Maria Alberta Schlosser OSB umreißen die Schulgeschichte von 150 Jahren in St. Walburg.
In zahlreichen Beiträgen ist zunächst erfaßt: „Die Wiedererrichtung des Klosters St. Walburg und die Gründung der Volksschule St. Walburg" sowie die Wiedergabe wesentlicher Dokumente und einer Reihe noch erhaltener Bilder. Der Beitrag: „Die Schule zur Zeit des Nationalsozialismus – Klosterfrauen dürfen nicht mehr unterrichten" (ab 1. Januar 1937) berichtet über diese harte „Nazi-Zeit" und wie am 1. Oktober 1945 wieder begonnen werden konnte. In die folgenden Jahre gehört auch jenes Kapital: „Schulspeisung und Schuhzuteilung". Ein ausführlicher Teil ist: „Die Baugeschichte unserer Schule", vor allem in den Jahren 1890-1910/11 – 1928 – dann 1964–1981. Weitere Berichte folgen: „Vom Kinderlied zum Kunstwerk – ein Einblick in das Musikleben unserer Schule", Sportunterricht, Textilarbeit/Werken und Hauswirtschaft. Ein besonderes Kapitel umreißt die „Gastarbeiterkinder an unserer Schule"; ferner: „Einführung der Koedukation an der Volksschule St. Walburg".
Aus diesen 150 Jahren wird auch in Zukunft der Dienst der großen Glaubensbotin St. Walburg in dieser Abtei, in Stadt und Land „nahe sein fürbittend für Eltern, Kinder und Lehrer". Eine stattliche Festschrift mit 108 Seiten.

Ottobeuren *Aegidius Kolb OSB*

FRIEDRICH OSWALD UND WILHELM STÖRMER: *Die Abtei Amorbach im Odenwald — Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Klosters und seines Herrschaftsgebietes.* 484 S., 83 Abb. auf Tafeln, viele Abb. im Text, Sigmaringen 1984.
Die Aspekte, unter denen Geschichte und Entwicklung eines so komplexen Gebildes wie das eines großen und bedeutenden Klosters gesehen werden müssen, haben sich gegenüber den Sichtweisen, wie sie etwa dem 19. Jahrhundert zur Verfügung standen, in den letzten Jahrzehnten wesentlich vermehrt. So dürfte es auch immer schwieriger werden, solch eine Geschichte durchlaufend monographisch darzustellen, und das durch einen einzigen Autor. So war es in letzter Zeit mehrfach der Fall, daß zu allfälligen Jubiläen umfängliche Bände mit Aufsätzen verschiedener Autoren vorgelegt wurden, die der benannten Komplexität gerecht zu werden versuchten. Dieser Weg wurde auch für die ehemalige Benediktinerabtei Amorbach beschritten, heute im Eigentum der Fürsten von Leiningen, die 1984 ihr 1250-jähriges Jubiläum feiern konnte. Unter der Herausgeberschaft des Münchner Historikers W. Störmer und des Fürstl. Leiningenschen Archivars F. Oswald wurde von der Stadt Amorbach ein nahezu fünfhundert Seiten starker Band vorgelegt, dessen Aufmachung und Gestaltung nur als mustergültig bezeichnet werden können. Bei dem benannten Umfang kann dieser Band hier nur angezeigt, in seiner Vielfalt aber nicht besprochen werden. 22 Beiträge von zum Teil namhaften Autoren tragen zu dieser Vielfalt bei. Werden sicher einige Phasen der Klostergeschichte speziell ins Auge gefaßt wie die Frühneuzeit (D. Schmid) und Reformationszeit (H. Neumaier), dazu die letzten Jahre vor der Aufhebung (R. Krebs), so liegt der wesentliche Akzent bei der großzügigen Ausbreitung von Gesichtspunkten, die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte (W. Matzat, A. Schäfer, W. O. Keller, H. Burkhardt), die Volkskunde (H. Dünninger) zu Wort kommen lassen. Die Kunstgeschichte nimmt mit sechs Beiträgen zu den beiden Hauptphasen Romanik und Barock einen breiten Raum ein (R. F. Gorenflo, F. Arens, G. Güterbock, B. Schütz, J. Julier). Auch auf das Archiv (L. Scherg) und die Bibliothek (F. Kaiser) wird eingegangen. Der Jubiläumsaspekt wird in einer früheren Verwirklichung (1732/36) deutlich gemacht (E. J. Gripl). W. Störmer stellt leitmotivisch einen Aufsatz über die kulturelle und politische Bedeutung Amorbachs im Frühmittelalter an den Anfang.
So ist es nicht erstaunlich, daß das Register vierzehn Seiten ergibt. 83 Abbildungen, zum großen Teil farbig, ergänzen das Geschilderte. Anspruch und Differenziertheit eines solchen Bandes werden es freilich dazu kommen lassen, daß der Fachmann und der speziell interessierte Laie nach ihm greift. Auf wie viele Weisen ein Organismus wie die einst so bedeutende Abtei Amorbach begriffen werden muß, das führt dieser Band vorbildlich vor Augen.

Ettal *Laurentius Koch OSB*

Die von der Abtei Münsterschwarzach im Vier-Türme-Verlag herausgegebenen *„Münsterschwarzacher Studien"*, Reihe theologischer und geisteswissenschaftlicher Untersuchungen stellen als Neuerscheinungen vor:

Band 37: BÖCKMANN, Aquinata. *Perspektiven der Regula Benedicti.* Ein Kommentar zum Prolog und den Kapitel 53, 58, 72, 73

In diesem Werk werden jene Kapitel der Benediktsregel kommentiert, die in besonderer Weise zum Geist des Ganzen hinführen. Dabei kommt nicht nur die Fülle der Tradition zu Wort – der Akzent liegt auch auf der konkreten Erschließung für das heutige benediktische Leben. In der Praxis lehrender Vermittlung stehend, bietet die Autorin einen Kommentar, der an intensiver Aufarbeitung der bisherigen Forschungsergebnisse sowie einer spirituellen Eindringlichkeit alle einschlägige Literatur überbietet. Wer auch nur kurz einmal das Buch in die Hand nimmt, wird zustimmen, daß damit nicht zuviel gesagt ist, gerade was den deutschen Sprachraum betrifft. Für ein tieferes Verstehen von Geist und Buchstabe der Benediktusregel erscheint uns das Studium dieses Kommentars unerläßlich.

Band 38: SCHELL, Karl-Heinz, *Gemeinschaft für die Welt.* Gründung, Theorie und Lebenspraxis amerikanischer Klöster benediktinischer Tradition

Der Zusammenhang von Kontemplation und sozialem Engagement beschäftigte in besonderer Weise den Verfasser während seines Theologiestudiums in den USA. Auf der Suche nach einer Antwort bereiste er dort 1980 zwölf Benediktiner- und Cisterzienserklöster. Das Ergebnis seines Fragens gibt er in diesem Buch wieder – gründlich und spannend zugleich. Die Geschichte und die gegenwärtige Situation dieser Klöster legen ein beredtes Zeugnis ab vom Ringen um eine Synthese beider Forderungen. Wer um ihre polare Spannung weiß (und auch persönlich durchzuhalten hat), wird die Erfahrungen des Autors, der evangelischer Vikar in Michelstadt/Odenwald ist, mit Gewinn lesen und schätzen lernen.

Münsterschwarzach *Pirmin Hugger OSB*

STIFT GÖTTWEIG: *Graphisches Kabinett 1986, Jahresausstellung „Das geistliche Porträt", eine typengeschichtliche Bestandsaufnahme aus der Göttweiger Sammlung. 35. Jahresausstellung 1986, 27. Mai – 28. Oktober 1986.* Katalog von Kustos P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, 166 Seiten, 169 Abbildungen in Schwarzweiß, 206 Katalognummern, öS 120,–.

Unter diesem Thema beginnt in Göttweig die Aufarbeitung des umfassenden Porträtbestandes des Graphischen Kabinetts. Die Ausstellung beinhaltet fast durchgehend Porträts von Geistlichen der röm.-kath. Kirche, angefangen beim Gelehrten und geistlichen Schriftsteller über den Prälatenstand mit Betonung auf Äbten und Pröpsten, Diözesanbischöfen und Kardinälen bis hin zu einer beschränkten Auswahl an Papstporträts in ihren häufigsten Typenvarianten. Die Zeitspanne umfaßt das 16. bis 19. Jahrhundert.
Infolge der Bevorzugung einer typengeschichtlichen Präsentation sollte keine geschlossene Äbte- oder Bischofsliste einer Abtei oder Diözese vorgestellt werden, obwohl dies vom Materialfundus her in einigen Fällen sogar möglich gewesen wäre. An Dichte ragen die Diözesen Mainz, Würzburg und Bamberg mit Hervorhebung der Fürstbischöfe derer von Schönborn heraus, sodann folgen die Diözesen Salzburg und Passau. In solcher Häufung wird das Porträt nicht selten zur Propaganda und Selbstdarstellung historischer oder genealogischer Potenz. Durch Hereinnahme narrativer, emblematischer, heraldischer, topographischer und vedutenhafter Elemente wird es historisch verankert und zur allegorischen Predigt. Vorherrschend ist das Porträtmedaillon, weniger häufig das gebaute Rahmenporträt nach Art eines Tafelbildes, seltener noch das Epitaphmotiv und auffallend selten das Ganzporträt. Fallweise dominiert die Vedute, dies besonders bei den Augustinerchorherren. Das Porträt des geistlichen Wissenschaftlers

bevorzugt das Interieur eines „Gehäuses" mit Utensilien diverser Wissenschaftssparten oder eigener Oeuvreaufzählung. Bei Päpsten werden gern kirchenpolitische Großtaten von historischer Relevanz um das zeitgenössische Porträt gruppiert. Nicht selten kann auch das Rahmenumfeld bei wechselnden Porträtdarstellungen mehrfach Verwendung finden.

Die Göttweiger Graphiken weisen in manchen Fällen Beschneidungen der Formate auf, so daß fehlende Stecher- und Inventorangaben eine eindeutige Zuweisung verhindern können. Somit ist nicht immer die mögliche Zugehörigkeit zu einer Porträtsequenz ersichtlich, wie dies bei französischen Porträtkompendien oftmals schon auf den ersten Blick erkennbar ist. Umso mehr Bedeutung erhält im Ausstellungskatalog die alphabetische Auflistung bedeutender Serien von geistlichen Porträts, nach Stechern sortiert. Mit 55 Posten ist ihre Anzahl außergewöhnlich, jedoch noch nicht vollständig. So fehlt z.B. das „Atrium Heroicum" von Dominicus Custos, Augsburg 1600, in mehreren Teilen ab 1597 erschienen. Darin finden sich die Porträts von Wolfgang Theoderich von Raitenau (Nr. 101) aus Salzburg (Blatt P/1), von Wolfgang von Dalberg (Nr. 117) aus Mainz (Blatt L/1) und Georg Kardinal Radziwill (Nr. 162) von Krakau (Blatt R/1). Weiters unerwähnt blieb die Stichfolge „Illustrissimum Hungariae Heroum Icones" von Elias Widemann (1634 – 66 tätig), Wien 1652, mit dem Erlauer Bischof Benedict Kisdy (Kat. Nr. 159), Editor eines bedeutenden katholisch-gegenreformatorischen Gesangbuches von 1651. Paschalis II. von Aragon, Erzbischof von Toledo (Kat. Nr. 178) entstammt dem II. Band von Galeazzo Gualdo Priorato, Historia di Leopoldo Cesare, Wien 1670 und Phillip Christoph von Soethern, Fürsterzbischof von Trier, entstammt den „Annales Ferdinandeorum" (Leipzig 1721) von Khevenhiller, Bd. XIII der Conterfet Kupfferstich (S. 208/09). Einige ikonographische Irrtümer seien korrigiert: bei Kat. Nr. 163 handelt es sich eindeutig um Erzbischof Emerich Esterházy von Gran (1663 – 1745), Nr. 45 ist kein Geistlicher; Beverningk (1614 – 1690) war Diplomat der Generalstaaten und Kalvinist. Weiters ist Nr. 46 Matthew Poole (1624 – 1679) ein anglikanischer Geistlicher. Die unidentifizierte Kat. Nr. 47 läßt sich als Candidus Pfiffer (1684 – 1718), Abt von Baumgartenberg, identifizieren; der Stich erschien 1706 anläßlich seines 50jährigen Priesterjubiläums. Anhand des Dizionario biografico degli Italiani IV (Roma 1962) läßt sich auch Niccolò de Ardinghellis (1503 – 1547) als Bischof von Fossombrone (1541 – 47) nachweisen; er war päpstlicher Gesandter am französischen Hof und wurde von Paul III. 1544 zum Kardinal kreiert, sein Grab ist in S. Maria sopra Minerva; ihm folgte sein Bruder Aloysius Ardinghellis (gest. 1569) als Bischof.

Auch hinsichtlich der Stecherangaben lassen sich aus Stichvergleichen noch gezieltere Angaben machen: Nr. 206 ist eindeutig von Johann Esaias Nilson (1721 – 88), Augsburg (Schuster 340), gestochen. Für Kat. Nr. 21 ist Gottfried Rogg (1669 – 1742) aus Augsburg zu benennen, für Nr. 161 Petrus Schenck aus Amsterdam. Kat. Nr. 40 ist Frontispiz aus Claudius de la Colombière S. J., Auserlesene Sinn- und geistreiche Predigten, Nürnberg 1741. Die Kat. Nummern 12 – 15 entstammen sämtlich dem Werk Michael Kuens (Ulm 1765), Collectio Scriptorum Rerum Historico-Monastico-Ecclesiasticarum, doch ist bis heute ihre Übernahme aus einem früheren Kompendium ungeklärt. Im Literaturverzeichnis ist Felder K.-Waitzenegger auf 3 Bände zu ergänzen (1817, 1820, 1822); Steichele erschien bis 1940 in 10 Bänden, jedoch ohne Band 1, und die Bayerische Klosterheraldik stammt von Eduard Zimmermann; N. Backmunds Monasticon Praemonstratense erscheint in 2. verbesserter Auflage ab 1983 in Berlin. Zum vorhandenen Ortsregister hätte sich der Katalogbenützer gerne auch ein Personenregister gewünscht.

Gerade solche Details und Unvollkommenheiten zeigen den momentanen Stand der Forschung auf dem Gebiet barocker Porträts, sie belegen die Rckständigkeit der Porträtikonographie auf kirchlichem Sektor gegenüber dem Herrscher- und Fürstenporträt. Bis heute gibt es für Österreich keine befriedigende Aufstellung vorhandener Äbte- und Pröpstereihen aus den einzelnen Klöstern und Stiften, geschweige denn eine österreichische Klosterheraldik. Nur wenige Abteien – wie beispielsweise die Schotten zu Wien – wagten hier einen Alleingang. Anhand der Massierung von 206 Exponaten dieser Ausstellung fällt auf, daß bei den Bischöfen der Barockzeit die Darstellung der indi-

viduellen Persönlichkeiten hinter dem Repräsentationsbild zurückbleibt. Manche Porträts erwecken in ihrer stereotypen Art geradezu den Anschein von Wechselbildern in alternierenden Rahmen. Im Prälatenstand der Äbte und Pröpste hingegen herrscht deutlich individuelle Typisierung mit dominierenden Charakterköpfen vor, was eine „Hierarchia monastica in effigies" umso spürbarer vermissen läßt. Auffallend ist, daß normalerweise von jedem Prälaten in seinem Konvent wenigstens ein Tafelbild existiert, nicht immer aber der Weg zur promulgierenden Druckgraphik führte. So lenkt auch heuer die Göttweiger Graphikausstellung das allgemeine Interesse auf ein weitgehend unerforschtes Neuland am graphischen Sektor und mit Spannung kann das Thema für 1987 erwartet werden: das Künstlerporträt in der Druckgraphik.

Ottobeuren *Aegidius Kolb OSB*

REINHARD HÄRTEL: *Die älteren Urkunden des Klosters Moggio (bis 1250)*, in: Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abteilung: Quellen, 6. Reihe: Vorarbeiten zu einem Urkundenbuch des Patriarchats Aquileia, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1985, 158 Seiten, 3 Tafeln, Quart, broschiert. öS 280,–

Im Zusammenhang mit der seit 1979 geplanten Edition eines Urkundenbuches zur Geschichte der Patriarchen und des Patriarchats von Aquileia am Forschungsinstitut für Historische Grundwissenschaften an der Universität Graz unter Prof. Dr. Friedrich Hausmann erfolgte die vorliegende Vorauspublikation des Urkundenbestandes des kleinen Benediktinerklosters Moggio über der Fella nördlich von Venzone. Obwohl an einer Verkehrsschlagader gelegen, nämlich an der Straße durch den Ferrokanal, erlangte das Kloster kaum überregionale Bedeutung. Ein erstes Verdienst des Autors liegt bereits darin, die sehr weit verstreuten Urkunden dieses Klosters zusammengetragen zu haben, insgesamt 86 und zudem 6 Weihenotizen, wobei die Inedita im Volltext erscheinen, die übrigen in Regestenform. Diese Zahl kann jedoch noch nicht als endgültig angenommen werden, weil die nach der Erdbebenkatastrophe von 1976 geborgenen Archivbestände in Pontebba noch nicht vollends gesichtet sind. Die vorliegende Einzelausgabe ist Habilitationsschrift und bewußt als Vorpublikation des mehrbändigen Urkundenbuches gedacht. Sie kommt somit der einschlägigen Forschung um ein Erhebliches früher zugute. Die endgültige Gesamtausgabe kann dann auf überlieferungsgeschichtliche und urkundenkritische Erörterungen verzichten. Als zeitliches Limit wurde einschränkend 1250, das Todesjahr Kaiser Friedrichs II. und das Ende des deutschen Patriarchates zu Aquileia gewählt, obwohl die Materialsammlung bis 1365 angelegt ist. Bereits um 1400 endet auch die Geschichte der Abtei Moggio, als Kommende war sie dann etwas bedeutender; ein Kommendatarabt war z.B. auch der hl. Karl Borromäus gewesen. 1776 wurde auch die Kommende aufgehoben, 1778 kamen die Gebäude zur Versteigerung. Die Kunstschätze sind bis heute in amerikanischen Museen verstreut, die Kodices gelangten zum Teil nach London in die British Library. Ein desolates Archivinventar aus dem beginnenden 14. Jahrhundert läßt noch teilweise den Urkundenbestand rekonstruieren. Die Gründungsurkunden sind heute als Fälschungen entlarvt, danach soll 1084/85 ein Graf Kazelin dem Patriarchen Friedrich von Aquileia mehrere Besitzungen für eine Klostergründung übergeben haben, die Einweihung Moggios kann frühestens 1118 erfolgt sein. Die Besiedlungsmönche dürften wohl aus Süddeutschland gekommen sein und gehörten der Hirsauer Reform an. St. Gallen wird heute zu Recht als Mutterkloster ausgeschlossen, die Patrozinien der Altäre reichen zur Begründung einer St. Gallener Provenienz nicht aus. 1238 ist für das Kloster eine einschneidende Brandkatastrophe bezeugt, 1251 eine unbarmherzige Plünderung.

Ein Erörterungsteil des Bandes behandelt ausführlich die Überlieferungsverhältnisse des Urkundenmaterials und versucht auch eine ungefähre Berechnung der Urkundenverluste. Dazu wurde ein Klosterarchivinventar herangezogen, das 1718 durch Giuseppe Bini anläßlich der Erstellung einer genauen Äbteliste angelegt worden war.

Umfassend dargelegt und vor dem Hintergrund der unterschiedlich beurteilten Angaben zur Klostergründung gesehen, erhält die Echtheitsprüfung der Stiftungsurkunde besondere Gewichtung. Schlußendlich muß eine spätere Kompilierung der Stiftungsurkunde angenommen werden. Als Datenzeitraum ergeben sich die Jahre 1149 und 1184, keinesfalls erfolgte die Ausstellung vor 1136. Ebenso Fälschung ist auch das Testament des Grafen Kazelin aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, es lassen sich mehrfach aktualisierende „Verbesserungen" erkennen. Im Konnex mit benachbarten Klöstern ist sicherlich auch die Frage nach einer Schreibtradition in Moggio wesentlich. Unter Einbeziehung der alten Kodices dieses Konvents kam bereits Casarsa (Udine 1968) auf Grund der Vielfalt der Schriften zu dem Ergebnis, daß Moggio kein wirkliches Skriptorium besessen haben kann. Das Kloster lag in der Grenzregion des Verbreitungsgebietes der Siegelurkunde im Norden und des Notariatsinstrumentes im Süden. Beide Elemente finden sich in Moggio. Im Gesamtbild ergibt sich, daß in dem zunächst von süddeutschen Mönchen besiedelten Kloster die Tradition der Siegelurkunde nicht zum Abreißen kam – dies die internationalen Urkunden betreffend. Für die romanische Nachbarschaft bevorzugte man die heimische Gepflogenheit des Notariatsinstruments. Es ist erfreulich, daß in diesem für die Reichs- wie auch für die österreichische Geschichte so bedeutenden Raum nach nahezu 100 Jahren wieder systematische Quellenforschung betrieben wurde, die nun zur Einsicht vorliegt. Wohltuend sind die diversen Zusammenfassungen am jeweiligen Kapitelende, Quintessenzen weitausholender Erörterungen; ebenso positiv das ausführlich-übersichtliche Register auf der Basis elektronischer Datenverarbeitung als Vorgeschmack auf ein ständig mitwachsendes und umfassendes Gesamtregister für das ganze Urkundenbuch dieser Region in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft.

Göttweig *Gregor M. Lechner OSB*

ANNELIESE STOKLASKA; *Zur Entstehung der ältesten Wiener Frauenklöster, Dissertationen der Universität Wien 175, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Wien 1986.* 172 Seiten mit 58 Seiten Anhang und 1 Faltplan, öS. 231,-.

Die vorliegende Wiener Dissertation bei Prof. Dr. Erich Zöllner wurde im Oktober 1984 approbiert und behandelt eines der schwierigsten Kapitel früherer Wiener Stadt- und Kirchengeschichte, die Frauenklöster von St. Laurenz, St. Klara, St. Theobald, St. Maria Magdalena vor dem Schottentor, St. Hieronymus, St. Jakob auf der Hülben, St. Niklas vor dem Stubentor und St. Agnes zur Himmelpforte. Keines dieser Klöster, die bewußt als Entsprechung zu den Männerklöstern entstanden sind, hat die Wirren der Geschichte, im besonderen die Türkenkriege überlebt, und im endenden 18. Jahrhundert hob Josef II. schließlich mit St. Jakob, St. Laurenz und dem Himmelpfortkloster noch den Restbestand auf.
Obgleich für die Wiener Stadtgeschichte von Bedeutung, ist für alle diese Klöster die zukommende Würdigung unterblieben, die Quellenlage ist überdies alles andere als ermutigend. Monographien wie z.B. die Th. Wiedemanns über St. Maria Magdalena und St. Laurenz stammen mit den Editionsjahren 1896 bzw. 1883 noch aus dem letzten Jahrhundert und verfolgen eine gänzlich andere Intention.
Stoklaska beginnt mit einem soziologischen Einstieg, nämlich mit der Frage nach dem Ansehen der Nonne und ihrer Stellung als Frau im mittelalterlichen Kloster. Das Klosterleben als Berufung (1.3.1) oder als Karriere (1.3.2) wird durchleuchtet. Wichtig ist der Autorin der Themenbereich „manipulierte" Klosterfrau (1.4) und sie hinterfragt die Einstufung: Kloster als „Gefängnis" (1.4.1) oder als „Versorgungsanstalt" (1.4.2). A. Stoklaska befaßt sich damit, inwieweit die „neue" Religiosität und die „Vita apostolica" bei den Wiener Frauenklöstern zum Tragen kommen. Ein wichtiger Abschnitt ist der mittelalterlichen Klostertopographie in Wien und den verschiedenen Motivationen der einzelnen Klöster gewidmet. Drei Richtungen sind besonders ausgeprägt: eine politisch-dynastische (St. Laurenz, Klara und Theobald), eine sozial-caritative (St. Maria Magda-

lena, Hieronymus) und eine religiös-emanzipatorische (St. Jakob, Niklas und Agnes). Aufgrund glücklicher Quellenlage kommt in der vorliegenden Arbeit den Klöstern St. Maria Magdalena, St. Hieronymus und St. Theobald eine Schlüsselstellung zu. Im Urkundenmaterial dominieren eindeutig besitzgeschichtliche und wirtschaftliche Belange, die mit der Wiener Stadtgeschichte in engem Zusammenhang stehen. Das spirituelle Material, wie etwa in den alemannischen Frauenklöstern, wird kaum beachtet. Auffallend für Wien ist, daß z.B. die Magdalenerinnen, die Nonnen von St. Theobald und von St. Hieronymus sehr bald ihre ursprünglich angestrebte Bußgesinnung aufgaben und sich daraufhin des Zustromes aus der bürgerlichen Oberschicht und aus den Adelskreisen erfreuen konnten. Zu den zahlreichen Testamentsbestimmungen zugunsten dieser Nonnen tauchen wiederholt wohlhabende Ratsherren- und Handwerkerfamilien auf, die wesentlich zum „Wohlstand" dieser Klöster beitrugen. Von Wichtigkeit ist ferner der häufige Ordensregelwechsel einzelner Klöster. So wurden die Reuerinnen von St. Maria Magdalena zuerst Zisterzienserinnen, dann Augustiner Chorfrauen; die Dominikanerinnen von St. Laurenz wurden ebenfalls Augustiner Chorfrauen, was bei ihnen eher verständlich ist, da die Augustiner-Regel als Grundlage des Dominikanerordens fungiert. Ausschlaggebend für derartige Regelwechsel dürfte das mehr oder weniger feste Verhältnis zu einem der übergeordneten Männerklöster gewesen sein, obwohl laut Überlieferung kaum ein nennenswert andauernder und enger Bezug der Nonnenklöster zu den Wiener Männerabteien erkennbar ist. St. Stephan mit seiner Pfarrei ist zu dominant gewesen. Lediglich die Stifte Klosterneuburg, Heiligenkreuz und auch Geras sind in der Einflußnahme auf Wien von Relevanz.
Die Position der Frau in kirchlicher und öffentlicher Sicht darzulegen ist deshalb ein erschwertes Unterfangen, weil die Quellenlage über die „Frau im Mittelalter" vornehmlich im deutschsprachigen Raum äußerst ungünstig ist. Dies wettzumachen, greift Stoklaska auf Arbeiten im angelsächsischen Bereich zurück, wo jedoch nur die „Oberschicht" mit überragenden Frauengestalten erfaßt ist. Für Wien kennen wir in der Mystikerin Agnes Blannbekin bloß eine dieser „Prominenten" etwas näher. So müssen für Wien soziologische Analogieschlüsse eher Hypothesen bleiben, weil die einfache, regeltreue Nonne nur in den seltensten Fällen historisch relevant wird und durch den gleichförmigen Klosteralltag fern der Öffentlichkeit in Gebet und Arbeit Gott, aber nicht der Welt zu gefallen strebt.

Göttweig *Gregor M. Lechner OSB*

HEINRICH ALOIS MAYER O. Cist.:
Die Urkunden des Neuklosters zu Wiener Neustadt, in: Fontes Rerum Austriacarum, II. Abteilung: Diplomataria et Acta 86. Band. Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien 1986, 266 Seiten broschiert, öS. 490,–.

Die vorliegende Arbeit über Urkunden in Regestenform vom Neukloster in Wiener Neustadt ist das Ergebnis eines Forscherlebens. Dem gebürtigen Wiener Neustädter P. Heinrich Alois Mayer war das Archiv des Neuklosters ein besonderes Anliegen. Ihm ist auch die langwierige Ordnungsarbeit des seit 23. 4. 1944 bombengeschädigten Archives zu danken, das sich heute im Stift Heiligenkreuz befindet, wo Heinrich als Nachfolger von P. Alberich Rabensteiner wirkt. Eine Frucht dieser Arbeit sind die vorliegenden 496 Regesten vom Jahre 1442 bis 1881. Bis 392 reichen die Regesten, die in unmittelbarem Bezug zum Neukloster stehen, der Rest stammt von Urkunden, die zwar nicht direkt das Neukloster betreffen, jedoch im Archiv dieses Klosters tradiert wurden; sie reichen von 1267–1725.
Der späte Urkundennachweis liegt in der erst im Jahre 1444 erfolgten Klostergründung als Zisterzienserstift zur hll. Dreifaltigkeit durch König Friedrich IV., ab 1452 Kaiser Friedrich III. Damals waren solche Gründungen schon sehr selten geworden. Leopold Janauschek führt das Neukloster unter Nr. 723 von 742 Klöstern in seinem „Originum Cisterciensium (I, Wien 1877)" an. Die Gründung entstammt ausschließlich königlichem

Willen, der sie auch zur Grablege für seine Familie bestimmte. Es fanden aber nur seine Gemahlin Kaiserin Eleonore (1467) mit zwei Kindern vor dem Neustädter Altar ihr Begräbnis. Der Kaiser selbst verstarb 1493 in Linz und erhielt sein Begräbnis in der Wiener Stephanskirche, wo sein Grabmal heute als Pendant zum Wiener Neustädter Altarretabel von 1446 fungiert. Die Zisterzienser verdrängten in Wiener Neustadt die Dominikaner zur hll. Dreifaltigkeit, letztere siedelten ins Dominikanerinnenkloster St. Peter an der Sperr beim Ungartor über und verdrängten damit die Dominikanerinnen, die auf benachbarte Klöster aufgeteilt wurden. Dieses Auf und Ab der Gründungsgeschichte spiegeln die Urkunden lebendig wider. Daß der Kaiser sein Kloster standesgemäß ausstattete, zeigte nicht nur die Beistellung seines Baumeisters Peter Puscia, der das desolate Dominikanerkloster für die Mönche aus Stift Rein adaptieren mußte, sondern ist auch aus der Verleihung eines eigenen Wappens von 1446 zu ersehen. Beleg für die kaiserliche Gunst ist insbesondere das reiche Inventar des Abtes Hermann von Rein (Nr. 37) von 1446, an den berühmten Abt Gotfrid von Otterstat, dem ehemaligen Cellerar des Klosters von Maulbronn übergeben. Gotfrid gilt als bedeutendster Abt des mittelalterlichen Neuklosters. Schade, daß in der Liste mit den 38 Äbten des Neuklosters nicht auch ihre Herkunft verzeichnet ist, denn nur 6 Äbte entstammten dem eigenen Kloster, 7 waren aus dem Mutterkonvent Rein und 4 aus Heiligenkreuz; je einer wurde aus Neuburg/Steiermark, Sittich in Krain, Lützel im Elsaß, Maulbronn, Bebenhausen und Pilis/Ungarn postuliert. Nur wenige Äbte des Neuklosters starben in ihrem Amte, viele resignierten oder wurden an andere Klöster berufen.

Diese Tatsache spiegelt jedoch die innere Not genannter Stiftung wider, denn im 16. und 17. Jahrhundert folgten – durch Reformation und Türkengefahr bedingt – schwere Heimsuchungen, die 1668 im Verlust des Großteils der ursprünglichen Besitzungen gipfelten. Erst unter Abt Stübicher (1746 – 1775) folgte nochmals eine kurze zweite Blütezeit, die durch rege künstlerische Tätigkeit markiert ist, durch Maler wie Martino Altomonte, Paul Troger, Francesco Solimena, Michelangelo Unterberger, Anton Schoonjans und Johann Bergl. Doch schon der Nachfolger – Abt Stingel (1775 – 1801) bekam den Geist der Aufklärung und die josefinische Kirchenpolitik zu spüren. Die neuen Aufgaben mit der Wiedererrichtung eines Gymnasiums unter Kaiser Franz II. (1804) mußten das Neukloster überfordern, was schließlich zur Vereinigung mit Heiligenkreuz im Jahre 1880 führte. Heiligenkreuz übernahm die dem Neukloster inkorporierten Pfarren, alle Vermögenswerte an Wertpapieren, Grund und Boden und die nicht geringen Kunstsammlungen, zudem aber auch die Lasten und Verpflichtungen des Neuklosters. Seitdem führt der Abt den Titel eines Abtes der vereinigten Stifte Heiligenkreuz und Neukloster in Wiener Neustadt.

Die vorliegende Regestenedition des Archives des Neuklosters in Heiligenkreuz nach dem Vorbild der Urkundenedition des Stiftes Lilienfeld (Gerhard Winner, 1974) ist ein grundlegender Beitrag zur überregionalen Bedeutung des Neuklosters und seiner Geschichte. Sicherlich wäre der Benützer noch für einige Tafelabbildungen von Stiftssiegeln dankbar gewesen, wie sie seinerzeit in der niederösterreichischen Landesausstellung des Jahres 1979 unter dem Titel: Die Zeit der frühen Habsburger in Wiener Neustadt zu sehen waren.

Göttweig *Gregor M. Lechner OSB*

Benedictina Sangallensia

I

Stiftsbibliothekar Peter Ochsenbein von St. Gallen führt seit 1981 in glücklicher Weise weiter, was sein Vorgänger Johannes Duft durch die Jahre seiner Wirksamkeit (1947–1981) mit viel Hingabe und Kenntnis pflegte: in jährlich zweimal wechselnden Ausstellungen (Frühling und Herbst) thematisch ausgewählte Handschriften und wertvolle Drucke im Rokokosaal der Stiftsbibliothek aufzulegen. Für jede Ausstellung liegt jeweils ein eigener Führer auf.

1. *Die Bibel in der Stiftsbibliothek.* Manuskripte des 5. bis 15. Jahrhunderts, Druckwerke des 15. bis 18. Jahrhunderts. (Sommerausstellung 1981). Konzept und Führer stammen von Johannes Duft. Das Thema gibt Gelegenheit, ausgesuchte Zimelien der Stiftsbibliothek vorzulegen. Namentlich erwähnt seien: Alkuin-Bibel (das älteste vollständig erhaltene Exemplar, schon im 9. Jh. in St. Gallen nachweisbar); die älteste Handschrift der Vulgata-Version der Evangelien (5. Jh.); Codex Delta: griechisch-lateinisches Evangeliarium (9. Jh.); ein irisches Evangeliarium (8. Jh.); Folchart-Psalter und Psalterium aureum (beide im 9. Jh. in St. Gallen geschrieben); Evangelium longum des St. Galler Mönchs Sintram (9. Jh.) im Elfenbein-Diptychon mit den Schnitzereien des Mönchs Tuotilo (850–c. 913). Harmonisch fügen sich die St. Galler Vergil-Fragmente (5. Jh.) ein: lernten doch die alten Mönche das Tragende der pietas vom römischen Dichter, einer der geistigen Väter ihres geistigen Lebens. Sinnvoll liegt auch der berühmte Codex 914 mit der regula S. Benedicti in einer der Vitrinen. J.D. betont eindrücklich die entscheidende Bedeutung des hl. Benedikt für das Lesen (und Schreiben) der Heiligen Schrift bei den Mönchen. Interesse weckt auch der karolingische Bibliothekskatalog (9. Jh.) von St. Gallen mit seinen 400 angeführten Titeln, die zum größten Teil noch in St. Gallen vorhanden sind. – Diese wenigen Namen in Vertretung zur selten instruktiven und packenden Ausstellung geben a. Stiftsbibliothekar Johannes Duft Gelegenheit, in gedrängter Kürze aus seinem reichen und profunden Wissen den (bebilderten) Ausstellungskatalog zu schreiben, der eine erste und sichere Handreichung zu den Schätzen der St. Galler Stiftsbibliothek anbietet.

2. *Der Bodensee in Handschriften und Drucken.* Sommer 1982. Die 4. überarbeitete Auflage der von Johannes Duft geschriebenen Monographie „Der Bodensee in St. Galler Handschriften. Texte und Miniaturen aus der Stiftsbibliothek Sankt Gallen" (Sigmaringen 1982) veranlaßt Peter Ochsenbein, die ansprechenden Handschriften und Drucke in den Vitrinen auszustellen. Buchmaler, Miniaturen, Namen und Karten des Bodensees, Gallus und Otmar, Bodenseefische, Chroniken, Gedichte und Reisebeschreibungen erinnern erneut an die einzigartige Strahlung des Bodensee in die Welt der Alemannen. Bezeichnend dafür sind die ausgestellten Handschriften: Abrogans (das älteste lateinisch-althochdeutsche Wörterbuch mit 3239 althochdeutschen Wörtern, um 790 in Südwestdeutschland geschrieben, seit Mitte des 9. Jh. in St. Gallen), Regula s. Benedicti mit erstmaliger althochdeutscher Interlinear-Übersetzung (um 810/820 in St. Gallen geschrieben), die Psalmenübersetzung des St. Galler Mönchs Notker III „Teutonicus" († 1022) in einer Abschrift aus dem 12. Jh.

3. *St. Galler Klosterschule.* Sommer 1983. Mit der Einrichtung der (innern und äußern) Schule ist St. Gallen führend in der Vermittlung der Wissenschaft in den alemannischen Gauen und lebt als magistra bis in unsere Tage weiter. Die Handschriften aus dem vorgegebenen Gebiet des Trivium und Quadrivium, der sacra eruditio (Theologie), die enzyklopädischen Grundlagen (Isidor, Cassiodor, Martianus Capella) wie auch die Namen und Werke bekannter Lehrer (Iso, Ratpert, Tuotilo, Notkere, Ekkeharde) und Schüler (Bischof Ulrich von Augsburg) zeigen eindrücklich das Bild der Schule. Eine eigene Vitrine erinnert an Kaiser Karl III. (den Dicken), dessen Besuch in St. Gallen am 4./6. Dezember 883 Dichtung und Literatur unter den Mönchen anregt.

4. *Reformbewegungen im Kloster und Stadt St. Gallen (15.–17. Jh.).* Sommer 1984. Der Katalog eröffnet Neuland. St. Gallen wird weitherum mit dem Mittelalter identifiziert.

Die in der Ausstellung festgehaltenen Jahrhunderte sind eher den Fachgelehrten in Welt- und Kirchengeschichte nahe. Diese Tatsache veranlaßt Peter Ochsenbein, vom gewohnten Schema des Führers abzuweichen und mit einem sachkundigen Überblick, mit Hinweisen auf die Exponate, die bewegte Welt der angesprochenen Jahrhunderte mit ihrem Licht und Schatten dem Besucher und (nachträglichen) Leser nahe zu bringen. Das Thema fordert notwendig das Einholen außermönchischer Belange aus Kirche und Staat in die Ausstellung, doch so, daß sie als organisches Ganzes empfunden wird. – Die Ausstellung berücksichtigt drei Kreise: 1. Von der „Adelsherberge" zum Reformkloster: Abt Ulrich Rösch (1463/91), Erneuerer des Gallusklosters; Klösterliche Buchkunst im 16. Jh. 2. Vom städtischen Humanismus zur Reformation: Humanismus; Joachim Vadian (1484–1551): Humanist, Arzt, Geschichtsschreiben; Reformation. 3. Von der reformerischen Glaubenssorge zum barocken Triumphalismus: Katholische Restauration und innerklösterliche Reform; Glaubenssorge und Triumphalismus der Fürstäbte. – Daß die „prophetische" Kraft des Abtes Ulrich Rösch betont unterstrichen wird hat seinen guten Grund in der Tatsache, daß dieser Abt in den Jahrzehnten eines allgemeinen Tiefpunktes monastischen Lebens hierzulande sein Kloster derart führt und innerlich stärkt, daß es der Krise der Reformation standhalten kann. Die Zeit des Humanismus wird in St. Gallen durch den Arzt, Geschichtsschreiber, Bürgermeister Joachim Vadian, selber Humanist, geprägt. Damit begegnet der Besucher diesem Humanisten weit über die herkömmliche Rolle eines Reformators von St. Gallen. Wohl setzen auch der Bildersturm im alten Münster, die Klosteraufhebungen in der Stadt und die Aufstände in den Stiftslanden, überhaupt die rauhe und revolutionäre Zeit der Reformation dem Kloster arg zu. Umso mehr öffnet es sich dem Geist des Trienter Konzils mit seinen Reformanstößen. Erwähnt sei – anhand der Ausstellung – die mit Hilfe und dauernder Unterstützung der päpstlichen Nuntien (in Luzern) 1602 gegründeten Schweizer Benediktiner Kongregation, in der St. Gallen bis zum Untergang „federführend" ist. Die innere Kraft des Konventes wirkt sich aus im nie abbrechenden, bis in die Gegenwart spürbaren Einsatz des Stiftes und seiner Äbte in der Seelsorge im weiten stiftäbtischen Territorium. Barocker „Triumphalismus" ist auch für St. Gallen alles andere denn wert-entleerter Begriff. Die aufgebrochene Freude an farbenprächtigen Feiern bei Gottesdienst, Translationen, Theater mit einem gepflegten Dekor und Einbau aller Künste ist getragen von einem vertieften religiösen Leben, von dessen Kraft noch heute die Kathedrale, die einstige Stiftskirche, in St. Gallen wie auch die durchwegs sehenswerten Pfarrkirchen im alten Stiftsgebiet zeugen.

5. *Von der Handschrift zum Wiegendruck.* Sommer 1985. Die ruhigere „Atmosphäre" der Ausstellung, bereits im Winter 1984/85 vorbereitet, wird in vier Sachgebieten vorgestellt: Einbände (frühes und spätes Mittelalter), Beschreibstoffe, Schreiber (des Früh- und Spätmittelalters), Buchmalerei des Spätmittelalters, Kalligraphie heute. Begreiflich, daß das Thema vor allem die Vielzahl der Besucher (unter ihnen zumal die Schüler), doch auch die Fachkreise anspricht.

6. *Gottesdienst im Galluskloster* – Eucharistiefeier. Sommer 1986. Das Thema bleibt für jede Stiftsbibliothek dankbar. Es führt zu den Quellen des benediktinischen Mönchtums und ihrer „Bewässerungskraft" im Wechsel der Zeit. Der verantwortliche Leiter einer Stiftsbibliothek (zumal von einer Güte wie in St. Gallen) ist kaum in Verlegenheit bei der Zahl der Exponate, wohl aber in deren Auswahl. – Die Ausstellung ist gegliedert nach dem Ablauf der Eucharistiefeier (Einzug, Lesegottesdienst, Zwischengesänge, Predigt und Glaubensunterweisung, Gabenbereitung, Eucharistisches Hochgebet, Eucharistisches Mahl), wird bereichert durch Exponate aus der ehemaligen Kloster- (heute Dom-) sakristei und eingeführt durch Handschriften rituellen und erklärenden Inhalts. – Den aufmerksamen Besucher beeindruckt besonders die durch das Thema vorgegebene Funktion eines Exponates, es verdankt seinen Wert und seinen Glanz einzig dem Gottesdienst, um dessentwillen es geschaffen und für den es sich „bereit" halten muß. Hingewiesen sei, um wenige Namen anzuführen, auf das vom St. Galler Mönch Sintram um 894 geschriebene Evangelium longum im Holzkasten mit dem vom Mönch

Tuotilo geschnitzten Elfenbein-Diptychon; das für die Choralforschung grundlegende Cantatorium Sangallense von 922/25 (auch in einem mit Elfenbein-Diptychon verzierten Holzkasten gebunden), „eines der ältesten und genauesten Neumendokumente gregorianischer Tradition"; ein Antiphonale, 1085 in St. Gallen geschrieben mit 34 echten Sequenzen des Mönchs Notker Balbulus († 912); St. Galler Sakramente mit Miniaturen. Als Curiosum ist ein Ornat aus Pergament ausgestellt, ein Jubiläumsgeschenk des Konvents an Abt Gallus Alt (1654/87) und Joseph von Rudolfis (1717/40).

7. Zwei Winterausstellungen verdienen an dieser Stelle Erwähnung: *Das spätmittelalterliche Buch – Handschriften, Wiegen- und Frühdrucke (1981/82; St. Galler Handschriften im Brennpunkt der Forschung (1982/83).* Mit diesem Thema wird die einzigartige Bedeutung der Stiftsbibliothek für Wissenschaft und Forschung in allen Wissensgebieten greifbar nahe gerückt. In der durch die Vitrinen begrenzten Auswahl der Exponate ist die Ausstellung dennoch lebendig und wirkungsreich. Neben den Handschriften liegen die zuständigen Studien, vornehmlich aus jüngster Vergangenheit, zu denen der Führer die notwendigen Angaben liefert. Das Interesse, das schon der Führer durch die Ausstellung weckt, wird sichtlich befriedigt vor den Vitrinen mit ihren Titeln aus dem Gebiete der irischen Handschriften, Bibelwissenschaft (Codex Delta, der ahd Tatian), deutsche Philologie (Notker Labeo „Teutonicus") und Literatur (St. Galler Nibelungenhandschrift um 1250 mit Parzifal und Willehalm des Wolfram von Eschenbach, Nibelungenlied B und Klage, Karl der Große von Stricker), Buchmalerei, Musik (Gregor. Choral), Medizin (Notker „Medicus" † 975), Regel des hl. Benedikt CCod 914 und 916 (dieser mit ahd Interlinearübersetzung), beide Handschriften in St. Gallen geschrieben. Der Handschriftenkatalog von Gustav Scherer (Nr. 1–1725), Halle 1875, und dessen auf 1983 angekündigter Supplementband von Matthias Scarpatetti runden die Schau glücklich ab.

Zusammenfassend sei dankbar vermerkt, daß die vorgestellten Führer in ihrer gedrängten Form und wissenschaftlich sauber gearbeiteten Einführungen und Kommentaren sich als ein willkommenes Repertorium der Pflege des geistigen Lebens im Kloster St. Gallen ausweisen. Mit ihnen hat sich Peter Ochsenbein überzeugend einer weitern Öffentlichkeit vorgestellt. Sie beweisen, wie gut die zuständige Behörde mit der Wahl des Nachfolgers für den anspruchsvollen Posten eines Nachfolgers von Johannes Duft beraten war.

II

STEFAN SONDEREGGER: *Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler.* Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen als Quelle germanistischer Handschriftenerschließung vom Humanismus bis zur Gegenwart. (Bibliotheca Sangallensis, hg. von Johannes Duft, Bd. 7) St. Gallen 1982, „Ostschweiz" Druck u. Verlag / Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag. 225 S. 20 Abb.

Der Titel „Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler" der Monographie, geschrieben von Stefan Sonderegger, Germanist an der Universität Zürich, ist nicht zu hoch aufgetragen. Was er andeutet, sieht der Leser beim Durchlesen der instruktiven, auf außergewöhnlicher Kenntnis der Quellenlage aufbauenden Darlegungen immer wieder erfüllt. In der Einleitung wird die einzigartige Bedeutung der Stiftsbibliothek in prägnanter Kürze dargelegt. Verf. gliedert seine Materie in historischer Abfolge: Die germanistische Bedeutung der Stiftsbibliothek, Bildungsgeschichtliche Bewußtwerdung, Aufbruch der germanistischen Philologie im frühen 19. Jahrhundert, Germanisten neben den Brüdern Grimm und Lachmann, Ausblick auf die germanistische Forschung von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (hier besonders zu erwähnen die thematisch geordnete Auswahl wissenschaftlicher Monographien). Abschluß bildet das von Peter Osterwalder erarbeitete Register: 1. Personen, 2. Verzeichnis der zitierten St. Galler Handschriften. Für den Benediktiner sind besonders beeindruckend die Darlegungen über die germanistische Bedeutung der Stiftsbibliothek (8./16. Jh.) mit dem Gesamtüberblick der Quellen: zeitliche Einordnung, Sprachdenkmäler, Charakteristik,

worin die planende Sorge der Äbte und Mönche deutlich aufbricht. Grundlegend bleibt in Kapitel III: Bildungsgeschichtliche Bewußtwerdung, dabei Frühmittelalterliches Volkssprachbewusstsein in St. Gallen. An dieser Stelle leuchtet hell der Mönch Notker Labeo „Teutonicus" († 1022) in seinem Weiterleben als Übersetzer christlich-lateinischer Texte, damit das „Deutsche" (die nostra lingua, die lingua propria, patria et patriae) zur Vermittlung „fremden Geistesgutes" führte. „Schatzkammer" – sprechend wie der Titel ist auch der Bucheinband: Aufnahme des offenen Schrankeskabinett im Manuskripten mit den deutschen Quellenschriften. Mögen andere Bibliotheken eine größere Reihe solcher Quellenschriften besitzen, St. Gallen steht mit seiner geschlossenen Einheit der durch die Jahrhunderte hier an Ort und Stelle sorgsam gehüteten (vielfach auch entstandenen), benutzten, erforschten Handschriften einzig da. Sie bleiben auch dank dem Weitblick von Johannes Duft weiterhin Kostbarkeiten in der „Seelen-Apotheke" (Aufschrift über dem Eingang zum Barocksaal) St. Gallen. Der Vortrag des Verf. bei der Überreichung der Festschrift „Florilegium Sangallense" zum 65. Geburtstag des zurückgetretenen Stiftsbibliothekars war Anlaß zur bereichernden, mit innerer Anteilnahme geschriebenen Monographie.

III

JOHANNES DUFT und RUDOLF SCHNYDER: *Die Elfenbein-Einbände der Stiftsbibliothek St. Gallen.* Mit Zeichnungen von Rudolf Schnyder. (Reihe „Kult und Kunst" Bd. 7) Beuron, Beuroner-Kunstverlag, 1984. 170 S., 32 (teils farbige) Taf., Zahlreiche Zeichnungen.

Die Monographie ist eine Gemeinschaftsarbeit von a. Stiftsbibliothekar Johannes Duft und Rudolf Schnyder, Konservator im Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Sie ist das Ergebnis eingehender Forschungen über vier weitbekannte St. Galler Handschriften mit Elfenbeinschnitzereien auf dem Holzdeckel: Evangelium longum (cod. 53), Johannes-Evangelium (cod. 60), Cantatorium (cod. 359), Processionale (cod. 360). Veranlaßt wurden die Forschungen durch die Restauration der Einbände in den Jahren 1971–1977 im Schweizerischen Landesmuseum. Die Elfenbein-Diptychen von (cod. 53 und 60) kamen aus dem Besitz Karls d. Gr. durch Abtbischof Salomo von Konstanz († 919), zugleich Abt von St. Gallen und Kapellan in der Hofkapelle unter vier Königen, nach St. Gallen. – Nebst der Einleitung und dem Register schreibt J.D. über die Schriftquelle (Casus sancti Galli, Geschichtsschreiber Ekkehart, Bildkünstler Tuotilo, Ekkeharts Bericht zum Evangelium longum und dessen Interpretation, Abtbischof Salomo und Erzbischof Hatto von Mainz), über das einzelne Manuskript und seine Geschichte. Die gute Quellenlage der vier Handschriften hindert J.D. nicht, diese neu anzugehen und er vermag dann auch mit seiner Interpretation überzeugende Resultate vorzulegen. R.Sch. Beitrag ist das Ergebnis einer allseits minutiösen, engagierten, harten Einsatz fordernden Arbeit an den Einbänden und ihrem Elfenbeinschmuck. Mit seinen eigenen, den Text verdeutlichenden Strichzeichnungen vermag er den Leser bis zum Ende zu fesseln, bestätigt und ergänzt die codicologischen Ergebnisse durch J.D. Zusammenfassend das Resultat:

Johannes-Evangelium (cod. 60). Der Text wurde um 800 von irischen Mönchen auf dem Festland geschrieben und bald hernach nach St. Gallen gebracht. Erst zu Beginn des 19. Jh. erhielt er den heutigen Einband mit den Elfenbeintafeln. Die Elfenbeintafeln mit einem über das Feld ausgebreiteten Rosettenornament (Vorderdeckel) und mit dem Motiv von Tierkämpfen in einem Wellenrankenbaum (Hinterdeckel) – ähnliche Darstellungen sind im nahen Osten bereits im 6. Jh. bezeugt – wurden für Karl d. Gr. in Oberitalien hergestellt.
Evangelium longum (cod. 53). Zum Geschenk des zweiten, noch schmucklosen Elfenbeindiptychons gab Abtbischof Salomo dem Mönch Sintram den Befehl, ein Evangeliar auf passendem Format zu schreiben, Mönch Tuotilo († c. 913) sollte die Elfenbeintafeln verzieren. Ekkehard IV. († c. 1060) hält in seinen Casus sancti Galli, umfassend die Jahre 883/84–972, dies fest und verweilt beim Künstler Tuotilo. Auf Grund der Neuaus-

gabe der Ekkehartschen Casus (Darmstadt 1980) durch Hans F. Haefele (Universität Zürich) kann J.D. vieles Ungereimte um Tuotilo ausräumen, was R. Sch. mit seinen Forschungen vollauf bestätigt. Tuotilo lehnt sich bei der ornamentalen Bearbeitung der leeren Elfenbeintafeln als Einband zum Evangelium longum an die beim cod. 60 (Johannes-Evangelium) vorgegebenen Motive an. Nach einem wohldurchdachten theologischen Programm schnitzt er auf dem Hauptfeld des Vorderdeckels die maiestas Domini, umgeben mit zwei geflügelten Cherubim, einem damals üblichen Topos folgend die vier Evangelisten (jeder individuell beim Schreiben festgehalten) mit ihrem Symbolen, dazu die personifizierten vier Elemente. Auf den Rückendeckel schnitzt Tuotilo die ascensio s. Mariae (im Oberfeld) und zwei Szenen mit dem Klosterpatron Gallus und seinem Bären (im untern Feld). In seinem Beitrag stellt R. Sch. zudem an der Goldfassung des Einbandes Zusammenhänge mit der Werkstatt der Reichskrone fest, was wiederum wirkungsvolle Perspektiven eröffnet. Bei den Tafeln des Buches sind zwei Probeseiten in Farbe wiedergegeben: die eine das Werk des Schreibers Sintram, auf der andern eine Maiuskel von Abt Salomo. Diese Proben lassen die Pracht der Handschrift leicht erahnen, die uns als sprechendes Zeichen aus der Zeit der Hochblüte St. Gallens erhalten geblieben ist.

Nicht minder interessant ist die Arbeit der beiden Gelehrten für die weitern Handschriften mit kunstvollen Einbänden. Das Cantatorium (cod. 359), von Ekkehard IV. auch erwähnt, in St. Gallen im frühen 10. Jh. geschrieben, nach Ekkehart V. (13 Jh.) als authentische Abschrift des Antiphonariums Gregors d. Gr. angesehen, die von einem römischen Sänger Romanus zur Zeit Karls d. Gr. nach St. Gallen gebracht wurde und dort im Münster als Gesangsnorm gedient habe. Diese Meinung wurde bereits im vergangenen Jahrhundert als unhaltbar angesehen (Anselm Schubiger). In der codicologischen Ausführung befaßt sich J.D. mit der Richtigstellung der Legende um diese Handschrift und stellt dabei erneut die grundlegende Bedeutung der Handschrift mit ihren noch linienlosen Neumen für die Geschichte des gregorianischen Chorals fest. Der Codex ist zur Hauptsache kein Cantatorium, sondern ein Responsorium Graduale. Die oblonge Form der Handschrift ist, wie beim Evangelium longum, bestimmt durch den Einband. Auf dem Vorderdeckel sind zwei geschnitzte, übereinander gestellte Elfenbeintafeln mit vier Kampfszenen des Dionysos gegen die Inder, Fragmente eines ursprünglich fünfteiligen Diptychons aus dem 6. Jh. n. Chr. Die Tafeln kamen Ende des 8. Jh. nach St. Gallen.

Processionale (cod. 360) ist samt Einband sanktgallischer Provenienz aus dem 12. Jh. In den Kasteneinband sind vier Platten mit Ornamenten in (Tier)Bein geschnitzt, die sich an die Elfenbeinschnitzereien bei cod. 60 halten.

Am Ende der Darstellung ist nebst dem Register noch ein weit angelegtes Verzeichnis von Quellen und Literatur zu den einzelnen Kapiteln beigegeben als willkommen aufgenommene Orientierung. Nicht zu übersehen ist die wohlfeile Ausstattung in Druck, Tafeln und Einband der Monographie.

Für das persönliche, leidenschaftliche Mitgehen mit seiner Forschung setzt R. Sch. am Abschluß seiner Ausführungen ein Sonett – ganz aus dem Geiste des mittelalterlichen Schreibers und Künstlers in St. Gallen – ein dankerfülltes Zeichen für die Autoren und die Leser.

IV

JOHANNES DUFT: *Kosterbruder Gabriel Loser. Sein Anteil an den Barockbauten des Stiftes Sankt Gallen.* Reihe „Bibliotheca Sangallensis" Bd. 8. St. Gallen, „Ostschweiz" Druck und Verlag / Sigmaringen, Thorbecke, 1985. 82 S. 20 (teils farbige) Abb.

Den Namen Gabriel Loser sucht man vergebens in den zuständigen Lexika. Umso größer ist das Verdienst von J.D., den allseits tüchtigen und durch seine staunenswerten Werke weiterlebenden Benediktiner St. Gallens der drohenden Vergessenheit entrissen zu haben. Wenn Gabriel Loser bei den großen Barockbauten des Stiftes St. Gallen nicht

führend ist, so bleibt sein Anteil bei der Gestaltung und Ausschmückung der Stiftskirche (Kathedrale) und Stiftsbibliothek (Barocksaal und Manuskriptenkabinett) derart bestimmend, daß ohne ihn St. Gallen wesentlich ärmer wäre. In der Stiftskirche ist er bei der Herstellung des groß und weit angelegten Chorgestühls (Gestühle und Dorsualintarsien) maßgebend beteiligt. Das Raumprogramm des Barocksaals der Stiftsbibliothek geht auf ihn zurück. – In zehn Abschnitten, mit einer Einleitung anhebenden und mit einer Würdigung G.L. in der Kunstgeschichte beschließenden Ausführung, macht J.D. den Klosterbruder bekannt: Ein Gedenken in Dankbarkeit, Wasserburg und Sankt Gallen, Gabriel Losers Lebensdaten, Mitplaner der Sankt-Galler Stiftskirche, Erbauer des Kirchenmodells, Mitgestalter des Chorgestühls, Mitgestalter der Sankt-Galler Stiftsbibliothek, Zeichner von Altarentwürfen, Mitplaner der Neuen Pfalz, Nothelfer in Stift und Land. Ausführliche Quellenbelege und Literaturhinweise findet der Leser im Anhang. – Gabriel Loser (Taufname Anton) wurde am 14. Oktober 1701 in Wasserburg am Bodensee geboren. St. Gallen hatte dort schon 784 Besitzrechte, die es dann mit der Zeit weggab; das Patronatsrecht über die Pfarrei behielt es bis zum Untergang. G.L. legt am 14. September 1733 Profeß in St. Gallen ab, stirbt am 22. März 1785. Anhand der Quellen im Stiftsarchiv St. Gallen betätigt sich G.L. als tüchtiger und ausgewiesener Holzhandwerker (Kunstschreiner, Holzbildhauer, Intarsist), aber auch als Zeichner und Bauberater in seinem Kloster. Aufschlußreich geben sich die Ausführungen über die Mitarbeit G.L. bei der Planung der neuen Stiftskirche. Sein Interesse am Bau findet den Niederschlag im selbstkonstruierten Modell der Kirche nach den Plänen von J.C. Bagnato und Peter Thumb, heute im Barocksaal der Bibliothek aufgestellt. Zum vollen Bild des G.L. gehört auch dessen Tätigkeit außerhalb des Klosters, hier vorab im landesherrlichen Territorium des Fürstabtes. So schnitzte G.L. u.a. auch die ansprechende Kopie des Einsiedler Gnadenbildes für eine neue Kapelle außerhalb der Stadt am Pilgerweg in den Finstern Wald. – Mit Caspar Moosbrugger in Einsiedeln, Andreas Schreck in Weingarten gehört Gabriel Loser nebst den vielen Klosterbrüdern der baufreudigen Barockzeit, die alle hier zu nennen den Rahmen sprengte, zu den Religiosen, die treu, hingebungsvoll, selbstlos, aber auch fachkundig und sicher im Dienste ihrer Prälaten stehen und durch ihre gültigen Werke das Weiterleben bis in die Gegenwart sichern. – Mit seiner angenehm fließenden, ansprechbaren Darstellung ebnet J.D. den Weg zu Gabriel Loser. Die geschmackvoll sich präsentierende Monographie verdient weitherum Beachtung.

V

P. ISO MÜLLER / CARL PFAFF: *Thesaurus Fabariensis. Die Reliquien-, Schatz und Bücherverzeichnisse im Liber Viventium von Pfäfers.* Mit einer Einführung von Werner Vogler. St. Gallen, Kommisionsverlag: Buchhandlung am Rößlitor, 1985. 134 S., 9 Abb.

Auch die angezeigte Monographie gehört zu den Benedictina Sangallensia. Die Handschrift aus der 1836 aufgelösten Abtei Pfäfers liegt heute als Codex Fabariensis I im Stiftsarchiv St. Gallen, abgesehen von der seit 1803 bestehenden Zugehörigkeit von Pfäfers zum Kanton St. Gallen. – Der Liber Viventium, um 810 als Evangelistar in Pfäfers angelegt, gehört durch seine Qualität in Schrift und Miniaturen zu den ausgesuchten Zimelien des Scriptoriums. Eine Faksimilie-Vollausgabe des Codex im Jahre 1973 (deren Supplementband noch aussteht) machte weite Kreise auf die Kostbarkeit und die historische Bedeutung der Handschrift aufmerksam. Sie hat einmalige Bedeutung für den Codicologen, den Mediävisten (zumal auch für den Ordenshistoriker), den Liturgiewissenschaftler, den Kunsthistoriker. Über diese Bedeutung schreibt Stiftsarchivar Werner Vogler, der initiative Organisator der Ausstellung 1983 „Die Abtei Pfäfers – Geschichte und Kultur" in St. Gallen (damit ein waches Interesse für „sein" Pfäfers auslöste), schreibt in der Einführung zu den Forschungen vom Werden und der Bedeutung des Liber Viventium. Obwohl ursprünglich für den liturgischen Gebrauch in Pfäfers bestimmt, haben die Mönche bereits in der Mitte des 9. Jh. Namen von Äbten, Mönchen des eigenen oder eines verbrüderten Klosters in die leeren, mit Canonesbögen ver-

zierten Seiten eingetragen. Dazu kamen Namen von Königen, Adeligen, lebender oder verstorbener Wohltäter (vornehmlich aus der Gegend). Diese Eintragungen erklären den üblichen Namen der Handschrift. Nebst diesen Listen mit ungefähr 4500 Namen birgt der Codex weitere Listen (Inventare) von Reliquien, Kultusobjekten, Büchern, Urkundeneinträge, Abgaben der Untertanen, ja Regelung (Statuten) für den klösterlichen Alltag. Kurzum: die Handschrift spiegelt in ihrer Art das ganze Pfäfers des Frühmittelalters wieder. Wir können sagen: die Mönche von Pfäfers identifizieren sich mit dem Liber Viventium mit seinem karolingischen Dekor und Miniaturen. Das erklärt wohl ihre beachtenswerte Sorge für den Codex durch die bewegte Geschichte des Klosters.
Das Reliquienverzeichnis der Klosterkirche, das erst später als Vorsatzblatt in die Handschrift geklebt wurde, untersucht erneut der ausgewiesen beste Kenner der rätischen Kirchen- und Kulturgeschichte: Iso Müller aus Disentis. Der äußerst versierte und in der Aufstellung von Hypothesen (und deren maßgebende Anwendung) vorsichtige Historiker nimmt bei der unsichern, oft ausbleibenden Quellenlage die Jahre um 870 für die Niederschrift an. Die „internationale" Streuung der Hauptorte für die Heiligenkulte, mit einer beigelegten Karte eindrücklich vorgeführt, und das Abwandern der Reliquien, die aus der Spiritualität des mittelalterlichen Mönches nicht gestrichen werden können, wird wohl nie befriedigend erklärt werden können. In alphabetischer Reihenfolge sucht I.M., Licht in das Schicksal dieser Reliquien zu bringen – eine Bereicherung für den Leser.

Carl Pfaff (Universität Fribourg) befaßt sich mit den Schätzen in der Sakristei und Bibliothek von Pfäfers. Die Objekte der Sakristei (Metall und Textilien) sind in acht Listen (9./12. Jh.) aufgenommen. Der Verf. erklärt alle Begriffe und stellt in zwei (chronologischen und systematischen) Tabellen den untergangenen Bestand zusammen. Aus dem Schatzverzeichnis der Sakristei läßt sich am ehesten auf die Größe eines Konventes schließen. Konsequent durchgeführte Vergleiche mit andern Abteien des Reiches lassen C.Pf. in Pfäfers „eine kleine oder eher mittlere" Abtei vermuten.
Bevor der Verf. zur Interpretation der sechs Bücherverzeichnisse (10/12. Jh.) ansetzt, schreibt er über die Pfäfers' einschlägigen Zeit und wertet seine Forschung in einem eigenen Abschnitt „die Klosterbibliothek von Pfäfers in der Mitte des 12. Jahrhunderts" (mit ihren insgesamt 120 Handschriften) aus. Interessant ist die Feststellung eines verhältnismäßig (im Vergleich mit der Zahl der Mönche) starken Gewichts von klassischen Texten, christlichen Dichtern und aristotelischen Schriften, ein Hinweis auf die Bildungsstufe in der Abtei. Jeder „von außen" kommende Leser der Monographie ist C. Pf. dankbar für seine zuständige Aufschlüsselung der Titel und die Hinweise auf erreichbare Texteditionen. – Die erforderten Quellen- und Literaturangaben finden sich fortlaufend bei den Beiträgen der beiden Autoren.
Die Tafeln am Schluß des Buches sind instruktive Proben aus dem Pfäferser Handschriftenbestand. Leider wurde die Koloraufnahme aus dem Schatz- und Bibliotheksverzeichnis des Liber Viventium des Umschlages, ein prächtiges Beispiel für den in Churrätien gepflegten Ornamentstil, nicht ins Buch aufgenommen. Dieser spürbare Verlust mindert aber keineswegs den Gehalt der Monographie.

Einsiedeln *Kuno Bugmann OSB*